Willy Klages



DIE RUSSEN KOMMEN ...

Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45

116 Erlebnisberichte

Band VI

DIE RUSSEN KOMMEN ...

Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45

116 Erlebnisberichte

Band VI

Inhaltsverzeichnis Band VI	**Seite**
Widmung und Danksagung Vorbemerkungen	4-5
Einmarsch der sowjetischen Truppen in die Slowakei	6-13
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Jugoslawien	14-36
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Rumänien	37-43
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ungarn	44-47
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Polen	48-63
Einmarsch der sowjetischen Truppen in die deutschen Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie	64-98
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ostbrandenburg	99-118
Einmarsch der sowjetischen Truppen Ostpreußen	119-131
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Westpreußen	132-152
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ostpommern	153-170
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Schlesien	171-189
Einmarsch der sowjetischen und US-Truppen in die Tschechoslowakei	190-286
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Österreich	287-288
Die Zwangsverschleppung der Volks- und Ostdeutschen	289-297
Die Zwangsverschleppung der Jugoslawien-Deutschen	298-316
Die Zwangsverschleppung der Rumänien-Deutschen	317-331
Die Zwangsverschleppung der Ungarn-Deutschen	332-336
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie	337-342
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpreußen	343-352
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Westpreußen	353-371
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpommern	372-373
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Schlesien	374-379
Die reichs- und volksdeutschen Nachkriegsverluste Anstatt eines Schlußwortes	380-392
Hinweise für den Leser Abkürzungsverzeichnis	393-399

Quellen- und Literaturnachweis Bildnachweis	

Widmung und Danksagung

>>Das Wissen kommt und geht, die Weisheit bleibt.<< (Alfred Lord Tennyson)

Diese Dokumentation ist meiner Mutter Elisabeth gewidmet, die im Jahre 1946 aus ihrer schlesischen Heimat in Ludwigsdorf, Kreis Hirschberg, vertrieben wurde, und soll an alle Reichs- und Volksdeutschen erinnern, die den Befreiungskatastrophen 1944/45 zum Opfer fielen.

Mein Dank gilt
allen Zeitzeugen und Historikern, die diese Dokumentation überhaupt erst ermöglichten. Ihre wahrheitsgetreuen Erlebnisberichte und wissenschaftlichen Publikationen haben entscheidend dazu beigetragen, daß diese Tragödie der Deutschen niemals in Vergessenheit geraten wird.
Ich danke außerdem dem Bundesarchiv Koblenz für die Erlaubnis, in dieser Doku-Reihe aus den Dokumentationen "Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" sowie "Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948" zu zitieren.

Diese Dokumentation ist besonders meiner Frau Angelika gewidmet, die leider viel zu früh von uns gehen mußte.

Vorbemerkungen

>>Der Mensch will getäuscht sein, das verlangt seine Natur, welche nach Täuschung lechzt und die Wahrheit mehr fürchtet als Feuer und Schwert.<< (Johannes Scherr)

Dieser Dokumentarbericht über die Befreiungskatastrophen soll informieren und das bisherige Schweigen brechen, denn unfaßbare Massenverbrechen, die sich während der "sowjetischen Befreiungsmission" ereigneten, wurden besonders in den letzten Jahren bewußt verdrängt.
Für die meisten Deutschen ist es sicherlich erstaunlich, aber diese Katastrophen der Reichs- und Volksdeutschen gehören zweifelsfrei zu den bestdokumentierten Episoden der deutschen Geschichte. Das Bundesarchiv Koblenz verfügt z.B. nach jahrzehntelanger Sammlungstätigkeit über außergewöhnlich reichhaltige "Ost-Dokumentationen". Diese Archivalien sind sowohl quantitativ als auch qualitativ einzigartige Quellen.
Im Jahre 1950 beauftragte die deutsche Bundesregierung bekannte Historiker, die Flucht und Vertreibung der Reichs- und Volksdeutschen wahrheitsgemäß und ausführlich für die Nachwelt aufzuarbeiten. Das Gesamtwerk wurde schließlich in den Jahren 1954-61 fertiggestellt und dem Bundesministerium für Vertriebene übergeben. Diese amtliche "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" war im Jahre 1984 erstmalig im Deutschen Taschenbuch Verlag (dtv; München) erhältlich und umfaßt insgesamt 8 Bände.
Wer diese erschütternden Dokumente gelesen hat, wird sicherlich verstehen, warum die deutsche Bundesregierung erst nach 30 Jahren einer (unfreiwilligen) Veröffentlichung zustimmte.
Um die Befreiungskatastrophen der Deutschen in Ost-Mitteleuropa realistisch darzustellen, wurden die Ereignisse durch amtliche Dokumentationen, Erlebnisberichte der unmittelbar Betroffenen und durch historische Publikationen ergänzt. Die einleitenden Dokumentationen des Bundesministeriums für Vertriebene sollen zunächst einen Überblick über die damalige Situation vermitteln. Die tragischen Ereignisse wurden nach bestem Wissen und Gewissen schlicht und sachlich geschildert, wie sie damals wirklich geschehen sind. Besonders grauenvolle Schilderungen wurden grundsätzlich nicht berücksichtigt, denn die Erlebnisberichte über "normale Gewalttaten" waren schon schlimm genug.
Diese schonungslose Offenlegung von verdrängten Tatsachen soll keine Feindseligkeiten fördern, sondern ungesühnte Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Völkermord, menschenverachtende Diktaturen, Kriege, Tyrannei, Unterdrückung und jegliche Arten von Unmenschlichkeit anklagen und brandmarken.
Niemand darf diese unsägliche Vergangenheit des deutschen Volkes ignorieren, denn die Erinnerung an die Opfer der angeblichen "Befreiungsmission" und die Ächtung dieser Verbrechen stellen weiterhin eine fundamentale Herausforderung für alle Deutschen und osteuropäischen Nachbarn dar.

Einmarsch der sowjetischen Truppen in die Slowakei im Jahre 1944

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über den slowakischen Aufstand (x004/158-165): >>**Der slowakische Aufstand (August bis Oktober 1944)**

Nur wenige Wochen nach der Einführung der obligatorischen Dienstpflicht der Slowakeideutschen in der Waffen-SS wurde die Volksgruppe von einem Ereignis betroffen, das ihre Heimat unmittelbar in das Kriegsgeschehen einbezog und die brüchigen Fundamente freilegte, auf denen der junge Staat aufgebaut war. Es kam zum slowakischen Aufstand. Seine Ursachen lassen sich im Grunde bis auf die Zeit der Entstehung der autonomen und darauf der selbständigen Slowakei zurückführen.

... Die Hlinka-Partei (hatte) bei der Ausrufung der Autonomie zunächst die Unterstützung und Mitarbeit der bedeutendsten slowakischen Parteien gefunden. Doch bereits einige Wochen danach fühlten sich diese durch den Totalitätsanspruch der Volkspartei brüskiert und übergangen, und die zuletzt durch die außenpolitische Situation bedingte Initiative der Hlinka-Anhänger bei der Gründung der selbständigen Slowakischen Republik führte sie schließlich in die Opposition.

Sie verstärkten das Lager der innerpolitischen Gegner der jungen Republik, ohne aber zunächst eine Aktivität entwickeln zu können, die ohnehin wegen der für Deutschland und seine Verbündeten günstigen Kriegslage wenig Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Erst die nach der deutschen Niederlage von Stalingrad eingetretene Wende der militärischen und politischen Lage rief sie auf den Plan.

Eine besondere Rolle spielte dabei die seit Herbst 1938 verbotene kommunistische Partei. Obwohl sie nur relativ wenige Mitglieder und Anhänger hatte und während des scheinbar guten deutsch-sowjetischen Einvernehmens - entsprechend den Moskauer Weisungen - bis zum Jahre 1941 kaum hervorgetreten war, verfügte sie über eine ausgezeichnete Untergrundorganisation, die mit dem Herannahen der Front und unter Mithilfe abgesprungener sowjetischer Agenten immer aktiver wurde. –

Neben ihr stand eine zahlenmäßig nicht geringe Gruppe, die für einen gemeinsamen Staat der Tschechen und Slowaken eintrat oder aus religiösen Gründen den herrschenden Staatskatholizismus ablehnte. Ihre stärkste Stütze fand sie in der protestantischen Bevölkerung des Landes, die seit der Gründung der CSR eine wesentliche politische Rolle gespielt hatte und nun ausgeschaltet war. Emigranten beider Gruppen entfalteten von Moskau und London aus (eine) lebhafte Propaganda gegen das herrschende Regime.

Nach Abschluß des tschechoslowakisch-sowjetischen Freundschaftsvertrages anläßlich des Besuches von Benes in Moskau im Dezember 1943, schlossen sich in der Heimat beide Gruppen, deren innen- und außenpolitische Ziele keineswegs übereinstimmten, Weihnachten 1943 zum Slowakischen Nationalrat zusammen, der im engen Kontakt mit der tschechoslowakischen Exilregierung arbeiten sollte. Dieser fand bald Unterstützung in den Reihen des Offizierskorps der slowakischen Wehrmacht und Polizei, das größtenteils aus tschechoslowakischem Dienst übernommen worden war und sich durch den Einbruch der Hlinka-Garde in seine Ressorts brüskiert fühlte.

Die militärische Vorbereitung des Aufstandes übernahm der Generalstabchef der slowakischen Streitkräfte, Generalleutnant Golian. Unter der Vorspiegelung von Manövern zog er kampffähige Einheiten in der Mittelslowakei zusammen und leitete die Verlagerung von Kriegsmaterial und Versorgungsmaterial dorthin ein, die als Sicherstellung dieser Güter vor den im Juni 1944 einsetzenden alliierten Bombenangriffen auf die Westslowakei deklariert wurde.

Unabhängig von den Vorbereitungen der Armee bildeten sich in den unzugänglichen Gebirgsgegenden der Ost- und Mittelslowakei Partisaneneinheiten, die vorwiegend aus abgesprunge-

nen sowjetischen oder in der Sowjetunion ausgebildeten slowakischen und tschechischen Agenten, entwichenen französischen Kriegsgefangenen und geflohenen ausländischen Zwangsarbeitern bestanden. Sie erhielten Zulauf und Unterstützung vor allem aus den Reihen slowakischer und tschechischer Kommunisten.
In den Sommermonaten des Jahres 1944 verstärkten sie ihre von der sowjetischen Partisanenleitung in Kiew dirigierten Aktionen gegen die deutschen Nachschublinien und die Anhänger des slowakischen Regimes, kontrollierten weite Landstriche der Mittel- und Ostslowakei und erhielten weiteren Zuzug von seiten der Slowaken.
Unter dem Eindruck der herannahenden Front entschlossen sich aber auch dem herrschenden System nahestehende Offiziere zum Handeln, um dem Land unnötige Kämpfe und Zerstörungen zu ersparen. General Malár, der Befehlshaber zweier an den Karpatenpässen stehender slowakischer Divisionen, nahm im Einvernehmen mit dem Verteidigungsminister Catlos Verbindung mit der näherrückenden Roten Armee auf, mit dem Ziel, dieser im gegebenen Moment die Pässe zu öffnen und eine schnelle Besetzung der Slowakei unter Vermeidung von Kampfhandlungen und Zerstörungen zu ermöglichen. Die Pläne wurden allerdings durch die nun folgenden, sich überstürzenden Ereignisse vereitelt.
Denn noch bevor der Nationalrat seine militärischen Vorbereitungen abgeschlossen hatte, löste die Aktivität der Partisanenverbände den Aufstand aus. In den Tagen zwischen dem 25. und 28. August besetzten sie die wichtigsten Orte der Mittelslowakei (u.a. Turz St. Martin, Vrútky, Rosenberg, Neusohl, Altsohl) und metzelten am 26. August in Turz St. Martin eine auf der Rückfahrt von Rumänien befindliche deutsche Militärkommission, die von General Otto geleitet wurde, bis auf den letzten Mann nieder.
Unter dem Zwang dieser Ereignisse gab der Nationalrat am 29. August über den Sender Neusohl das Signal zum Aufstand, konstituierte sich gleichzeitig zu einer provisorischen Regierung und ordnete die allgemeine Mobilmachung an. In den folgenden Tagen besetzten Einheiten der Aufständischen, gebildet aus Verbänden der slowakischen Armee und Partisanen, fast die gesamte Mittel- und Ostslowakei.
Die Hoffnung des Nationalrats auf Beteiligung der gesamten Armee bei der Erhebung, erfüllte sich aber nicht, denn die Unentschlossenheit der Truppenkommandanten und die entstandene allgemeine Verwirrung bewirkten schließlich, daß die in der Westslowakei stationierten oder im Feld befindlichen Divisionen von den einmarschierenden deutschen Verbänden entwaffnet und interniert werden konnten.
Auch die Erwartungen, die man in die erhoffte Hilfe der Sowjetunion und der Westmächte setzte, blieben unerfüllt. In den folgenden Wochen wurden zwar eine in der Sowjetunion aufgestellte tschechoslowakische Jagdfliegereinheit und eine Fallschirmjägerbrigade sowie Waffen- und Kriegsmaterial in das Aufstandsgebiet eingeflogen, aber der erwartete Vorstoß der Roten Armee in der Slowakei blieb aus. Geplante größere Hilfsaktionen der Westmächte scheiterten an dem sowjetischen Standpunkt, daß die Slowakei zum Operationsgebiet der Roten Armee gehöre.
Die tschechoslowakische Exilregierung in London entsandte General Viest als Oberbefehlshaber und Minister Nemec als Regierungsbevollmächtigten zu den Aufständischen. Weder ihnen noch dem Slowakischen Nationalrat gelang es aber, den von sowjetischen Interessen diktierten kommunistischen Einfluß und die herrschende Anarchie zu beseitigen. Zu dieser Verwirrung trug die Revolutionierung der Verwaltung in dem Aufstandsgebiet durch die Errichtung von Nationalausschüssen, die den bisherigen Verwaltungsapparat ablösten, nicht wenig bei.
Die Masse der durch Drohungen und Einschüchterungen verängstigten bäuerlichen slowakischen Bevölkerung stand dem Geschehen teilnahmslos oder abwartend gegenüber und beugte sich dem Zwang der Umstände; einen stärkeren Widerhall fanden die Parolen der Aufständi-

schen in den Reihen der in der Mittelslowakei lebenden protestantischen Minderheit.
Noch am 29. August bat Tiso das Deutsche Reich um Hilfe gegen die Aufständischen. Da nicht genügend deutsche Truppen zur Verfügung standen, beschränkten sich die eilends aufgebotenen Verbände zunächst auf die Entwaffnung der in der Westslowakei stationierten slowakischen Einheiten und der im Osten stehenden Divisionen.
Den Oberbefehl übernahm SS-Obergruppenführer Berger, der nach drei Wochen durch den General der Waffen-SS und Polizei Hermann Höfle ersetzt wurde. Erst nach zweimonatigen, für beide Seiten verlustreichen Kämpfen gelang es den deutschen Truppen, die schließlich die Stärke von 8 Divisionen umfaßten, den Aufstand niederzuschlagen und, in den letzten Oktobertagen, Neusohl, das Zentrum der Aufständischen, einzunehmen.
Für die in der Mittel- und Ostslowakei lebenden Deutschen kam der Aufstand nicht völlig überraschend, hatten sie doch schon seit Monaten die Bewegungen starker Partisaneneinheiten, die vor allem in den abseits gelegenen Dörfern und Gehöften requirierten, beobachtet und die Motorengeräusche der einfliegenden Flugzeuge, die Agenten und Material brachten, hören können.
Ihre der Volksgruppenführung und slowakischen Regierungsstellen mitgeteilten Informationen wurden aber entweder ignoriert oder bagatellisiert. Daher waren auch keinerlei Vorbereitungen zum Schutz der deutschen Bevölkerung getroffen, als der Aufstand losbrach.
Bei den nun folgenden Ereignissen mußten die Angehörigen der Volksgruppe aus ihren Einzelerlebnissen heraus den Eindruck gewinnen, als ob die von den Partisanen und Insurgenten unternommenen Aktionen speziell gegen sie gerichtet wären. Tatsächlich aber spielte die Volksgruppe in den Plänen und Maßnahmen der Aufständischen nur insoweit eine Rolle, als sie auf Grund ihrer Nationalität und Organisation als Verkörperung des herrschenden Regimes und seiner deutschen Schutzherren galt.
Einzelne Volksgruppenangehörige, vorwiegend kommunistisch gesinnte Bergarbeiter aus dem Hauerland, schlossen sich sogar den Aufständischen an, nahmen an den Kämpfen teil oder übernahmen Funktionen in den örtlichen Verwaltungsbehörden. Für die Masse der Deutschen begann aber eine Zeit spannungsgeladener Unsicherheit und Gefahr.
Da die slowakischen Garnisonen in den Orten des Waagtales, das das Hauerland nach Süden hin abgrenzt, zu den Aufständischen übergegangen waren, befand sich das gesamte mittelslowakische Deutschtum Anfang September 1944 in deren Hand und war von jeder Hilfe von außen abgeschnitten. Plünderungen, Verschleppungen und ähnliche Willkürakte veranlaßten viele Einwohner deutscher Dörfer, wenn es ihnen möglich war, in die umliegenden Bergwälder oder, wie in Krickerhau, in die Kohlengruben zu flüchten. Einzelne konnten sich, durch ihre Angehörigen mit Lebensmitteln versorgt, bis zum Zusammenbruch des Aufstandes verborgen halten und tauchten erst wieder nach dem Einmarsch deutscher Truppen auf oder versuchten, sich zu den deutschen Linien durchzuschlagen.
Vielfach wurden sie aber auch gezwungen, sich den Partisanen zu stellen, da man Repressalien gegen ihre Familien oder die übrige Bevölkerung androhte und ergriff. In vielen Orten auch des Hauerlandes verliefen die ersten Wochen der Partisanen- und Insurgentenherrschaft noch verhältnismäßig ruhig. Bei drohenden Zwischenfällen griffen wiederholt die slowakischen örtlichen Behörden oder angesehene slowakische Einwohner gegen das Treiben radikaler ortsfremder Elemente ein und verhinderten Gewalttaten. Radioapparate und Waffen (Jagdgewehre) mußten abgegeben werden, ein Teil der Männer wurde zu Zwangsarbeiten eingezogen.
Dort aber, wo radikalere, meist ortsfremde Elemente als Partisanen oder Aufständische auftraten, kam es schon in den ersten Tagen und Wochen zu Mordtaten an Deutschen oder exponierten Nationalslowaken. Viel kleinlicher Nachbarschaftshaß entlud sich nun in Drangsalierungen der deutschen Familien. Aber erst in den letzten Wochen und Tagen des Aufstandes wandelte sich das Partisanenregime in eine Schreckensherrschaft.

Nachdem die Hoffnung der Aufständischen, die gesamte Slowakei und vor allem die Hauptstadt des Landes zu besetzen, sich nicht erfüllt hatte und da die überwiegende Mehrzahl der Slowaken dem Geschehen teilnahmslos gegenüberstand bzw. nur widerwillig mitmachte und der konzentrierte Angriff der deutschen Truppen bald das Herrschaftsgebiet der Insurgenten einengte, gewannen in den einzelnen Aufständischen- und Partisanengruppen die radikalen Elemente die Oberhand. Dies wurde dadurch erleichtert, daß es dem revolutionären Nationalrat von Anfang an nicht gelungen war, die Aktionen der heterogenen Verbände zu kontrollieren.
Die zunehmende Gefährdung, die aus dem konzentrierten Vorgehen der z.T. aus Einheiten der Waffen-SS bestehenden deutschen Verbände für die Aufständischen erwuchs, steigerte ihre Verbitterung und verleitete sie zu Repressalien gegenüber den volksdeutschen Einwohnern. Sie richteten sich nicht allein gegen die Funktionäre der Volksgruppe, sondern gegen die deutschen Bewohner insgesamt. Alle Männer, deren man habhaft werden konnte, wurden festgenommen, in Zwangsarbeitslager wie Nováky oder Slovenská Ľupca verschleppt oder z.T. in Massenexekutionen umgebracht. Die Massenmorde von Glaserhau, Prievidza und die Ermordung der geistigen Führerschicht Deutsch Probens bildeten die furchtbarsten Exzesse dieser Art.
Von derartigen Massakern wurden nur die deutschen Bewohner der Mittelslowakei, des Zentrums der Aufstandsbewegung, betroffen, also die Arbeiter- und Bauernbevölkerung des Hauerlandes, die ihrer sozialen und geistigen Haltung nach am wenigsten dazu neigte, sich politisch im Sinne eines übersteigerten Nationalismus zu exponieren. Mitbeeinflußt wurde ihr Schicksal durch die Angstpsychose, von der die Partisanen beim Herannahen der deutschen Truppen und der von Himmler entsandten rücksichtslos vorgehenden Sicherheitspolizeikommandos ergriffen wurden.
Dazu kam, daß gerade in der Mittelslowakei die protestantischen, tschechoslowakisch gesinnten und von einem fanatischen Haß gegen das herrschende Regime und seine deutschen Beschützer getragenen Elemente überwogen und zusammen mit den Linksradikalen die Initiative an sich rissen. Die verängstigte slowakische bäuerliche Bevölkerung wie auch die kommunalen Verwaltungsbehörden standen den Vorgängen ohne Verständnis gegenüber und suchten zu helfen, wo es unauffällig möglich war.
In den übrigen deutschen Siedlungsgebieten der Slowakei kam es während des Aufstandes ebenfalls zu dramatischen Ereignissen, wenn auch nicht zu ähnlichen Ausschreitungen wie in der Mittelslowakei. In den Streusiedlungen der Ostslowakei hatten die Volksdeutschen unter den Requirierungen und Bedrohungen der Partisanen schwer zu leiden, ohne aber größere Menschenverluste beklagen zu müssen. Auch in der Zips operierten die Insurgenten von Anfang an etwas zurückhaltender.
Dies wurde nicht zuletzt dadurch beeinflußt, daß die deutsche Bevölkerung der Oberzips eine, wenn auch manchmal durch die Partisanen unterbrochene, Verbindung zu den im Generalgouvernement stationierten deutschen Truppeneinheiten und Dienststellen halten konnte. Unter dem Schutz schwacher deutscher Einheiten konnten nach Ausbruch des Aufstandes Frauen und Kinder in Autobustransporten in die Gegend um Zakopane evakuiert werden, von wo sie nach wenigen Tagen, nachdem deutsche Truppen gegen die Aufständischen eingesetzt worden waren, wieder in ihre Heimatorte zurückkehren konnten.
Die Deutschen der Unterzips, die sich nicht weniger durch die Aufständischen bedroht fühlten, meisterten durch entschlossene Selbsthilfeaktionen, die durch kleine von Ungarn aus entsandte deutsche Einsatzkommandos unterstützt wurden, die bedrohliche Lage, ohne allerdings die Aktivität der Partisanenverbände ganz eindämmen zu können. In der Zips kam es zudem relativ früh zu der Aufstellung des Heimatschutzes, einer improvisierten Selbstschutzorganisation der ortsansässigen deutschen Männer, die in Zusammenarbeit mit den wenigen zur Ver-

fügung stehenden deutschen militärischen Einheiten vor allem die Evakuierung der Frauen und Kinder aus den abseits gelegenen und am stärksten gefährdeten deutschen Ortschaften sichern konnte.
Man kann also, verglichen mit den Ereignissen in der Mittelslowakei, keinesfalls von einer Partisanenherrschaft in der Zips sprechen, denn die Aufständischen konnten nur einige von den Deutschen besiedelte Orte besetzen, und dies auch nur für wenige Tage.
Die aus dem Generalgouvernement herbeigezogenen wenigen deutschen Truppen übten sogar auf die in der Zips stationierten und unschlüssigen slowakischen Einheiten einen solchen Druck aus, daß sich diese durch Abstellung von Geschützen an der Niederwerfung des Aufstandes beteiligten. Zu schweren Übergriffen und Mordtaten gegen Deutsche kam es nur in Einzelfällen. Selbst dort, wo die Volksdeutschen zur Zeit der Besetzung durch Partisaneneinheiten von der übrigen Bevölkerung isoliert, d.h. in einzelnen Gebäuden zusammengezogen und bewacht wurden, bestand doch für sie keine unbedingte Gefahr für Leib und Leben.
In Preßburg und seiner näheren Umgebung nahm der Aufstand überhaupt keine ernsteren Formen an. Bei den ersten Alarmnachrichten hatten sich die Angehörigen der deutschen Volksgruppendienststellen im sogenannten Gesandtschaftsviertel (XIII. Bezirk) zusammengezogen und zur Verteidigung vorbereitet, während das Gros der Preßburger Deutschen in seinen Wohnungen verblieb.
Da es aber mit Hilfe slowakischer Regierungsstellen frühzeitig gelang, die in ihrer Haltung gegenüber der Aufstandsbewegung unentschlossenen slowakischen Garnisonen in Preßburg und Umgebung zu entwaffnen bzw. in den Kasernen festzuhalten, und da aus dem benachbarten Protektorat und aus Österreich eilends aufgebotene deutsche Einheiten das Gebiet besetzten, konnte sich hier der Aufstand gar nicht entfalten.
Der Plan der Aufständischen, die ganze Slowakei in ihre Aktion einzubeziehen, war damit gescheitert. Die Bewegung wurde nach zwei Monaten durch die deutschen Gegenoperationen niedergeschlagen; allerdings gelang es nicht, die Partisaneneinheiten zu vernichten. Sie zogen sich in die unwegsamen Gebirgsgegenden zurück und setzten den Kampf fort. Die nach der Niederschlagung des Aufstandes von Himmler angeordneten harten Vergeltungsmaßnahmen forderten die Opposition auch der bisher der Slowakischen Republik positiv gegenüberstehenden oder abwartenden Bevölkerung heraus und ließen das Land nicht mehr zur Ruhe kommen.
Zum Schutz der deutschen Siedlungsgebiete wurde nun von der Volksgruppenführung mit Unterstützung der deutschen Wehrmacht für alle Slowakeideutschen der Heimatschutz aufgestellt, ohne daß damit aber eine Sicherung von Gut und Leben der in der Ost- und Mittelslowakei lebenden Deutschen erreicht werden konnte.<<

Ausbruch des Partisanenaufstandes in der Slowakei im Jahre 1944
Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. H. F. aus der Stadt Preßburg, Slowakei (x005/711-712): >>Im Juni begann sich das bisher fast friedensmäßige Leben in der Slowakei ganz plötzlich zu wenden. Die Fronten näherten sich den Grenzen der Slowakei. Am 16. Juni 1944 flogen amerikanische Bomber den ersten Angriff auf Preßburg, und von da ab rissen die täglichen Alarme nicht mehr ab. ... An die 200 Todesopfer waren zu beklagen. Die Stadt Preßburg und die Westslowakei wurden in tödlichen Schrecken versetzt. Mit eisernem Arm griff die Kriegsmaschine in das bisher friedliche Paradies, in dem Hunger, Not, Opfer und Entbehrungen noch fremde Begriffe waren.
Von dieser Zeit an wurde die Slowakei auch das Ziel für bolschewistische Infiltrationen mit dem Ziel, das strategisch schwierige Berg- und Waldgebiet der Slowakei von innen her zu zersetzen und sturmreif zu machen. ... Besonders in der Mittel- und Ostslowakei lebende Einzelfamilien, die als Forstverwalter, Landwirte, Geschäftsleute und Beamte in Industrien tätig

waren, wußten von verdächtigen Strömungen zu berichten. Sie wurden beobachtet, um Geld und Lebensmittel angebettelt, öfter mit Waffen bedroht und beraubt. In der Mittel- und Ostslowakei wurden in dieser Zeit auch regelmäßig immer wieder Flugzeuggeräusche in den Nächten gehört, ohne daß man ihnen aber besondere Bedeutung geschenkt hätte, da ja auch deutsche Flieger in allen Richtungen über die Slowakei flogen.
... Die Meldungen wurden verlacht, als übertrieben und hysterisch bezeichnet. Sie paßten eben nicht in das allgemeine Konzept einer überzeugten und durch nichts zu erschütternden deutsch-slowakischen Freundschaft. ...
Die volksdeutschen Meldungen bestanden nur zu Recht. Monatelang waren allnächtlich russische Flugzeuge in die Slowakei eingeflogen und hatten in den dazu hervorragend geeigneten, menschenarmen Gebirgsgegenden der Niederen Tatra zwischen dem Waag- und Grantal, der Großen und Kleinen Tatra, in dem Gebiet nördlich von Sillein bis Rosenberg über Turz St. Martin bis gegen Neusohl und Kremnitz, ... mit den dort typischen, waldfreien einsamen Höhenrücken und unendlich ausgedehnten Schafweiden, bolschewistische und in Rußland für den Partisanenkrieg geschulte, ortskundige Tschechen und Slowaken abgesetzt.
Sie hatten ein genaues Netz von Verbindungsleuten gerade in diesen Gegenden. Diese setzten sich aus sozial unzufriedenen Elementen, aus Kommunisten und mit dem katholischen und deutschfreundlichen Regime der freien Slowakei unzufriedenen tschechoslowakischen oder rein tschechischen Elementen zusammen. ...<<

Massenerschießung durch ein Partisanenkommando am 21. September 1944
Erlebnisbericht des Pfarrers P. aus Glaserhau im Hauerland in der Slowakei (x005/768-773):
>>Am späten ... Abend des 20. September kamen ganz fremde Partisanenabteilungen ins Dorf und zogen durch in den Oberort zur Bürgerschule. Sie hatten ... schwere Waffen, Geschütze usw. ... (bei) sich, auch sah ich selbst die ersten weiblichen Partisanen. Dieser Aufmarsch ließ uns ... nichts Gutes ahnen, sorgenvoll gingen wir an diesem Abend zur Ruhe. Etwa um 19 Uhr kam noch Herr H. – einer der wenigen Slowaken im Ort – zu mir ins Pfarrhaus und machte darauf aufmerksam, daß ich ja noch alles verstecken sollte, wenn ich etwas Verdächtiges hätte, denn die Partisanen würden eine Razzia durchführen, und er würde sie begleiten.
Ich wartete den ganzen Abend auf die Razzia, doch niemand kam, und als es schon ziemlich spät war, ging ich mit meinen Angehörigen ins Bett.
Ich schlief trotz allem ganz gut und stand am anderen Morgen zur gewohnten Stunde auf. Als ich gleich gegenüber vom Pfarrhaus einige Schüsse, Frauenschreie und Kinderweinen hörte, wurde ich doch unruhig und begab mich in die Kirche, um den Frühgottesdienst zu halten. Auf dem Weg zur Kirche hörte ich schon, daß man während der Nacht die Männer aus den Betten und Häusern geholt und entweder zum Bahnhof oder zur Bürgerschule gebracht hatte.
Ich las die heilige Messe, und als ich ... aus der Kirche kam, wurde gerade öffentlich (durch Austrommeln) verlautbart, daß sich sofort alle Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren bei der Bürgerschule zu melden hätten. Daraufhin gingen auch mein Vater, mein Knecht und ich, um uns zu melden. ...
Auf dem Wege zur Bürgerschule begegnete uns bereits eine Abteilung Männer, die von schwerbewaffneten Partisanen durch den Ort zum Bahnhof getrieben wurden, wie sich später herausstellte. Ich selbst meldete mich beim damaligen Bürgermeister G. und fragte, ob ich auch kommen müßte. Eine Anfrage seinerseits beim russischen Kommandanten wurde dahin beschieden, daß ich auf alle Fälle mitmüßte. Wir würden ja nicht lange bleiben. Einige der Männer meldeten sich noch krank und wurden zurückgestellt. Wir übrigen mußten ebenfalls antreten, und es ging (danach) ... zum Bahnhof. Dort stand bereits ein langer Güterzug bereit, in den wir alle verladen wurden.
Die Frauen ahnten wohl nichts Gutes und umstanden weinend und händeringend das Bahn-

hofsgelände, es durfte keine an den Zug heran. Inzwischen war es Mittag geworden, und der Zug setzte sich langsam in Richtung Oberstuben in Bewegung. Wir waren noch immer der festen Meinung, wir würden zu Erdarbeiten mitgenommen und würden wohl am Abend wieder heimkommen.
Beim Bahnwärterhäuschen, in der Nähe des "Ebenen Waldes", hielt der Zug, und wir konnten durch die kleinen Luftöffnungen der Güterwagen beobachten, wie aus einigen Wagen etwa 12-15 junge kräftige Männer und Burschen geholt wurden. Diese wurden mit Pickel und Schaufel bewaffnet und wurden in den Wald geführt, wo sie am Rand des Waldes, an der Böschung einer Nebenstrecke, die zum Flugplatz führte, zu graben anfingen. - Mit uns anderen fuhr der Zug einige hundert Meter weiter, so daß wir nicht mehr in das Gelände einsehen konnten.
Die Stimmung im Wagen, wir waren etwa 45 Mann, war recht gedrückt. Ich erinnere mich noch, wie einer der Männer sagte: "Jetzt werden wir wohl erschossen. Ist nur gut, daß wir den Pfarrer da haben, der kann uns noch den Segen geben, und dann in Gottes Namen." Bald nach diesen Worten wurde die Tür aufgerissen, und wir mußten alle aussteigen. Auch der zweite Waggon ging auf, und die Männer mußten hinaus. Da sah ich meinen Vater wieder und versuchte, in seine Nähe zu kommen.
Wir mußten in Dreierreihen antreten, und nun ging es zurück an die Stelle, wo die ersten gegraben hatten. Hier merkten wir sogleich, daß unser Massengrab vorbereitet war. Die Männer, die gegraben hatten, standen in der Grube (ca. 8 m lang, 1,5 m breit und 50-60 cm tief), und wir selbst, etwa 90 Mann, mußten ebenfalls in die Grube springen. Um dieselbe waren etwa in Entfernung von 6-8 Metern vier leichte und ein schweres tschechisches MG aufgestellt, auf uns gerichtet.
Jetzt wußten wir, daß unsere letzte Stunde geschlagen hatte. Wir alle waren im ersten Schreck wie gelähmt. Nun ging bei den Männern ein Bitten und Jammern los. Doch es half nichts. Ein russischer Kommissar, ganz in Leder gekleidet, gab das Zeichen, und die MG fingen mit ihrer Arbeit an. Ich selbst ließ mich beim ersten Schuß in die Grube fallen und war bald von Toten und Verwundeten bedeckt. Ich konnte aber noch alles hören, was gesprochen wurde. ...
Als durch die MG-Salve alle ... tot oder wenigstens schwer verwundet waren, setzte das MG-Feuer aus, und nun wurden die, die noch irgendein Lebenszeichen von sich gaben durch Handgranaten oder MP erledigt. Den meisten wurden die Köpfe total zerschlagen, so daß viele nicht mehr oder nur an Hand der Kleiderfetzen identifiziert werden konnten.
Ich selbst hatte nur Splitter einer Handgranate abbekommen und spürte, wie das warme Blut den Körper herunterrann. Neben mir muß noch einer gelebt und sich bewegt haben, denn noch einmal hieß es: "Dort rührt sich noch einer!" Es krachte wieder ein Schuß, der wohl auf mich gerichtet war, ging knapp am Kopf vorbei durch meinen linken Oberarm. Vorher hatte sich noch Herr St., der eine slowakische Frau hatte, gemeldet und gebeten, man möchte ihn doch herauslassen, er sei ja ein Slowake. ... Eine Handgranate und er war erledigt.
... Ich konnte noch alle Leute segnen, ... brachte aber kein ganzes Vaterunser mehr fertig. ... Jetzt ging es auf die Suche nach Wertsachen, Geld und Zigaretten. Besonders suchte man mich, ... ich trug aber Zivilkleidung, so daß sie mich nicht gleich fanden.
Bis endlich einer sagte: "Der wird es wohl sein, der hat einen schöneren Rock an." Tatsächlich zog man mich am Rockzipfel heraus und nahm mir alles ab, was ich bei mir hatte: meine silberne Armbanduhr, Geld und Papiere, diese wurden aber (anschließend) wieder zu mir ins Grab geworfen. Als der Plünderer nichts mehr fand, gab er mir einen kräftigen Fußtritt in die linke Seite, trat mir ins Kreuz und schrie: "Du Pfarrer-Hure, jetzt hilft Dir auch Dein schwäbischer Christus nicht mehr!" Darauf wurde gleich an dem Ende mit dem Zuschaufeln begonnen, an dem ich lag.
Ich verhielt mich ganz ruhig und überlegte, wie ich wieder herauskäme. Ersticken mußte ich

nicht, da die Grube ja nicht tief war und zudem die Erde recht trocken und hart war und nur grobe Lehmklumpen bildete. Ich ... hörte einen russischen Befehl, den ich jedoch nicht verstand. Die Partisanen schienen sich zu entfernen. Ich fürchtete, sie würden einen Wachtposten zurücklassen. Ich setzte aber alles auf eine Karte, denn es war mir jetzt alles egal, wühlte mich aus der Erde, um zu fliehen, doch merkte ich hinter mir einen slowakischen Eisenbahner, der auch noch Wertsachen bei den Leichen suchte.
Als er sich entfernt hatte, suchte ich noch schnell meinen Vater, sah ihn in etwa 2 m Entfernung tot durch einen Kopfschuß liegen. Ihm war nicht mehr zu helfen, so mußte ich versuchen, mich allein zu retten.
Ich lief geradeaus über die Wiesen zum Turz-Bach, dort versteckte ich mich für einige Minuten in einem Dornengebüsch, um auszuruhen und lief dann weiter den Turz-Bach entlang - im Wasser, um keine Blutspuren zu hinterlassen ...
Meine Pfarrgemeinde Glaserhau hatte in diesen Schreckenstagen insgesamt ca. 200 Männer verloren. Es gab keine Familie ohne Trauer.<<
August L. und Johann P. berichten über diesen Massenmord (x005/771): >>Nun kam die Reihe an unseren Waggon. Sie ließen uns zu zweit aussteigen, nahmen uns Papiere und Wertsachen ab. Schon vorher hatten wir aus ihrem Gespräch vernommen, daß sie unsere Erschießung beim Zug vornehmen wollten. Dann ließen sie uns doch antreten und zum Grab marschieren. Gleich darauf ergriff Josef D. die Flucht. Die Partisanen eröffneten das Feuer auf ihn. ...
Er ... entkam in den nahegelegenen Wald. Da rief Elias D.: "Rette sich wer kann!" Nun begann eine Jagd auf Leben und Tod, bei welcher nur 25 Mann (von ungefähr 120) mit dem Leben davonkamen. Wir flüchteten in den nahegelegenen Wald und schlugen uns bis zum Heuberg durch, wo wir uns bis zum 2. Oktober verborgen hielten. ...
Von den Männern in den übrigen Waggons kamen ... etwa 60 mit dem Leben davon, da sie ein slowakischer Eisenbahner während des Tumults in einen leeren Waggon einsteigen ließ. Sie wurden dann nach einer Kontrolle am Bahnhof Oberstuben nach Slovenská Lupca gefahren und von dort aus ins Lager Hronec geschafft, aus dem sie ... am 28. Oktober durch deutsche Truppen befreit wurden.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Jugoslawien

>>Im Waffenlärm schweigen die Gesetze.<< (Marcus Tullius Cicero)

Jugoslawien zählte zu den verbündeten Ländern, deshalb verlief der sowjetische Einmarsch größtenteils ohne massenhafte Ausschreitungen.
In Jugoslawien verübten nur einige sowjetische Nachschubeinheiten, versprengte Nachzügler und Deserteure schwere Gewaltverbrechen.
Ab Oktober 1944 besetzten serbische Partisanen die deutsch-jugoslawischen Siedlungsgebiete. Die einrückenden Partisanen verhielten sich z.T. sehr unterschiedlich. Gemäßigte Tito-Partisanen forderten die Bewohner z.B. auf, sich ruhig zu verhalten. Jede Art von eigenhändiger Rache, Plünderungen und sonstige Gewaltmaßnahmen sollten unterlassen werden.
Nach dem Eintreffen der serbischen Geheimpolizei OZNA (Abt. für den "Schutz des Volkes") folgten unverzüglich Hausdurchsuchungen und Massenverhaftungen.
Jeder Deutsche mußte sich sofort bei der serbischen Ortskommandantur melden. Der Dienst bei der Waffen-SS oder die Mitgliedschaft in NS-Organisationen wirkte sich für die Volksdeutschen besonders verhängnisvoll aus. Bei diesen "Säuberungen" nahmen die Serben jedoch auch volksdeutsche Flüchtlinge aus Ungarn und Rumänien fest, obwohl sie mit dem deutsch-kroatisch-jugoslawischen Partisanenkrieg überhaupt nichts zu tun hatten.
Nach den Verhaftungsaktionen führten OZNA-Geheimpolizisten oder Angehörige des jugoslawischen Volksbefreiungsausschusses sofort "Verhöre" durch, die regelmäßig zu brutalen Prügel- und Folterorgien ausarteten. NS-Funktionäre oder "Kapitalisten" (reiche Bauern und Geschäftsinhaber) erhielten vielfach "Sonderbehandlungen".
Die Massenhinrichtungen wurden in der Regel von speziellen jugoslawischen Liquidationseinheiten durchgeführt, die seit dem 10.10.1944 zielstrebig durch die deutsch-jugoslawischen Siedlungsgebiete zogen, um deutsche "Volksverräter" und "Faschisten" zu richten.
Für die Hinrichtungen wählte man Schinderplätze (dort wurde damals das verendete Vieh verscharrt), Friedhöfe oder entlegene Wälder. Nicht wenige Hinrichtungen entwickelten sich zu regelrechten "Volksfesten". Vor der Hinrichtung mußten die Todeskandidaten ihre eigenen Massengräber ausheben. In der Zwischenzeit verteilten manche Bewacher bereits die Kleidung und Schuhe der Deutschen. Danach erledigten die Henker ihre "Arbeit", so daß die Gefangenen nicht einmal ihr letztes Gebet beenden konnten.
Von Oktober bis November 1944 wurden mindestens 7.200 Jugoslawien-Deutsche durch Massenerschießungen umgebracht (x010/51).
Am 21.11.1944 erließ der "Antifaschistische Rat der Volksbefreiung" (AVNOJ) zahlreiche Beschlüsse, mit denen man in Jugoslawien praktisch alle bisherigen und zukünftigen Gewalttaten rechtfertigen konnte.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1961 über den sowjetischen Einmarsch in Jugoslawien (x006/90E-93E): >>... Anfang November 1944 zeigte die militärische Lage in Jugoslawien folgendes Bild: nach dem Fall Belgrads am 20.10.1944 stand das Gebiet nördlich der Donau und Sawe bis zu einer nordsüdlich verlaufenden Linie von Esseg nach Brcko, wo die Front von Ende Oktober 1944 bis Anfang April 1945 stabilisiert werden konnte, unter russischer Besetzung.
Während die russischen Truppen nördlich der Drau weiter vorstießen und im Januar 1945 den Raum um Nagykanizsa unterhalb des Plattensees erreichten, blieb der Zwischenstrombereich zwischen Sawe und Drau westlich der Front unter der Kontrolle deutscher und kroatischer Einheiten. Südlich der Sawe und Donau fiel die militärische Vorherrschaft den Partisanenbrigaden zu, die indes keineswegs stark genug waren, den Durchzug der gesamten Heeresgruppe E aufzuhalten, die sich von Griechenland über Skoplje, Sarajewo nach Norden bis Slowenien den Weg freikämpfte.

Bis auf verschwindend geringe Minderheiten im Norden des "Unabhängigen Staates Kroatien" und mit Ausnahme der Deutschen in Slowenien befand sich zu diesem Zeitpunkt die in der Heimat verbliebene volksdeutsche Bevölkerung im Herrschaftsbereich der sowjetischen Truppen und Partisanen.
Im allgemeinen vollzog sich der russische Einmarsch ohne Ausschreitungen, da Jugoslawien als verbündetes und zu befreiendes Land angesehen wurde. Die Truppen ließen sich verpflegen und requirierten Wagen und Pferde. Wo es zu Vergewaltigungen kam, spielte die Nationalität der Frauen meist keine Rolle. Deutsche Frauen waren häufig erst betroffen, nachdem die russischen Soldaten von Partisanen auf sie hingewiesen worden waren.
Im Banat wurden unmittelbar nach dem Durchzug der Russen sogenannte "Ortsbefreiungsausschüsse" meistens durch die ansässigen Serben, darunter in erster Linie die "Ortspartisanen", gebildet. Die alte Verwaltung blieb oft noch einige Tage erhalten, volksdeutsche Beamte fungierten weiter in ihren Ämtern; in Groß-Betschkerek wurde sogar J. Keks bis zum 10.10.1944 als Vertreter der donauschwäbischen Bevölkerung in den Ortsbefreiungsausschuß aufgenommen. Zu dieser Zeit kam es zwar zu persönlichen Racheakten an Deutschen aus Gründen, die teils in die Vorkriegszeit zurückreichten, teils durch die Verhältnisse nach 1941 bedingt waren; in vielen Fällen schritt auch der Pöbel der Ortschaften zu Plünderungen.
Jedoch erst als neben die Herrschaft der Ortsbefreiungsausschüsse die Militärverwaltung der etwa seit dem 10.10.1944 einziehenden "regulären" Partisaneneinheiten trat, die seit Jahren aus den Bergen heraus gegen die deutsche Besatzungsmacht operiert hatten, wurden der uneingeschränkten Willkür die Tore geöffnet. Indessen hat sich auch unter diesen Umständen in manchen Ortschaften das gute nachbarliche Verhältnis zwischen Deutschen und Andersnationalen bewährt: im Banat waren es Serben, in der Batschka Madjaren und Serben, die den Volksdeutschen solange und so oft als möglich materiell halfen oder als ihre Fürsprecher auftraten.
Ganz ähnlich wie im Banat, nur mit einer zeitlichen Phasenverschiebung, verlief die Entwicklung in der Batschka, wo zudem das serbische Element geringer vertreten war. Hier wurden die Deutschen in der zweiten Oktoberhälfte - so z.B. in Filipovo und Sombor - unmittelbar der Militärherrschaft und Gebietsverwaltung der "fremden" Partisanen unterstellt.
Erst nach diesem Zeitpunkt, nach der Übernahme auch der gesamten Verwaltung durch die Partisanengruppen, setzte die erste Welle der Verhaftungen ein. Sie erfaßte im allgemeinen besonders ausgewählte Gruppen der deutschen Bevölkerung: die Angehörigen vor allem der "Deutschen Mannschaft", der Waffen-SS, darunter vornehmlich wieder der Division "Prinz Eugen", die Vertreter volksdeutscher Organisationen, die seit dem April 1941 ernannten deutschen Bürgermeister und Verwaltungsbeamten, Männer im Alter von 17 bis 60 Jahren, oft auch deren Frauen und weibliche Angestellte der Volksgruppenorganisationen.
Die Verhafteten wurden fast immer stundenlang verhört, auf jede mögliche Weise mißhandelt und in Keller oder Gefängnisräumen zusammengepfercht, ehe sie in mehr oder weniger langen Fußmärschen in die improvisierten Lager getrieben wurden, die nun in den Bezirksorten des Banats eingerichtet wurden, z.B. in Zerne, Kubin, Pantschowa, Weißkirchen, Werschetz und Kikinda. In der nördlichen Batschka wurden diese Gruppen in Sombor, im südlichen Teil in Neusatz gesammelt. Die Gleichartigkeit dieser Vorgänge seit den letzten Oktobertagen weist auf allgemein verbindliche Anweisungen für die örtlichen Partisanenführer hin, so daß die Verhaftungen zentral gesteuert gewesen sein dürften.
Parallel zu diesen Inhaftierungen begannen die Erschießungen volksdeutscher Männer, die häufig den Charakter von Massenliquidationen annahmen. In Startschowa wurden z.B. nach einem willkürlichen Ausleseverfahren in der Nacht auf den 22.10.1944 ca. 80 Männer erschossen, ähnliches ereignete sich in Sartscha, Deutsch-Zerne und vielen Orten des Banats, sowie ebenfalls der Batschka. Eine Partisanengruppe erschoß Volksdeutsche in Hodschag;

vielleicht das gleiche Liquidationskommando trieb am 25.10. in Filipovo etwa 350 volksdeutsche Männer zusammen und erschoß 240 von ihnen.
Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß es förmliche Exekutionseinheiten der Partisanen gab, die von einer donauschwäbischen Ortschaft zur anderen zogen, um dort ihre Sonderaufträge zu erfüllen. Gruppenerschießungen kamen auch auf dem Weg in die Lager und dort selbst vor, sobald die ersten Inhaftierten eingeliefert worden waren; in Werschetz, Kikinda und Groß-Betschkerek schritten die Bewachungsmannschaften mehrfach zu solchen Aktionen.
Die Motive zu diesen Massenhinrichtungen Tausender von Volksdeutschen dürften einmal in der aufgespeicherten Rachsucht zu suchen sein, die nun ohne weitere Fragen nach Schuld oder Unschuld schlechthin jeden Deutschen treffen konnte. Sodann wird das Moment der bewußten Terrorisierung eine maßgebliche Rolle gespielt haben, um die Volksdeutschen, nachdem sie durch die Verhaftungen und Erschießungen ihrer daheimgebliebenen Führungsgruppen beraubt und in Angst und Schrecken versetzt worden waren, den neuen Machthabern gefügig zu machen.
Anfang November 1944 wurde die deutsche Bevölkerung der Städte - z.B. Pantschowa, Werschetz, Groß-Betschkerek - aus ihren Wohnbezirken entfernt und auf die Lager in Nachbardörfern verteilt. Ganz gleich wo, überall galt für die Deutschen die Arbeitspflicht; Aufenthaltsbeschränkungen und Ausgehverbote engten ihre Bewegungsfreiheit ein, ein Kauf- und Verkaufsverbot wurde erlassen, oft eine Nachrichtensperre verhängt, die sogar Nachbardörfer völlig voneinander isolierte.
Die Lager in den Bezirksorten dienten gleichzeitig als Zentralarbeitslager, von denen der Einsatz an bestimmten Brennpunkten gelenkt wurde. Russen und Partisanen erhoben vielfältige Ansprüche: kriegsbedingte Transport-, Aufräumungs- und Verladearbeiten waren zu leisten, Straßen und Bahnlinien auszubessern, landwirtschaftliche Arbeiten auf den Staatsgütern auszuführen. Bei dem steten Verlangen vor allem der sowjetischen Militärstellen nach Arbeitskräften erwies sich die Einrichtung der Lager für die Partisanen als organisatorische Erleichterung.
Im Lager Sombor wurden Arbeitstrupps für Aufgaben im rückwärtigen Bereich der Front zusammengestellt, sie mußten die von den abziehenden deutschen Truppen zerstörte Bahnstrekke Kikinda - Szeged ausbessern. Die in Palanka, dann in Neusatz gesammelten Volksdeutschen aus der südlichen Batschka wurden z.T. in die Gruben von Vrdnik in der Fruska Gora geschickt, andererseits mußten Neusatz, Semlin und weitere Ersatzlager wieder den Nachschub für die Bahnarbeiten in Syrmien an der Strecke von Belgrad bis zur Front stellen, wo besonders hohe Verluste auftraten. In allen Lagern war die Zahl der Todesopfer hoch: willkürliche Erschießungen, Mißhandlungen, völlig unzureichende Nahrung und ununterbrochen schwere physische Arbeit rafften die Insassen dahin.
In Jarek entstand Anfang Dezember das erste große Konzentrationslager für arbeitsunfähige Volksdeutsche aus der südlichen Batschka, während im Banat das gleichzeitig geschaffene Lager Nakovo nach zwei Wochen wieder aufgelöst wurde - ein Zwischenspiel, das auf eine gewisse Unentschiedenheit in der Behandlung der Deutschen hinzuweisen scheint.
Es dauerte dann noch bis zum März/April 1945, ehe die allgemeine Internierung der jugoslawiendeutschen Bevölkerung dazu führte, daß sich das Leben der Deutschen fast nur noch in Lagern abspielte. Allgemein war aber schon die Atmosphäre durch die Erwartung oder Ausführung der Beschlüsse des "Antifaschistischen Rats" (AVNOJ) bestimmt, die sich mit ihrem Geschick befaßten.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Gewalttaten der jugoslawischen Partisanen nach dem sowjetischen Einmarsch in Jugoslawien (x010/48-50): >>Unmittelbar nach der Übernahme der Militärherrschaft durch Partisanengruppen in den deutschen Haupt-

siedlungsgebieten Jugoslawiens, d.h. im Banat, in der Batschka und Baranya sowie in Syrmien seit dem 10.10.1944, setzten Massenexekutionen und schwerste Mißhandlungen, verübt an den in diesen Gebieten Verbliebenen, ein. Die Partisanen betrachteten die deutsche Volksgruppe in ihrer Gesamtheit als einen dem Okkupanten besonders gefügig gewesenen Bevölkerungsteil Jugoslawiens, und dies um so mehr, als Zehntausende der wehrfähigen Deutschen im Kampfe gegen sie eingesetzt worden waren.
Bei den Verhaftungen wurde offensichtlich unterschiedlich vorgegangen: Nach dem Berichtsmaterial wurden insbesondere ehemalige Angehörige der Waffen-SS, der Deutschen Mannschaft (Ortswachen), bei Volksgruppenorganisationen tätig gewesene Deutsche einschließlich Frauen, deutsche Bürgermeister und Verwaltungsbeamte, Angehörige der intellektuellen Kreise sowie die als besonders wohlhabend geltenden Bürger und Landwirte betroffen. Nach anderen Berichten fanden sich zunächst unterschiedslos alle deutschen Männer unter den Festgenommenen.
Die Verhafteten wurden unter Gewehrkolbenstößen in Gefängnisse oder verliesartige Kellerräume geschleppt, ... zu Verhören gerufen, die unter brutalsten Mißhandlungen stattfanden, sodann geschlossen oder z.T. zu einem vorher zur Exekution ausgehobenen Graben außerhalb der Gemeinden getrieben und dort erschossen. ... Aus insgesamt 117 Gemeinden der obengenannten Siedlungsgebiete sind ... Erschießungen oder andere Tötungen von Deutschen überliefert ...
Mindestens in gleichem, wenn nicht in höherem Ausmaße, fanden nach dem vorliegenden Material Massenerschießungen in den seit Oktober 1944 in diesen Gebieten zur Internierung und für den Arbeitseinsatz der Deutschen angelegten Lagern statt ... Zu diesen Exekutionen wurden teils nach Verhören, teils willkürlich Gruppen von Insassen herausgeholt. Erschossen wurden u.a. auch durch Krankheit und Schwäche arbeitsunfähig gewordene Deutsche. Unter dem Vorwand, sie für leichtere Arbeiten einzusetzen, waren Akademiker, Lehrer, Kaufleute veranlaßt worden, sich zu melden. Aber auch sie sind Opfer von Exekutionen geworden.
Anfang Dezember 1944 sind dann in den Gemeinden wie in den Lagern die Massenerschießungen angeblich auf sowjetischen Einspruch hin eingestellt worden ...
In Kroatien und Slawonien war vor der im April 1945 erfolgten Besetzung der deutschen Siedlungsgebiete durch die Partisanen die überwiegende Mehrheit der Deutschen evakuiert worden. ... Es (kam) auch hier zunächst in den Gemeinden zu Erschießungen aufgespürter Deutscher. Anfang Mai wurden die Deutschen in Lager verbracht, wo ebenfalls - wie z.B. in Valpovo - Erschießungen stattfanden.<<

Erlebnisse unter sowjetischer Besatzung in Ungarn, Ausweisung nach Jugoslawien im April 1945 und Verhaftung nach der Ankunft im Geburtsort

Erlebnisbericht der C. S. aus Sombor in der Batschka in Jugoslawien (x006/171-174):
>>Mein Mann und ich hatten in Sombor eine gutgehende Gastwirtschaft. Im Herbst 1944 verdüsterte sich die Kriegslage in unserem Heimatgebiet. Man hörte schon wochenlang vor unserer Flucht am 8.10.1944 über die schrecklichen Greueltaten der sowjetischen Truppen im östlichen Ungarn.
Im Lauf der letzten September- und ersten Oktoberwoche strömten lange Wagenkolonnen mit Flüchtlingen aus dem Banat durch Sombor. Als es wie ein Lauffeuer bekannt wurde, daß die sowjetischen Truppen bei Szegedin und bei Öbecse über die Theiß fluteten, entschlossen wir uns aus Furcht vor den Kriegsereignissen, nach Westungarn zu flüchten. Im Lauf der nächsten Monate kamen wir über Steinamanger nach Deutschland, wo wir unseren verwundeten Sohn in einem Kriegslazarett besuchten, um schließlich nach Wien zurückzukehren.
In der Ratlosigkeit und Verwirrung haben wir uns schließlich zur Rückkehr nach Ungarn entschlossen, da wir uns dort eine bessere Versorgung mit Lebensmitteln erhofften. Wir waren

am 1.4.1945 in der kleinen ungarischen Grenzstadt Gyekenyes, als die Russen einmarschierten.
Wir glaubten uns besser vor Brutalitäten und Beraubung zu schützen, wenn wir außerhalb von Gyekenyes in ein Winzerhaus zogen. Trotzdem erhielten wir alsbald den ersten Besuch russischer Soldaten, die sich wie wilde Tiere benahmen. Ich war zu dieser Zeit im siebten Monat in der Hoffnung und wurde als erste mit bestialischer Roheit überfallen. Mein Mann wurde furchtbar geprügelt, die alte Hausfrau, die sich schützend vor mich stellte, wurde niedergeschlagen.
Es folgte eine Hausdurchsuchung in einer Art und Weise, daß gleichzeitig auch die Wohnung zerstört wurde. Die entmenschten Soldaten behaupteten, es wäre ihnen angezeigt worden, daß im Haus Waffen verborgen waren. Wie sich herausstellte, wurde mit diesem Trick überall dasselbe getan. Durch die Aufregungen und die ständige Angst, welche uns durch die täglichen und nächtlichen sogenannten Hausdurchsuchungen verursacht wurden, erlitt mein Mann bald einen schweren Herzanfall und starb schließlich am 6.4.1945, ohne daß wir einen Arzt an sein Krankenbett bringen konnten.
In meiner Verzweiflung meldete ich den Todesfall durch Vermittlung einer beherzten Frau in der Kommandantur, deren Chef zufällig ein bulgarischer Jude war. Mit seiner Zustimmung konnte ich nach einigen Tagen, selbstverständlich ohne kirchliche Zeremonie, mit Hilfe eines alten Mannes, meinen verstorbenen Gatten beerdigen. Der Körper meines Mannes zeigte zahllose Schwellungen, Blutunterlaufungen und Hautverletzungen, die er durch die wahnsinnigen Folterungen erlitten hatte.
Anschließend wurde ich mit dreizehn aus Jugoslawien stammenden Männern mit sofortiger Wirkung ausgewiesen. Nach langwieriger Reise kam ich am 13.4.1945 in Subotica an. Wir wurden dort wie Schwerverbrecher empfangen, in einen Raum gesperrt und anschließend einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Mir wurden zunächst sämtliche Wertsachen und besseren Kleidungsstücke abgenommen, vor allem 100.000 Pengö, Uhren und Schmucksachen etc. Dann wurde ich "heimgeschickt".
In meiner Ahnungslosigkeit glaubte ich, mich freuen zu dürfen. Am 15.4.1945 kam ich abends in Sombor an und wollte in unser Haus zurückkehren. Das war schon von Partisanen besetzt, so daß ich vor dem Betreten von Nachbarsleuten zunächst Informationen einholen wollte.
Ich besuchte eine mir gut bekannte Frau: "Um Gotteswillen Frau Sch.", sagte diese, "warum wagen Sie es, hier zu erscheinen! Verschwinden Sie so schnell wie möglich, ich darf Sie nicht gesehen haben, geschweige denn bei mir aufnehmen."
Und in kurzen Sätzen machte sie mir klar, daß sämtliche Deutschen in Lager verschleppt waren, ihr Vermögen enteignet und an verdienstvolle Kommunisten verteilt worden war. Nach langem Betteln konnte ich lediglich die Erlaubnis erhalten, mein Gepäck bei dieser Bunjewatzin abzustellen. Ich verbrachte die erste Nacht in der "Heimat" in einem Schuppen beim Bahnhof.
In der Morgendämmerung versuchte ich, bei einer anderen Bekannten anzuklopfen. Als ich in den Wohnraum eintrat, sah ich zu meinem größten Entsetzen Partisanen mit Weibern in den Betten liegen. Alle schienen schwer betrunken zu sein. Ich flüchtete sofort in meiner Angst in den Abort. Kurz darauf holte mich ein Partisan mit vorgehaltener Maschinenpistole. Ich mußte mich diesem offenkundigen Zigeuner legitimieren.
Die Stadt Sombor war zu dieser Zeit von Russen, Partisanen und sonstigem Gesindel überflutet. Alles war besoffen, grölte auf den Straßen herum und machte auf eigene Faust "Hausdurchsuchungen". Die deutschen Häuser waren im wesentlichen schon geplündert. Nun hatten die besseren Ungarn, Bunjewatzen, aber auch Serben, diese "Befreier" in ihren Häusern. Die Bevölkerung, soweit es sich um die anständigen Leute handelte, befand sich in tiefster Ver-

wirrung und Furcht.
Ich habe bei einer ganzen Reihe von Bekannten um Unterkunft gebeten, um mich wenigstens einmal ausschlafen zu können: Ich wurde überall unerbittlich abgewiesen. Endlich fand ich einen sich erbarmenden ungarischen Fuhrmann, der geneigt war, mich in meinen Heimatort Backi Monostor zu bringen. Vor meiner Abreise wurde ich noch von zwei Partisanen erpreßt, die mich bedrohten, falls ich ihnen nicht je 100 Pengö geben würde. In strömendem Regen fuhren wir auf dem klapprigen Fuhrwerk in Richtung Backi Monostor.
Unterwegs trafen wir zwei Bunjewatzen, die mich erkannten. "Wegen der fürchterlichen Leiden der Schwaben wird noch jemand büßen", sagte der eine und seufzte tief.
Sie erzählten mir Einzelheiten über die Vertreibung meiner Eltern und weiteren Anverwandten und rieten mir eindringlich ab, in den Ort einzukehren. Mein Fuhrmann bekam es darauf mit der Angst und erklärte, er könne mich nicht mehr weitertransportieren. So mußte ich abladen und, etwa 5 km weit entfernt von meinem Reiseziel, in strömendem Regen, auf der verschlammten Landstraße zurückbleiben.
Ich setzte mich auf meine Koffer und weinte bitterlich. Nach einigen Stunden kamen zwei Kinder vorbei, die ich mit dem Versprechen auf eine gute Belohnung überreden konnte, mir einen Schubkarren zu bringen. Spät nachmittags erreichte ich schließlich das Dorf Backi Monostor. Der Marsch durch das Dorf war ein wahres Spießrutenlaufen. Die Leute schauten bei den Fenstern heraus, mit aufgerissenen Augen, oder bedeckten ihr Gesicht mit ihren Händen, als sie mich erblickten.
Ich ging zum Haus meiner Schwester, in der Vermutung, sie dort anzutreffen, da ihr Mann ein Schokaz (Kroate) war. Meine Schwester und ich fielen uns wortlos um den Hals und weinten bitterlich. Nach langem Zögern und mit schwer abgerungenen Worten erklärte mir meine Schwester: "Du darfst nicht bei mir bleiben. Es ist von den Partisanen ein strenger Befehl, daß jeder Deutsche bei der Ortskommandantur sofort zu melden ist. Es darf kein Deutscher in ein Haus aufgenommen werden. Jeder, der diesem Befehl zuwiderhandelt, muß mit der Todesstrafe rechnen. Liebe Schwester, was soll ich tun -. Ich muß Dich anzeigen."
Ich flehte sie an, mich doch wenigstens für eine Nacht aufzunehmen und mich ausschlafen zu lassen. Ich hatte mich schon wochenlang nicht gewaschen und war körperlich furchtbar herabgekommen und verlaust.
Es kamen Nachbarsleute in den Garten. Ich hörte aufgeregtes Getuschel und lautes Aufweinen meiner Schwester. Endlich entschloß sich meine Schwester doch, mich in ihrem Haus übernachten zu lassen. Am nächsten Morgen mußte mich meine eigene Schwester, vor Angst zitternd, in der Kommandantur anzeigen. Dort wurde ihr gesagt, daß man über meine Anwesenheit schon seit dem vorigen Tag informiert worden sei. Es wäre höchste Zeit, daß die Anzeige erstattet würde. Aber ich habe doch wenigstens eine Nacht ausruhen können!
Es kamen zwei recht wüst aussehende Partisanen, mit Maschinenpistolen und Handgranaten ausgerüstet, um mich abzuholen. Beide gingen mit vorgehaltenen Waffen hinter mir her durch die Straßen, als wäre ich ein Einbrecher.
In der Kommandantur war der wichtigste Mann der ehemalige Schweinehirt namens Panta. Dieser Mann, sonst ein primitiver und ungehobelter Saufbold, entschied in Backi Monostor über Leben und Tod. Ich wurde zunächst mit unflätigen Worten beschimpft, natürlich mußte ich abermals eine eingehende "Leibesvisitation" durchmachen, und wurde schließlich in das Gemeindearrest gesperrt.
Im Lauf des Tages wurde ich dann der OZNA in Sombor überstellt. Zufällig fuhr ein mit Holz beladener Wagen dorthin, und da durfte ich aufsitzen. Bei der OZNA erfolgten wieder die üblichen Verhöre und Leibesvisitationen, merkwürdigerweise spielte dabei eine Frau, die volksdeutscher Abstammung war, eine wichtige Rolle. Der Kommandant der OZNA in Sombor war ein stadtbekannter Saufbold und Taugenichts namens Ranko. …<<

Massenerschießung durch ein Partisanenkommando im Bezirk Pantschowa im Banat am 22.10.1944

Erlebnisbericht des Johann W. aus Startschowa, Bezirk Pantschowa im Banat, Jugoslawien (x006/197-202): >>Am 29.09.1944 ging die letzte Kompanie der deutschen Wehrmacht aus unserem Dorf fort. Mein Vater wurde von einem Offizier aufgefordert, ... sich mit seiner Familie der Kompanie anzuschließen. Er lehnte es ab, weil er Vertrauen hatte in die serbischen Dorfbewohner, denen er während der 4 Kriegsjahre immer geholfen hatte. ... Keine deutsche Familie (ist) geflüchtet.

Schon am 30.9. sah man die einheimischen Serben und Kroaten mit Waffen herumgehen. Die Angst der Deutschen war groß. Schon ... ging ein Zivilist mit der Trommel durchs Dorf und verlautbarte die Befreiung des Dorfes durch die Partisanen. Der Befehl lautete: "... (Jeder Einwohner) ist verpflichtet, die Befreiungsfahne auszustecken. Den Deutschen ist das Ausstecken der Fahne verboten. Der Volksbefreiungsausschuß verbietet jede Art eigenhändiger Abrechnung, Plünderung und dergleichen".

Für meinen Vater war dieser Befehl eine große Erleichterung. Leider dauerte die versprochene Sicherheit nicht lange. Noch am selben Tag mußte mein Vater den Wagen einspannen, um die geplünderten Sachen der Deutschen wegzuschaffen. ... Als er zurückkam, sahen wir, daß er fremde Pferde vorgespannt hatte. Er erzählte uns, serbische Partisanen hätten die Kolonne angehalten und die Pferde einfach ausgespannt. Wer sich dagegen wehrte, wurde geschlagen. ...

Damit sie den Deutschen noch mehr Angst eintrieben, wurden auf den deutschen Häusern Parolen aufgeschrieben, so z.B. ... "Alle schwäbischen Schweine müssen aufgehängt werden!" - "Tod für den Schwaben!" ... "Hier wohnt der Hitler, er muß totgeschlagen werden!" ... "Alle deutschen Huren müssen sterben!"

Damit die Parolen kein totes Wort bleiben sollten, holten sie die ersten Deutschen am 18. Oktober und trieben sie in der Nacht ins Gemeindehaus. Dort wurden sie geprügelt, gestochen, die Hände gebrochen und dann in den Ortspark geschleppt und erschossen.

Am 21. Oktober traf eine Einheit der Sremer Brigade im Dorfe ein. Erst später haben wir ... erfahren, daß es eine Liquidierungsabteilung war. ... Wir waren kaum eingeschlafen, da klopfte jemand an die Küchentür. Es war ungefähr 21 Uhr. ... Als mein Vater die Tür aufgeschlossen hatte, traten 3 bewaffnete Partisanen in die Küche. Sie fragten, ob er der Hausherr sei. ... Dann fragte der Partisan, ob noch ein Mann im Hause wäre. ... Mutter, Großmutter und Schwester fingen an zu weinen.

Einer der Partisanen beruhigte sie mit den Worten: "Sie brauchen ... nicht zu weinen, es geschieht ihnen nichts. Sie gehen nur ins Lager, wo sie arbeiten werden. Sie sollen sich nur gut anziehen, weil sie nicht die Möglichkeit haben werden, bald zurückzukommen." Wir zogen unsere besten Sachen an. Als wir fertig waren, gingen wir in den Hof hinaus. Erst jetzt sahen wir, daß unser Haus von Partisanen und einheimischen Zivilisten umstellt war.

Mein Vater, mein Bruder und ich waren die ersten, die von den Partisanen in unserer Gasse ausgehoben wurden. Mit ungefähr 20 bewaffneten Partisanen und einigen Zivilisten gingen wir durch unsere Gasse. Als wir in die Nähe eines deutschen Hauses kamen, mußten wir stehenbleiben. Einige Partisanen blieben bei uns, die anderen umzingelten das Haus. Unsere Kolonne wuchs langsam. ...

Als wir an das Ende unserer Gasse kamen, ... hörten wir Lärm im Hof der Familie G. Dort wohnten nur Frauen und Fritz. Er war erst 14 Jahre alt und ging noch zur Volksschule. Da Fritz weglaufen wollte und sich wehrte, fesselten ihn die Partisanen. ... Einer der Partisanen sagte: "Ich bin ein Offizier; hier habe ich meine Pistole und meinen Dolch. ... Wer nur ein Wort spricht, den schlachte ich; wenn nur einer aus der Kolonne tritt, der stirbt - und jetzt los!" ...

Erst als wir vor das Gasthaus Stimac kamen, fingen sie an, uns mit Riemen, Gabeln, Stöcken und Gewehrkolben zu schlagen. ... Im Gasthaus ... saßen 3 Angehörige des Volksbefreiungsausschusses. In der Mitte saß der Sekretär Z. Lazar, ein ewiger Student, der Sohn eines Bauern aus Startschowa. Er fragte nur nach den Namen, und schon schoben sie uns weiter. ... Da warteten einige Partisanen bewaffnet mit Stöcken, und befahlen, uns auszuziehen, aber die Unterhose könnten wir anlassen. ... Wenn sich einer rührte, schlugen sie mit Stöcken. Als ich mir die Schuhe ausziehen wollte, schlug mich einer mit dem Stock, ... so daß ich hinfiel. Mit Füßen traten sich mich und fluchten. ...
Sie schoben mich gegen die Wand. Dort waren schon einige Deutsche, manche auch ganz nackt, aufgestellt. Weh' dem, der in der ersten Reihe war! Mit Gewehrkolben und Stöcken schlugen sie uns über Bauch und Gesicht. Auch mit Messern wurden einige gestochen. ... Der Hintermann war auch nicht in viel besserer Lage, weil die Partisanen ... mit Gewehren und Ketten über die Reihen schlugen. Einige wurden schon so hart geprügelt, daß sie bewußtlos zusammengebrochen sind. ... Als man uns genug geprügelt, getreten und gestochen hatte, mußte jeder, wer hatte, den Ehering vor sich hinwerfen. Dann mußten jeweils 2 Personen vortreten und wurden gefesselt. Da ich der Kleinste war, mußte ich mit Fritz antreten. ....
Die fluchenden Partisanen trieben uns unter ständiger Prügel durch die Gassen. ... Der Schuster Paul B. starb am Wege. Sie trieben uns durch den Ortspark, hinunter in den Ried. Dort mußten wir uns alle in das kalte Wasser eines Baches legen. Wer laut rief: "Es lebe Tito!", mußte nichts ins Wasser. Alle legten sich ins kalte Wasser.
Es war sehr finster. Ich sagte zu Fritz: "Komm, wir flüchten!" Er traute sich aber nicht, und da wir gefesselt waren, hätte ich ihn mitschleppen müssen. So ging ich halt mit. ... Auf der anderen Seite des Baches hatten Zigeuner schon einen knietiefen Graben ausgehoben und warteten dort mit einer Wetterlampe auf uns. Fritz G., ich, Josef R. und Franz P. wurden als erste an den Graben geschoben. Ohne ein Wort, ohne ein Urteil schoß ein Partisan mit der Maschinenpistole auf uns. Ich weiß nicht, ob ich vor Angst zusammenbrach oder ob mich Fritz mitriß, jedenfalls fiel ich in den Graben. ...
Ich dachte: "Wenn ich aufsteh', so schießt er wieder. Also bleibst liegen." Ich schaute, was die anderen machten, die getroffen wurden, und machte es halt auch so: Auch ich streckte mich und zuckte mit den Gliedern. Wieder knallte es! Vier Männer fielen auf mich. Der eine, Stefan L., drückte meinen Kopf so fest an die Wand des Grabens, daß ich meinte, mein Kopf würde zerdrückt werden. Als der Graben voll war, trieben sie die restlichen Deutschen über den Bach in eine stillgelegte Ziegelei, um sie dort zu erschießen.
Als es still geworden war, löste ich meine Fesseln und wollte davonlaufen. Da kamen plötzlich 2 Partisanen zurück. Ich kroch schnell wieder unter die Toten und wartete. Die Partisanen warfen 3 Handgranaten auf die Toten und gingen danach fort. Erst als ich hörte, daß auf der anderen Seite des Baches wieder geschossen wurde, kroch ich aus dem Graben und lief davon. Es war ungefähr 3 Uhr. Die Nacht war finster.
Ich lief ohne Ziel los und kam wieder ins Dorf. Ich sprang über mehrere Zäune und erreichte den Hof von Verwandten. Das Haus war jedoch leer. Da ich in der blutverschmierten Kleidung fror, durchsuchte ich den Hof nach Kleidungsstücken. ... Ich fand einen alten Frauenrock, der mir als Hemd diente und eine alte Hose, die ich mit einer Schnur zusammenband. Da die Partisanen ständig Hausdurchsuchungen durchführten, konnte ich nicht im Haus übernachten. ...
In der Nacht des 22. Oktobers 1944 wurden insgesamt 82 Deutsche von Partisanen erschossen, von welchen der jüngste 14 Jahre und der älteste über 70 Jahre alt war.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung und Massenerschießung durch ein Partisanenkommando in Groß-Betschkerek im Banat am 28.10.1944

Erlebnisbericht des Lehrers Michael K. aus Groß-Betschkerek im Banat, Jugoslawien (x006/-210-211): >>In der Stadt Betschkerek wurden am 5. Oktober erstmals Deutsche von den Partisanen ins Lager gesteckt. Zuerst kamen die Deutschen aus der Stadt Betschkerek an die Reihe, allmählich wurden dann auch Gruppen von den umliegenden Ortschaften interniert.

Die Männer im Lager wurden rücksichtslos behandelt, geprügelt, gequält, mußten täglich um 4 Uhr aufstehen, bekamen eine leere Suppe und mußten den ganzen Tag schwer arbeiten bis abends um 6 Uhr, wo sie wiederum eine leere Suppe bekamen. Dadurch sind die Leute physisch ganz heruntergekommen. Diese Verpflegung, die von den Partisanen verabreicht wurde, hätte hingereicht, die Leute, die anfangs noch bei sehr guter Konstitution waren, es waren größtenteils Bauern, innerhalb einiger Wochen zugrunde gehen zu lassen. Das ist ersichtlich aus der großen Anzahl der Sterbefälle bei den deutschen Flüchtlingen aus Rumänien, die auch im Lager Betschkerek waren und bis auf eine geringe Anzahl restlos gestorben sind oder erschossen wurden, weil sie nicht mehr arbeiten konnten.

Die einheimischen Deutschen, die vom Lager zur Arbeit gingen, hatten noch die Möglichkeit, etwas von ihren Angehörigen, Bekannten oder von ... der serbischen Bevölkerung heimlich zugesteckt zu bekommen. Wer dabei erwischt wurde, daß er Lebensmittel bei sich hatte, wurde je nach der Laune des Partisanen, der ihn ertappte, geprügelt oder nicht.

Die serbischen Bauern und die serbische Intelligenz, mit denen die Schwaben immer gut gelebt hatten, mißbilligten sogar uns gegenüber das Vorgehen der Partisanen, wenn sich die Gelegenheit ergab, einige Worte unbemerkt zu wechseln. Ich erlebte es wiederholt, weil ich außerhalb des Lagers arbeitete und mit Serben sprechen konnte.

In der Nacht begann dann im Lager das Schlimmste, das Verhör und die Auswahl zum Erschießen. Erschossen wurden anfangs jene, die entweder gut gekleidet, körperlich besonders stark oder aber durch Krankheit und Schwäche arbeitsunfähig geworden waren. Es wurde kein Verschulden festgestellt, sondern man ließ die Leute antreten und holte dann die entsprechende Anzahl von Personen heraus, die man anscheinend vorher planmäßig festgesetzt hatte.

Die Auserwählten wurden dann in einen separaten Raum geführt; dort mußten sie sich entkleiden und wurden dann, mit Draht gebunden zu je vieren, auf die Schießstätte, den alten militärischen Schießplatz von Betschkerek geführt, wo sie dann erschossen wurden. Da die Partisanen die Inhaftierten nicht näher kannten, aber hauptsächlich die Intelligenz vernichten wollten, wendeten sie verschiedene Kniffe an.

U.a. wurde gefragt: Wer ist Doktor, Arzt, Apotheker, Kaufmann, Lehrer usw.? Leute aus diesen Berufen sollten sich für leichte Arbeiten melden. ... Daß es sich um eine systematische Ausrottung der Deutschen handelte, ist dadurch erwiesen, daß viele von den deutschen Flüchtlingen aus Rumänien, die ja mit den Serben überhaupt nichts zu tun hatten, ebenso erschossen wurden, falls sie durch Krankheit arbeitsunfähig waren. ...

Die Zahl derer, die im Lager Betschkerek erschossen wurden, läßt sich nicht genau erfassen. Viele Lagerinsassen kannte man nicht ... und man konnte auch nicht viel mit den anderen Inhaftierten sprechen. ... Die Erschießungen wurden aber in einem Protokoll festgehalten; in dem alle Lagerinsassen bei ihrer Aufnahme eingetragen wurden. Im Todesfall wurde hinter dem Namen "gestorben" und das Datum vermerkt. Die Lagerkanzlei wurde von deutschen Lagerinsassen unter Aufsicht von Partisanen geführt. Diese Deutschen nahmen auch die Eintragungen in das Protokollbuch vor. ...

Beim Einblick in die Protokolliste stellte ich fest, daß sehr viele Leute als "gestorben" eingetragen waren. Am 28. Oktober 1944 beispielsweise sind 150 Deutsche erschossen und in das Hauptbuch als "gestorben" eingetragen worden. ...<<

Massenerschießung durch ein Partisanenkommando in Deutsch Zerne im Banat am 24.10.1944

Erlebnisbericht der A. W. aus Deutsch Zerne (Nemacka Crnja) im Banat, Jugoslawien (x006/220): >>Da ich in der Nähe wohnte, am Dorfausgang, ging ich mit anderen auf den Dachboden und schaute zum Schinderplatz hinaus. Dabei sah ich, daß die Leute von den Zigeunern entkleidet wurden, nachdem sie die Schuhe im Gemeindehaus ausziehen und barfuß zur Richtstätte laufen mußten.

Waren sie entkleidet, so wurden sie zuerst von den Zigeunern mit Knüppeln verprügelt, mußten darauf gegen das ausgehobene Massengrab laufen und wurden, die meisten im Laufen, von einem Manne im Regenmantel mit der Maschinenpistole erschossen. Ob die Leute tot waren oder nicht, wurde nicht überprüft, sondern alle wurden ins Grab geworfen. Viele Männer fielen aber schon, bevor sie angeschossen wurden, anscheinend wurden sie vor Angst ohnmächtig. Diese wurden von der Ortspartisanenführerin Ljubica am Boden erschossen.

Dabei sah ich z.B., wie der etwa 18jährige M. G. die Hände bittend zusammenlegte und wohl um sein Leben bat, was ihm aber nichts half. Er mußte sich wieder umdrehen und wurde durch Genickschuß oder Rückenschuß erledigt. –

Es wurden 3 Transporte hingerichtet. Die Erschießungen begannen um 4 Uhr. Bei Anbruch der Dunkelheit war der zweite Transport noch nicht fertig und der dritte wurde schon bei Mondschein abgefertigt ... bis gegen 9 Uhr abends. Dann fuhren die Partisanen auf 3 Wagen ins Dorf zurück, serbische Lieder singend. ...

Nach den Angaben des J. K. wurden an diesem 24. Oktober allein aus Zerne 61 Männer und ... 6 Frauen erschossen; aus Tschesterek waren es wahrscheinlich 14 Männer und 5 Frauen.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung von Hetin im Oktober 1944, Massenerschießung durch ein Partisanenkommando, Verhältnisse im Internierungslager Deutsch Zerne von November 1944 bis Mai 1945

Erlebnisbericht des Kaufmanns Matthias K. aus Hetin im Banat (x006/222-240): >>Am 3. Oktober 1944 kamen die ersten Russen in unseren Ort, die armselig ausgerüstet waren und zerlumpte Uniformen trugen. ... Sie zogen weiter, den im Rückzug befindlichen deutschen Truppen nach. Unter der Bevölkerung herrschte große Aufregung, aber im Ort war es vollkommen ruhig. Beim Einmarsch der Roten Armee befand sich die Masse der deutschen Einwohner, abgesehen von den zum Wehrdienst einberufenen Männern, in ihrem Heimatort. Die Russen stahlen nur Pferde und Vieh und verlangten von den Bauern Wein und Schnaps. ...

Einige Tage später kamen die ersten Tito-Partisanen in den Ort geritten. ... Die Dorfbewohner wurden durch Trommelschlag eines Polizisten aufgefordert, sich gegenüber den sog. Befreiern ruhig zu verhalten. Das waren wahrhafte "Befreier", denn sie haben uns nachher von allem befreit - viele Tausende sogar vom Leben. ...

Die Partisanen, welche in unserem Ort hausten, machten nichts anderes als gut fressen und saufen, und die Vorräte dazu mußten die deutschen Frauen aus ihren Häusern herbeischaffen. Dies war ja noch alles erträglich und ging derart so weiter bis zur Nacht am 23. Oktober 1944, als wir Männer verhaftet wurden. Damals begann unser Leidensweg. ...

Um 23 Uhr wurden meine Frau und ich durch den Lärm einiger Gewehrkolbenhiebe aus dem Schlafe geweckt. ... Ich sprang sofort aus dem Bett und öffnete die Haustür. Vor mir standen 2 junge Partisanen mit schußbereiten Gewehren. Sie sagten: "Im Namen des Gesetzes bist du verhaftet; und kleide dich rasch an, denn du mußt mit uns gehen ins Gemeindehaus zum Verhör." ...

Der eine Bandit fragte mich, ob dieses Geschäft mein Eigentum sei, und ich antwortete mit "Ja!" Darauf schrie er mich fluchend an, daß dieses Geschäft nicht mehr mein Eigentum sei, sondern ihnen gehören würde. Ich mußte diese Worte dann mehrmals wiederholen, und wäh-

rend dieser Zeit ging der andere Schurke ins Schlafzimmer, in dem meine Frau zitternd im Bett lag, und durchsuchte alle Schränke nach Waffen. Er fand aber keine. ...
Die Schurken ließen mich nicht mehr aus ihren Augen und folgten mir Schritt für Schritt nach. Im Geschäftslokal durchsuchten sie die Kasse und streiften sich in ihre Taschen, was ihnen nur paßte. Als ich sah, daß sich einer eine Schachtel Schuhcreme in die Tasche steckte, sagte ich ihm, er möge sich doch eine andere von der besseren Sorte nehmen, worauf er zornig wurde und ... mir eine Ohrfeige verabreichte. Er schrie mich an: "Oh, du siehst auch noch das!"
Er hätte mich noch weiter geprügelt, wenn nicht meine Frau aus dem Schlafzimmer herbeigeeilt wäre, um ihn bittend davon abzuhalten. Er stieß meine Frau brutal ins Zimmer zurück und befahl mir, hinauszugehen. Diese Verhaftungszeremonie dauerte etwa 15 Minuten. Ohne Abschied von meiner Frau zu nehmen, mußte ich unser Heim verlassen. ... Dann wurden wir von 3 Schurken und dem Gemeindediener zum Verhör ins Gemeindehaus eskortiert.
Als wir in den großen Saal eintraten, wurden wir von einem kaum 20 Jahre alten Partisanenkommandant mit den ordinärsten Schimpfworten empfangen und einer nach dem anderen von ihm ausgefragt. Unser Notar Grahovec J. mußte unsere Aussagen mit der Schreibmaschine niederschreiben. Jeder wurde nach den Geburtsdaten und Vermögensbesitz gefragt, ob er zum deutschen Militärdienst eingerückt oder Mitglied des Kulturbundes war. Umsonst sagten wir, daß wir nicht freiwillig eingerückt waren, sondern daß wir dazu gezwungen wurden. ...
Als dann unser Verhör vorüber war, wurden wir, einer nach dem anderen jämmerlich verprügelt, und zwar mit allen Gegenständen, die nur zu finden waren. Während dieses traurigen Aktes schlich der Notar aus dem Saal. Anscheinend konnte er nicht zusehen, wie diese wilden Banditen uns prügelten und quälten. Der Kommandant bemerkte es jedoch bald, und beauftragte einen Partisanen, den Notar sofort vorzuführen. ...
Nach kaum 10 Minuten kam der Partisan mit dem Notar zurück in den Saal. In diesem Augenblick war ich an der Reihe. Ich wurde gerade derart geohrfeigt, daß ich 2 Zähne verlor. Ich lag danach mit dem Gesicht ... auf dem Fußboden, wobei ich durch einen anderen Banditen mit seinem Stiefel auf meinem Genick niedergehalten wurde, und etwa 5-6 Banditen hauten auf meinen Hinterkörper zu, mit Stuhl, Korbatschen (geflochtene Lederpeitschen), Schafhirtenstäben und Fußtritten. ... Der Notar mußte meine Oberhose herunterziehen und mich verprügeln, da er diesen Befehl vom Kommandanten erhalten hatte.
Nach diesem Akt wurden wir aus dem Gemeindesaal hinausgetrieben und einer nach dem anderen mit Fußtritten ... in den Gemeindehauskeller über die Treppe hinuntergestoßen. Der Keller war ohne Fenster und Beleuchtung. ... Nach der jämmerlichen Prügel hatten alle große Schmerzen. ... Wir waren aufgestaut wie die Sardinen ... und so mußten wir stehend bis zum Morgengrauen in dem von Ratten und Mäusen behausten Keller verbringen. Das war eine fürchterliche Nacht. Keiner konnte schlafen oder traute sich zu sprechen, denn oben vor der Kellertür stand ein Wachtposten.
Unsere Frauen erhielten den Befehl, sofort Eßwaren, Kleidung und Decken in das Gemeindehaus zu bringen. Sie taten es gern, denn es waren vielleicht ihre letzten Liebesdienste, die sie uns noch vor der Reise ins Ungewisse leisten konnten. Keiner wußte, wohin man uns führen oder was mit uns geschehen würde. Bevor sie uns die Sachen übergeben konnten, wurde alles gründlichst untersucht. Dann durften sie es persönlich übergeben.
Gleich danach hörten wir, daß Fuhrwerke auf der Gasse heranrollten. Es waren Ungarn aus unserem Dorf, die uns 43 Häftlinge aus dem Heimatort fortführen mußten. Sodann wurden wir aus dem Keller heraufbefohlen und zur Gasse getrieben, wo 7 Wagen für uns bereitstanden. Auf jeden Wagen wurden 6 Mann zugeteilt, und dann setzte sich unser Trauerzug in Bewegung. ...
Unsere Angehörigen durften sich während des Abzugs nicht auf der Gasse zeigen, nur der

ungarischen Bevölkerung war es erlaubt. Sie standen auf dem Fußweg an der Hauptstraße. Viele von ihnen waren (anscheinend) froh, aber etliche hatten auch Tränen in den Augen. ... Unsere Angehörigen schauten meistens durch die Fenster, um uns vielleicht zum letzten Mal sehen zu können. ...
Als Begleitung hatten wir eine berittene Partisanenhorde. Ein Partisan bemerkte, daß ich einen ledernen Wintermantel trug. Ich mußte den Mantel abgeben, sollte ihn aber wieder zurückbekommen, wenn ich heimkehren würde. Diesen Partisanen kannte ich sehr gut, denn er war während der deutschen Besatzungszeit als jugoslawischer Finanzbeamter in unserem Ort tätig gewesen. ... Nach 4stündiger Fahrt erreichten wir Serbisch Zerne. ...
Als wir in dem Ort ankamen und durch die Gassen fuhren, da wurden wir von den serbischen Kindern mit Kot und Steinen beworfen, verspottet und verflucht. Ihre Häuser waren alle mit dem roten Sowjetstern dekoriert und das Pöbelvolk begleitete uns bis zur Haltestelle bzw. bis zum Partisanenkommando. ... Dort mußten wir von den Wagen absteigen, uns in Viererreihen aufstellen und auf der Gasse warten, bis wir durch unsere Begleitung diesem Partisanenkommando übergeben wurden. Während der Übergabe hatten wir noch Hoffnung, daß unser (kroatischer) ... Bürgermeister vielleicht doch noch unsere Rettung erreichen würde.
Ich glaube, daß wir 43 Hetiner ihm unser Leben verdanken. ... Kaum eine halbe Stunde nach unserer Ankunft wurden z.B. deutsche Männer und Frauen erschossen. Als Stätte ihrer Verbrechen wählten sie die Zerneer Schinderkaul, in der das verendete Vieh verscharrt wurde. Es waren zumeist Deutsche aus Deutsch Zerne und Tschesterek. ... Ihre Schuld war nur, daß sie als Deutsche geboren wurden.
Nur einige waren dabei, welche während der deutschen Besatzungszeit die Stelle eines Ortsleiters, Bauernführers oder ähnliche Posten bekleidet hatten, denn die höheren Führer der deutschen Volksgruppe waren ja noch rechtzeitig mit der im Rückzug befindlichen deutschen Armee geflüchtet. Somit blieb nur das unschuldige Volk in der Meinung daheim: "Warum soll ich mein Hab und Gut verlassen, wenn ich doch nichts verschuldet habe ... ?" Leider kam es ganz anders. ...
Als wir vor dem Haus der Kommandantur warteten, ... wurden wir vom Pöbelvolk angespuckt und mißhandelt. ... Es regnete ständig. Das Pöbelvolk streifte längs uns hin und her und besichtigte unsere Bekleidung und Schuhe, die wir anhatten. Dabei hörten wir ihre serbischen Schimpfworte und Bemerkungen: "Dem seinen Anzug muß ich bekommen", und der andere sagte: "Dem seine Schuhe werde ich mir nehmen" usw.
Unterdessen rollten einige Fuhrwerke heran, beladen mit Grabschaufeln und Stricken. ... Fuhrmänner waren zumeist Zigeuner, die ja damals bei jedem barbarischen Akt und Hinrichtungen die Hauptrolle spielten. Sie waren zumeist besoffen sowie auch die Partisanen, welche unser Schicksal in ihrer Gewalt hatten.
Als wir 43 Hetiner diesen unheimlichen Bewegungen etwa eine viertel Stunde zusahen und geduldig abwarteten, erfolgte ... Bewegung vor dem Einfahrtstor des Gemeindehauses, als wir eine mit Stricken zusammengebundene Menschenschar aus dem Tor herausmarschieren sahen. Es waren deutsche Männer, Frauen und Burschen, welche anscheinend vorher noch jämmerlich barbarisch von den Schurken im Keller verprügelt wurden, denn die meisten konnten kaum gehen und waren kaum zu erkennen, derart waren ihre Gesichter verschwollen. Obwohl ich etwa 60 % der deutschen Bevölkerung aus Deutsch Zerne kannte, konnte ich nur 3 Männer erkennen. ...
Diese Schar gehörte zu den bereits erwähnten Volksdeutschen, welche am 24. Oktober 1944 in der Zerneer Schinderkaul erschossen wurden. Ihr Massengrab mußten diese Unglücklichen 2 Tage vorher selbst graben, und zwar unter der Aufsicht der Zigeuner und Partisanen, wobei sie noch mißhandelt und verprügelt wurden.
Als diese Schar fortgeführt war, mußten wir durch das große Tor in denselben Keller gehen,

wo diese Unglücklichen vorher gefangen waren. Vorher mußten wir uns ... einer Leibesvisite unterziehen, und es wurde uns alles weggenommen, was wir noch bei uns hatten: Lebensmittel, Decken, Uhren, Ringe, Hosenriemen, Seife, Kämme und sogar die Schnürbänder aus den Schuhen.
Während dieser Aktion ersuchte mich mein Nebenmann Nikolaus S. - ein ehemaliger amerikanischer Staatsbürger -, der der serbischen Sprache nicht mächtig war, daß ich den Kontrolleur bitten sollte, er möge ihm wenigstens seinen Tiegel Salbe und Verbandszeug belassen, damit er seine Fußwunde weiterhin verbinden könne. Dieser antwortete wütend, er brauche diese Sachen nicht mehr, denn seine Wunde würde ihm bald ausgeheilt werden, und nahm ihm alles weg. Als wir dann von allem entledigt waren, wurden wir ... von der Stiege in den Keller hinuntergestoßen.
Der Keller war ganz dünn mit Stroh bestreut. ... Wir 43 Hetiner ... warteten nur noch geduldig auf den Tod. ... Jeder war darauf vorbereitet, daß diese Mordgesellen noch am selben Nachmittag kommen werden und uns 43 Hetiner auch derart erledigen, wie sie die vorher erledigten. - Diesen barbarischen Mordakt erfuhren wir durch das offene Gitterfenster des Kellers. Wir hörten sogar, daß jetzt wir Hetiner an die Reihe kommen sollten.
Im Keller wurde es langsam dunkel. Wir hörten, daß mehrere Pferdefuhrwerke im Hof des Gemeindehauses eintrafen. ... Ein Partisan leuchtete mit einer Taschenlampe in unseren Keller ... und suchte sich einige jüngere Männer aus, die ihm dann folgen mußten. ... Nach einer Stunde kamen unsere vorher abgeführten Kameraden wieder zurück in den Keller und erzählten uns, daß sie Kleidung von den Wagen abladen und sortieren mußten. Die Unterwäsche war oftmals blutig. ... Unsere Kameraden hörten auch, wie sich die Serben erzählten, daß die Schwaben sich eher ganz nackt ausziehen mußten und wurden dann, immer 5 auf einmal mit einem Maschinengewehr erschossen und fielen gleich in das Massengrab. ... Nun wußten wir, woher diese Kleidungsstücke stammten. ...
Inzwischen war es Nacht geworden und auf der Gasse vor dem Keller war noch immer Großbetrieb von besoffenen Partisanen und Zigeunern, die ... uns gutgesinnte Serben mit spöttischen Schimpfwörtern von den Kellerfenstern wegtrieben und schrien: "Oder wollt ihr in den Keller gehen - dann lassen wir die Schwaben frei."
Um ca. 8 Uhr abends rollte eine Wagenkolonne auf der Gasse heran. Wir hörten Männer und Frauen, die sich weinend verabschiedeten. ... Kurz darauf hörten wir, daß 112 deutsche Männer und Burschen mit ihren eigenen Fuhrwerken aus der Gemeinde Stefansfeld angekommen waren. Als Kutscher hatte man zumeist die Frauen oder Kinder der Verhafteten eingeteilt.
Als man diese 112 Stefansfelder ausgeplündert hatte, wurden sie ebenfalls Hals über Kopf in unseren Keller hinuntergestoßen. ... Etwas später folgten noch 63 Männer und Burschen aus der Gemeinde Pardan. Es wurde eine schreckliche Nacht. Ich glaube nicht, daß einer von uns 218 Personen schlafen konnte, denn viele mußten die Nacht stehend im überfüllten Keller verbringen. ...
Jeder Serbe oder Zigeuner konnte mit uns machen, was er wollte. ... Ilija, ein ehemaliger Hefeausträger aus Serbisch Zerne, kam einmal mit 2 jüngeren Banditen zu uns in den Keller und forderte unseren ehemaligen Bürgermeister Balthasar W. auf, vorzutreten. Er mußte dann vor ihnen stillstehen, und sie fragten ihn, ob er sie erkenne. Er sagte: "Nein" - und schon erhielt er eine Ohrfeige nach der anderen. ... Nach seiner Aussage mußte sich der alte Mann niederlegen, und der junge Schurke nahm seinen Ochsenschlepp hervor und prügelte auf seinen Rükken und Gesäß. ... Dann wurde er noch so lange mit Fußtritten bearbeitet, bis er nicht mehr aufstehen konnte. ...
Nun folgte unsere zweite Nacht im Zerneer Gemeindekeller, und ... jeder von uns zitterte vor Angst, wenn die Nacht heranrückte, denn wir alle wußten schon, daß die Partisanen ihre Quälereien ... zumeist in der Nacht vollführten. Um etwa 22 Uhr öffnete der Posten die Kellertür

und rief einen Hetiner per Namen, zum Verhör hinaufzukommen. Kaum war er oben im Gemeindesaal, der über dem Keller war, da hörten wir auch schon sein fürchterliches Schreien und das Stampfen von Füßen. Was sie mit ihm machten, erlebte ich nach kurzer Zeit am eigenen Leib. Als sie ihn zurück in den Keller brachten, jammerte mein Landsmann erbärmlich vor Schmerzen. Bald öffnete der Posten wieder die Kellertür und rief mich hinauf zum Verhör. Ich wußte schon im voraus, wie mein Verhör ausfallen würde.
Der Posten begleitete mich ... in den Gemeindesaal. An der Tür wurde ich durch den ehemaligen Hefeausträger Ilija freundlichst empfangen und dann einer 5köpfigen Schar, die reichlich Alkohol getrunken hatte, vorgestellt. Diese Schurken reichten mir ihre Hände zum Gruß und lobten mich, da sie durch Ilija gehört hätten, daß ich stets ein guter Mann gewesen wäre, und boten mir einen Stuhl an. Sie gaben mir ein Glas Wein zu trinken. ... Unter den 5 Schurken kannte ich nur einen. ...
Weil ich ... danach alle Vorwürfe leugnete, ... rissen (sie) mich vom Stuhl herunter, warfen mich auf den Fußboden, und ... sprangen auf mich los; der eine hielt mein Genick mit seinem Fuß nieder, und schon begannen sie auf mich loszuhauen mit Korbatsche, Hirtenstab und Ochsenschlepp. Dabei waren meine Hände unter meinem Körper, und einer stand mit seinen Füßen auf meinen Knien, damit ich mich nicht bewegen bzw. wehren konnte. ... Sodann wurde ich bewußtlos und blieb einige Minuten auf dem Fußboden liegen.
Als ich dann halbwegs wieder bei Sinnen war, hoben sie mich auf und setzten mich auf einen Stuhl. Einer reichte mir ein Glas Wasser, doch ich nahm es nicht an, sondern bat ihn, mich zu erschießen, denn ich könnte diese Schmerzen nicht länger ertragen. Daraufhin schrie er mich spöttisch an, trank aus dem Wasserglas und spuckte mir das Wasser ins Gesicht. Dies wiederholte er noch mehrmals. Sie tranken danach wieder Wein und Schnaps und verspotteten mich. Dann rissen sie mich plötzlich auf den Fußboden und schlugen wieder auf meinen Rücken und Gesäß los, bis ich nicht mehr schreien konnte und wieder bewußtlos war. Als ich wieder zu Sinnen kam, stand ich schon im Hof des Gemeindehauses, gestützt von 2 Partisanen, die mich in den Keller zurückbrachten. ...
Nach einer Weile wurde dann der 3. Hetiner zum Verhör gerufen, und so ging es die ganze Nacht hindurch. Keiner konnte schlafen, denn wir Verprügelten jammerten vor Schmerzen fürchterlich, und keiner konnte von uns auf dem Rücken liegen. Mein Rücken und Gesäß waren angeschwollen und wund. 2 tiefe Wunden hatte ich am Gesäß. Erst am folgenden Tag spürte ich die Schmerzen, und von dieser Zeit an befaßte ich mich nur (noch) mit Selbstmordgedanken. ...
Wir (hatten) mehrmals Besuch von durchziehenden Partisanen. Wir mußten aus dem Schlafe aufspringen und vor ihnen stillstehen, und dann übten sie ihre Heldentaten an uns Sündenböcken, durch Spott ... und Prügel aus. - Derart ging es bereits 2 Wochen lang, jede Nacht, aber auch manchmal tagsüber, denn wir galten ihnen doch nur als Spielzeug und mußten deshalb alles ertragen. ... Wir waren Sklaven und wurden von Tag zu Tag schlechter behandelt. ... Unsere Frauen, die zu Hause warteten, konnten uns weder Lebensmittel oder Wäsche bringen, da sie nicht wußten, ob wir noch am Leben waren. ...
Durch einige gutgesinnte Partisanen erfuhren wir, daß alle ... deutschen Frauen, Kinder von 10 Jahren aufwärts und Männer bis zum Alter von 60 Jahren jeden Tag um 6 Uhr früh vor dem Gemeindehaus erscheinen (mußten) ... und dann gruppenweise zur Zwangsarbeit eingeteilt wurden. Sie mußten unter Partisanenbewachung täglich einen ca. 8 km Fußmarsch bis zum ehemaligen Gut K. machen.
Dort mußten sie dann Hanf und Maisstämme in Bündel binden und auf Fuhrwerke laden. Diese Art Zwangsarbeiten dauerten bis zum 7. November 1944, denn an diesem Tage wurden alle Hetiner ... bis zum Alter von 60 Jahren, samt den Säuglingen, plötzlich aus dem Heimatort abtransportiert. ... Das Gerücht wurde verbreitet, daß man sie nach Rußland verschleppt hätte.

Am nächsten Tag erfuhren wir jedoch, daß man sie in den etwa 40 km entfernten Grenzort Nakadorf gebracht hatte. Dort mußten sie täglich die Landstraßen reinigen. ...
Während dieser Verschleppungszeit plünderten die Partisanen alle Wohnungen aus. ... Nach der Heimkehr, wurden sie wieder zur üblichen Zwangsarbeit herangezogen, und dies ging so weiter fort ...
Am 23. November 1944, nachmittags, mußten wir plötzlich alle von den Arbeitsplätzen zurück und jeder vor seinem Liegeplatz ... auf ein hohes Partisanenkommando (warten). ... An der Spitze war eine 40-45jährige kleine, dicke Frau, welche als allerhöchste Kommandantin fungierte. Ihr Rufname war "Nada", und sie trug eine ... deutsche Militärbluse und Militärmütze. Sie war ausgerüstet mit Handgranaten und einer Pistole. Als sie mit ... 10-12 jungen Partisanen an uns vorbeiging, wurden wir angespuckt und verspottet: "Seht Ihr, wie weit Euch Hitler gebracht hat!"
Nachher wurden 50 Namen vorgelesen, und deren Namen vorgelesen wurden, mußten sofort aus dem Stall gehen und draußen, neben dem Stalltor, antreten. Alle ... 50 Männer und Burschen waren Stefansfelder. Wir Zurückgebliebenen ahnten gleich, was mit diesen Kameraden geschehen würde, obzwar uns diese Mordgesellen in spöttischer Art sagten, sie würden zur Arbeit nach Csoka transportiert. Unter uns ... herrschte große innerliche Aufregung, und keiner konnte sein Nachtmahl verzehren, denn der Hunger war uns vergangen.
Am nächsten Tage erfuhren wir durch die ungarische Dienerschaft des Meierhofes, daß diese 50 Personen am gestrigen Abend in der Zerneer Schinderkaul erschossen und in das große Massengrab geworfen wurden, wo schon Hunderte von Leidensgenossen begraben waren. - Zwei Tage darauf ... wurden wieder 50 Männer und Burschen auf dieselbe Weise vorgelesen und auch in der Schinderkaul erledigt. Es waren 23 Pardaner, 16 Stefansfelder und ein geisteskranker Bursche aus Deutsch Zerne, der nicht einmal wußte, daß er ein Deutscher war.
In dieser Zeit verschwand auch unser ehemaliger Bürgermeister Balthasar W. Er wurde eines Tages durch einen Partisanen zur Zwangsarbeit abgeholt und allein weggeführt. Er kehrte nicht mehr zurück. ...
Am ersten Weihnachtstag mußten wir in grimmiger Kälte ... Futterrüben aus der gefrorenen Erde graben, mit den Händen aufraffen und auf Haufen schobern (schichten). Wenn einer während dieser Arbeit nicht flink genug war, ... dann fror ihm die Rübe an den Händen fest. ...
In dieser Weihnachtswoche erlebten wir in unserem Lager abermals eine unerwartete Überraschung. Es erschien eine Partisanenkommission, welche ... alle gesunden Männer und Burschen von 16-45 Jahren auswählte und nach Rußland zur Zwangsarbeit auslieferte. Auch Frauen und Mädels von 16-35 Jahren ... sind mitgegangen.
In der Neujahrswoche 1945 wurden einige ... Serben, Kroaten und sonstige Slawen, welche während der Besatzung auf Deutschlands Seite gekämpft hatten, ... zum Partisanengericht nach Novi Sad (Neusatz) zur Aburteilung überführt.
Am 16. Jänner 1945 wurden wir von Juliamajor nach Deutsch Zerne, in das ... Gasthausgebäude überführt. ... Kaum hausten wir etliche Tage in dem großen Tanzsaal, waren wir alle voll mit Läusen, wodurch einige Kameraden derartig ... aufgefressen waren, daß sie von uns entfernt werden mußten, wovon die meisten auf nie mehr Wiedersehen verschwunden sind.
Am 18. April 1945 geschah die Einlagerung aller noch daheim gebliebenen Deutschen im Banat, und zwar restlos; vom kleinsten Kinde bis zum ältesten Greis mußten sie ihr Haus, Hof und Habseligkeiten verlassen und wurden dann aus ihrem Heimatort in verschiedene Zivillager abtransportiert. ...
Sodann wurden die Kinder von ihren Müttern erbarmungslos weggenommen. ... Dann ... begann die restlose Ausplünderung der verlassenen deutschen Häuser, wobei die eingelagerten Deutschen mithelfen mußten. ... Die Arbeitsunfähigen und Kleinkinder wurden dann später in das Molidorfer Lager überführt. - Dieser Ort war ein rein deutsches Dorf und wurde ... das

berühmte Krepierlager der Schwaben genannt, ebenso wie Rudolfsgnad, Gakovo und Krusevlje.
Am Tage der deutschen Kapitulation im Mai 1945 wurden in Deutsch Zerne ... alle Häuser der Hauptgassen mit amerikanischen, englischen, französischen, russischen und den neuen kommunistisch-jugoslawischen Flaggen beflaggt. ...
Dieser Siegesjubel dauerte über 2 Wochen. ... (Später) hörten wir ihre Ausrufe: "Nieder mit dem kapitalistischen Amerika und England". Nur einen Tag und eine Nacht flatterten die amerikanischen und englischen Flaggen an den Häusern, denn am folgenden Tage waren sie heruntergerissen, zerfetzt und einige sogar mit Menschenkot geschändet, und so flogen sie als Fetzen auf den Gassen herum. ...<<

Verhältnisse nach dem Einmarsch der Partisanen im November 1944, Internierung der deutschen Bevölkerung

Erlebnisbericht der Lehrerin A. E. aus Mastort im Banat, Jugoslawien (x006/251-252): >>Fremde Partisanen zogen durchs Dorf. Als sie bei uns eindrangen, war ihre Begrüßung: "Eben haben wir ihre Nachbarin ermordet!" Es war Frau S., die ... erschossen wurde, weil sie sich den Zorn eines Arbeiters zugezogen hatte. - Ich mußte mit ins Gemeindehaus "zum Verhör".
Zum Gemeindehaus wurden außer mir die angesehensten Mädchen, ... Männer, eine der reichsten Bäuerinnen, ... und unser Arzt ... getrieben. ... Die Kindergärtnerin wurde auf der Straße erschossen. ... Nach Heufeld ins Gemeindehaus ... mußten wir laufen. Im Hofe des Gemeindeamtes in Heufeld wurden wir gezwungen, uns auf die Erde zu setzen, obzwar es regnete. ...
Plötzlich hörten wir dumpfe Schläge und eine Stimme, die hochdeutsch sprach: "Was hab' ich denn getan?" Darauf rief ein Partisan: "Feuer!, töte ihn!" Einige Schüsse, ein schwerer Fall, ein paar Seufzer. - Da schlugen die Glocken an, es läutete Mittag. - Vier starke Männer mußten vortreten und den Erschossenen wegschaffen. Es war unser Pfarrer Adam S. (über 70 Jahre alt). ...
Abends kamen wir ... in Kikinda an. Als Lager war die große Käsefabrik und Molkerei ... eingerichtet. Der ganze Bau war mit unseren Menschen überfüllt. ... In diesem Lager verbrachte ich die grauenvollste Zeit meines Lebens.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung von Neu-Palanka im November 1944, Erschießungen durch ein Partisanenkommando, Verhältnisse im Zwangsarbeitslager Fruska Gora von November 1944 bis April 1945

Erlebnisbericht des Landwirts J. S. aus Neu-Palanka in der Batschka, Jugoslawien (x006/287-292): >>Am 8. November 1944 morgens kam ein bewaffneter Partisan zu mir ins Haus und sagte, ich müßte mit ihm gehen. Auf meine Frage: "Wohin?", sagte er mir: "Du kannst für vier Tage Essen mitnehmen, es geht auf ein Staatsgut, Mais brechen." Doch als ich auf die Gasse kam, wußte ich schon alles. Aus mehreren Gassen sah ich Männer kommen, die von Partisanen zusammengetrieben wurden.
So ging es dann anschließend in die Schwestergemeinde Batschka-Palanka in die Bürgerschule, wo man schon am Tage vorher 100 Mann hingetrieben hatte. Wir waren ungefähr 170 Schwaben und 20 Ungarn. ... 8 ärmere Ungarn wurden später ... entlassen. Wir waren alle unter 60 Jahre alt, auch einige Jugendliche von 13-14 Jahren waren dabei.
So fing dann die Gerichtsbarkeit an. Alle mußten aus den Zimmern heraus und auf dem breiten Gang im ersten Stock in 2 Reihen antreten. Da fing die Schlägerei an. Einer fragte, was man der Nation nach sei, der andere fragte, ob man im Kulturbund war. Was immer man auch war und sagte, es gab Prügel und Backenstreiche. Ein anderer kam mit einer Hitlerfahne, die mußten wir küssen, hernach gab's mit der Fahnenstange. So ging's bis Mittag. Nachmittags

mußten wir im großen Hof antreten.
Wir wurden streng bewacht. In allen Winkeln und rings um die Schule standen Wachen. Rings um uns hatte man Maschinengewehre aufgestellt, mit denen man blindlings schoß, um uns die Todesangst einzutreiben. Während der Schießerei wurden wir ausgeplündert. ... Das dauerte bis 4 Uhr Nachtmittag.
Dann ging's zum Abmarsch ins Ungewisse, ungefähr 6 km durchs Ried zur Donau. Dort wurden wir mit einem kleinen Motorschiff und zwei ... Fischerbooten zu je 60-70 Mann über die Donau geführt. Am Ufer mußten wir uns in 2 Reihen aufstellen und auf die anderen warten. Während dieser Wartezeit wurden wir von unseren Wachen ausgeplündert. Ich war beim ersten Transport. Beim 2. Transport war es schon etwas dunkler. Die uns begleitenden Partisanen waren auf dem Motorschiff. ...
Als erster wurde der Neu-Palanker Polizeiführer, ein Ungar, über Bord geschmissen, der noch aus dem Wasser schrie: "Grüßt mir meine Frau!" Als zweiter ... wurde der wohlhabende Ökonom und Mühlenbesitzer Karl C. über Bord geworfen. Dieser konnte schwimmen ... und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Dort suchten ihn die Partisanen und fragten: "Wo ist dieser Dicke?" Es war aber schon stockfinster. ...
Dann ging es ungeordnet, mehr im Laufschritt, durch Schlucht und Berg auf ungehbaren Wegen. Keiner wollte der letzte sein, denn jeder, der zurückblieb, wurde erschossen. ... (Es ging) bis in den nächsten Ort, Nestin. ... Dort warteten schon Zivilisten auf unsere Kleider. Da wurde uns, was man für überflüssig an Kleidern hielt, so auch Unterwäsche und Schuhe, weggenommen. Während wir in den Zimmern ausgeplündert wurden, wurde im Vorzimmer des Hauses Gerichtsbarkeit abgehalten. Ich stand im ersten Zimmer neben der Tür. –
Die Tür ging ständig auf und zu, weil die Partisanen ihre Beute hinaustrugen, auch unsere Leute mußten helfen. – Als erster wurde dann ein ungarischer Stuhlrichter oder Bezirksrichter geholt. Dieser Stuhlrichter mußte sich bis auf die Unterwäsche ausziehen und mußte ständig die Knie tief beugen, inzwischen bekam er Ohrfeigen. Der vor ihm stehende Partisan sagte: "Jetzt bin ich Richter!" Dann antwortete der Richter: "Ich verabscheue Hitler, der serbische Mensch ist ein guter Mensch!" Aber es nützte alles nichts. Schließlich nahm der Partisan das Gewehr mit den Worten von den Schultern: "Ich werde mir nicht die Hände verschlagen", und gab ihm Kolbenstöße, bis er ohnmächtig war.
Dann blickte der Partisan ins Zimmer nach einem anderen. Der zweite war der angesehene Ökonom und Weingartenbesitzer Bela B. Er winkte ihm mit dem Finger. Die erste Frage war, wieviel Joch Acker er besitzen würde. ... Dann sagte der Partisan: "Ich kenne dich, ich habe schon Reben bei dir gebunden." ... Und so ging es noch eine Weile weiter.
Es kann 1 Uhr in der Nacht gewesen sein, ... da ging's in Viererreihen zurück. Gefangene, denen man die Schuhe weggenommen hatte, banden sich Fetzen um die Füße. Doch auf der rauhen Steinstraße hatten diese sich bald durchgelaufen. ... Die Füße ... hatten Wunden und bluteten schon nach einigen Kilometern.
Um ca. 4 Uhr morgens kamen wir in Susek an. Dort trieben sie uns in ein Haus des Müllermeisters S., um uns nochmals nach überflüssigen Kleidern und Schuhen zu durchsuchen. (Man) nahm Glasscherben ... und zerschnitt sich seine Schuhe, schmierte sie mit Kot ein, so auch die besseren Kleider. ...
Um 5 Uhr ging's etwa 2 km weiter Donau abwärts. Auf einer Brücke, unter der eine tiefe Schlucht ... in die Donau führte, rasteten wir. Dort glaubten wir, nun würden wir alle erschossen und in den Abgrund gestoßen. Einige, auch ich, beteten still. ... Nach einigen Minuten trieben sie uns jedoch wieder zurück nach Susek. ...
Um 10 Uhr kamen wir im Ort Banostar an und rasteten einige Minuten an der Donau. Plötzlich trieben Tote am Ufer vorbei. Ein Partisan sagte zu uns: "Schau da, dein Bruder!" Ein anderer wieder schlug uns und sagte: "Wegschauen!" Sodann ging's weiter ... nach Scherewitz.

... Unsere Partisanen trafen dort viele andere ihresgleichen. ... Dort ging's zu wie bei einem Faschingszug. Alle Schichten der Befreier waren vertreten. Da wurde getanzt, gesungen - Schnaps- und Weinflaschen in der Hand -, der Dudelsack spielte. ... Es sah aus wie auf einem Zigeunermarkt. Wir hatten vor unserer Eskorte eine Stunde Ruhe. ...
Um 13 Uhr ging's weiter nach Beocin; dort vor der Zementfabrik machten wir eine halbe Stunde Rast. Während dieser Zeit hatten uns die Partisanen noch das Letzte weggenommen: Hosenriemen, Hosenträger, ... Taschenspiegel, Kamm. Mir hatten sie meinen Brotsack ... weggenommen, so mußte ich dann mein Brot in der Hand tragen. Dann ging's ins Gebirge. Es ging gegen Abend. ... Dann fing auch schon das Erschießen an. Der erste war der ungarische Richter Bela B. ...
In der Regel taten sie es so: Sie schlugen die ausersehene Person mit dem Gewehrkolben, bis die Menge vorüber war; dann erschossen sie ihn. Ein Mann mußte dann zurücklaufen und den Erschossenen von der Straße ziehen. ... In einem Wald mußten wir durch eine enge Schlucht. Die Partisanen standen auf beiden Seiten und schlugen mit Gerten auf uns drein. ... Dort wurden auch einige erschossen oder erschlagen.
Es war schon finster, als wir in der alten Kolonie einer Kohlengrube ankamen. Es regnete noch immer und es war stockfinster. ... Vor dem Schulhaus lieferten uns die Partisanen bei anderen Peinigern ab, die russisch sprachen. ... Es gab wieder Hiebe. ... Dann wurden wir in ein großes Zimmer getrieben. Einige hatten bereits ihren Verstand verloren. Sie schrien und phantasierten. Andere wieder, die barfuß auf den rauhen Steinstraßen gegangen waren, hatten schlimme Wunden an den Fußsohlen und jammerten vor Schmerzen. So ging es bis Mitternacht. Von Essen war keine Rede. Wir brauchten auch nichts, denn wir hatten keinen Hunger. Dann wurde es allmählich stiller. Wir lagen dicht nebeneinander in den nassen Kleidern und schliefen ein. ...
10. November 1944: Morgens kam ein Partisan und rief einige junge Burschen zur Arbeit. ... Später ratterten ununterbrochen Maschinenpistolen. Wir glaubten, daß man die Burschen erschossen hätte. Doch nach getaner Arbeit kamen sie alle wieder zurück. Es war unser erster Hoffnungsstrahl.
Am nächsten Morgen kam ein Zivilist mit einem Jagdgewehr und fragte: "Wer möchte freiwillig auf Arbeit?" Es wollten fast alle, die noch arbeiten konnten. Doch er nahm nur 20 Männer. Ich war auch dabei. ... Es ging in die Kohlengrube. Bevor wir in den Schacht gingen, bekam jeder ein großes Stück Weißbrot. Die Beamten und die Grubenarbeiter, außer den Serben, waren uns nicht schlecht gesinnt. ... In den folgenden Tagen arbeiteten fast alle, die nicht krank waren, in der Grube. ... Wir gingen gern in die Grube; denn es war inzwischen Winter geworden, und die Kleider, welche wir noch hatten, waren schon abgetragen und zerrissen. In der Grube war es warm, und wir hatten Ruhe vor den Partisanen; und die Bergarbeiter, zu denen wir zugeteilt wurden, gaben uns öfters ... Brot. Es waren zumeist Slowenen, Kroaten, einige Ungarn und Polen.
Weihnachten 1944 wurden von uns ca. 100 Mann in die Batschka nach Neusatz abtransportiert. Die Jüngeren kamen nach Rußland; einige (kehrten) wieder zum Streckenbau (Eisenbahnlinien in Syrmien) zurück, welche dort alle gestorben sein sollen. Die Arbeitsunfähigen ... kamen ins Vernichtungslager Jarek. Einige blieben in Neusatz. 60 Palankaer blieben in Vrdnik in der Kohlengrube.
Zu essen gab es 3mal täglich Bohnensuppe, Gerstensuppe, Erbsen- oder Krautsuppe und dergleichen, ... Fleisch oder Mehlspeisen bekamen wir nie. ... Mehrere sind an den Folgen der Schläge gestorben. Diese durften wir ... (auf dem) katholischen Friedhof neben der Kohlengrube begraben; sie bekamen auch einen notdürftigen Sarg von der Bergwerksdirektion. - Weihnachten gab's hier nicht.
Öfter des Nachts kamen zumeist fremde Partisanenpatrouillen in das Lager und prügelten uns

nach Belieben blutig und geschwollen, daß wir uns kaum mehr erkannten. ...
Zwei internierte Kameraden sind im Frühling 1945 aus der Kohlengrube ... desertiert. Man hatte sie in der Batschka ... erwischt ... und von dort wieder zurück in die Kohlengrube (gebracht). Hier wurden sie mit Draht gefesselt, in den Keller gesperrt. Nach einigen Wochen hat man sie herausgeholt. Dann wurden sie von unserem "Häuptling" im serbischen Priesterseminar erschossen. Da mußten wir alle antreten. Die zwei mußten sich neben die Kirche knien, die Hände vorne zusammengebunden; von hinten schoß der "Häuptling" ihnen in den Kopf. ... Dann sagte der Partisanenhäuptling zu uns, daß es uns allen so gehen wird, wenn wir durchgehen.
Bei all dem Leid und den Qualen hatten wir dann noch erfahren, daß man unsere Familien und Angehörigen daheim aus Haus und Hof vertrieben hatte. Das bewegliche Vermögen und das Vieh hatte man ebenfalls geraubt. Wir hatten keine Heimat mehr. – Der Schmerz war unerträglich, denn wer hatte keine Kinder und alte Eltern. Eine Verbindung mit den Angehörigen gab es nicht. Lebten sie noch? Wo waren sie?
Inzwischen waren wir schon alle krank. In den Speisen waren keine Vitamine, im Brot kein Kleber; an Salz fehlte es auch. Dazu hatte die Läuseplage überhand genommen. Wir hatten uns deshalb ein altes Eisenfaß umgebaut, um die Läuse zu bekämpfen bzw. die Kleidung zu reinigen. Franz J., ein reichsdeutscher Kriegsgefangener und ich reinigten in der Nacht unsere Kleidung.
Der Kriegsgefangene saß neben dem "Läusedämpfer" und heizte. Als ich nach einer Weile den Deckel des Fasses öffnete, sah ich, daß nicht mehr genügend Wasser im Faß war. Dadurch geriet die Kleidung in Flammen. Man konnte nichts mehr retten, alles verbrannte. Jetzt hatten wir nichts mehr als Hemd und Unterhose, die wir anhatten. Franz, ein junger Bursche, fing an zu weinen. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am nächsten Tag hängten wir uns eine Decke um, so ging's zur Arbeit. ... Später gingen wir zu ungarischen Bauern, die uns nicht nur Kleidung, sondern auch Speck und Brot schenkten. ...<<

Internierung und Ermordung von Deutschen in Ernsthausen im Dezember 1944, Verhältnisse im Internierungslager Kathreinfeld von April bis Mai 1945

Erlebnisbericht der Elisabeth F. aus Ernsthausen, Bezirk Groß-Betschkerek im Banat, Jugoslawien (x006/347-352): >>Am 17. Dezember 1944 ... kam plötzlich ein Mädchen angelaufen und sagte mir, ich solle schnell zum Gemeindeamt kommen, man hätte meinen Vater gebracht. Ich lief gleich mit ihr zum Gemeindeamt. ...
Vor dem Gemeindeamt standen 3 oder 4 Wagen, von denen die Partisanen Menschen abluden, als ob es Lumpen wären. Die Menschen waren so erschöpft, daß die meisten im Schnee liegenblieben. Obwohl ich warme Kleidung trug, überfiel mich ein Zähneklappern und Zittern. Ich fing an, ein Menschenbündel nach dem anderen aufzuheben, und erkannte endlich, am Innenfutter seines Überrocks, meinen Vater. Er war furchtbar mager, dreckig, zerlumpt und blutig geschlagen. Er war zu schwach um allein zu stehen, so daß ich ihn dabei stützen mußte. Nach einiger Zeit mußten alle aufstehen und in das Gasthaus S. gehen. ...
Einige Partisanen halfen den Leuten auf die Beine, und nun setzte sich die jämmerliche Kolonne in Bewegung. ... Ein junger deutscher Soldat brach zusammen. Ein Partisan forderte ihn auf, aufzustehen, doch er konnte nicht mehr. Da stieß ihm der Partisan das Gewehr in den Bauch und erschoß ihn mitten auf der Straße. Unser Zug mußte weiter bis zum Gasthaus. Dort angekommen, fielen die Leute völlig erschöpft zu Boden.
Es waren 38 Deutsche, zumeist aus den umliegenden Ortschaften, nur mein Vater war aus unserer Gemeinde. Außer den Deutschen waren auch noch russische Emigranten bei dem Transport, diese wurden aber gleich in andere Häuser verteilt. Bei diesem Transport handelte es sich um Kranke und Arbeitsunfähige aus dem Internierungslager I in Groß-Betschkerek, die

angeblich zur ärztlichen Betreuung nach Klek überführt werden sollten, auf dem Wege dorthin aber dann nach Ernsthausen umdirigiert wurden.
Am Abend durfte ich meinem Vater eine Matratze bringen, damit er nicht wie die anderen Internierten auf dem Fußboden schlafen mußte.
Als ich meinem Vater am nächsten Morgen etwas zu essen brachte, sagte er mir, daß die Partisanen die ganze Nacht Schnaps aus großen Weingläsern gesoffen und wild um sich geschossen hätten. Er bat mich, alles zu versuchen, damit er hier herauskomme. Der damalige Kommandant war ausnahmsweise ein gebildeter und dazu noch ein guter Mensch. ... Er sah mir sofort an, daß mich etwas bedrückte und fragte mich, was ich hätte. Ich sagte ihm, daß mein Vater hier im Gasthaus sei und daß sein Stellvertreter Doca ihn nicht nach Hause lassen würde. Er ging mit mir ins Gasthaus und ließ meinen Vater frei. Daheim sahen wir erst, wie man Vater zugerichtet hatte. Sein Rücken war voller Striemen und Krusten. ...
In der folgenden Nacht gab es im Gasthaus S. sehr viel Lärm. Als meine Freundin und ich am Morgen ins Büro gingen, sahen wir Blutspuren ... auf der Straße vor dem Gasthaus. Im Büro sagte mir der Kommandant, daß die Partisanen auf Docas Befehl in der Nacht alle Gefangenen umgebracht hätten. ...
Ich war erst einige Tage in Kathreinfeld, als wir durch Trommelruf alle in den Park bei der Kirche zu einer Ansprache beordert wurden. Es mußten auch die Schwerkranken dorthin gebracht werden. Als wir alle drinnen waren, kamen Partisanen zu den Toren, und wir waren gefangen. Wir hatten nichts bei uns und konnten uns nicht einmal kämmen. Die Bevölkerung des ganzen Ortes wurde dann in ... der Schule untergebracht. Es war so voll, daß wir nur stehen konnten.
In dem Zimmer neben uns war der Überrest der Geisteskranken untergebracht, mit denen die Partisanen ihr unmenschliches Spiel trieben. Sie reizten sie so lange, bis diese sie ... beschimpften, woraufhin die Partisanen sie dann peitschten. Das Zuhören allein konnte einen beinahe in den Wahnsinn treiben.
... Die Leute mußten tagsüber arbeiten gehen, und zwar wurden alle Häuser ausgeräumt und verschiedene Magazine errichtet. In einem Haus waren sämtliche Stühle des Ortes, in anderen Häusern sämtliche Tische usw. – Ich wurde aufgrund meiner Bescheinigung zu keiner Arbeit herangezogen. Ich hätte auch nicht arbeiten können, denn ich hatte ständig Fieber, und es ging mir sehr schlecht. Eines Nachts wurden wir aus dem Schlaf geweckt. Es wurde wieder ein Transport mit Jungen und Mädchen zusammengestellt. Ich glaube es ging nach Mitrovica. Nachdem ich zum Arzt gebracht worden war, durfte ich zurückbleiben. ...
Wir mußten uns Stroh in die Zimmer tragen und waren ungefähr 20 Frauen in einem Zimmer. ... Das Essen bestand nur aus Suppe. Es wurden dort 2 Suppen gekocht, und zwar Kukuruzsuppe oder Erbsensuppe. - Da ich lungenkrank war, wurde ich von den anderen nicht im Zimmer geduldet und schlug mein Lager in einem Stall auf. ... In dieser Zeit war es auch, daß wir Mädchen alle kahlgeschoren wurden.
Eines Tages im Mai begannen die Glocken zu läuten. Es hörte 3 Tage nicht auf. Wir wußten zuerst nicht, was los war, doch ich erfuhr es bald. Ein Partisan kam und holte mich in die Kaserne. Dort mußte ich bis spät abends aufwischen. Die Partisanen waren alle betrunken und fragten mich, ob ich mir den Sieg so vorgestellt hätte, und somit wußte ich, was gefeiert wurde. ...<<

Einmarsch der Roten Armee im Oktober 1944, Internierung im Dezember 1944
Erlebnisbericht des Pfarrers Kornelius W. aus Neu-Schowe in der Batschka, Jugoslawien (x006/381-388): >>Es war in den Dreißiger Jahren. Unsere deutschen Gemeinden der Batschka feierten ihre großangelegten Jubelfeiern. Auch Schowe durfte im Jahre 1936 auf 150 Jahre seines Bestehens zurückblicken. ... Ich erinnere mich auch noch recht lebhaft daran, daß an

diesen Festtagen auch immer betont wurde, in welch schöner, rühmlicher Eintracht wir diese anderthalb Jahrhunderte mit unseren Andersnationalen verlebt haben. ...
Noch höre ich unseren Alt-Schoweer Partisanenführer am Tage der "Machtergreifung", es war in den ersten Tagen des Oktober 1944, im ... Gemeindehaus die Worte sprechen: "Herr Pfarrer, es soll das Zusammenleben zwischen unseren Völkern in Hinkunft noch besser werden!" ... Als der Zweiten Weltkrieg seinem Ende zuging und die ungarischen und deutschen Truppen die Batschka räumten, haben Neu-Schoweer Schwaben und Alt-Schoweer Serben einen Pakt geschlossen, daß sie sich gegenseitig schützen werden. Und man stand treulich zu diesem Pakt. ...
Wenn in allen umliegenden Ortschaften ... Hunderte führender deutscher Männer erschossen, ja sogar auch bestialisch hingemordet wurden, so geschah bei uns in Schowe dergleichen nichts. Auch mir als Pfarrer wurde damals kein Haar gekrümmt. Wohl wurden auch bei uns drei deutsche Männer geholt ... und wahrscheinlich hingemordet, aber es waren dies rein persönliche Racheakte. Unsere Alt-Schoweer Serben standen zu uns, wie wir zu ihnen standen. Erst als die Partisanen von Srem her zu uns heraufkamen, schlug die Stimmung um, d.h. diese Waldmenschen suchten unseren Untergang. ...
Die russischen Truppen, die seit den ersten Oktobertagen 1944 durch unsere Gegend zogen, hatten sich - bis auf kleinere Plünderungen - diszipliniert benommen. Auch das Pfarrhaus hatte wiederholt russische Einquartierung, aber diese Offiziere benahmen sich korrekt, und noch am Morgen jenes 2. Dezember 1944, da man den zurückgebliebenen Rest der Gemeinde ins Lager nach Jarek trieb, hatte mir beim Abschied ein junger russischer Offizier die Hand zum Abschied gedrückt und gesagt: "Dein Gott möge Dich behüten und Dir noch so manches schöne Glück in diesem Hause schenken!" Und wenige Stunden danach wurden wir schon von Partisanen fortgetrieben.
... Ich saß am Vormittag des 2. Dezember 1944 in meinem Amtszimmer und bereitete mich auf 2 Begräbnisse vor. Da hörte ich plötzlich vom Gemeindehaus her grölenden Gesang. Ich ging zum Fenster und sah einen Trupp von ca. 20 Partisanen, das Lied: "In den Kampf, in den Kampf, vorwärts in den Kampf, in den Kampf ..." singend, in den Hof des Gemeindehauses marschieren. Nichts Gutes ahnend, ging ich zu meiner Frau und sagte zu ihr: "Soeben sind unsere Henker gekommen, um uns abzuholen!" Und leider sollte ich recht behalten.
Alsbald ging die Trommel und der Kleinrichter verkündete: "Alles, was deutsch ist, hat sich innerhalb von 2 Stunden, spätestens aber bis nachmittags 2 Uhr vor dem Gemeindehaus einzufinden. Jeder darf soviel mitnehmen, als er tragen kann, und Lebensmittel für 2-3 Tage. Alle Häuser müssen unverschlossen bleiben; die Schlüssel der Schränke dürfen nicht abgezogen werden!" Es verlautete, man sei einem Geheimsender auf die Spur gekommen, und nun müsse das ganze Dorf "durchkämmt" werden. Darum müßten wir alle für kurze Zeit weg. Sollten wir unschuldig sein und die Untersuchung negativ verlaufen, so dürften wir nach ein paar Tagen in unsere Häuser zurückkehren.
Kein Kind glaubte diesen Märchen; wir wußten: es war alles Lug und Trug! – Bereits am 21. November 1944 hatte man uns während der "AVNOJ-Sitzung", die unter dem Vorsitz Titos stattfand, enteignet und als vogelfrei erklärt. Wir sollten nunmehr als Sklaven fortgetrieben und aufs Stroh geworfen werden.
Die ersten Stunden waren sogleich recht bitter. Um 14 Uhr war alles gestellt, und um 17 Uhr standen wir noch immer vor dem Gemeindehaus. ... Unser Partisanen-Ortskommandant hatte mir versprochen, daß ich und meine Familie nicht fortgetrieben werde. Ich sollte mich nur ruhig und getrost auf meine pfarramtlichen Funktionen vorbereiten. ... Ich glaubte dieser Zusage zwar nicht so ganz, aber ich ließ die Zeit ungenützt verstreichen, und als dann kurz vor 14 Uhr einige Partisanen in unser Pfarrhaus eindrangen und uns hinaustrieben, hatten wir kaum das Nötigste gepackt.

Ich sagte zu dem polternden und randalierenden Eindringling: "Der Kommandant hat mir persönlich gesagt, daß ich nicht fort muß." Er aber schrie mich an: "Ich bin Kommandant!" – und schon bedrohte er mich und meine Frau mit dem Gewehrkolben. So blieb uns denn nichts anderes übrig, als das Pfarrhaus zu verlassen und uns dem Elendszug anzuschließen. Zum Glück hatte meine Frau in den letzten Wochen sogenannte "Luftschutzkoffer" gepackt. Diese luden wir nun auf unseren alten Kinderwagen. Jeder nahm noch irgend etwas in die Hände und auf den Rücken und schon standen wir draußen.
Noch während wir auf der Straße zwischen Kirche und Gemeindehaus standen, ging ein Partisan ins Pfarrhaus und kam kurz danach in meinem alten Lodenmantel heraus. Er hat diesen Mantel aber, bald nachdem sich der Elendsmarsch in Bewegung gesetzt hatte, gegen meinen neuesten Mantel umgetauscht. Diesen Mantel hatte unsere Hausgehilfin Elisabeth K angezogen; wir hofften, ihn so retten zu können.
Unsere letzte Hausgehilfin – sie ist übrigens zu Weihnachten 1944 mit vielen anderen deutschen Frauen und Mädchen aus dem Jareker Lager nach Rußland verschleppt worden und dort gestorben – schob ihre schwerkranke Mutter auf einem Karren vor sich her. Plötzlich näherte sich dieser "menschenfreundliche" Partisan und sagte ihr, sie solle doch den Mantel ablegen, dann ginge das Schieben leichter. Das Mädchen befolgte diesen Rat und schon ergriff der "brave" Mann den neuen Mantel und gab ihr dafür den alten Lodenmantel zurück.
Welch unsägliche Leiden und Qualen wir gleich auf der ersten Etappe unseres Elendsmarsches zu erdulden hatten, läßt sich kaum beschreiben. Die Partisanen schossen in ihrer Freude und in ihrem Übermut wild herum. Bald schrie hier, bald dort einer auf. Der Frau Dorothea K. wurde dabei der Arm durchschossen und hernach in Neusatz amputiert.
Zuerst wurden wir in die 5 km ... entfernte Gemeinde Alt-Ker getrieben. Dort bestand bereits ein Lager, aber es war schon überfüllt, und so mußten wir nach stundenlangem Warten weiterziehen. So gegen Mitternacht kamen wir in Stepanovicevo an. ... In der Schule wurden wir alle, der Rest der Deutschen aus Neu-Schowe, hineingepfercht. Kaum standen wir mit unserer wenigen Habe auf dem eiskalten Flur beisammen, da kamen auch schon Gruppen von Partisanen (auch weibliche Partisanen) und betrachteten uns von allen Seiten. Was ihnen gefiel, nahmen sie uns einfach weg.
Die Frauen waren noch schlimmer als die Männer. Da hieß es: "Zieht die Schuhe aus!" ... Für gute Schuhe bekam man hernach "solche ohne Sohlen", der Hut wurde einem vom Kopfe, der Mantel vom Leibe gerissen; ja, so mancher mußte sogar seinen guten Anzug ausziehen. ... Ohrgehänge, Eheringe - überhaupt alles, was glänzte! - ... wurde den Leuten weggenommen. Ein besonderes Kapitel waren die Taschenuhren. Das hatten die Partisanen wohl schon von den Russen abgeschaut. Meine schöne neue Aktentasche mußte auch daran glauben, aber den Inhalt ließen sie mir. Es war ein Predigtband von Bischof R. ... So geplündert, konnten wir uns in den frühen Morgenstunden dann aufs Stroh werfen und versuchen, unsere Glieder auszuruhen.
Viel Schweres stand uns ja noch bevor. Am nächsten Tag wurden einige sprach- und schreibkundige Sklaven herausgesucht und ins dortige Gemeindehaus geführt. Dort "durften" wir die ersten Listen von diesen nunmehr versklavten Menschen anlegen. Es stellte sich heraus, daß wir 1.138 Personen waren. So ca. 16 Familien aus Neu-Schowe waren noch daheim zurückgeblieben; hauptsächlich solche, die unter den ... Serben besonders gute und damals noch einflußreiche Freunde hatten. Aber auch diese wurden später in die Lager geworfen, und so mancher von ihnen ist in Jarek verhungert.
In der Schule zu Stepanovicevo blieben wir nur 2-3 Tage, dann mußten wir weiter ... nach dem Hungerlager Jarek ziehen. Vorerst aber mußten wir unser "Bett" verbrennen. Alles Stroh wurde auf den Schulhof getragen und hernach angezündet. Wie oft haben wir dies später in den verschiedenen Lagern noch tun müssen, und doch waren Läuse über Läuse. Was unsere

armen Leute auf diesem Wege an Strapazen und Folterungen hinnehmen mußten, spottet jeder Beschreibung! ... Das war die reinste Hölle!
Unsere Treiber saßen hoch zu Roß und flankierten uns von beiden Seiten. Man trieb uns auf dem Eisenbahndamm der Rübenbahn gen Kamendin und hernach über frisch geackerte Felder. So mancher wurde da vorzeitig müde und matt; vielen wurde die Bürde ... zu schwer, und so wurde denn dies und das fortgeworfen.
Die meisten bissen die Zähne zusammen und hielten durch; sie konnten und wollten von dem Wenigen, das sie gerettet hatten, nichts abgeben. Da kamen aber die Dobrowoljzen rechts und links von den "Salläschen" (bzw. von den "Meierhöfen") und rissen hier einem das Bündel vom Rücken und nahmen dort dem anderen einen Koffer oder einen Kinderwagen weg. Das war ein Schreien, Jammern und Klagen und dazwischen ein Fluchen und Schießen der Partisanen. Mit Korbatschen (Lederpeitschen) trieben sie den Elendszug weiter. –
Ich wundere mich noch heute, daß wir nicht alle zusammengebrochen sind. Auch meine Frau, die Kinder und ich haben diesen Gewaltmarsch überstanden. Und dabei waren unsere Kinder erst 6 und 12 Jahre alt.
In Sireg übernachteten wir in der Schule auf halb verfaultem Stroh. Russen hatten hier vor uns ihr Lager und ließen uns etwas von ihrer "Kultur" zurück: "Die Läuse!" - Die meisten von uns haben die Läuse hier erstmalig kennengelernt und sind dieselben hernach - während der ganzen Lagerzeit! - wohl nie mehr losgeworden. So mancher in Ehren ergraute, brave deutsche Bauersmann ist ein Opfer dieser früher nie gekannten "Tierchen" geworden; Hunger- und Flecktyphus haben die meisten (später) dahingerafft. In Sireg hatten wir unsere erste Tote. Es war eine Tante meiner Frau. ... Wir mußten sie zurücklassen und weiterziehen.
In Jarek angekommen, fanden wir dort bereits ... alle Deutschen aus dem Schajkascher Gebiet (Landschaftsdreieck zwischen Donau und Theiß) vor. Wir wurden in die leerstehenden Häuser einquartiert; in eine Stube, ca. 4 x 5 m, kamen 25-30 Leute. In allen Höfen war Stroh zur Genüge. Wir schleppten nun Stroh in die Stuben und richteten uns häuslich" ein; Männer und Frauen, Kinder und Greise, alles schön nebeneinander. Jeder hatte gerade soviel Platz, daß er sich so leidlich ausstrecken konnte.
Das Lager mußte erst noch organisiert und ausgebaut werden. Vor allem kamen die Küchen dran. In den ersten Tagen mußten wir noch von dem "Mitgebrachten" leben, da war bei vielen schon "Schmalhans" der Küchenmeister. Aber es sollte noch schlimmer kommen! Die Küchen wurden so langsam eingerichtet.
In jedem Lagerbezirk gab es eine Küche mit vielen Kesseln. Aber was kam nun in diese Kessel? Erbsen "mit Käferchen" – ich zählte oft bis 150 von solchen Käfern -, dann deutsches Dörrgemüse, das uns die fliehenden Truppen reichlich zurückgelassen hatte und schließlich noch Gerste. Unser Speisezettel wies 3mal täglich "Suppe" auf. Diese Suppen wurden in viel Wasser mit wenig Öl gekocht. Gab's hin und wieder einmal "weiße Bohnen", so war das ein Festessen. Zum Frühstück bekamen wir zumeist eine recht dünne Einbrennsuppe oder eine Maisschrotsuppe. Dazu ein Stückchen Kukuruzbrot aus oftmals verdorbenem Maismehl oder Maisschrot (ganz grob gemahlen).
Und bei dieser mageren Kost mußten wir auch noch Arbeit leisten, ja oft recht schwere Arbeit! Der ganze Mais stand im Dezember noch draußen auf den Feldern; diesen hieß es nun zu brechen (zu ernten). Die Menschen wurden wie das "liebe Vieh" an jedem Morgen vor das Kommando geführt. Dort wurden die Hundertschaften eingeteilt und hernach auf die Felder getrieben. Mit jeder Hundertschaft gingen einige Partisanen. Draußen hieß es dann schuften. Mehrere Kolonnen kamen auch mittags nach Hause und mußten dann nachmittags nochmals hinaus, andere wieder blieben bis abends, und man brachte ihnen die Suppe aufs Feld. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Rumänien

>>Niemand kann aber in das Haus eines Starken eindringen und seinen Hausrat rauben, wenn er nicht zuvor den Starken fesselt.<< (Markus 3, 27)

Da der Kurswechsel in Rumänien überraschend kam, wurden von August bis November 1944 höchstens 100.000 Rumänien-Deutsche in den Westen evakuiert.
In erster Linie flüchteten maßgebliche NS-Funktionäre, die sich mit den abrückenden deutschen Truppen absetzten. Nachdem man in den Jahren 1940-43 bereits rd. 215.000 Volksdeutsche aus der Bukowina, der Dobrudscha, Bessarabien und anderen rumänischen Gebieten umgesiedelt hatte, erlebten ca. 404.000 volksdeutsche Zivilisten den sowjetischen Einmarsch in Rumänien (x007/46E).
Die Rumänen verhielten sich mehrheitlich korrekt und gewährten den abrückenden deutschen Kampfeinheiten sogar freien Truppenabzug (bis zum 25.08.1944; unter Mitnahme des gesamten Kriegsmaterials). Versprengte Wehrmachtssoldaten und volksdeutsche Zivilisten wurden oft von der rumänischen Bevölkerung in Sicherheit gebracht und mit Verpflegung versorgt.
Die sowjetischen Truppen benahmen sich im allgemeinen diszipliniert, denn nach dem rumänisch-sowjetischen Bündnis wurde Rumänien nicht mehr als "feindliches Land" angesehen. Sowjetische Offiziere ordneten in Rumänien vielerorts Alkoholverbote an und verhängten drakonische Strafen, so daß sich dort keine gewalttätigen Massenausschreitungen ereigneten. In besonders hart umkämpften Gebieten verübten sowjetische Einzeltäter zwar brutale Verbrechen, aber diesen Gewalttaten fielen nicht nur Volksdeutsche, sondern auch Rumänen und andere Nationalitäten zum Opfer.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über den sowjetischen Einmarsch in Rumänien (x007/75E-77E): >>... Am 31. August 1944 rückten die Spitzen der Roten Armee in Bukarest ein. Am 7. September erreichten sie nach Überschreitung der Karpaten Hermannstadt und Kronstadt, um in den folgenden Tagen auch das übrige Süd-Siebenbürgen zu besetzen.
Dem Einmarsch in Temeschburg und Arad - 17./2l. September - folgten die Kämpfe mit den zurückgehenden deutschen Truppen im Nordwesten des Banats. Nach dem Durchbruch der am 6. Oktober beginnenden sowjetischen Offensive südlich Großwardein mußten auch Nord-Siebenbürgen und das Sathmar-Marmarosch-Gebiet preisgegeben werden, so daß Ende Oktober das gesamte Vorkriegs-Territorium des rumänischen Staates durch die Sowjets besetzt war.
Der Einzug der sowjetischen Kampftruppen, die als "Freunde" und "Verbündete" Rumäniens kamen, vollzog sich verhältnismäßig diszipliniert. Besonders in den Städten suchten die russischen Kommandeure die Ordnung durch Alkoholverbote, Kontrollstreifen und strenge Bestrafungen zu wahren. Überfälle auf Straßenpassanten, denen Uhren, Schmuck und andere Wertsachen abgenommen wurden, waren freilich nicht zu verhindern.
In den Außenbezirken wie in den umliegenden Dörfern kam es zu einzelnen Gewalttaten, zu Plünderungen und Vergewaltigungen, von denen jedoch Rumänen, Deutsche und Madjaren gleichmäßig betroffen wurden. Rücksichtsloser hauste die sowjetische Soldateska in den im Kampf eroberten Gebieten. Im Banater Kampfgebiet wurden die Bewohner einiger Gemeinden von den Sowjets vorübergehend evakuiert, um ihre Besitzungen bei der Rückkehr geplündert vorzufinden.
Richtete sich das Vorgehen der Sowjets nur in beschränktem Maße gegen die Volksdeutschen, so gab ihr Einmarsch doch zugleich dem ortsansässigen rumänischen Pöbel freie Hand. Besonders in den von den deutschen Bewohnern ganz oder teilweise geräumten Gemeinden plünderten Zigeuner und Rumänen ungehindert. Auch die zurückgebliebenen deutschen Bauern waren Übergriffen im allgemeinen schutzlos preisgegeben; ihre Weinkeller wurden ge-

leert, ihr Vieh weggetrieben, wenn man sie nicht überhaupt kurzerhand von ihren Höfen verjagte.
In ähnlicher Form kam es auch in den Städten, in denen sich die zahlenmäßig zunächst unbedeutenden Kommunisten rasch in den Vordergrund drängten, zu willkürlichen Übergriffen. Der kommunistisch gesteuerten Propaganda gegen Kriegsverbrecher, Faschisten und Kapitalisten folgten Haussuchungen und Verhaftungen; zahlreiche Familien wurden aus ihren Wohnungen verdrängt, anderen wurden Möbel, Kleider oder sonstige Wertgegenstände beschlagnahmt. Diese örtlichen Gewaltmaßnahmen hatten freilich keinen systematischen Charakter.
Zu den von den Sowjets geforderten Arbeitsleistungen wurden schon in den Herbstmonaten in zunehmendem Maße Volksdeutsche herangezogen, wobei mancherorts besonders auf die Angehörigen der SS-"Freiwilligen" zurückgegriffen wurde. Die Männer wurden zur Instandsetzung des Hermanstädter Flugplatzes, zu Straßen- und Gleisarbeiten eingesetzt, während die Frauen in russischen Lazaretten aushelfen mußten. Dennoch verliefen die ersten Monate nach der sowjetischen Besetzung im allgemeinen ruhiger, als man erwartet hatte.
Schon unmittelbar nach der rumänischen Kapitulation war gelegentlich von einer bevorstehenden Deportation der Volksdeutschen die Rede gewesen. Stärker noch als die erste Registrierung Ende August waren erneute Zusammenstellungen aller arbeitsfähigen Deutschen im Oktober und November des Jahres mit Mißtrauen aufgenommen worden. Gegen Ende des Jahres verstärkten sich die Gerüchte über eine unmittelbar bevorstehende Verschleppung; durchfahrende Züge mit verschleppten Volksdeutschen aus Jugoslawien mußten die Unruhe noch vermehren.<<

Ereignisse in Hermannstadt nach dem rumänischen Frontwechsel, Einmarsch der sowjetischen Truppen in Hermannstadt im September 1944
Erlebnisbericht der L. R. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/85-89):
>>Am 21. 8. 1944 rief mein Schwager nachts aus Braila an - er war als Dolmetscher bei einer deutsch-rumänischen Einheit eingesetzt - und sprach ernsthaft besorgt davon, daß bereits eine großangelegte Absetzbewegung im Gang sei; wir sollten uns seelisch damit auseinandersetzen.
Der Gedanke eines Abfalls Rumäniens erschien uns trotzdem unwahrscheinlich, ja geradezu absurd. Zwei Tage darauf - wir wollten gerade zu Bett gehen - trommelte Frau Pfarrer A. verstört an die Türe und rief: "Rumänien hat kapituliert! Ich habe es selber im Radio gehört!"
Als wir den Apparat einschalteten, verlas der rumänische König immer noch seine Proklamation. Ehe wir noch fertig angezogen waren - wir rechneten ja unwillkürlich mit dem Schlimmsten -, war auch der bei uns einquartierte Oberleutnant, der gerade Nachtdienst hatte, wieder daheim. Er wollte nur das allernötigste Marschgepäck mitnehmen, denn in drei Tagen wäre seine Einheit wieder in Hermannstadt. Er war von der Nachricht nicht weniger überrascht worden als wir.
Diese Behauptung des Oberleutnants, seine Einheit käme in längstens drei Tagen wieder, war für uns die einzig beruhigende Vorstellung in dem Durcheinander von Fragen, die keiner beantworten konnte.
Dann warteten wir ab, Stunde um Stunde, was nun geschehen würde. Es geschah überhaupt nichts! Man hörte keinen einzigen Schuß. Die Straßen, soweit wir sie von unserer Wohnung aus beobachten konnten, waren beinahe menschenleer, abgesehen von einzelnen Wagenkolonnen deutscher Wehrmachtseinheiten, die unbehelligt die Stadt verließen.
Morgens gegen vier Uhr zogen dann einige rumänische Militär- und Gendarmerieposten mit Maschinengewehren auf. Sie sahen nicht weniger verstört drein als wir, die wir hinter den Vorhängen standen und beobachteten, was geschehen würde.
Weil alles im Grunde genommen unverändert schien, ließ unsere übergroße Anspannung

nach, und der Gedanke gewann Boden: "Die deutschen Soldaten kommen übermorgen wieder!"
Gegen 9 Uhr ging ich zur Kreisleitung, um möglicherweise Näheres zu erfahren. Das Eingangstor, obwohl es dem deutschen Polizeikommando gegenüberlag, war geöffnet, und jeder konnte ungehindert ein- und ausgehen. Der Kreisleiter und fast alle seiner Amtswalter waren zugegen. Auch sie warteten ab. Oberst M., der die deutschen Einheiten in und um Hermannstadt befehligte, hatte die Nacht vorher schwere Auseinandersetzungen mit Herrn Sch. gehabt, weil dieser sich weigerte, alle deutschen Männer zu sammeln und zu bewaffnen, um "Hermannstadt zu verteidigen!"
Wie recht er damit hatte, erwies sich erst nachher, als die deutschen Truppen nach drei Tagen natürlich nicht wieder einmarschierten. Die Vergeltungsmaßnahmen der Rumänen wären unausdenkbar gewesen.
Die Haltung der rumänischen Behörden und des Militärs war nach wie vor abwartend und betont freundlich - jedenfalls in Hermannstadt. Dann kamen die ersten Gerüchte über Verhaftungen in anderen Orten, vor allem im Banat, auf; nach zwei weiteren Tagen war es dann auch in Hermannstadt so weit, und alle ehemaligen politischen Amtswalter, soweit sie vorhanden waren, wurden verhaftet.
Sie blieben sechs Wochen lang in Hermannstadt, und sie konnten … ohne besondere Schwierigkeiten besucht werden. Dann kamen sie in ein Sammellager nach Targu-Jiu und von da zum Teil nach Rußland, soweit sie in das Deportierungsalter fielen.
Allmählich griff dann aber die Verhaftungswelle auch auf Deutsche und Rumänen über, die politisch nicht exponiert waren. Oftmals reichte schon allein die mißgünstige Einstellung eines Kommunisten dazu aus, diese Menschen für viele Monate und Jahre einzusperren. Wer als "Kapitalist" galt, hatte … keinen leichten Stand. Er wurde bedroht und die Verhaftung in Aussicht gestellt. Dann wurde die Frist verlängert, entsprechend dem Bestechungsgeld, das der Betreffende zahlte - das wiederholte sich immer wieder, bis dann aber einmal die Schlinge zugezogen wurde.
Am 7. September 1944 erfolgte der ... Einmarsch der Russen in Hermannstadt. Die Straßen waren sehr bevölkert, und nur vereinzelt standen Halbwüchsige und Kommunisten mit Blumen und roten Fähnchen herum und winkten der Roten Armee zu. Das Bild dieser ersten Einheiten war verheerend: Motorisierte Einheiten schien es kaum zu geben, denn das Gros der Männer und Frauen marschierte zu Fuß oder war in den Panjewägelchen untergebracht.
Diese Wagen schienen gleichzeitig als Möbeltransporter zu dienen, denn man sah auf ihnen alles, was man sich vorstellen konnte. Die Bekleidung war - für europäische Begriffe - schauderhaft. Verdreckte und zerrissene Uniformen waren an der Tagesordnung. Das Schuhwerk war mehr als mangelhaft. Die mongolischen Typen überwogen. Es scheint so gewesen zu sein, daß die Vorhut auch gleichzeitig das "Kanonenfutter" war, denn so unwürdige Einheiten sahen wir nie wieder. ...
Die Uniformen waren späterhin immer tadellos, und die russischen Militärstreifen trugen dazu bei, daß auf den Straßen niemals angetrunkene Russen angetroffen wurden. Gleichzeitig wurde ein sehr streng gehandhabtes Alkoholverbot erlassen und alle Weinkeller gesperrt. ... Wir beschlossen, mit meiner Schwägerin und ihren beiden kleinen Kindern ins Leschkircher Pfarrhaus zu fahren, weil wir der Überzeugung waren, daß diese sehr abgelegene Gemeinde im Harbachtal nicht besetzt würde. Im Pfarrhaus meines Schwagers wohnte ein aus Bukarest evakuierter rumänischer Eisenbahnbeamter, der sich vor und nach dem Zusammenbruch immer korrekt und freundlich verhielt.
Die ersten beiden Tage in Leschkirch verliefen ruhig, abgesehen von den wildesten Gerüchten, die im Umlauf waren. Wir meinten bereits, daß unser Entschluß, Hermannstadt zu verlassen, richtig gewesen sei. Am 10.9.1944, vormittags, aber war der Pfarrhof plötzlich voller

Russen. Sie verstauten ihr Gepäck und ihre Panjewagen im Hof und ließen sich im Garten häuslich nieder.
Die Offiziere kamen in die Wohnung und verlangten ein ordentliches Essen. Gleichzeitig inspizierten die Ranghöchsten die Zimmer, allerdings ohne viel Unordnung zu machen. Der Bücherschrank erschien ihnen bedeutungsvoll, zumal beide deutsch sprachen. Sie zogen die einzelnen Bücher hervor, blätterten darin und rissen zum Schluß die Buchdeckel ab. Anscheinend vermuteten sie dahinter irgendwelche Verstecke.
Sie fanden aber nichts Bemerkenswertes, und so kamen nun wir beide mit meiner Schwägerin an die Reihe. Uns war dabei nicht wohl zumute. Sie wollten wissen, wo unsere Männer seien. Ah, im Krieg, wohl als Offiziere? Nein, Soldaten sicherlich nicht. "Das ist nix warrr! Kinder haben Haare blond und Augen blau, nemetzki - Offizirrrre sind sie, ej!", und sie fuchtelten uns erbost mit der Reitpeitsche unter der Nase herum.
Allmählich beruhigten sie sich, und es begannen die Annäherungsversuche. Nach dem Essen - es durfte dabei nur das Dienstmädchen mithalten, und vor allem mußte sie Wodka trinken - erklärten sie uns dann, in welcher personellen Besetzung wir beide die Nacht mit ihnen gemeinsam verbringen würden.
Natürlich überlegten wir, wie wir das Haus verlassen konnten – aber in unserer fieberhaften Aufregung kamen wir zu keinem Entschluß. Abgesehen davon, daß unser Haus voller Russen war, so daß man unbeobachtet keinen Schritt tun konnte. Außerhalb des Dorfes wiederum waren alle Zufahrtswege und Brücken von russischen Posten belegt. Die einzige Bahnverbindung nach Hermannstadt schien auch unterbrochen, denn der planmäßige Zug hätte den Ort längst passiert haben müssen.
In diese trostlosen Überlegungen platzte ein Eisenbahnbeamter mit der Nachricht, daß in 20 Minuten der verspätete Zug abfahren würde. Wir sollten uns sofort auf den Weg zum Bahnhof machen. Er hätte festgestellt, daß alle Russen zum Appell im Garten des Pfarrhauses angetreten waren. So kam es dann in letzter Minute, daß wir das Haus ungesehen verließen, jeder mit einem Rucksack und einem Kind am Arm.
Während der Fahrt nach Hermannstadt sahen wir dann, daß das ganze Harbachtal voller Russen war. Sie kampierten in unbeschreiblicher Unordnung, teils lagen sie in den Wagen, teils standen sie um einfache Waschkessel herum, in dem das Essen gekocht wurde. 5 Minuten nach 20 Uhr kamen wir in Hermannstadt an. Der Bahnhof war fast menschenleer, ... weil ab 20 Uhr Ausgangssperre angeordnet war. Die Beleuchtung war beinahe überall ausgeschaltet. Vereinzelt sah man russisches oder rumänisches Militär in den Gassen. Wir kamen unbehelligt in unsere Wohnung und waren glücklich, diesen Abschnitt so glimpflich überstanden zu haben.
Was an Greueltaten vorkam, fiel zeitlich gesehen fast ausschließlich in die ersten 3 Wochen hinein. Dabei kannten die Russen keinen Unterschied zwischen Rumänen, Deutschen und Ungarn. Was ihnen in den Weg kam, wurde überrannt. Dabei wurden die Randgemeinden und die Peripherie (Randgebiete) der Stadt mehr in Mitleidenschaft gezogen als das Zentrum. Die frechsten Überfälle waren an der Tagesordnung.
Am hellen Vormittag nahm man den Passanten Uhren und Schmuck ab. Zweimal wurde die Straßenbahn im Wald angehalten und den Mitfahrenden fast alles abgenommen, was sie anhatten. Sie durften dann in Hemd und Hose weiterfahren. Wenn man nach dem Einbruch der Dunkelheit Schreie hörte, sah keiner nach, denn helfen konnte man nicht. Oftmals fand man tags darauf eine Leiche. ... Diese willkürlichen Übergriffe wurden von Offizieren und Mannschaften gleichermaßen durchgeführt.
In diese Zeit fällt auch das nachfolgende Erlebnis: Meine Mutter lebte mit ihren Schwestern im Haus meiner damals 74jährigen Großmutter. Das Haus stand in der abgelegenen Zibinsgasse. Nachmittags erschienen 5 Russen, darunter zwei ältere Offiziere, um sich einzuquartie-

ren. Weil Essen für sie gekocht werden sollte, ging meine Mutter in den Hinterhof, um Holz zu holen. Die Russen kamen ihr nach, und unter Lachen und Gejohle vergewaltigten sie sie hintereinander.
Der älteste Russe half ihr dann in die Wohnung und legte sie aufs Sofa. Hinterher fanden einige von ihnen auch die ältere Schwester im Garten versteckt - es erging ihr genauso. Die jüngste Schwester sprang über den Zaun in den Nachbargarten und entkam. Nun bedrohten die Russen meine alte Großmutter, es würde ihr genauso gehen, wenn sie nicht sofort sagen würde, wohin meine Tante gelaufen sei. Der eine Offizier … verhinderte jedoch Ärgeres. Nachher mußte Essen aufgetragen werden, und dann verließen sie das Haus.
Als ich am darauffolgenden Tag mit meiner Mutter zum Arzt ging, sagte mir Dr. Z., daß sehr viele Bäuerinnen der Umgebung bei ihm gewesen wären - der größere Prozentsatz käme gar nicht, aus Scham. Man wisse gar nicht mehr, wo man die jungen Mädchen verstecken solle, alle Verstecke würden die Russen ausfindig machen.
Nach ungefähr 3 Wochen zog mit einer anderen Truppeneinheit auch ein neuer russischer Stadtkommandant ein. Gleichzeitig avancierte Rumänien zum Partner, und schlagartig wurden alle Gewalttätigkeiten unterbunden bzw. geahndet. Wenn es sich allerdings um einheimisches Gesindel handelte, mischten sich die Russen niemals ein.
... Die rumänischen Behörden wurden langsam gründlich "gesäubert". Das Straßenbild änderte sich von heute auf morgen: Das deutsche Bischofspalais wurde zum Kulturzentrum erklärt. Vor der katholischen Kirche wurden Bretterwände aufgezogen, die bis zum Dach reichten. Auf diese Bretterwände wurde rotes Tuch gespannt und riesige Bilder von russischen Größen daran hochgezogen.
In den Hauptstraßen flatterten rote Fähnchen zu beiden Seiten. Radios wurden angebracht, und Tag und Nacht wurden Reden und Musik ... (gesendet). Viel Gesindel war anzutreffen. Die Arbeiter wurden nach Arbeitsschluß zu Demonstrationen herbeigezogen ... und schrien auf Kommando: "Wir wollen den Tod der Kriegsverbrecher!" Meine Mutter war auch dabei, denn wer nicht mitmachte, verlor seinen Arbeitsplatz.
In diese Zeit fiel die Verordnung, daß alle Deutschen Radios und Telefonapparate abgeben mußten. ... Es begann auch die Beschlagnahme deutscher Wohnungen, um den einströmenden "Mob" standesgemäß unterzubringen. Oft mußte man innerhalb einer Stunde das Haus geräumt haben, ohne zu wissen, wo man unterkommen sollte. In den Dörfern wirkte sich dies besonders schlimm aus, weil oftmals der Bauernhof gegen eine Zigeunerhütte eingetauscht werden mußte. ...
Die Bauern waren froh, wenn sie ihre eigenen Gesindewohnungen beziehen durften. Die Beschlagnahmungen waren anfangs noch nicht gesetzlich verankert, sondern wurden von den Behörden willkürlich durchgeführt. Um die Notwendigkeit dieser Maßnahmen zu rechtfertigen, wurden wir ununterbrochen in Presse und Rundfunk als "Faschisten", "Kriegstreiber" und elende "Kapitalisten" bezeichnet und die allgemeine Empörung fast ausschließlich auf uns gerichtet.
Es fanden sehr viele systematische Hausdurchsuchungen statt, wobei "Material" gesucht wurde, um den betreffenden Deutschen – später auch Rumänen – all dieser Beschuldigungen zu überführen. Oftmals fand diese Kommission nichts. Dann wurden einfach belastende Briefe oder Bücher untergeschoben, um die Verhaftung zu begründen. Solche Fälle sind mir aus meinem persönlichen Bekanntenkreis zur Kenntnis gekommen.
Trotzdem können alle diese Maßnahmen nicht als Spiegelbild der allgemeinen Meinung der Rumänen gelten. Ich kann Fälle anführen, wo es wiederum Rumänen waren, die sich unter persönlicher Gefahr dafür einsetzten, Deutschen zu helfen.
Hierzu dieses Beispiel: In der ehemaligen Kreisleitung war inzwischen das rumänische Gendarmeriekommando untergebracht. Im Erdgeschoß des Hinterhauses allerdings wohnte noch

der ehemalige Pförtner. Er hatte in seiner kleinen Wohnung 11 deutsche Soldaten versteckt. Es war für ihn allein natürlich finanziell unmöglich, diese Menschen allein zu verköstigen. So ging er bei guten Bekannten reihum sammeln. So haben auch wir von dieser Geschichte erfahren. Auf die Dauer konnten diese Soldaten natürlich nicht bei dem Pförtner bleiben - zumal er täglich damit rechnen mußte, die Wohnung zu räumen.
Zur Lösung dieses Problem mußten unbedingt Rumänen herangezogen werden, weil sie ja die Herren im Hause waren und genauestens überwachten, wer ein und aus ging. Einige Gendarmen fanden sich bereit, diese Sache zu erledigen. Unter dem Vorwand, Möbel des Pförtners fortzuschaffen, transportierten sie die 11 Soldaten ab und ermöglichten ihnen, gemeinsam mit rumänischen Offizieren, die weitere Flucht.
Trotz aller dieser Geschehnisse verlief das erste halbe Jahr … einigermaßen erträglich, und wir atmeten auf, weil wir uns alles ja noch viel schlimmer vorgestellt hatten.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Mediasch im September 1944, Vorbereitungen zur Zwangsdeportation

Erlebnisbericht der I. L. aus Mediasch in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/99-101): >>Zur Zeit der rumänischen Kapitulation lagen in Mediasch einige kleinere Einheiten der deutschen Wehrmacht. Der örtliche rumänische Befehlshaber war Oberst Istrate, ein ausgesprochen deutschfreundlicher Offizier. Bürgermeister war ein Sachse und Polizeichef war ein Rumäne aus Galatz.
Als sich die Nachricht von der rumänischen Kapitulation in der Stadt verbreitete, verhielt sich die Bevölkerung zwar aufgeregt, aber es kam weder zu Zwischenfällen, noch zu Gehässigkeiten seitens der Rumänen. ... Die Rumänen hätten, so wurde mir gesagt, den deutschen Truppen eine Abzugsfrist bis zum 25. August, abends 6 Uhr, eingeräumt. In unserer Kreisleitung herrschte große Aufregung. Es hieß, die Wehrmacht werde gemeinsam mit unseren waffenfähigen Männern Mediasch halten und nicht abziehen. Dann verbreiteten sich Gerüchte von angeblich heranmarschierenden starken deutschen Truppenverbänden. ...
Am 25. August zog die Wehrmacht ab, nicht ohne uns Zurückbleibenden zuzurufen, daß sie in einigen Tagen wiederkommen werde. Mit dieser Wehrmachtseinheit zogen 25 oder 30 sächsische Jugendliche und Männer. Es vergingen einige Tage, aber die Wehrmacht kam nicht. Dafür wurden die in Mediasch lebenden Reichsdeutschen verhaftet und nach Targu-Jiu fortgeschafft.
Auch der Bürgermeister Dr. Z., der frühere Kreisleiter R., der Mannschaftsführer G. und mehrere andere Amtswalter der Volksgruppe wurden interniert. Sie wurden in der rumänischen Fliegerkaserne untergebracht und nicht schlecht behandelt. In der Stadt blieb alles ruhig. Einige Male erschienen deutsche Flugzeuge, die außerhalb der Stadt Bomben abwarfen. ...
Am ... 7. September tauchten aus der Richtung Martinskirch Kolonnen von jüdischen Flüchtlingen auf, die mit Pferdefuhrwerken und zu Fuß vor den angeblich heranrückenden Deutschen flohen. Auch zahlreiche Mediascher Juden schlossen sich der Flucht an.
Wir waren nun fest überzeugt, daß die Befreiung nahte. Aber zu unserer Bestürzung kamen am 9. September statt der Deutschen die Russen. Zunächst in kleineren Gruppen, dann in endlosen Kolonnen rollten sie durch Mediasch der ungarischen Grenze zu. Von dort hatten wir schon seit einigen Tagen schwachen Gefechtslärm gehört. Wir verbarrikadierten uns in den Häusern und glaubten, daß unser Ende gekommen wäre.
Bis auf einige Vergewaltigungen an der Peripherie der Stadt und bis auf Plünderungen und Ausraubungen ereignete sich jedoch nichts. Die geflüchteten Juden erschienen im Gefolge der Russen. Und nun änderte sich auch die Stimmung in der Stadt: Die Arbeiterschaft der Glasindustrie, der Textilfabrik "Irti" und der übrigen Betriebe begann sich bemerkbar zu machen. Die Entscheidung war jetzt endgültig gefallen, die deutschfeindlichen Elemente gaben ihre

Zurückhaltung auf.
Bürgermeister war seit dem 26. August der Rumäne B., ein Lehrer, der sich anständig verhielt, aber von den dreister werdenden Kommunisten überspielt wurde. Besonders viel machte ein ungarischer Kommunist namens Kajlig von sich reden, ein Maurer, der nun auf eigene Faust zu regieren begann. Der Polizeichef war nach dem Umsturz nicht ausgewechselt worden. Auch er war offensichtlich nicht in der Lage, den Kommunisten, die sich auf die Russen stützten, entgegenzutreten.
Ein übles Element war auch ein sächsisch-russischer Mischling aus Probstdorf. Sein Vater hatte im Ersten Weltkrieg als Gefangener in Rußland geheiratet und war dann mit seiner russischen Frau heimgekehrt. Der Sohn, dem man immer schon geheime kommunistische Tätigkeit nachgesagt hatte, zeichnete sich nun als "Revolutionär" aus. Er und die übrigen Kommunisten beschlagnahmten sächsische Wohnungen, eigneten sich Möbel, Klaviere und Kleider an und bezogen die schönsten Häuser.
Unsere Lage verschlechterte sich. ... Immer mehr sächsische Häuser wurden beschlagnahmt und die Einwohner entweder hinausgeworfen oder auf kleinstem Raum zusammengedrängt. Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Immer wieder bekamen wir zu hören, daß man uns "noch ganz andere Dinge" bescheren würde. ... Eine Jüdin (sagte mir): "Wenn der Winter kommt, wird man Euch verschleppen. Ihr werdet schon sehen, was Hunger und Kälte bedeuten!"
Ende Oktober ... gingen Polizisten von Haus zu Haus und schrieben alle Frauen zwischen 18 und 33 und alle Männer von 17 bis 45 auf. ... Wir brachten die Zusammenschreibung nicht mit einer möglichen Deportierung in Zusammenhang, es war davon auch nicht die Rede. Die Polizisten gebrauchten irgendwelche Ausreden.
Erst in der Zeit vor und nach Weihnachten begann das Gerücht von bevorstehenden Aushebungen umzugehen. Ich arbeitete zu jener Zeit als Schwester im rumänischen Militärlazarett. Wir waren hier insgesamt etwa 30 sächsische Frauen und Mädchen und erfuhren seitens der Spitalsleitung und der Verwundeten ausgezeichnete, höfliche Behandlung. Die Leiterin des Roten Kreuzes, Frau Maniu (nicht mit dem Parteiführer Maniu verwandt) eröffnete uns in den ersten Januartagen, daß mit einer Verschleppung zu rechnen sei, beruhigte uns jedoch, indem sie erklärte, sie werde dafür sorgen, daß uns nichts geschehe.
Am Abend des 13. Januar, einem Sonnabend, marschierten, von Schäßburg kommend, NKWD-Verfügungstruppen in Mediasch ein. Es wurde verlautbart, daß sich niemand nach 6 Uhr auf der Straße zeigen dürfe. Die Stadtausgänge waren, wie ich erfuhr, gesperrt, niemand durfte hinaus oder herein. Nun wußten wir, daß die Aushebung bevorstand.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ungarn

>>Beim Menschen ist kein Ding unmöglich, im Schlimmen wie im Guten.<< (Christian Morgenstern)

Die Ungarn-Deutschen konnten mehrheitlich nicht mehr entkommen. Höchstens 60.000 Volksdeutsche flüchteten bzw. wurden rechtzeitig evakuiert, so daß rd. 483.000 den sowjetischen Einmarsch in Ungarn erlebten.
Obwohl Ungarn offiziell als "feindlicher Staat" eingestuft wurde, ereigneten sich hier keine Massenverbrechen, denn man hatte die Rotarmisten der 2. und 3. Ukrainischen Front (Marschall Rodion Malinowski und Marschall Fjodor I. Tolbuchin) nicht aufgehetzt. Die Nachschubeinheiten der Roten Armee verbreiteten trotzdem noch genug Angst und Schrecken unter der Bevölkerung. Sie nutzten die befristete Plünderungsfreiheit konsequent aus. Sowjetische Deserteure sowie Marodeure verübten außerdem schwere Gewaltverbrechen.
Abgesehen von fanatischen Nationalisten und kriminellen Einzeltätern, verübte die ungarische Bevölkerung nirgends Gewalttaten und Racheakte. In Ungarn existierte weiterhin ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl. Man erinnerte sich glücklicherweise an die jahrhundertealte ungarisch-deutsche Geschichte bzw. das gemeinsame tragische Schicksal. Diese christliche Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit der ungarischen Zivilisten und gemäßigten Politiker rettete später ungezählte Deutsche vor der Deportation oder sowjetischer Kriegsgefangenschaft.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1956 über den sowjetischen Einmarsch in Ungarn (x008/41E-42E): >>Mit dem Einmarsch der Roten Armee in Ungarn änderte sich die Lage der volksdeutschen Bevölkerung zunächst nicht in dem Maße, wie allgemein befürchtet worden war. Ungarn wurde von der Sowjetunion zwar als Feindmacht angesehen, da aber die Verhetzung der Sowjetsoldaten hier fehlte, kam es nicht zu den unmenschlichen Ausschreitungen wie in den deutschen Ostgebieten.
Sicherlich ist wohl kaum ein Haus von gründlicher Plünderung verschont geblieben, die Lebensmittel wurden mitgenommen oder ungenießbar gemacht, die Pferde beschlagnahmt, das Vieh geschlachtet oder weggetrieben, der Wein weggetrunken oder verschüttet. Frauen und Mädchen mußten in den Tagen und Wochen nach dem Einmarsch immer auf der Hut sein, um sich vor herumstreunender und marodierender Soldateska in Sicherheit zu bringen. Aber es fehlte die systematische Quälerei und Erniedrigung, denen die Deutschen etwa in der Tschechoslowakei oder in Jugoslawien ausgesetzt waren.
Dies mag zum großen Teil daran gelegen haben, daß die donauschwäbischen Siedler im ersten Augenblick gar nicht als Deutsche erkannt wurden. Sie litten also anfangs nicht mehr und nicht weniger als die madjarischen oder slawischen Bauern auch. Sehr bald erfuhren sie allerdings dadurch eine recht spürbare Sonderbehandlung, daß die Gruppen innerhalb der ungarischen Bevölkerung, die zur Zeit der deutschen Besatzung entrechtet und verfolgt worden waren, kurz nach dem Zusammenbruch Einfluß gewannen und nun das erlittene Unrecht an den Volksdeutschen zu vergelten suchten. Sie hielten sich nicht nur durch Plünderungen zur eigenen Bereicherung schadlos, sondern machten auch die sowjetischen Soldaten auf die deutschen Häuser und die deutschen Mädchen aufmerksam.
Auch die von den russischen Kommandanturen neu eingesetzten örtlichen Verwaltungsbehörden - meist madjarische Kommunisten und Kleinbauern - teilten, nicht so sehr aus Vergeltungsdrang, sondern um die eigenen Landsleute zu schonen, zu den zahllosen Arbeitsleistungen, die von der Besatzungsmacht befohlen wurden, mit Vorliebe Volksdeutsche ein.
Neben den Dienstleistungen zur Versorgung der Soldaten - in der Hauptsache Reinigungsarbeiten - mußte die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung, auch die Madjaren, vor allem in den Kampfzonen Stellungen bauen. Zu einzelnen Arbeitsgruppen, die bei unzureichender Ver-

pflegung in Sammelunterkünften in Frontnähe zusammengezogen wurden, kommandierte man mit Vorliebe ehemalige Mitglieder oder Anhänger des Volksbundes.
Besonders die Bevölkerung in der Umgebung des belagerten Budapests, in der Schwäbischen Türkei und im Schildgebirge, dem Hinterland der lange bestehenden Bakony-Gran-Front, hatte unter diesen Zwangsmaßnahmen zu leiden. Am wenigsten spürbar blieb der Einmarsch der Roten Armee in Westungarn, das erst im Frühjahr besetzt wurde und daher sogar von der folgenschwersten Maßnahme der vorangehenden Phase - der Verschleppungsaktion - verschont blieb.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Budapest im Januar 1945
Erlebnisbericht des Monteurs Karl S. aus Budapest in Ungarn (x008/34-36): >>Am 9. Januar haben die Roten Truppen P. (in Budapest) besetzt. In den Parteikanzleien der Pfeilkreuzler und des Volksbundes saßen schon am Abend die kommunistischen Funktionäre. Die Russen gaben den Kommunisten keine Waffen. Sie trugen alle rote Armbinden.
Der Haß tobte sich anfangs gegen die Pfeilkreuzler aus. Auch einige führende Volksbündler, sowie Mitglieder der SS wurden verhaftet. Die Volksbündler blieben ruhig, denn sie glaubten, daß man die Volksgruppenmitgliedskartei vernichtet hätte. Die Kartei für Budapest und Umgebung wurde jedoch später gefunden. ...
In der neuen kommunistenfreundlichen Verwaltung wurden untergebracht: 1.) Illegale, 2.) Juden, 3.) ehemals organisierte Arbeiter und Funktionäre und 4.) ehemalige Verwaltungsbeamte und Polizisten. Mit Hilfe der zurückgebliebenen Staatspolizisten wurde eine Hilfspolizei gegründet. Sie unterstand dem Ministerpräsidenten Lakatos. Mit der Roten Armee kamen madjarische Instruktoren und Rote Truppen.
Das Elektrizitätswerk wurde sofort von den Russen übernommen. Alles mußte weiterarbeiten. Auf Anweisung der Gewerkschaften wurde nach einigen Wochen ein Betriebsrat ins Leben gerufen. Der Betriebsrat suspendierte den Direktor, einen Werkleiter … sowie den Prokuristen.
Pestszenterzsébet ist zur Lazarettstadt erklärt worden. In sämtlichen Schulen und öffentlichen Gebäuden wurden Krankenhäuser eingerichtet. Ich hatte als Monteur freie Bewegung. Zuerst wurden die russischen Objekte und nachher die Stadt und Umgebung stufenweise versorgt.
Die neue Stadtverwaltung ließ Straßen- und Hausvertrauensleute wählen. In den Betrieben wurden Betriebsräte gewählt, die von den leitenden Funktionären eingesetzt wurden. Im Januar 1945 bemerkte ich, daß die Ziegelei D. als Internierungslager eingerichtet wurde. Hierher kamen meistens Reaktionäre, Pfeilkreuzler usw. Einige exponierte Volksbündler befanden sich auch darunter. Später wurden diese Leute in das Zentralinternierungslager nach Ofen gebracht.
Ende Februar 1945 erließ die russische Stadtkommandantur in Pestszenterzsébet den Befehl, daß 500 Volksdeutsche zur Zwangsarbeit nach Rußland zur Verfügung gestellt werden müssen. Solche Befehle wurden auch in anderen Stadtteilen erlassen.
Mit der Durchführung dieser Aktion wurden Hilfspolizisten mit Armbinden beauftragt, die von russischen Patrouillen unterstützt wurden. In ganz Pestszenterzsébet gab es aber keine 500 Volksdeutsche.
Der Leiter des Polizeitrupps löste das Problem wie folgt: Voraussetzung für die Verschleppung waren a) deutscher Name und b) Gesundheit. Er verhaftete wahllos Personen, auf die diese Voraussetzungen zutrafen und warf sein Augenmerk besonders auf die Jugendlichen. So wurden viele verhaftet, die zwar einen deutschen Namen hatten, jedoch kein Wort deutsch sprechen konnten (wie z.B. Károly W.).
Die Leute wurden von der Straße oder im Betrieb geholt. Der Leiter der Polizeitruppe kam auch zu mir, als ich auf der Straße mit Steigeisen zur Arbeit ging und fragte: "Wie heißen

Sie?" Ich: "Karl Sch. ". Er: "Auf dich warte ich schon". Ich: "Väterchen, auf mich brauchst du nicht zu warten" und zeigte den Russen meinen Ausweis, worauf sie mich gehen ließen. Die Leute wurden ärztlich untersucht und kamen dann nach Rußland.
Der Heldenplatz in Pestszenterzsébet wurde zum Heldenfriedhof umgebaut. Hermine Müller aus Winkowitz oder Umgebung, die aus Deutschland nach Hause reiste, verstarb dort. Sie wurde auf dem Heldenfriedhof unter ihrem Namen beerdigt. Ihre Mutter stellte noch ein kleines Kreuz auf das Grab.
Am Franzstädter Bahnhof traf ich einen jugoslawischen Kriegsgefangenentransport. Ihm waren zwei offene Waggons mit Landsleuten aus Futog angehängt. Die Serben mieden sie. Auf meine Frage antworteten sie: "Wir wollen nach Hause".
Im Juli 1945 begann die Aktion gegen die Volksbundmitglieder. Man hatte die Volksbundkartei gefunden, und diese war an die zuständige politische Abteilung der Polizei weitergeleitet worden. Man zeigte Volksbundmitgliedern, die ihre Mitgliedschaft verleugnen wollten, ihre Beitrittserklärung vor, so daß sie ihre Volksbundzugehörigkeit nicht verheimlichen konnten. Die meisten von ihnen wurden im Lager Köbánya untergebracht, wo etwa 20.000 Personen interniert waren. Viele unter ihnen konnten gar nicht Deutsch, sie trugen bloß einen deutschen Namen,
Ich wurde nachher nach Soroksár versetzt. Hier traf ich viele Flüchtlinge aus Jugoslawien, die mir über die Situation meiner Landsleute im Tito-Staat berichteten. Aus Soroksár wurden die Transporte nach Deutschland weitergeleitet. Die Ausreisegenehmigung mußte bei der örtlichen Behörde beantragt und vom ungarischen Innenministerium genehmigt werden. Die Ausreise aus Ungarn mußte auf eigene Kosten erfolgen.
Als unabhängiger Sozialdemokrat sah ich ein, daß die politische Lage in Ungarn ohne Zweifel zu einer roten Diktatur führen würde. Ich entschloß mich deshalb, Ungarn zu verlassen. Ich ging ebenfalls mit meinen jugoslawischen Papieren zu der zuständigen Behörde und gab mich dort als Flüchtling aus. Meinem Antrag wurde stattgegeben. Als ich meine Frau von meinen Entschluß in Kenntnis setzte, wollte sie nicht mit mir gehen.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Katymar Ende September 1944
Erlebnisbericht des Josef S. aus Katymar im Komitat Bacs-Bodrog, Ungarn (x008/49): >>Die ungarischen Behörden waren geflüchtet, und noch vor dem Eintreffen der Russen ergriffen die Partisanen die Herrschaft. Sie waren mit russischen Waffen versehen. In Katymar gebärdeten sich die dortigen jungen Serben als Partisanen und traten als Ordnungsmacht auf. Von den 15 Mitgliedern der Ortspolizei liefen 3 Serben zu den Partisanen über. ...
Wenngleich sich die Partisanen des Ortes allerlei Gewaltakte und Übergriffe leisteten, so wurde unsere Familie von ihnen geduldet und erlitt zunächst keine besonderen Nachteile. Ihre besondere Wut richtete sich gegen die Volksbündler, soweit sie noch im Dorfe waren, und es wurde am laufenden Band gebrandschatzt. Von Mordtaten ist mir nichts bekannt. Gefährlich waren die Partisanen, ... die aus Jugoslawien zeitweilig herüberkamen und die Bevölkerung terrorisierten.
Ende September überrollte uns die russische Front. In die Nachbardörfer kamen jedoch nur einzelne kleine Einheiten. Die Mehrheit der Kampftruppen zog nicht durch diese Orte. ... Die sowjetische Soldateska nahm sich nach Bedarf alles, was sie brauchte. Von den Partisanen wurde sie insbesondere auf Volksdeutsche gehetzt. So waren diese die ersten, die ihr Hab und Gut einbüßten.
In der Folge machten die Rotarmisten keine Unterschiede nach Nation oder Partei. Sie plünderten überall und alles, was ihnen unterkam. Auch die Vergewaltigungen richteten sich gegen die serbischen und ungarischen Frauen genau so wie gegen deutsche Frauen. Auch kannten sie keine Altersgrenze, weder nach unten noch nach oben. An Mordtaten ist mir nur ein

einziger Fall bekannt geworden, wo die Russen einen Serben erschossen, der seine Tochter vor den Zudringlichkeiten und Brutalitäten der Rotarmisten zu schützen versuchte.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Polen

>>Die Rache ist süß, aber vollzogen bitter. Blinde Rache, schlimme Sache!<< (Sprichwort aus Deutschland)

Am 22. Juli 1944 veröffentlichte das kommunistische Lubliner Komitee das "Manifest der Nationalen Befreiung" (x003/1-7): >>An das polnische Volk! ... Brüder! Die Stunde der Befreiung hat geschlagen. Die polnische Armee hat an der Seite der Roten Armee den Bug überschritten. ... Über dem gequälten Polen wehen wieder weiß-rote Fahnen.
Das polnische Volk grüßt die Soldaten der Volksarmee, die sich mit den Soldaten der Polnischen Armee in der UdSSR vereint haben. ...
Durch ganz Polen geht ihr Marsch, um Rache an den Deutschen zu üben, solange bis die polnischen Fahnen in den Straßen der Hauptstadt des dreisten Preußentums, in den Straßen Berlins gehißt werden. ...
Der vom kämpfenden Volk berufene Landes-Nationalrat ist die einzige legale Staatsgewalt in Polen.
Die "Regierung" der Emigration in London und ihre Delegatur in Polen sind usurpatorische, betrügerische Mächte und vollkommen illegal. Sie stützen sich auf die widerrechtliche faschistische Verfassung von April 1935. ...
Die Stunde ist gekommen um die Leiden und Qualen, die verbrannten Dörfer und vernichteten Städte, die zerstörten Kirchen und Schulen, die Treibjagden auf Menschen, die Lager und Erschießungen, Auschwitz, Majdanek, Treblinka und die Vernichtung des Gettos, an den Deutschen zu vergelten. ...
Brüder! ... Die Rote Armee ist als Befreiungsarmee in Polen einmarschiert. ...
Ergreift die Waffen! Schlagt die Deutschen, wo immer ihr sie trefft! ... Erteilt den polnischen und sowjetischen Soldaten Auskünfte und helft ihnen! ...
Auf zum Kampf um die Freiheit Polens, um die Rückkehr des alten polnischen Pommern und des Oppelner Schlesiens zum Mutterland, um Ostpreußen und einen breiten Zugang zum Meer, um polnische Grenzpfähle an der Oder! ...
Aufgabe der unabhängigen polnischen Gerichte wird es sein, eine rasche Rechtspflege zu garantieren. Kein deutscher Kriegsverbrecher, kein Volksverräter darf der Strafe entgehen! ...
Das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung verspricht zu Beginn des Wiederaufbaus des polnischen Staates die Wiedereinführung aller demokratischen Freiheiten, der Gleichheit aller Bürger ohne Rücksicht auf Rasse, Konfession und Nationalität, der Freiheit politischer und beruflicher Organisationen, der Presse und des Gewissens. Die demokratischen Freiheiten dürfen jedoch nicht den Feinden der Demokratie dienen. Faschistische und antinationale Organisationen werden daher mit der ganzen Schärfe des Rechts ausgerottet.
... Die deutschen Vermögen werden konfisziert. Den bestialisch vom Okkupanten verfolgten Juden werden der Wiederaufbau ihrer Existenz sowie rechtliche und tatsächliche Gleichberechtigung zugesichert. ...
Um den Wiederaufbau des Landes zu beschleunigen und den uralten Drang der polnischen Landbevölkerung zum Eigentum an Grund und Boden zu befriedigen wird das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung in den bereits befreiten Gebieten sofort mit der Durchführung einer umfassenden Bodenreform beginnen. ...
Die Befreiung Polens, der Wiederaufbau des Staates, die siegreiche Beendigung des Krieges, die Erringung eines für Polen würdigen Platzes in der Welt, der Beginn des Wiederaufbaus des zerstörten Landes - dies sind unsere Hauptaufgaben.
Brüder!
Das polnische Komitee der Nationalen Befreiung ruft auf: Alles für die schnellste Befreiung des Landes und die Vernichtung der Deutschen! ...

Auf zum Kampf! Ergreift die Waffen!
Es lebe das vereinte um Polens Freiheit kämpfende Polnische Heer! Es lebe die Polen Befreiung bringende verbündete Rote Armee! Es leben unsere großen Verbündeten - die Sowjetunion, Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika!
Es lebe die nationale Freiheit!
... Es lebe das freie, starke, unabhängige, souveräne und demokratische Polen!<<
Der 22.07. wurde später polnischer Nationalfeiertag!

Nach dem sowjetischen Einmarsch wurden in Polen alle bisherigen und zukünftigen Gewalttaten durch "dehnbare Gesetze", Dekrete und Verordnungen legalisiert, um mit den Reichs- und Volksdeutschen abzurechnen. Die faschistisch-hitleristischen Verbrechen wurden derartig allgemein gefaßt, daß praktisch jede Willkürmaßnahme erlaubt war. Die öffentlichen Sicherheitsbehörden (polnische Milizen und Polizei) nahmen sämtliche "verdächtigen Personen" und "Volksverräter" fest. Anklagebegründungen waren nicht erforderlich, da es sich um Sonderstrafverfahren handelte. Rechtsschutz erhielten die festgenommenen Volks- und Reichsdeutschen ebenfalls nicht. Sie konnten ohne Angabe von Gründen für unbegrenzte Zeit in Gefängnisse und Internierungslager eingewiesen werden.
Alle Volksdeutschen, die bis 1939 polnische Staatsbürger gewesen waren, wurden als Volksverräter eingestuft und zur Rechenschaft gezogen. Sie wurden ohne gesetzliche Grundlage der Zwangsarbeit unterworfen, verloren ihre bürgerlichen Ehrenrechte und ihr gesamtes Vermögen. Die Aburteilung führten zunächst polnische Sonderstrafgerichte durch. Gegen diese Urteile gab es keine Revisionsmöglichkeit oder Einspruchsrechte.
Nachdem die Rote Armee Zentral- und Westpolen erobert bzw. "befreit" hatte, beteiligten sich vor allem polnische Milizen und Partisaneneinheiten an zahllosen Verbrechen (in den polnischen Gebieten hielten sich noch mindestens 1,0 Millionen Volks- und Reichsdeutsche auf).
Die Bürgermilizen, Partisanen und der Pöbel waren schon bald gefürchteter als die verrohten Soldaten der Roten Armee.
Bei den schwerbewaffneten polnischen Milizen ("Organe der öffentlichen Sicherheit") handelte es sich vielfach um fanatische 15-16jährige Jugendliche, arbeitsscheues Gesindel, entlassene Schwerverbrecher, zwielichtige Elemente und Straftäter aller Art, die ihre Machtpositionen für hemmungslose Plünderungen und private Racheakte mißbrauchten. Die sog. Intelligenz und die Mehrheit der polnischen Zivilbevölkerung hielt sich zunächst noch zurück.
Im Generalgouvernement, in den Reichsgauen Wartheland und Danzig-Westpreußen sowie in Ostoberschlesien herrschten brutaler Terror und grenzenlose Willkür. Fast alle Volks- und Reichsdeutschen, die in den polnischen Gebieten geblieben waren oder nach der gescheiterten Flucht zurückkehrten, fielen willkürlichen Massenverhaftungen zum Opfer, weil sie während der Beschlagnahmung und Plünderung ihrer Höfe, Geschäfte und Wohnungen störten. Die Plünderer stahlen gewöhnlich alles, was nicht "niet- und nagelfest" war.
Nach der "Befreiung" Zentral- und Westpolens füllten sich schon bald die polnischen Zuchthäuser, Gefängnisse und Konzentrationslager. Für die rechtlosen Deutschen begannen grausame Zeiten. Die "Neuzugänge" bekamen manchmal tagelang nichts zu essen und zu trinken. Ansonsten gab es morgens und abends schwarzen Kaffee, etwa 150 g Schwarzbrot pro Tag und mittags eine dünne Wassersuppe. Obwohl die Häftlinge täglich schwächer wurden, zwang man sie zu schwersten Arbeiten.
Viele Gefängnisse und Internierungslager waren schnell restlos überfüllt, so daß die deutschen Häftlinge oftmals weder liegen noch sitzen konnten. Manche Häftlinge mußten z.T. länger als 10 Tage in den total überfüllten Zellen stehen.
Da nie genügend Pritschen vorhanden waren, schlief man abwechselnd auf dem eiskalten Betonfußboden. Während der Wintermonate froren die Gefangenen erbärmlich, denn in den Zel-

len gab es meistens keine Öfen oder Decken.
Infolge völlig unzureichender Hygiene und Verpflegung litten viele unter Durchfall oder erkrankten an der gefürchteten Ruhr. Da die Inhaftierten nur morgens und abends die Zellen verlassen durften, um ihre Notdurft zu verrichten, waren die Zellen entsprechend verschmutzt. Die Häftlinge wurden schon bald von Ungeziefer (Kakerlaken, Läusen, Wanzen, Ratten oder Mäusen) geplagt.
In den Nächten führte man regelmäßig "Verhöre" durch, die Nacht für Nacht wiederholt wurden. Nicht wenige Männer und Frauen, die bereits verschiedene polnische "Verhörmethoden" kennengelernt hatten, zitterten "wie Espenlaub", weinten hemmungslos oder beteten, wenn die Dunkelheit anbrach und der nächste "Verhörtermin" nahte. Einige Häftlinge waren schon erheblich gezeichnet, denn sie kamen gerade aus den sowjetischen "NKWD- Kellern".
Während der Verhöre blendete man die Angeklagten oft mit großen Lampen, so daß sie ihre Peiniger nicht erkennen konnten. Falls keine schalldichten Kellerräume vorhanden waren, setzte man häufig Radiogeräte mit großen Lautsprechern ein, um das Schreien der geschundenen Opfer zu übertönen. Vermögende Volksdeutsche und bekannte NS-Parteimitglieder erhielten regelmäßig "Sonderbehandlungen".
Je länger die Deutschen ihre Unschuld beteuerten, desto rasender gebärdeten sich die polnischen Geheimpolizisten oder Milizangehörigen (oft handelte es sich um 16-20jährige betrunkene Burschen). Wenn diese "Richter" Ruhepausen einlegten, um Wodkaflaschen kreisen zu lassen, mußten sich die Inhaftierten oftmals gegenseitig mit Knüppeln oder Peitschen verprügeln. Wer nicht hart genug austeilte, erhielt zusätzliche Prügelrationen.
Angesichts dieser barbarischen Zustände und der vollkommen ausweglosen Lage kamen nur die härtesten Gefangenen mit dem Leben davon. Viele Häftlinge erlitten physische und psychische Zusammenbrüche. Selbsttötungen durch Erhängen oder aktive "Sterbehilfe" gehörten in den polnischen Gefängnissen und Zuchthäusern zur Tagesordnung. Mancher bewegungsunfähige Schicksalsgefährte wurde wunschgemäß "erlöst" und durch Mithäftlinge getötet.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über das Schicksal der Deutschen in Polen (x001/123E-128E): >>**Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im polnischen Staatsgebiet**
Nachdem im Sommer 1944 die Rote Armee die östliche Hälfte Polens erobert hatte und Lublin in ihre Hand gefallen war, konstituierte sich am 22. Juli 1944 das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung zur Übernahme aller zivilen Verwaltungsangelegenheiten. Sämtliche Mitglieder waren Angehörige der Union der polnischen Patrioten, zu der sich im Exil in Rußland lebende Kommunisten zusammengeschlossen hatten. Unter dem Einfluß der Sowjet-Union, welche - die Londoner Exilregierung Polens ignorierend - das Lubliner Komitee als allein rechtmäßige Vertretung Polens anerkannte, erklärte sich dieses am 1. Januar 1945 zur vorläufigen Regierung Polens.
Bereits unmittelbar nach seiner Konstituierung traf das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung am 26. Juli 1944 mit dem sowjetischen Oberkommandierenden in Polen eine Vereinbarung, wonach alle Teile des polnischen Territoriums, die "nicht mehr in der Zone der unmittelbaren Feindseligkeiten" liegen, seiner Verwaltung unterstehen.
Auf Grund dieses Abkommens ging unmittelbar nach der Eroberung die Verwaltung Zentralpolens und der Westgebiete des polnischen Staates an polnische Behörden und polnische Miliz über. Nach kurzer Zeit rückten die russischen Kommandanturen ab. Die Organe des wiedererrichteten polnischen Staates bestimmten nunmehr das Schicksal der Deutschen, die besonderen gesetzlichen Verfügungen und politischen Maßnahmen unterworfen wurden.
Als die Rote Armee zum Angriff ansetzte, lebten in den Gebieten, die vor dem Kriege zum polnischen Staat gehört hatten, rund 1,6 Millionen Deutsche. Die Zahl derer, die in ihren Heimatorten verblieben oder nach mißglückter Flucht dorthin zurückkehrten, läßt sich nur

ungefähr schätzen. Doch wird man annehmen müssen, daß etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung, d.h. ca. 800.000 Deutsche, noch im Gebiet des polnischen Staates anwesend war, als den polnischen Kommunisten von der Roten Armee die Verwaltungshoheit übergeben wurde.

Das Unheil, das über diese Deutschen hereinbrach, läßt sich nicht verstehen ohne die vorausgehende Geschichte eines durch zweieinhalb Jahrzehnte sich hinziehenden erbitterten Nationalitätenkampfes. In seinem Verlauf waren nach der aufgrund des Versailler Vertrags vorgenommenen Abtrennung deutscher Gebiete Hunderttausende von Deutschen aus ihrer Heimat verdrängt worden. Nur ein geringer Teil konnte in Posen und Westpreußen zurückbleiben; seine Lage hatte sich, zuletzt seit 1933, zunehmend verschlechtert.

Beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde er das Opfer furchtbarer Ausschreitungen, die Tausenden, vor allem in Bromberg, das Leben kosteten. Schließlich waren es von anderer Seite die radikalen Maßnahmen der nationalsozialistischen Unterdrückungspolitik, die auf die Vernichtung der polnischen Oberschicht und die Herabdrückung des polnischen Volkes in ein Fellachendasein zielten, die den leidenschaftlichen Haß aller Polen und einen ebenso leidenschaftlichen Vergeltungsdrang weckten, der nun auf Unrecht neues, nicht geringeres Unrecht häufte und einzelne Gruppen eines leicht erregbaren Volkes zu entsetzlichen Gewalttaten verleitete.

Mit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen begann daher für die Deutschen, die sich im Bereich des wiedererrichteten polnischen Staates befanden, eine Zeit ungeheuerer Leiden und Entbehrungen. Waren auch sie wie überall den Gewalttaten sowjetischer Soldaten ausgesetzt, so wurden sie erst recht wegen ihrer volksmäßigen Verbundenheit mit der deutschen Okkupationsmacht für deren Wirken haftbar und verantwortlich gemacht.

Exzesse gegen einzelne Deutsche, vor allem aber öffentliche Ausschreitungen gegenüber ganzen Gruppen und Kolonnen von Deutschen, die in Lager abgeführt oder zu Aufräumungsarbeiten eingesetzt wurden, wie etwa in Warschau, Lodz, Konitz und anderen Städten, machen deutlich, welches Maß an Feindschaft und Haß sich über Menschen ergoß, die, gleich, ob persönlich mitschuldig oder unschuldig, für das büßen mußten, was gewissenlose Elemente im Namen des Volkes begangen hatten, dem auch sie angehörten.

Reichsdeutsche, Umsiedler aus Ost- und Südosteuropa und alteingesessene Volksdeutsche waren in gleicher Weise den spontanen Ausschreitungen und behördlichen Maßnahmen ausgesetzt, die seit dem Einzug der Roten Armee über alle Deutschen in den polnischen Provinzen hereinbrachen, zumal die Deutschen vielerorts, zweifellos in bewußter Anknüpfung an die nationalsozialistische Judenpolitik, auf ihrer Kleidung weithin sichtbare Zeichen (weiße Armbinden, Hakenkreuze) zu tragen hatten.

So als Deutsche gezeichnet, wurden sie der Gegenstand von Verhöhnungen und Mißhandlungen, die oft von Halbwüchsigen und Milizangehörigen ausgingen. Unzählige Deutsche sind in jenen Tagen und Wochen nach der Eroberung von polnischen Behörden ohne Auftrag aus reiner Willkür verhaftet, von Bewachungsmannschaften gequält, dann wieder grundlos entlassen und aufs neue aufgegriffen worden.

Es war ein Zustand ungezügelten Sieges- und Vergeltungsrausches, der sich besonders in den Städten zu Massendemonstrationen auswuchs, sich aber auch in den abgelegensten Gegenden und kleinsten Orten auswirkte, zumindest in der Weise, daß das Eigentum der Deutschen ständig geplündert wurde, daß ihnen oft auf der Straße die Kleidungsstücke vom Leibe gerissen wurden oder daß sie ganz nach Laune und Bedarf zu schmutzigen Zwangsarbeiten geholt wurden. Am meisten litten die deutschen Frauen, die zu alledem oft Tag und Nacht von russischen Soldaten belästigt wurden, so daß viele von ihnen den selbstgewählten Tod einem unerträglichen Leben vorzogen.

Mitunter wurde das Los einzelner Deutscher ein wenig erleichtert, weil manches freundschaft-

liche Verhältnis zu polnischen Familien Schutz vor Nachstellungen russischer Soldaten, vor Plünderungen und Gewalttaten gewährte, im ganzen gesehen, bedeuteten jedoch auch solche Fälle nur Gradunterschiede eines in jedem Falle entsetzlichen Schicksals, das im Zeichen der Vergeltung und Rache stand.

Im Hinblick auf die Verbrechen, die während der deutschen Okkupation an Polen und polnischen Juden begangen worden waren, ist das Vorgehen der Polen wohl erklärbar, es kann damit aber niemals entschuldigt werden. Denn gerade im Jahre 1945 waren die polnischen Behörden und Sicherheitsorgane weit entfernt von einem ernsthaften Bemühen, die Schuldigen zu finden und zu strafen, sondern der Vergeltungswille machte sich blindlings Luft und schlug auf alle Deutschen zu, obwohl man wissen mußte, daß die, die man verhöhnte, mißhandelte, verhaftete und tötete, in der Regel nicht die Schuldigen und oft völlig Ahnungslose waren.

Das Blindwütige solcher unterschiedslos gegen alle Deutschen gerichteten Verfolgungen, auch dort, wo sie aus einem berechtigten Verlangen nach Sühne geschahen, zeigte sich, als man im Herbst 1945 und im Frühjahr 1946 verschiedentlich Massengräber von Polen, die während der deutschen Besetzung umgebracht worden waren, exhumieren und die Leichen auf Ehrenfriedhöfen beisetzen ließ, wobei Deutsche gezwungen wurden, unter einer zahlreichen, tobenden Zuschauermenge die Leichen umzubetten, und dabei Schmähungen, Mißhandlungen und Erniedrigungen schlimmster Art über sich ergehen lassen mußten.

Von solchen mehr oder minder spontanen Äußerungen von Vergeltungsgefühlen und nationalistischer Leidenschaft sind die systematischen Maßnahmen zu unterscheiden, die der polnische Staat zur Bekämpfung des Deutschtums ergriff. Mehrere umfangreiche Gesetze mit einer Fülle sehr dehnbarer Durchführungsverordnungen boten die Handhabe, jeden Deutschen zu treffen, der sich im Bereich des wiedererrichteten polnischen Staates befand.

Zwei Gruppen von Gesetzen bildeten die Grundlage für die Verfolgung der Deutschen: die Dekrete über die "Strafzumessung für faschistisch-hitlerische Verbrecher", der Komplex von Dekreten über "Sicherungsmaßnahmen gegen Verräter der Nation", und über die "Ausscheidung feindlicher Elemente ...", später "... von Personen deutscher Nationalität aus der polnischen Volksgemeinschaft."

Das Dekret vom 31. August 1944 über die "Strafzumessung für faschistisch-hitlerische Verbrecher" richtete sich zunächst nur gegen Personen, deren Verhalten während der deutschen Besatzung zur Schädigung polnischer Zivilpersonen und Kriegsgefangener geführt hatte.

Das Abänderungsdekret vom 11. Dezember 1946 erweiterte den Strafrahmen und dehnte insbesondere die Straffälligkeit auf die bloße Beteiligung an "verbrecherischen Organisationen" aus, womit zahlreiche Verhaftungen noch nachträglich legitimiert werden sollten. Denn zahlreiche Deutsche waren auf bloßen Verdacht hin oder allein ihres Deutschtums wegen während der Verhaftungswelle unmittelbar nach dem Einfall der Roten Armee ohne gesetzliche Grundlage in Gefängnisse und Zuchthäuser gesperrt worden und blieben dort mitunter noch Jahre, ehe sie abgeurteilt wurden.

Die Vielzahl willkürlicher, oft auf bloßen Denunziationen beruhender Verhaftungen von Deutschen sind durch weitauslegbare Gesetze mit unklaren oder nicht eindeutig formulierten Bestimmungen geradezu heraufbeschworen worden.

So ließ sich z.B. der in dem Dekret zur Bestrafung faschistischer Verbrechen vom 31. August 1944 enthaltene Passus, daß der Bestrafung anheimfalle, wer an der "grausamen Behandlung oder Verfolgung von Zivilpersonen oder Kriegsgefangener beteiligt" gewesen sei oder von diesen "Leistungen" erzwungen habe "unter der Drohung ihrer Festnahme und Übergabe in die Hände der Okkupationsmacht", auf geringfügigste Vorkommnisse anwenden. Denn jeder Befehl, der von Deutschen an polnische Kriegsgefangene ergangen war, konnte notfalls als "Zwang zu Leistungen unter Drohungen" interpretiert werden, und auch die Anklage wegen "grausamer Behandlung" wurde in vielen Fällen auf bloße Behauptungen und Vermutungen

gestützt.
Ebenso mußte die Verfügung, daß die polnischen Sicherheitsbehörden (Miliz und UB) zur Verhaftung verpflichtet waren, sofern nur ein "begründeter Verdacht" vorlag, dazu führen, daß auch böswillige Denunziationen zur Inhaftierung von Deutschen genügten.
Die in erschreckend hohem Maße willkürlich oder aus unzulänglichen Verdachtsmomenten vorgenommenen Verhaftungen wogen um so schwerer, als es für alle, die einmal verhaftet waren, auch dann, wenn die Unhaltbarkeit der Anklage offenkundig war, kaum noch eine Möglichkeit der Entlassung gab.
Da meist schon über das Vermögen der Verhafteten verfügt war, hätte eine Entlassung nur neue Schwierigkeiten gebracht, und so griff man lieber zu der einfacheren Methode von Verhören, bei denen man die Verhafteten unter oft schweren Mißhandlungen zwang, Geständnisse von Verbrechen abzulegen, die diese niemals begangen hatten. Diese Verhöre, die dazu dienten, Anklagepunkte festzulegen, die man den Sonderstrafgerichten zuzuleiten hatte, haben oft zu den schlimmsten Übergriffen geführt, und viele Deutsche sind schon dabei ums Leben gekommen.
Tausende von Deutschen, die auf der Flucht oder noch in ihren Heimatorten in Polen von der Roten Armee angetroffen wurden, sind den Massenverhaftungen, die unmittelbar nach der Eroberung einsetzten, zum Opfer gefallen.
Die großen Zuchthäuser Polens, vor allem Fordon bei Bromberg, Graudenz, Krone an der Brahe, Lodz, Mokotow in Warschau, und auch die kleineren Gefängnisse in den Kreisstädten waren bald mit Inhaftierten überfüllt, die unter roher Behandlung, unzureichender Ernährung und bei schweren Strafarbeiten gefangen gehalten wurden. Viele haben diese Zeit nicht überstanden und sind den Strapazen erlegen. Andere wurden zwangsweise nach Rußland deportiert, wenn die Russen polnische Behörden nötigten, Gefängnisinsassen zu diesem Zweck auszuliefern.
Der größte Teil der Inhaftierten jedoch verbrachte mehrere Jahre in den polnischen Gefängnisanstalten. Erst 1946/47 wurden sie einem Gerichtsverfahren unterworfen und dann zumeist zu einer Gefängnishaft von mindestens drei Jahren verurteilt. Die Zeit der Untersuchungshaft wurde ihnen in verschiedener Höhe angerechnet.
Nach Verbüßung ihrer Strafe erhielten die Inhaftierten jedoch ihre Freiheit nicht zurück. Sie wurden einem Arbeitslager zugeführt und entsprechend ihrer körperlichen Verfassung zu Zwangsarbeiten verwandt.
Die Maßnahmen gegen die Deutschen in Polen wurden in abgeschwächter Form auch gegen die deutsche Bevölkerung der Freien Stadt Danzig und des ehemaligen Regierungsbezirkes Westpreußen angewandt, die durch Dekret vom 30. April 1945 der Wojewodschaft Danzig einverleibt worden waren. Auch viele Bewohner dieser Gebiete wurden verhaftet, in die Danziger Gefängnisanstalten eingeliefert und später nach Fordon bei Bromberg überführt, um nach ihrer Entlassung aus der Gefängnishaft ebenfalls in Arbeitslagern interniert zu werden.
Der zweite, weitaus umfassendere Kreis von Gesetzen des polnischen Staates gegen die deutsche Bevölkerung wird durch den Komplex der "Sicherungsmaßnahmen gegen Verräter der Nation" gebildet. Als "Verräter der Nation" definierte der Gesetzgeber einen "polnischen Staatsbürger, der während der deutschen Okkupation ... entweder seine Zugehörigkeit zur deutschen Nation oder seine deutsche Abstammung erklärt oder tatsächlich von den Rechten und Privilegien der Zugehörigkeit zur deutschen Nation oder der deutschen Abstammung Gebrauch gemacht hat ...".
Bei der strafrechtlichen Verfolgung von "Verrätern der Nation" legte die polnische Gesetzgebung die Klassifizierungen zugrunde, die im Zuge der nationalsozialistischen Volkspolitik in den besetzten und eingegliederten Ostgebieten zur Unterscheidung der Deutschen von den Polen eingeführt worden waren.

Im Gebiet des Generalgouvernements handelte es sich hierbei um die Klasse der "Deutschstämmigen" und im Warthegau und den anderen Teilen der eingegliederten Ostgebiete, wo die Differenzierung noch weiter gegangen war, um die Angehörigen der deutschen Volksliste, die je nach dem Grade ihrer "Deutschstämmigkeit" in vier verschiedene Kategorien (Volksliste l-4) eingestuft worden waren, ferner auch um die Gruppe der "Leistungspolen". –
Alle diese durch das nationalsozialistische Regime begünstigten Personen, denen von den deutschen Behörden entsprechende Ausweise ausgestellt worden waren, die den Polen nunmehr als Beweismittel dienen konnten, galten zunächst generell als Kollaboranten und Verräter und fielen damit automatisch unter die entsprechenden polnischen Strafgesetze.
Das wichtigste dieser Gesetze, das Dekret vom 28. Februar 1945 über die "Ausscheidung der der polnischen Nation feindlichen Elemente aus der Volksgemeinschaft", sah lediglich gewisse Rehabilitierungsmöglichkeiten für die Angehörigen der Volkslisten 2-4 sowie für die Gruppe der "Leistungspolen" vor, wenn diese nachweisen konnten, daß sie gegen ihren Willen und unter Zwang in die einzelnen Gruppen eingestuft worden waren, und durch ihr Verhalten ihre polnische Volkszugehörigkeit bewiesen hatten, und die außerdem bereit waren, eine Loyalitätserklärung gegenüber dem polnischen Staat abzugeben.
Die Konsequenzen des Ausschlusses aus der polnischen Volksgemeinschaft waren: Enteignung, Heranziehung zur Zwangsarbeit und "Unterbringung an einem abgesonderten Ort". …<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über das Schicksal der Deutschen in Polen (x010/35,37): >>Die von Polen gegenüber in den deutschen Siedlungsgebieten Polens und den Reichsgebieten östlich von Oder und Neiße verbliebenen Deutschen verübten Gewalttaten standen im Zeichen eines Vergeltungswillens für Unrechtstaten, die die polnische Bevölkerung während der deutschen Besatzungszeit erfahren hatte. Dabei kamen durchaus auch blinde nationalistisch gestimmte Haßgefühle zum Ausdruck. ... Täter waren in der Mehrzahl Angehörige einer willkürlich zusammengestellten Miliz, in geringerer Anzahl Zivilpersonen, die im Zusammenhang mit Plünderungen Deutsche überfielen.
Die Gewalttaten setzten größtenteils im Zuge einer Verhaftungswelle ein, die auf Grund von Dekreten des polnischen kommunistischen Komitees der Nationalen Befreiung - ab 1.1.1945 von der Sowjetunion als vorläufige Regierung Polens anerkannt - durchgeführt wurde. ... Die Gewaltakte bestanden vorwiegend in Mißhandlungen brutalster, teils sadistischer Art mit Peitschen, Gummiknüppeln oder Gewehrkolben, teils bis zur Todesfolge, ferner in willkürlichen Erschießungen und Erschlagungen wie auch Vergewaltigungen von Frauen. Dem Berichtsmaterial nach ist kaum ein einziger Verhafteter und Internierter Mißhandlungen entgangen. ...
... Die unmittelbar nach der Eroberung Zentral- und Westpolens durch die Rote Armee hier eingesetzte polnische Miliz beteiligte sich in den dortigen deutschen Siedlungsgebieten an der Erschießung von Deutschen durch sowjetische militärische Einheiten und setzte sie fort, wie dieses besonders in dem Berichtsmaterial über zentralpolnische Gebiete zum Ausdruck kommt.
In den Reichsgebieten waren es zunächst polnische Partisanengruppen, die in Gemeinden einzelne Personen erschossen. Mißhandlungen wurden Personen vielfach bei Durchsuchungen ihrer Wohnungen durch die Miliz oder in den sog. "Prügelstuben" der Gemeindemiliz oder bei Ausplünderungen durch polnische Zivilisten ausgesetzt. ...
In Niederschlesien wurden Bewohner einzelner Gemeinden gezwungen, diese zu verlassen und zwei bis drei Tage geschlossen auf einen sog. "Elends"- oder "Adolf-Hitler-Marsch" unter Bewachung von Miliz geschickt. Menschen, die den Anstrengungen nicht gewachsen waren, wurden dabei mißhandelt sowie auch getötet. Bei der Rückkehr in Gemeinden waren die Wohnungen ausgeplündert.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Labendzin am 20. Januar 1945

Erlebnisbericht des Landwirts August M. aus Labendzin, Kreis Hohensalza im Reichsgau Wartheland (x002/535-536): >>Am 20. Januar 1945 kamen die ersten sowjetischen Truppen durch unser Dorf. Sie kamen aber nicht auf mein Gehöft, da es abseits der Hauptstraße lag. Bereits nachmittags kamen schon Polen mit roten Armbinden und beschlagnahmten mein Gehöft und verwiesen uns in einen kleinen Nebenraum. Gleichzeitig befestigten sie an allen Gehöften rote Fahnen zum Zeichen für die Sowjets, daß diese Häuser bereits von den neuen polnischen Besitzern besetzt seien.

Bei der Durchsuchung meines Hauses gab ich auch mein Gewehr ab, vergaß aber leider in der Aufregung, mir eine ordnungsgemäße Quittung geben zu lassen. zunächst versteckten mich sogar die Polen vor den durchziehenden Sowjets. ...

Am 28. Januar 1945 erschienen - scheinbar auf eine Anzeige hin - ... Polen aus Petrikau, die mich beschimpften, mich festnahmen, unterwegs mißhandelten und behaupteten, ich hätte mit meinem Gewehr – es hatte Beschädigungen am Holzschaft – einen Polen erschlagen.

Ich kam nun in das Lager Petrikau, wurde hier vernommen und schwer mißhandelt. Man warf mich zu Boden, steckte meinen Kopf in eine Decke, um das Schreien zu ersticken, und prügelte so roh, daß z.B. eine Wunde an einem Bein infolge dieser Mißhandlungen erst 1947 wieder zur Heilung kam. Vier Wochen verbrachte ich in diesem berüchtigten Lager, in dem viele Menschen zu Tode mißhandelt worden sind oder infolge der Mißhandlungen und schlechten Ernährung elend umkamen.

Zu Anfang war das Lager mit ungefähr 350 Deutschen belegt. ... Ein Bauer aus P., der einen großen Vollbart trug, wurde mißhandelt, man zündete seinen Bart mit einem Strohwisch an und erschlug ihn später. ...<<

Rückkehr im Januar 1945, Verhältnisse im polnischen Internierungslager Hohensalza von Januar bis April 1945

Erlebnisbericht der Krankenschwester A. O. aus Hohensalza in Posen (x002/537-539): >>Am 23. Januar 1945 wurde unser Treck in der Gegend von Hohensalza beschossen und zersprengt. Wir wurden angewiesen, nach dem letzten Wohnsitz zurückzukehren.

Auf meinem dreitägigen Fußmarsch sah ich die ersten grauenvollen Bilder. ... Vor den Toren Hohensalzas ... (sahen wir) zum Spott hingestellte Leichen. Darunter waren viele Tote mit gestreiften Lazarettanzügen unserer Verwundeten. Ich wurde von der polnischen Miliz verhaftet und kam in das Gefängnis Hohensalza, mußte Uhr, Geld und meine Rote-Kreuz-Verbandstasche abgeben. ...

Nach einer Woche wurden wir in das Lager Hohensalza verlegt. Wir mußten den Rückempfang der abgelieferten Sachen unterschreiben, obgleich nur die Medikamententasche da war. Auf meine Vorstellung, daß Uhr und Geld fehlten, bekam ich einen Stoß und wurde angewiesen, sofort zu unterschreiben. Alsdann wurden mir noch auf Befehl des polnischen Offiziers meine hohen Stiefel ausgezogen. Ich erhielt statt dessen große Holzpantinen, mit denen ich auf dem Weitermarsch nicht Schritt halten konnte und kurzerhand bis zum Abend auf dünnen Strümpfen in Eis und Schnee einhergehen mußte, um ... mithalten zu können. ...

Ein älterer Uhrmacher aus Hohensalza wurde ganz furchtbar mißhandelt. Auf Befehl des Kommandanten mußte er sich hinwerfen und aufstehen. Sobald er auf dem Boden lag, bearbeitete ihn der Kommandant mit seinen Stiefeln, wohin er gerade traf. Ich habe den Mann später gepflegt, kaum eine Stelle des Körpers hatte noch die normale Hautfarbe, alles war schwarz unterlaufen, sogar über die Hälfte des Gesichts war schwarz. ... Nach der Mißhandlung stellte sich heraus, daß eine Verwechslung vorlag und ein anderer gemeint war, der etwas gegen einen Polen verschuldet haben sollte. Der Mißhandelte soll später im Lager Kruschwitz an den Folgen dieser Marter gestorben sein.

In der ersten Zeit meiner Gefangenschaft im Lager Hohensalza hatte ich tief erschütternde Erlebnisse. Ich war dort als Krankenschwester tätig und hatte zu allen Baracken Zutritt. In der Baracke der alten Männer bot sich mir immer ein grauenhaftes Bild dar. Auf schmutzigen, dünnen Strohsäcken lagen Männer, meist über 60 Jahre alt, zum Skelett abgemagert, in schmutzigen, zerfetzten Kleidern. Sie hatten fast alle Durchfall und konnten sich nicht mehr allein helfen, auch hatten viele erfrorene Füße und Hände.
Die ersten zwei Monate gab es weder ein Stück Brot oder eine Kartoffel. Kaffee oder Suppe aus gefrorenen Möhren oder Kohl waren unsere einzige Nahrung. Ich war in Schwesterntracht, so wie ich als Treckbegleiterin in Gefangenschaft geraten war. Bei meinem Erscheinen in der Altmännerbaracke streckten sich mir die zitternden, halbnackten, knochigen Arme entgegen, und heisere, schwache Stimmen flehten: "Schwester, helfen Sie uns, lassen sie uns nicht so elend umkommen." Ich war aber machtlos. Weder konnte ich den Hunger bannen, noch hatte ich Medikamente gegen Durchfall oder konnte auf irgendeine andere Weise das Elend lindern.
Die Behandlung seitens der Wachmannschaft war oft brutal. So manche Nacht hörte ich die Schreie der hingemarterten Unglücklichen. Aus der Baracke der alten Frauen waren eines Morgens 2 der schwächsten Frauen verschwunden. Die anderen waren ganz verstört und hatten Angst, Auskunft zu geben. Dann erfuhr ich, daß der Kommandant mit einem Milizmann die 2 Frauen in der Nacht herausgetrieben hatte, obwohl die Alten vor Schwäche kaum gehen konnten, und die alten Frauen hinter der Außentür erschlagen hatte. ... Dort war das Erdreich frisch geharkt. ...
Eine grausame, tieferschütternde Szene ereignete sich eines Tages. Es war wohl so Mitte April 1945. Ein Lastauto fuhr in den Lagerhof. Die Frauen, welche kleine Kinder bei sich hatten, mußten dieselben abliefern. Es war ein Weinen und Jammern auf dem Hofe. Die Kinder klammerten sich voller Angst an die Mütter. Sie wurden mit Gewalt losgerissen und mit dem Auto in ein Kinderheim gebracht. Ich habe einige dieser Kinder später gesehen. Tiefe Wunden am ganzen ausgezehrten Körper und dieser von dicken Trauben von Läusen bedeckt.
Wohl einmal in der Woche wurde ein großer Leiterwagen mit nackten Leichen vollgeschmissen und fuhr dann nachts zu den Massengräbern, die von den gefangenen Frauen am Tage immer weiter gegraben und vorbereitet wurden. Die Namen der Toten wurden damals nicht aufgeschrieben. Man durfte gar nicht danach fragen oder darüber sprechen.
Die Strafen und die Behandlung im Lager waren hart und hielten uns alle in einem gelähmten Schrecken. ...<<

Verhältnisse in Posen von Februar bis Mai 1945

Erlebnisbericht der E. L. aus der Stadt Posen (x002/559-567): >>Die Polen begannen nun, die Wohnungen zu stürmen und alles herauszutragen, Eßwaren, Koffer, Möbel oder sie setzten sich gleich in die Wohnungen, die ihnen genehm waren. Wir gingen wieder in unsere Wohnung, obgleich der Beschuß weiterging. Während wir die Treppe hinaufgingen, traf eine Granate unser Haus. Überall flogen Splitter herum.
Der polnische Hausmeister erschien mit einigen Russen und veranlaßte Mutter und mich, eine Wohnung im Hinterhaus in Ordnung zu bringen, da die Russen dort schlafen sollten. Ohne Hilfsmittel mußten wir die Räume schnellstens säubern. Wir standen bis zu den Knien in Papier und Glasscherben. Die Hände bluteten, es ging nicht schnell genug. Ein Russe stand mit einer Peitsche daneben.
In den Wohnungen erschien abwechselnd polnische Miliz (jeder 15- bis 16jährige Bursche war bewaffnet und hatte eine Waffe) und Russen. Sie durchsuchten immer wieder die Räume, Schränke und ließen ... verschwinden, was mitnehmenswert war. ... Je länger die Verteidigung von Posen dauerte, desto schlimmer peinigte man uns. ...

Am 8. Februar wurde ich geholt und mußte auf die vor der Stadt liegenden Schlachtfelder, um die Toten zu sammeln. Sie lagen dort schon tagelang. ... Immer vier Frauen mußten einen Toten nehmen und in die nächsten Panzergräben schleifen. Man hatte uns die Handschuhe weggenommen, und es hieß: "Faßt mal an mit Euren feinen Fingerchen!"
Ohne die Erkennungsmarken abzunehmen, rollten wir die Toten in die ca. 4 Meter tiefen Gräben. Wer jemals ein Schlachtfeld gesehen hat, wird ermessen können, wie uns der Anblick der Toten seelisch erschütterte. Ich kannte wohl Tote, die friedlich in Särgen schlummerten, aber dies war etwas anderes. Vielen Toten hatte man die Stiefel und Strümpfe ausgezogen. Manche Körper waren entsetzlich zugerichtet, halb zerrissene Menschen, wie sie die Kugel oder die Granate hingeworfen hatte.
Es waren blutjunge Menschen darunter. Wir hatten verabredet, die umherliegenden Soldbücher zu sammeln, um später vielleicht die Angehörigen benachrichtigen zu können. Das Aufheben der Papiere war jedoch streng verboten. Als ich ein Soldbuch in den Händen hielt, bekam ich einen Kolbenschlag über die Hände.
Auch die Pferdekörper mußten wir wegschleifen. ... Es war bei der Kälte, Nässe und dem Schmutz eine schwere Arbeit. Dabei wurden wir dauernden Beschimpfungen ausgesetzt und zur Eile angetrieben. Es fragte niemand nach unserem Hunger.
Auch die Munition mußten wir sammeln, Panzerfäuste zusammentragen, die Landstraßen freimachen, herumstehende Geschütze beiseiteräumen, ebenso Baumstämme zur Seite schieben. Ca. 30 km legten wir an diesem Tag zurück. Wir zitterten vor Kälte, Schwäche, Hunger. Nach der Arbeit wurden wir bei einbrechender Dunkelheit in das Haus der Miliz geführt und dort in Räume ohne Fenster gesperrt. (Die Menschen waren) dicht zusammengedrängt, so daß nicht einmal jemand mehr auf dem Boden liegen konnte. Wir drängten uns zusammen, da wir froren. Wer einen Mantel hatte, schlug ihn um den Nächststehenden.
... Die Milizionäre waren betrunken, vor der Tür standen Wachen, nachtsüber wurde einer nach dem anderen herausgerufen. Den Zurückkommenden konnte man nicht fragen, da wir ja nicht wußten, ob Spitzel unter uns waren. Ich selbst kam an die Reihe, nachdem ich vorher gehört hatte: "Man hat mir mein Taschenmesser, meine Uhr weggenommen, man hat mir die Ohrringe herausgerissen!"
Ich wurde in einen Gang geführt. Dort saß der sogenannte Kommandant der Miliz vor einem Tisch und forderte mich auf, meinen Schmuck abzuliefern. Als ich darauf hinwies, daß ich keinen mehr hätte, da ihn die Russen weggenommen hätten, wurde ich abgetastet. Man war ungehalten, von mir nichts zu erhalten, und behielt schließlich meinen Wollschal. Auf dem Tisch lagen unter einem ähnlichen Schal Gold, Silber, Uhren usw. Es handelte sich also nur um eine Stehlerei. Ich wurde wieder abgeführt. Durch die Gänge tönte wüster Lärm, Gesang Betrunkener, Trommelwirbel - man feierte. Alles war betrunken. ... So verbrachten wir diese Nacht – ich dachte an die Mutter, die ja nicht wußte, wo ich war und ob ich wiederkommen würde. ...
Im Hause der Miliz mußten wir uns nun täglich mit einer Arbeitskarte melden und wurden zur Arbeit eingeteilt. Am 9. Februar hatte ich einen Ruhetag, dafür ging es im Hause hoch her. Es folgten dauernde Durchsuchungen der Räume. Wo nicht geöffnet wurde, d.h. wo nicht schnell genug die Tür offen war, schoß man einfach durchs Schlüsselloch.
In unserer Wohnung war bereits ein Pole erschienen, der behauptete, früher einmal dort gewohnt zu haben. Er ließ sich häuslich nieder. Eine Tante und eine Kusine, die wir inzwischen bei uns aufgenommen hatten, zogen in das Schlafzimmer. Ein anderes Zimmer wurde von einer Polin mit Beschlag belegt, die tagsüber und nachts Russen bei sich ein- und ausgehen ließ. Man aß von unseren Vorräten und bestahl uns von allen Seiten.
Wenn wir abends in den Betten lagen, hörten wir schon wieder Schritte die Treppe heraufkommen - es waren immer wieder Russen, die von den Polen in die Wohnungen der Deut-

schen geschickt wurden. Man schlug mit dem Kolben an die Tür, bis geöffnet wurde. ... Mit Stiefeln und schmutzigen Uniformen lagen sie in den Betten, bis die nächsten Russen kamen. Es ging alles, da ja kein Licht vorhanden war, mit Taschenlampen vor sich. ... Am Tage hatten wir schwer zu arbeiten, und nachts hatten wir vor den Russen keine Ruhe.
Ein gewisser Stamm hatte sich bei uns eingenistet, der des Abends erschien, Schnaps und Essen brachte, große Fleischstücke in Kopfkissenbezügen, Zigaretten, Dosen mit Käse, Ölsardinen usw. Das Eßzimmer, ein großer Raum von sieben Metern, war gerade der richtige Platz für diese Gelage, wie die Russen sie bei uns abhielten. Das Sauerkohlfaß wurde geleert, große Schüsseln kamen auf den Tisch, Wassergläser wurden zu Schnaps benutzt. Brot wurde gebracht. Es wurden Polen hinzugeholt, selbst Mutter und die alte Tante mußten mit dabei sein und mitessen und trinken. Das Schweinefleisch wurde von den Russen roh verzehrt und wir (wurden) aufgefordert, mitzuessen; wir durften uns nicht weigern.
Mein Grammophon wurde entdeckt, die Platten wahllos abgespielt und Lärm gemacht, die Nächte durch. Am anderen Tage hieß es dann wieder, schwer arbeiten. Die Russen legten sich dann lang und verschwanden erst gegen Morgen.
Wir Deutschen hatten ja nichts zu sagen, wurden von diesem Stamm aber immer noch gut behandelt. Wenn sie betrunken waren, nahmen sie auch die alten Damen in die Arme und küßten sie. Manchmal warteten wir schon darauf; denn sie brachten wenigstens Essen, das wir sonst nirgends erhielten, und die Vorräte im Hause waren auch im Abnehmen. Es war jedenfalls ein wüstes Durcheinander.
... Zu melden hatten wir uns täglich bei der Miliz, die zur Arbeit einteilte. ... Die Kanalisation in der Stadt war auf Grund der Zerstörungen nicht in Ordnung, deshalb (waren) die Toiletten völlig verstopft und verschmutzt. Diese mußten wir mit den Händen säubern, ohne Hilfsmittel. ...
Eines Tages hatte man einem Trupp, der zur Arbeit geführt werden sollte, mit Kreide Hakenkreuze auf den Rücken gemalt. ... Worte wie: "Da gehen die Eier- und Geflügelfresser" fielen, man wurde auch bespuckt und geschlagen. Abends wurde man wieder zur Miliz zurückgebracht, da hieß es wieder antreten. Es wurde kommandiert "Heil Hitler", und der Chor mußte antworten "Wir danken unserem Führer!" ...
Inzwischen war die Miliz in ein anderes größeres Haus gezogen, das wir wieder in Ordnung zu bringen hatten. Alle Verwüstungen ... mußten wieder mit irrsinniger Eile beseitigt werden. Polen bewachten und Russen trieben sich dazwischen herum, um sich hier und da eine deutsche Frau herauszusuchen ...
Die Mutter - 72 Jahre - beschäftigte man vor der Stadt auf Müllhaufen. Dort wurden die alten Leute herumgejagt, sie mußten Flaschen und Eisen sortieren, dazu regnete oder schneite es. ... Als die Mutter einmal Pause machte und sich hinsetzte, weil ihr das Blut aus der Nase lief, kam sogleich ein Milizionär und schrie sie an, wann sie denn weiterarbeiten wollte. ... Eine Frau, die Russisch verstand, hörte, als einmal Russen vorbeigingen, diese sagen: "Es ist eine Schande, daß solche alten Leute bei den Polen arbeiten müssen!" ...
Wir sortierten Schuhe und Geschirr, trugen Lasten von einer Stelle zur anderen. Dabei muß erwähnt werden, daß wir kein Essen bekamen und uns von kalten Kartoffeln nährten, die wir erbettelt hatten. Das durfte wiederum nur heimlich und verstohlen geschehen, da wir anderen nichts davon abgeben konnten; denn viele schleppten sich nur so vorwärts.
Die Bewachung war gewöhnlich betrunken und trieb Schwache mit Schlägen zur Arbeit an. Vor der Baracke standen ... Särge mit deutschen Toten. Diese Särge wurden umgekippt, die Toten herausgeworfen, die Särge trug man davon. Diese Leichen, die mehrere Tage dort gestanden hatten, mußten wir nun in gegrabene Löcher werfen. Beerdigung konnte man diese Handlung nicht nennen, denn heute weiß bestimmt niemand mehr, daß dort Menschen verscharrt wurden. ...

Tote lagen hier und da auf den Straßen oder in den Ecken umher, die dann in Vorgärten usw. verscharrt wurden. Es waren größtenteils Verhungerte, die zusammengebrochen waren. ...
Ein Beamter des (polnischen) Wohnungsamtes (erschien), der uns mit Gebrüll und Drohungen aufforderte, innerhalb von höchstens 10 Minuten die Wohnung zu verlassen. Man schrie und jagte uns umher.
Die Mutter, die im Bett lag, mußte sich ankleiden. Ich selbst durfte mir die Skihose und einen Pullover anziehen. Eine Strickjacke wurde mir vom Leib gerissen, selbst der Mutter (72 Jahre alt) wurden alte Handschuhe ausgezogen und weggenommen. Eine Decke, einen Löffel und eine Schüssel konnten wir mitnehmen. Einen kleinen Handkoffer, mit dem Notwendigsten, das vorbereitet war, riß man mir aus der Hand. Da ich meine Jacke nicht ausziehen wollte, da es ja Winter war, wurde ich im Flur zu Boden geschleudert, vor den Augen meiner Mutter mit Füßen getreten und mit Faustschlägen bearbeitet, dazu ins Gesicht geschlagen.
Andere Polen standen dort und sahen zu. Die Mutter stand weinend an der Tür, ich stolperte hinterher. Die Treppen wurden wir heruntergejagt und mit anderen Deutschen aus dem Hause im Hinterhaus in einen Kohlenkeller gesperrt, aus dem man kurz zuvor die Kohlen entfernt hatte.
Es war ein Raum von ca. 4 x 4 Metern, in dem ungefähr 10 Deutsche eingesperrt wurden. Der Raum war bis auf 3 zerbrochene Stühle völlig leer. Wir wurden eingeschlossen und verbrachten eine entsetzliche Nacht, denn wir nahmen an, daß man uns am anderen Tag erschießen würde. ...
Morgens brachte eine Polin aus dem Hause heimlich Suppe und Brot, da man ihren alten, über 70jährigen Vater, der Deutscher war, mit uns eingesperrt hatte. An der Tür des Kellers wurde ein Schild angebracht, auf dem vermerkt war, daß deutsches Sprechen selbst im Keller verboten war. Am anderen Tag organisierten die Männer einen wackligen Tisch und einige alte Drahtgestelle. Ich zerknüllte Papier, um wenigstens eine Unterlage für die Mutter zu beschaffen. Mit alten Lumpen lagen wir dann wochenlang auf dem Boden.
Wir hatten weder Zahnbürste noch Seife. ... Geschickte Hände stellten einen winzigen Kanonenofen auf, um etwas Wärme zu erzeugen. Es war entsetzlich schmutzig und völlig dunkel, da der Keller tief lag. Die Fensterluken waren zerschlagen, davor hatte man Karren gestellt, um den Keller dunkel zu halten.
In dem Raum war ... eine tbc-kranke Mutter mit ihrer Tochter, die dauernd husteten. Am Tage mußten wir wieder zur Arbeit heraus, um am Abend in dieses Loch zurückzukehren. Da saßen wir entweder im Dunkeln oder beim Licht eines gefundenen Talglichtstummels.
Des Nachts kamen Polen und Russen auch in dieses Verließ, immer um zu kontrollieren. In Wirklichkeit suchten sie aber nur Alkohol und Frauen. Ich selbst verkroch mich hinter der Mutter in den Lumpen, bis sie fort waren. ... Polnische Burschen trieben ihren Scherz mit uns. Man warf Ziegelsteine durch die Fensterluken, Tüten mit Sand und mit Kot gefüllte Hasenfelle. Wir durften uns nicht rühren oder zur Wehr setzen, krochen in der äußersten Ecke eng zusammen, um nicht getroffen zu werden, was aber nicht zu verhindern war. Gingen wir zur Arbeit über den Hof, goß man Wasser über uns. Wir waren vor Quälereien nicht sicher.
Ich lief ständig mit einem Kochgeschirr umher und bettelte Essen zusammen. ... Für die, die kein polnisch konnten, war es schlimm; denn gesprochen und zur Arbeit angetrieben wurde nur polnisch. Wer nicht gleich verstand, wurde geschlagen. Ich selbst konnte behelfsmäßig polnisch, aber der Warschauer Dialekt erschwerte die Verständigung, jedenfalls erlernten wir die Worte, die wir nicht wußten, durch Ohrfeigen und Schläge.
Da der Hunger immer größer wurde, entschloß sich die Mutter, zu unserer Maria, unserem früheren Hausmädchen, einer Polin, zu gehen, die einige Jahre unseren Haushalt geführt hatte. Sie weinte mit Mutter und hatte Mitleid mir ihr, mußte diesen Besuch aber verheimlichen, um nicht als deutschfreundlich angesehen zu werden. ... Diese Polin, die es bei uns früher recht

gut gehabt hatte, gab der Mutter ab und zu ein Brot. Etwas anderes hatte sie auch nicht, da sie ja selbst nicht begütert war.
Ich bettelte und sammelte überall Essen zusammen. Abends freute ich mich dann, wenn ich der Mutter etwas mitbringen konnte. Es wurde auf dem kleinen Eisenofen gewärmt und schmeckte, was es auch sein mochte. Hatte man Essen übrig, schlich man sich in andere Keller zu Deutschen und brachte es diesen. Man schüttete alles zusammen in einen Topf und kochte es, egal, was ein jeder von der Arbeit brachte.
In einem dieser Keller hauste ein über 70jähriger alter Pastor. Die Frau war infolge der Strapazen umgekommen. Sie war von ihm selbst irgendwo begraben worden. Der Keller war ein enges Loch, in dem ca. 8 Personen hausten. Dieser Pastor hielt abends Andacht. Alles saß dicht gedrängt (im Keller), ungeachtet dessen, daß Ungeziefer von einem zum anderen kroch. Man klammerte sich an irgendeine Hoffnung in der Erwartung einer Hilfe. Es wurde auch gesungen. ...
Der Keller ... lag schräg gegenüber der ehemaligen Lukaskirche, die erhalten geblieben war, so daß wir die Polen ständig beim Kirchgang beobachten konnten. Man hatte die erhaltenen deutschen Kirchen schnell in polnische Kirchen umgewandelt. ... Mutter und ich begegneten Polinnen, die unsere Pelze, Schuhe, Handtaschen usw. trugen. Sie gingen zu ihren Dankgottesdiensten. Wir blickten manch einer nach – sagen konnten wir nichts – und schüttelten verständnislos den Kopf. ...
In dem Hause der Miliz war ein großer Raum, in dem wir täglich antreten mußten, alt und jung, um zur Arbeit eingeteilt zu werden. ... Da saßen und hockten auf der Erde Gestalten, krank, verkommen, Menschen konnte man sie schon gar nicht mehr nennen, darunter Kinder, 10 oder 12 Jahre, mußten mit zur Arbeit. Jungs wurden besonders geschlagen, weil man in ihnen (ehemalige Mitglieder der) Hitlerjugend sah.
Die Alten wirkten noch älter, weil sie, wie auch Mutter, ihr Gebiß nicht trugen, aus Angst, daß es weggenommen werden konnte. Man schreckte auch nicht davor zurück, Brillen wegzunehmen. ... Manche Alten tasteten wie blind umher. In dieses Haus kamen Russen und Polen und wählten sich die Arbeitskräfte aus. ...
Wenn wir Waschfrauen bei den Russen waren, bekamen wir eigentlich immer Essen, auch schon vor der Arbeit. Die Wäsche war oft verlaust. Die Läuse mußten von uns abgesucht werden. War die Wäsche trocken, liefen die übrigen Läuse immer noch darauf herum. Es war eine schwere Arbeit. Hier hatten wir auch die Gelegenheit, uns selbst einmal zu waschen. Übriggebliebene Waschmittel verteilten wir unter uns und waren glücklich über ein Stückchen Seife.
... Als wir wieder auf unsere Arbeit warteten, ... kamen unter russischer Bewachung ungefähr 10 ganz alte Männer herein. Man hatte sie aus Reppen zu Fuß hergetrieben, sie stammten aus einem Altersheim. Das war ein trauriger Anblick. Manche waren unterwegs verendet, weil sie nicht weiter konnten. Diese Menschen waren verschmutzt, bluteten, sie waren so hilflos, Angst in den Augen, es war erschütternd. Manch einer fiel gleich zur Erde; sie erwarteten Hilfe, wo wir uns doch selbst nicht helfen konnten.
Es wurde ein Topf mit Essen herbeigeschafft, die zitternden Hände griffen danach. Ich sehe mich noch heute auf der Erde knien vor einem dieser Alten und versuchte ihm löffelweise Speise einzuflößen. ... Diese Blicke des alten Mannes werde ich nicht vergessen. Am anderen Tage war sein Platz leer, er war inzwischen gestorben und wie andere irgendwo verscharrt.
Sogar ein über 80jähriger war dabei. Wir steckten ihnen Brot zu, Tabak, Streichhölzer, damit sie auch mal ihr Pfeifchen rauchen konnten. Wenn es uns allen auch schlecht ging, galt unsere Sorge doch diesen Alten. Wenn ich morgens hereinkam, kamen sie mir schon entgegen, einer rief schon immer: "Da kommt unser Engel." Sie hausten dann in verschiedenen Kellern, einer starb nach dem anderen, bis auf einen, der zusehends abmagerte – ich sah ihn dann nicht mehr, er war auch sicher irgendwo verendet. Namen wußten wir allerdings nicht, daran dachte

niemand. ... Ich wußte nur, daß es vornehmlich pensionierte Beamte waren, von denen einige auch aus Berlin stammten.
Der Hunger ging jetzt richtig los. Wer sich nicht traute und hilflos war, verdarb. Bekamen wir mal einen Teller oder eine Schüssel Suppe aus der Küche der Miliz und hatten einige Löffel gegessen, fühlte man schon die Blicke der nächsten, die darauf warteten, weiter essen zu können. So wanderte die Schüssel mit dem gleichen Löffel von Hand zu Hand, damit ein jeder wenigstens etwas bekam. Blieb aus dem hereingestellten Bottich etwas übrig, wurde es in alte Konservendosen getan und mitgenommen. Wir schlichen uns in diesem Hause auch auf einer Hintertreppe in den Keller, wo die Küche war, und erhaschten mal eine Kelle Suppe, die hastig auf der Kellertreppe gelöffelt wurde. ...
Zwischendurch begegnete man hin und wieder, wenn man zur Arbeit geführt wurde, einem Trupp deutscher Kriegsgefangener. Wie sahen diese aber aus, Glieder und Köpfe mit blutigen Lappen umwickelt, auch die Füße in Lumpen steckend, viele schleppten sich nur so vorwärts. Niemand gab ihnen Essen, wir wechselten nur verstohlene Blicke und gaben uns durch Flüsterrufe als Deutsche zu erkennen. Wir durften aber nicht zusammen sprechen.
Mutter war eines Tages Zeuge, wie Russen einen Trupp von Gefangenen mit Knüppeln durch die Stadt trieben. ... (Die deutschen Kriegsgefangenen) fielen hin, standen auf und wurden wieder ... zu Boden geschlagen. Dieser Anblick war erschütternd. Die eigenen Kameraden durften ihnen nicht helfen. ...
Mutter mußte mit anderen Frauen ein Kasino säubern, d.h. die Kellerräume von Unrat befreien. Verfaulte Lebensmittel, die schon stanken, mußten entfernt werden. Dabei wurden die Frauen eingeschlossen. Junge Burschen ließen sie anschließend antreten und plünderten sie aus. Immer noch fand man einen Trauring, Füllfederhalter oder Taschenmesser. Wenn es nicht schnell genug ging, stieß man den Frauen den Kolben ins Kreuz. ...
Es lagen immer noch Leichen umher, in Kellern oder auf offener Straße, auch in Baracken. Furchtbar anzusehen, Elendsgestalten, wirres Haar, vornübergefallen. Wir flüsterten uns mitunter zu: "Gestern hat sie sich noch bewegt, heute scheint sie schon tot zu sein." Hatten sie Tage gelegen, wurden wir ... geholt und mußten sie verscharren, wo sie gerade lagen, und wenn es ein Vorgarten war. Es waren immer wieder alte Leute darunter, die eben verhungert waren. Fragte man die noch Lebenden nach Angehörigen, hieß es: "Ich weiß nicht, mein Sohn oder meine Tochter waren auf einmal verschwunden."
Vor dem Haus der Miliz lag ein toter Mann, ein Deutscher, der sich vom Dach gestürzt hatte. Wir mußten im Vorgarten daneben ein Loch schaufeln, ihn hineinlegen und wieder herausholen, weil man ihm noch die Jacke auszog. ... Ein anderer holte ein Messer heraus, ... weil er "Goldzähne" entdeckt hatte.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in den Kreis Lodz im Januar 1945

Erlebnisbericht der Stenotypistin Stella E. aus Warszewice, Kreis Lodz im Reichsgau Wartheland (x002/626-628): >>Jetzt begann auch auf dem Lande ein fürchterliches Treiben. In den ersten Tagen hielten wir uns bei einem polnischen Nachbarn auf. Unser Hof wurde völlig ausgeplündert; begonnen mit Betten, Bildern, Geschirr usw., bis auf kleinere landwirtschaftliche Geräte wurde alles weggeschleppt. ...
Auf den deutschen Höfen wurden russische Soldaten und Offiziere einquartiert. Dann wurde angeordnet, alles Vieh (Kühe und Rinder) aus dem Dorf auf unserem Hof zusammenzutreiben. Es wurde alles beschlagnahmt und zum Schlachthof gebracht, wo es für die Rote Armee geschlachtet werden sollte. Auch die Schweine wurden von den auf den Höfen hausenden Soldaten geschlachtet und verbraucht.
Auf unseren Hof kam ein polnischer Bauer mit 7 Kindern, der selbst keinen Besitz hatte. Meine Mutter ... ging zu einem Nachbarn, um dort zu arbeiten, da sie es auf dem eigenen Hof

nicht aushalten konnte.
Ich selbst ging auch zu einem polnischen Bauern und arbeitete dort. ...
Es begann für uns eine sehr schwere Zeit. Im Nachbarort quartierte sich ein russischer Kommandant mit 7 Soldaten ein, die jeden Abend unterwegs waren, um deutsche Frauen und Mädchen herbeizuschaffen. Ich schlief bald jede Nacht woanders. Trotzdem ist es ihnen einmal gelungen, mich festzunehmen. Da sie aber noch ein Mädchen aus dem Nachbarhaus holten, konnte ich noch mit diesem Mädchen entwischen, da die Russen durch die polnischen Bauern aufgehalten wurden. Wir liefen dann beide quer über die Felder durch den kniehohen Schnee. Unsere Holzschuhe blieben im Schnee stecken. Wir liefen in Strümpfen weiter und wurden von einem polnischen Bauern aufgenommen. ...
Plötzlich wurden in unserem Dorf polnische Truppen mit polnischen und russischen Offizieren einquartiert. Morgens gegen 5 Uhr erwachte ich durch heftiges Klopfen an die Haustür. Als der Bauer öffnete, traten 3 Soldaten ein, befahlen mir, mich anzuziehen und meine Sachen zu nehmen. Die Bäuerin sollte mir Verpflegung für 2 Tage geben. In einer Stunde mußte ich fertig sein. Als ich rauskam, warteten schon mehrere Deutsche mit Gepäck. Wir folgten schweigend den Soldaten, alle den gleichen Gedanken nachhängend: was wird nun mit uns, wo kommen wir hin?
Wir wurden dann auf ein deutsches Gehöft gebracht und im Speicher einquartiert. Es kamen immer mehr Deutsche dazu, und keiner wußte, was uns erwartete. ... Wir wurden dann alle listenmäßig erfaßt und mußten uns für die Nacht einen Platz in dem Speicher suchen. Wir bekamen Stroh und richteten uns ein, so gut es ging. Die Mütter lagen mit den kleinen Kindern an den Wänden, wo es nicht so zugig war. Wir Jugendlichen, ich war damals 18 Jahre alt, blieben in der Nähe der Tür. Abends wurde uns dann mitgeteilt, daß wir das Lager am nächsten Morgen um 8 Uhr verlassen dürfen, um tagsüber bei den Bauern zu arbeiten oder die Wäsche der Soldaten zu waschen.
Abends um 19 Uhr mußten wir alle wieder im Lager sein. Jeden Abend wurden wir namentlich aufgerufen und mußten uns melden. So blieb es 14 Tage. ... Von den Soldaten wurde uns kein Leid zugefügt. Wir empfanden es als eine Erholung, daß wir 14 Nächte ruhig schlafen konnten. Als die Soldaten weiterzogen, wurde das Lager aufgelöst, und wir kamen mit unseren Sachen zu den Bauern zurück.
Ganz überraschend tauchten dann plötzlich am Tage russische Soldaten auf, hielten uns die Pistole vor die Brust und verlangten Geschmeide, das uns schon vorher andere Russen oder Polen abgenommen hatten. Ab und zu erschossen sie dann jemanden, wenn sie nichts bekamen, aber meistens gaben sie es dann auch auf.
Es war ein schreckliches Bild für meine Mutter, die sich im selben Zimmer befand, als mir ein Russe die Pistole vor die Brust hielt und einen Ring von mir haben wollte.
Meinen Beteuerungen, daß mir mein Verlobungsring von seinen Kameraden weggenommen wurde, wollte er nicht glauben und drohte mir 5 Minuten lang, mich zu erschießen. Schließlich zog er doch ab.
So ging das Leben immer weiter. Man lebte stets in Ungewißheit, denn man wußte nie, ob man in der kommenden Nacht wieder ruhig schlafen konnte. Es kam öfter vor, daß die Miliz nachts auftauchte und alle Deutschen zu irgendeinem Sammelplatz trieb, wo dann die Bauern hinkamen und sich gegen ein gutes Trinkgeld Leute zur Arbeit aussuchen konnten. Die Miliz machte mit uns, was sie wollte. ...<<

Polnische Willkürmaßnahmen in Lodz und Internierung im Februar 1945
Erlebnisbericht der Anna M. aus der Stadt Lodz im Reichsgau Wartheland (x002/629-631):
>>Polnische Milizionäre und Soldaten, angeführt von ortskundigen Polen, drangen bei Tag und Nacht in die Wohnungen der Deutschen ein und raubten alles, was nur irgendeinen Wert

darstellte. ...
Nur denen, die bei befreundeten Polen rechtzeitig etwas von ihren Wertsachen, Kleidung usw. verbergen konnten, gelang es, so manches zu retten. Wir hatten auch bei einigen bekannten Polen, denen wir während des Krieges geholfen hatten, Wertsachen, Pelze, Geld, Kleidung usw. verborgen, und vom Verkauf dieser Sachen fristeten wir später bis zum Verlassen Polens unseren Lebensunterhalt. Leider nicht alle Polen rechtfertigten das ihnen geschenkte Vertrauen. In vielen Fällen eigneten sich die Polen die letzte Habe der verfolgten Deutschen an. Auch wir erlitten Verluste durch diese Handlungsweise von Polen.
Gleich nach der Einnahme von Lodz begannen Polen mit der Drangsalierung der deutschen Bevölkerung. Jeder polnische Zivilist, die polnische Miliz und andere Verwaltungsstellen konnten einen Deutschen zu jeder Zeit und zu jeder noch so gemeinen Arbeit zwingen, ohne die Pflicht zu haben, irgendein Entgelt oder wenigstens eine Mahlzeit nach manchmal tagelanger Arbeit zu geben.
Viele Polen machten von diesem polnischen Recht Gebrauch, besonders die Hausmeister nahmen sich gerne deutsche Männer und Frauen zur Reinigung der Straßen. Die polnische Miliz ließ sich ... ihre Kommissariate reinigen und gab denen, die nur gelegentlich zur Arbeit herangezogen wurden, auch kein Entgelt und nur selten etwas zu essen. ...
Ich hatte als Mädchen das Schneidern erlernt und bemühte mich um Arbeit als Näherin bei der verstaatlichten Firma "R. Z." in Lodz, und wurde auch Mitte Februar 1945 angestellt. ... Wir deutschen Frauen arbeiteten 8 Stunden täglich sowie alle Sonn- und Feiertage, denn für die Deutschen gab es keinen Ruhetag. ...
Mitte Februar 1945 erließ der russische Militärkommandant eine Verordnung, laut welcher sich alle deutschen Männer vom 17. bis 50. Lebensjahr auf den angegebenen Sammelpunkten zu stellen haben. Die sich Meldenden sollten ... Wäsche, gute Kleidung, feste Schuhe und für 14 Tage Verpflegung mitbringen, um zur Ingangsetzung der zerstörten Straßen, Brücken und Eisenbahnen eingesetzt zu werden.
Diese Stellung sollte am 15. Februar erfolgen, aber die polnische Miliz machte auch noch in den folgenden Wochen ständig Hausdurchsuchungen, bei welchen alle nur einigermaßen arbeitsfähigen deutschen Männer verhaftet und in das Sammellager Sikawa gebracht wurden. Die polnische Miliz sammelte alle Deutschen vom 14. bis 70. Lebensjahr ein.
Die Bekanntmachung des russischen Kommandanten erwies sich als Kriegslist, denn die deutschen Männer wurden sämtlich nach Rußland interniert. Bei ... den ... Sammelpunkten wurden die deutschen Männer vielfach mit Kolbenschlägen mißhandelt, und es kamen viele Todesfälle vor. Die sich Stellenden wurden ... beraubt. Die mitgebrachte bessere Kleidung, Wäsche und Schuhe wurden ... umgetauscht, so daß die zur Verschickung Kommenden gänzlich unzureichend und erbärmlich schlecht eingekleidet waren. Der polnischen Bevölkerung wurde das Recht gegeben, jeden Deutschen auszuplündern. ... Die polnische Bevölkerung machte auch von diesem Recht ausgiebig Gebrauch. ...
Gleich nach der Internierung der deutschen Männer begannen die Polen mit der Schaffung von Arbeitslagern für die noch übriggebliebenen Frauen, Mädchen und die wenigen älteren Männer. Ständig fanden Razzien auf die Deutschen statt, gewöhnlich bei Nacht. Die bei solchen Razzien eingefangenen deutschen Frauen, Mädchen und Männer wurden in diese Arbeitslager gesperrt. Bei allen größeren Industrieunternehmen in Lodz und anderen Städten, auf Staats- und Privatgütern arbeiteten eingelagerte internierte deutsche Frauen, Mädchen und Männer, schlecht verpflegt, ohne ärztliche Betreuung.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in die deutschen Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie

>>Das Leben ist nur ein Moment, der Tod ist auch nur einer.<< (Friedrich von Schiller)

Die älteren Deutschen glaubten irrtümlich, daß sie diese "vorübergehende Besetzung" überstehen würden. Viele hatten schon während des 1. Weltkrieges und nach den Gebietsabtretungen des Versailler Friedensvertrages von 1919 die Machtübernahme der Russen und Polen überstanden. Kommunisten, Parteilose und andere Gegner der NSDAP flüchteten ebenfalls nicht, weil sie überzeugt waren, daß deutsche Antifaschisten nichts zu befürchten hätten. Andere wähnten sich in Sicherheit, weil sie Mischehen mit Slawen führten oder über verwandtschaftliche Beziehungen verfügten.
Als die Kampffront näher kam und der Kampflärm immer lauter wurde, steigerte sich die Angst allmählich ins Unermeßliche. Die Menschen waren wie gelähmt und warteten ohne Entschluß- und Tatkraft auf die Dinge, die mit unerbittlicher Sicherheit kommen würden.
In ihrer großen Not verkrochen sich manche Ost- und Volksdeutsche tagelang in den Wohnungen und bekämpften ihre Angst mit Alkohol. Um die große Nervosität und Anspannung zu verdrängen, putzten und reinigten manche Frauen unentwegt ihre Wohnungen. Viele bereuten es jetzt schon, daß sie nicht geflüchtet waren. Die Zurückgebliebenen verhielten sich mehrheitlich diszipliniert, denn man wollte keine sowjetischen Gewaltmaßnahmen herausfordern.
Als die Soldaten der Roten Armee einmarschierten, sahen die vor Angst und Schrecken erstarrten Deutschen abenteuerliche, aufregende und eigenartige Bilder. Die sowjetischen Truppenkolonnen zogen oftmals stundenlang durch die ostdeutschen Dörfer und Städte. Nicht wenige Einheiten paßten eher in die Zeit des 30jährigen Krieges von 1618-48. Den riesigen Panzern und fabrikneuen US-Fahrzeugen folgten meistens uralte, klapprige Lastwagen sowjetischer Bauart. Oftmals hatte man die Fahrzeugtüren mit Teppichen behängt. Die Nachschubkolonnen verfügten häufig nur über ärmliche Panjewagen und Schlitten, die bereits mit hohen Matratzenbergen und Plünderungsgut beladen waren.
Auf den Panzern hielten sich z.T. 20-30 "erdbraune Gestalten" auf, die in den Ortschaften absprangen und sofort nach allen Richtungen ausschwärmten. Die Truppen der Roten Armee setzten sich meistens aus verschiedenen Rassen und Zivilisationsstufen zusammen.

>>Im allgemeinen tun die meisten Menschen Unrecht, sobald sie in der Lage sind, es zu tun.<< (Aristoteles)

Vor der sowjetischen Winteroffensive im Januar 1945 forderten Stalins Propagandaexperten in Soldatenzeitungen, Rundfunksendungen und militärischen Flugblättern öffentlich zu Rache- und Vergeltungsmaßnahmen auf. Ilja Ehrenburg war ein besonders fanatischer Deutschenhasser. Er schrieb ab 1941 Racheaufrufe für die sowjetische Armeezeitung "Roter Stern" und veröffentlichte regelmäßig Hetzartikel in der Moskauer Tageszeitung "Prawda" ("Wahrheit") und in Frontzeitungen.
Angesichts des extrem kalten Winters konnten sich viele mutlose Ost- und Volksdeutsche nicht zur Flucht entschließen. Unter den Zurückgebliebenen waren gewöhnlich keine höheren Parteigenossen des NS-Regimes. Oft blieben nur ältere, kranke oder transportunfähige Menschen in ihren Heimatorten zurück. Die sowjetischen Kampftruppen fahndeten zuerst nach deutschen Soldaten und begnügten sich meistens damit, Uhren, Ringe und sonstigen Schmuck "im Vorübergehen" zu stehlen.
Als die gefürchteten sowjetischen Nachschubeinheiten eintrafen, schlug jedoch vielerorts die Stunde der Wahrheit, denn nun zeigten die "Befreier" ihr wahres Gesicht. Nach den ersten

Plünderungsaktionen fing das eigentliche Martyrium der ostdeutschen Frauen und Mädchen an. Der Befehl: "Frau komm!", besiegelte schließlich das Schicksal von ungezählten Opfern. In jenen endlosen Nächten hörte man unentwegt gellende Hilfe- und Verzweiflungsschreie der verfolgten Frauen und Mädchen, die in Todesangst um ihr Leben liefen.
Die Gewalttäter machten gewöhnlich keine Ausnahmen, denn Alter, Aussehen oder Gebrechlichkeit waren damals kein Hindernisgrund. In Anbetracht der unfaßbaren Massenverbrechen und absoluten Wehrlosigkeit breiteten sich in manchen Orten regelrechte Selbstmordpsychosen aus. Die massenhaften Selbstmorde versuchte man später damit zu begründen, daß diese Ostdeutschen den Schock der militärischen Niederlage nicht verkraften konnten oder sich wegen ihrer NS-Verbrechen umgebracht hätten.
Zum Glück gab es auch anständige Soldaten, die sich nicht an den Untaten beteiligten, sondern gegen Verbrechen einschritten und sich schützend vor bedrohte Frauen und Mädchen stellten. Obwohl diese sowjetischen Soldaten meistens nur wenig ausrichten konnten, wirkte ihre Menschlichkeit unwahrscheinlich wohltuend. Zu ihnen gehörten z.B. Alexander Solschenizyn, Lew Kopelew und Jurij Uspenskij. Major Lew Kopelew wurde später mit Verbannung und mehrjähriger Zwangsarbeit bestraft. Kopelew schrieb später ein Buch über seine persönlichen Kriegserlebnisse in Ostdeutschland ("Aufbewahren für alle Zeit").
Die deutsche Zivilbevölkerung kämpfte nach der "Befreiung" fast ständig um ihr Leben. Zahlreiche Zivilisten fielen den willkürlichen sowjetischen "Entnazifizierungsmaßnahmen" zum Opfer, weil man bei ihnen Feuerwehr-, Schützen- oder Vereinsuniformen entdeckte. Geringste Beschuldigungen und nachteilige Aussagen entschieden damals über Leben und Tod. Jeder Ost- und Volksdeutsche, der slawische Zivil- oder Fremdarbeiter schlecht behandelt hatte, Mitglied einer NS-Organisation war oder Gegenwehr leistete, gehörte zum Kreis der Todeskandidaten.
Manche Offiziere und Kommandanten versprachen den "Befreiten", für geordnete Lebensverhältnisse und Sicherheit zu sorgen (x001/283): >>Die Sowjetunion führt keinen Krieg gegen die Zivilbevölkerung, sondern nur gegen den Faschismus. Kein Deutscher braucht Angst zu haben. Wenn die Anordnungen befolgt werden, wird den Deutschen nichts passieren.<<
Nach diesen friedfertigen Begegnungen waren die eingeschüchterten Ostdeutschen unendlich erleichtert. Sie atmeten beruhigt auf und freuten sich.
Als die sowjetischen Nachschubeinheiten eintrafen, schlug jedoch vielerorts die Stunde der Wahrheit. Die Plünderungstrupps (2-6 Rotarmisten, teilweise waren auch weibliche Soldaten darunter) schwärmten irgendwann in der Dunkelheit aus. Verschlossene Türen und Fenster wurden kurzerhand mit Gewehrkolben eingeschlagen oder eingetreten. Die Überfallenen schrien anfangs noch fassungslos um Hilfe, aber sie merkten schnell, daß die sowjetischen Offiziere nicht einschritten.
Die Plünderer stürmten mit großen Blendlaternen und blinkenden Taschenlampen durch eingeschlagene Türen oder Fenster und verlangten stets zuerst "Urr! Urr! oder Uhri! Uhri!" (Armbanduhren und Wecker), Ringe, Goldketten, Ohrringe und ähnliche Wertgegenstände. Auch Alkohol und "Maschinen" (Fahrräder) waren sehr beliebt, während Geld und Sparbücher achtlos weggeworfen wurden.
Kaum war ein Raubzug beendet, erschien schon der nächste Plünderungstrupp. In dieser Form ging es pausenlos weiter. Im Verlauf der Raubüberfälle gingen die Plünderer mit brutaler Gewalt gegen die wehrlose Bevölkerung vor, die entsprechend apathisch und unterwürfig reagierte. Obwohl die zurückgebliebenen Zivilisten mehrheitlich nichts Gutes erwartet hatten, war niemand auf derartige Gewalttätigkeiten und Plünderungen vorbereitet.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Gewalttaten nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen östlich der Oder-Neiße (x001/60E,67E-69E): >>**Übergriffe und Gewalttaten der Sowjet-russischen Truppen**

beim Einzug in Ostdeutschland

Die Ereignisse, die sich beim ersten Zusammentreffen der siegreichen Truppen der Roten Armee mit der ostdeutschen Bevölkerung abspielten, stellen zweifellos den tiefsten Punkt der Erniedrigung dar, den die Deutschen jenseits von Oder und Neiße erleben mußten. Auf die wenigen Tage der ersten Begegnung mit den russischen Truppen drängt sich in der Erinnerung vieler Vertriebener zusammen, was sie an Schrecklichem seit 1945 in ihrer Heimat erlebt haben.

Daher rührt es, daß in einer so großen Zahl von Erlebnisberichten über die Vertreibung die Tage des Einmarsches der Roten Armee im Mittelpunkt stehen und erlebnismäßig alles andere in den Schatten stellen. Dies war nicht nur eine subjektive Empfindung, sondern entspricht auch der tatsächlichen Schwere der Erlebnisse, die in diese Tage fallen. Massenhafte Vergewaltigungen von Frauen, willkürliche Tötung vieler Deutscher, Raub und Mißhandlung während des Einzuges der Roten Armee sind in einem Maße und in solcher Gleichförmigkeit in allen Gebieten jenseits der Oder und Neiße verübt worden, daß keine Darstellung der Vertreibung daran vorübergehen kann.

Die ins einzelne gehende Wiedergabe dieser Ereignisse beim Einzug der Roten Armee kann dabei den Opfern dieser Zeit überlassen werden, die von ihren Schicksalen berichten. Sie tun es in einer Eindringlichkeit, die von keiner Nacherzählung erreicht werden könnte. Der historische Berichterstatter muß darüber hinaus den Versuch machen, zu einer allgemeinen Aussage über diese Vorkommnisse zu gelangen, das Typische an ihnen herauszustellen und die Triebkräfte und Tendenzen zu erhellen, die eine Erklärung der oft unvorstellbaren Grausamkeiten und unmenschlichen Handlungen geben können, wenngleich uns diese dennoch im Letzten unverständlich bleiben. ...<<

>>... Eine summarische Betrachtung der hauptsächlichen Erscheinungsformen der zahllosen Übergriffe, wie sie von der Roten Armee gegen die ostdeutsche Bevölkerung und ihr Eigentum verübt wurden, kann nur das Typische hervorkehren. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Vorgänge je nach Örtlichkeit, Umständen und Zeit gewisse Varianten zeigten.

In größeren Städten, in denen sich noch eine relativ hohe Zahl Deutscher aufhielt, verteilten sich naturgemäß die Übergriffe auf eine größere Zahl, und das Leid traf den Einzelnen weniger gleichmäßig und manchmal auch weniger schwer als in Dörfern, in denen starke russische Einheiten Quartier machten. Die größere Anonymität, mit der sich das Leben einer Stadtbevölkerung vollzieht, setzte auch den Denunziationen polnischer und russischer Zivilarbeiter oder übelwollender Nachbarn engere Grenzen als auf dem Lande. Dazu kam, daß die Weitläufigkeit von Städten wie Königsberg, Breslau und Danzig größere Unterschlupf- und Versteckmöglichkeiten bot.

In Dörfern und kleinen Landstädten hing das Maß des beim Einzug russischer Truppen zu Erleidenden in erster Linie davon ab, ob starke russische Verbände oder nur kleine Einheiten einzogen. In der Regel waren es auch nicht die Kampftruppen, die noch im Gefecht befindlich waren, sondern die Nachschubeinheiten und Reserven, von denen die schwersten Übergriffe ausgingen.

Besonders katastrophal wirkte sich das Zusammentreffen mit russischen Truppen dort aus, wo es auf offener Landstraße während des Trecks erfolgte. Hierbei gerieten die Flüchtlinge mitunter in Gefechte zwischen russischen und deutschen Truppen hinein; aber auch wenn sie davon verschont blieben, hatte das Auftreffen russischer Panzer auf Flüchtlingstrecks verheerende Wirkungen: Fuhrwerke wurden niedergewalzt, Menschen erschossen, das Gepäck geplündert.

Der Ablauf der Ereignisse bei der Begegnung mit den sowjetischen Truppen wurde schließlich auch durch den Zeitpunkt bestimmt, an dem diese erfolgten. Ganz allgemein gilt, daß in den ersten Wochen des sowjetischen Einmarsches im Januar/Februar 1945 schlimmere Über-

griffe stattfanden als in den letzten Wochen vor dem Waffenstillstand im April und Mai.
In den zuerst von russischen Truppen eroberten Gebieten Ostdeutschlands, in Ostbrandenburg, den südlichen Kreisen Ostpommerns, in manchen Gegenden Ostpreußens und in Oberschlesien war die Anzahl der Erschießungen größer, das allgemeine Verhalten der russischen Truppen ungezügelter und hemmungsloser als etwa in den schlesischen Randgebirgen, die erst im Mai in russische Hände fielen. Es ist auch deutlich, daß die Bevölkerung Danzigs und Königsbergs unter Ausschreitungen dieser Art schwerer zu leiden hatte als die Breslaus, das bis zum 6. Mai gehalten werden konnte. –
Vielleicht hat in diesem Zusammenhang auch die Herkunft der Truppen und ihr Zivilisationsstand oder die Haltung der einzelnen Kommandeure eine Bedeutung gehabt. Ob man verglichen mit solchen grausamen Exzessen, wie denen von Nemmersdorf/Ostpreußen. im Oktober 1944, von Metgethen bei Königsberg im Februar 1945 und anderen, die sich zu Beginn der Besetzung deutscher Gebiete ereigneten, später von einer gewissen Abkühlung des Fanatismus der russischen Truppen sprechen kann, sei dahingestellt.
Sicher ist, daß seitens der sowjetischen Armeeführung nach den ersten Wochen der Eroberung die Tendenz zu wachsen begann, Ausschreitungen zu begegnen, weil diese auf die Dauer die Disziplin der Armee untergraben mußten. Auch das Problem der Rückwirkungen, die auf die Moral kommunistischer Soldaten bei einer zu engen Berührung mit der kapitalistischen Welt eintreten konnten, wird mitgewirkt haben. Die sowjetischen Aufrufe, die die Rote Armee zur Vergeltung aufforderten, wurden daher etwa ab März 1945 eingestellt und statt dessen Tagesbefehle und Flugblätter ausgegeben, die zur Disziplin aufriefen.
Gleichwohl vollzog sich auch in den Monaten März-Mai 1945 die Besetzung ostdeutschen Gebietes unter schwersten Leiden für die Zivilbevölkerung. Nur die Dichte und Intensität der Übergriffe und Gewalttaten wurde, soweit wir nach den Berichten urteilen können, etwas geringer; besonders krasse Einzelereignisse werden nicht mehr so oft bezeugt. Erst mit dem Zeitpunkt des Waffenstillstandes aber hat eine wirklich merkbare Erleichterung für die deutsche Zivilbevölkerung eingesetzt.<<

Sowjetische Propaganda

>>Haß und Neid macht die Hölle weit.<< (Sprichwort aus Deutschland)

Vor und während der sowjetischen Winteroffensive im Januar 1945 forderten Stalins Propagandaexperten in Soldatenzeitungen, Rundfunksendungen und militärischen Flugblättern öffentlich zu Rache- und Vergeltungsmaßnahmen auf. An der Kampffront informierten Politkommissare und Agitatoren regelmäßig über angebliche Massaker der Wehrmacht, obwohl die sowjetische Führung wußte, daß diese Verbrechen (Massenerschießungen von jüdischen Zivilisten) von den berüchtigten SD- und SS-Einsatzgruppen verübt wurden.
Die kommunistische Propaganda ähnelte der NS-Propaganda. Es war eine raffinierte Mischung aus übersteigerter Vaterlandsbegeisterung und primitiven Haß- und Racheparolen. Man setzte hauptsächlich "einfache Mittel" ein, damit es auch der Dümmste verstehen konnte. Die sowjetischen Agitatoren hatten keine schwierige Aufgabe, denn während des außerordentlich grausamen Ostkrieges waren viele Rotarmisten total verroht.
Zahlreiche sowjetische Journalisten und Schriftsteller beteiligten sich an dem "Rachefeldzug" gegen die Deutschen. Ilja Ehrenburg war ein besonders fanatischer Deutschenhasser. Er schrieb ab 1941 Racheaufrufe für die sowjetische Armeezeitung "Roter Stern" und veröffentlichte regelmäßig Hetzartikel in der Moskauer Tageszeitung "Prawda" ("Wahrheit") und in Frontzeitungen. Weitere sowjetische "Journalisten", die sich ebenfalls als Hetzer "bewährten", waren Scholochow, Simonow, Surkow, A. Tolstoj u.a.
Am 23.11.1943 schrieb Ehrenburg z.B. im "Notizblock des Propagandisten der Roten Armee"

(x028/85): >>Es genügt nicht, die Deutschen nach Westen zu treiben. Die Deutschen müssen ins Grab hineingejagt werden. ... Von allen "Fritzen" aber sind die toten die besten.<<
Nachdem man die letzten deutschen Truppen aus der UdSSR vertrieben hatte, war der "Große Vaterländische Krieg" eigentlich vorbei. Die sowjetische Kampfmoral wurde täglich schlechter. In dieser schwierigen Phase gelang es der sowjetischen Propaganda, die abgekämpften, kriegsmüden Rotarmisten in einen regelrechten Vergeltungsrausch zu versetzen.
Vor der sowjetischen Ostpreußen-Offensive verteilten Politkommissare und sowjetische Offiziere z.B. folgendes "Ehrenburg-Flugblatt" an die Soldaten der Roten Armee (x028/215): >>Tötet! Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist, die Lebenden nicht und die Ungeborenen nicht!
Folgt der Weisung des Genossen Stalin und zerstampft für immer das faschistische Tier in seiner Höhle. Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen. Nehmt sie als rechtmäßige Beute! Tötet, ihr tapferen Soldaten der siegreichen sowjetischen Armee!<<
Vor den Kampfeinsätzen ließen Politkommissare Hunderttausende von antideutschen Flugblättern verteilen oder z.T. vorlesen, weil viele Rotarmisten nicht lesen und schreiben konnten (x028/85).
Die Wehrmachtstruppen konnten später sowjetische Tagesbefehle, Briefe, Flugblätter, Frontzeitungen und andere Beweise sicherstellen. Diese "Beutepapiere", die später vom Bundesarchiv Koblenz ausgewertet wurden, bewiesen eindeutig, daß die Rotarmisten offizielle Befehle der sowjetischen Militärführung erhielten, rücksichtslos gegen deutsche Zivilisten vorzugehen (x001/62E).
In der Geschichte der Neuzeit setzte man erstmalig eine reguläre Armee vorsätzlich gegen schutzlose Angehörige (Frauen, Kinder und alte Menschen) des Gegners ein. Nach Stalins Anordnungen hatte jedes weibliche deutsche Wesen der Roten Armee "zur Verfügung" zu stehen. Dieser Stalinbefehl wurde von gefangenen sowjetischen Soldaten und Offizieren ausdrücklich bestätigt (x010/33). Diese neuartige "Kampftaktik" war unfehlbar, denn für einen derartigen "schmutzigen Krieg" gegen Zivilisten benötigte man weder zusätzliche Munition noch Treibstoff.
Jürgen Thorwald ("Die große Flucht") schrieb z.B., daß es sich bei den "Flucht- und Vertreibungsverbrechen" nicht um zufällige Einzelaktionen rachsüchtiger Soldaten und Zivilisten handelte, sondern um eine neuartige Form staatlich gelenkter Liquidationspolitik (x027/90-91).
Die sowjetischen Nachschubeinheiten, in denen man überwiegend politische Kaderabteilungen und fanatische Kommunisten (sog. "Stalin-Schüler") einsetzte, führten Stalins Liquidationspolitik befehlsgemäß aus. Manche Soldaten der sowjetischen Panzertruppen, die aus der Ukraine u.a. europäischen Gebieten der UdSSR stammten, warnten gelegentlich sogar die Ostdeutschen: >>Die nach uns kommen sind schlecht. ... Nach uns kommen Stalin-Schüler ...<<
Obgleich im Verlauf des deutsch-sowjetischen Ostkrieges nie Gebiete östlich des Urals besetzt wurden, waren es vielfach asiatische Rotarmisten, die mit unfaßbarer Brutalität über die deutsche Zivilbevölkerung herfielen (x025/114).
Ab März 1945 ließ Marschall Shukow erstmalig Flugblätter verteilen und forderte alle Rotarmisten auf, das Morden, Brandschatzen und Vergewaltigungen zu unterlassen (x001/69E). Diese Anordnungen wurden in den letzten Kriegswochen jedoch nur selten beachtet, weil die "soldatische Disziplin" der Truppen größtenteils nur noch mangelhaft war. Einige sowjetische Offiziere hatten längst jegliche Befehlsgewalt verloren. Disziplinlose, betrunkene Rotarmisten bedrohten ständig ihre Vorgesetzten. Tausende von Rotarmisten verließen eigenmächtig die Kampffronten und zogen als plündernde Marodeure durch die Ostprovinzen.
Manche Nachschubeinheiten transportierten nur noch persönliche Kriegsbeute, so daß der

Waffen-, Munitions- und Treibstoffnachschub fast völlig zusammenbrach. Angesichts der bedrohlichen Entwicklung mußte man sogar NKWD-Einheiten, Panzertruppen oder Moskauer Spezialeinheiten einsetzen, um die Disziplin wieder herzustellen.
Am 14.04.1945 wurde der sowjetische Chefhetzer Ehrenburg offiziell kritisiert ("Genosse Ehrenburg vereinfacht zu sehr"). Die Prawda und andere sowjetische Tageszeitungen wiesen gleichzeitig darauf hin, daß Ehrenburg nicht die öffentliche Meinung der Sowjetunion vertreten würde (x010/26): >>Die Rote Armee kämpfe für die Liquidierung der hitlerischen Armee des Hitlerstaates, der Hitlerregierung, aber niemals sei ihr die Aufgabe gestellt oder würde ihr gestellt, das deutsche Volk zu vernichten.<<
Die "glänzende Ära" des sowjetischen Chefhetzers war damit schlagartig beendet.
Nach der Kapitulation wurden in Mitteldeutschland die Übergriffe gegen Zivilisten mit aller Schärfe geahndet, denn die Mitteldeutschen sollten zukünftig wichtige Aufgaben übernehmen. In Berlin setzte man vielerorts Moskauer Elitedivisionen ein, um disziplinlose Truppenteile der Roten Armee zu inhaftieren oder auszutauschen. Vergewaltigungsverbrecher wurden kurzerhand ohne Verfahren durch sowjetische Offiziere erschossen (x037/32).
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die sowjetische Propaganda (x001/61E-62E): >>... Durch Soldatenzeitungen, Flugblätter und Rundfunksendungen, z.B. des Schriftstellers Ilja Ehrenburg, sind die sowjetischen Truppen vor Beginn der Offensive gegen die deutschen Gebiete und noch in den Wochen der Eroberung mit brutaler Offenheit dazu aufgefordert worden, Rache und Vergeltung an den Deutschen zu üben.
Von deutschen Truppen erbeutete Briefe russischer Soldaten sowie sowjetische Zeitungen aus dieser Zeit bestätigen dies einwandfrei, und von exilrussischer Seite ist offen zugegeben worden, daß ein Teil der sowjetischen Offiziere und Soldaten und besonders die überzeugten Stalinisten unter ihnen durch diese Haßparolen Ilja Ehrenburgs und anderer sowjetischer Journalisten beeinflußt wurden und die Schändung deutscher Frauen als einen Akt der Rache an den Deutschen betrachteten.
Nur auf diese Weise läßt es sich erklären, daß es in vielen Fällen nicht bei der Vergewaltigung blieb, sondern daß die deutschen Frauen anschließend getötet und mitunter auf sadistische Weise entstellt wurden. ...<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 (x010/24,26): >>In (den sowjetischen) Hetzartikeln und Flugblättern wurden die Schrecken, die die Henker Hitlers verbreiteten, eingehend geschildert und ausgemalt, so daß der russische Soldat der Meinung war, die Deutschen seien nur ausgemachte Schurken, Gauner und Verbrecher und daß es in ganz Deutschland keinen einzigen Deutschen gibt, den man nicht als Feind betrachten müßte. ...
Die Propagierung des Hasses gegen die faschistischen Okkupanten aber wirkte sich dahingehend aus, daß Soldaten und Offiziere der Roten Armee, soweit sie unter dem Einfluß der Politorgane standen, bei der Besetzung der Reichsgebiete zunächst unterschiedslos in jedem Deutschen, ob Mann oder Frau, ob Greis oder Kind, einen Faschisten sehen mußten.<<
Die offizielle sowjetische Geschichtsschreibung ("Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion 1941-45", herausgegeben vom ZK der KPdSU, Moskau 1963, Bd. V.), berichtete z.B. über die Ideologische Arbeit (x047/114): >>Tätigkeit der Militärräte, Politorgane, Kommandeure und Politarbeiter sowie der Partei- und Komsomolorganisationen in den Streitkräften der UdSSR, die darauf gerichtet ist, bei den sowjetischen Soldaten die marxistisch-leninistische Weltanschauung auszuprägen und sie zu kommunistischer Bewußtheit und den zur Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes erforderlichen hohen politisch-moralischen und kämpferischen Eigenschaften zu erziehen; Bestandteil der ideologischen Tätigkeit der KPdSU. Die ideologische Arbeit umfaßt theoretische, propagandistische, agitatorische sowie kulturelle und Bildungsarbeit. ...

Bestandteil der ideologischen Arbeit ist die Gegenpropaganda. Der Hauptinhalt der ideologischen Arbeit bestand darin, die Ideen des Marxismus-Leninismus im Bewußtsein der sowjetischen Soldaten zu verankern, die Politik der Partei zu erläutern, bei den Soldaten eine tiefe ideologische Überzeugtheit und eine hohe Moral, Gefühle des Patriotismus, des Internationalismus, der Freundschaft zwischen den Völkern der UdSSR sowie des Hasses auf die Gegner von Frieden und Sozialismus herauszubilden. ...
Die ideologische Arbeit wird in engem Zusammenhang mit der Gefechtsausbildung, mit der gesamten Tätigkeit der Streitkräfte geleistet. Wie wirksam die ideologische Arbeit ist, hängt weitgehend von ihrem wissenschaftlichen Niveau, ihrer engen Verbindung mit dem Leben und einer offensiven Propaganda und Agitation ab. Von besonderer Bedeutung ist ein komplexes Herangehen an die Erziehung der Soldaten. ...
In den Streitkräften der UdSSR wird die ideologische Arbeit vom ZK der KPdSU geführt (die KPdSU verfügte besonders in Sibirien über starke Stützpunkte). ... <<
Lew Kopelew (1912-1997) berichtete später in seinem Buch "Aufbewahren für alle Zeit" über die sowjetische Propaganda (x035/134, x025/106): >>... War eine derartige Verrohung unserer Leute wirklich nötig und unvermeidlich - Vergewaltigung und Raub, mußte das sein?
Warum müssen Polen und wir uns Ostpreußen, Pommern, Schlesien nehmen? Lenin hatte seinerzeit schon den Versailler Vertrag abgelehnt, aber dies war schlimmer als Versailles.
In den Zeitungen, im Radio riefen wir auf zur heiligen Rache. Aber was für Rächer waren das, und an wem haben sie sich gerächt? Warum entpuppten sich so viele unserer Soldaten als gemeine Banditen, die rudelweise Frauen und Mädchen vergewaltigten - am Straßenrand im Schnee, in Hauseingängen; die Unbewaffnete totschlugen, alles, was sie nicht mitschleppen konnten, kaputtmachten, verhunzten, verbrannten? ... Sinnlos - aus purer Zerstörungswut ... Wie ist das nur alles möglich geworden?
Haben nicht wir sie erzogen, wir, die Politarbeiter, die Journalisten, die Schriftsteller - Ehrenburg und Simonow und Hunderttausende anderer, strebsamer, ehrgeiziger, aber auch begabter Agitatoren, Lehrer, Erzieher, aufrichtige Prediger der "heiligen Rache"?
Wir lehrten sie hassen, überzeugten sie, daß der Deutsche schon deshalb schlecht ist, weil er Deutscher ist; wir verherrlichten den Mord in Gedichten, Prosa und Malerei. "Papa erschlag den Deutschen!" Es gab eine Zeit, in der ich mich fast schämte, kein "persönliches Konto" erschlagener Deutscher zu haben. ...<<
>>... Es sind archaische Instinkte, die Kinder zur Tierquälerei veranlassen, grausame Instinkte – bei Knaben häufiger als bei Mädchen – vormenschliches, animalisches Erbe aus der allerfrühesten Beziehung zur Welt. In ihrer vollsten Ausprägung treten diese Instinkte beim grausamen Feigling in Erscheinung. Und am schändlichsten, am gemeinsten ist jene Feigheit, die nicht nur grausam, sondern auch ehrgeizig ist, die sich prunkvoll ideologisch verbrämt (verschleiert).
Sie erzeugt lebensfrohe Mörder und wollüstige Henker, die nicht nur schamlos und skrupellos zu Werke gehen, sondern sich dessen auch noch stolz-bescheiden rühmen, mit ihrer eigenen Grausamkeit prahlen in der Überzeugung, dem Staat, dem Gesetz oder sonst einem hohen abstrakten Begriff zu dienen.<<
Der deutsche Jurist und Publizist Heinz Nawratil (1937-2015) schrieb später über die sowjetische Völkerhaßkampagne gegen die Deutschen (x026/33): >>... Es kann ... nicht die Rede davon sein, daß es sich bei den Getöteten um Opfer einer zwar summarischen, letztlich aber verdienten Schnelljustiz gehandelt habe. Gerade am Beispiel der Roten Armee - aber nicht nur da - läßt sich unschwer dartun, daß jedenfalls die Mehrzahl der Morde weniger einem persönlichen Rachebedürfnis, als vielmehr einer systematischen Völkerhaßkampagne in Verbindung mit Straffreiheit sowie sexuellen und materiellen Anreizen (Plünderung, Vergewaltigung) entsprang. ...

Gelegentlich wird bei den Vertreibungsverlusten zwischen Todesfällen als unmittelbare Folge von Verbrechen einerseits und als Folge von Hunger, Erschöpfung, Selbstmord usw. andererseits differenziert, wobei sich naturgemäß bei der ersteren Gruppe eine niedrigere Zahl als bei der letzteren - Relation etwa 1:2 - ergibt.
So berechtigt das wissenschaftliche Interesse an solchen Unterscheidungen auch sein mag, an der politisch-moralischen Gesamtbewertung wollen und können sie nichts ändern, dienten doch 1944/45 gerade die Haßpropaganda und die Straffreiheit von Verbrechen der beschleunigten Entvölkerung der Vertreibungsgebiete; die durch Greueltaten ausgelöste Fluchtwelle war ein wichtiges Argument Stalins bei den Grenzdebatten in Jalta und Potsdam.<<
Der deutsche Historiker Joachim Hoffmann (1930-2002) berichtete später über Ilja Ehrenburg und die sowjetische Propaganda (x046/150-151,218-222,237): >>... In erster Linie ... gilt es, sich an Ilja Grigorevic Ehrenburg zu erinnern, der in der Kriegspropaganda der Sowjetunion die beherrschende Rolle spielte. Ehrenburg ist nicht einfach abzutun mit dem Bemerken, es habe sich bei ihm eben um einen Menschen mit "schuldhafter krimineller Energie großen Ausmaßes" oder vielleicht nur um einen "Psychopathen", einen Menschen mit krankhaften Veranlagungen, gehandelt. Denn eine kriminelle oder psychopathische Veranlagung braucht eine schriftstellerische und journalistische Begabung keinesfalls auszuschließen. Dies in Verbindung mit mangelnder Wahrheitsliebe und dem Fehlen aller moralischer Skrupel ließ ihn jedenfalls zu dem wichtigsten Werkzeug der gegen das Deutschtum gerichteten Haßpropaganda werden.
Die jahrelang von ihm mit großem Geschick betriebene politische Agitation und die opportunistische Raffinesse, mit der er nach dem Tode seines Meisters Stalin in dem Roman Tauwetter und in seinen Lebenserinnerungen ... ("Menschen, Jahre, das Leben") das Vergangene und seine eigene Handlungsweise umzubewerten und zu verschleiern und sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen wußte, hat ihn auch in westlichen Ländern einen nicht zu unterschätzenden und bis in die Gegenwart hineinreichenden Kredit eingeräumt.
Die Bundesrepublik Deutschland macht hiervon keine Ausnahme. Und es ist einigermaßen erschütternd zu verfolgen, wie wenig der hier verbreitete Intellektualismus die Sowjetwelt verstanden hat oder vielleicht auch nur verstehen wollte, und mit welcher Leichtigkeit man sich gerade hier über die Gebote von Anstand und Moral hinwegsetzt. ...<<
>>... Der deutsch sowjetische Krieg wurde sowohl von Hitler als auch von Stalin vom ersten Tage an nicht als ein in den herkömmlichen Formen geführter 'europäischer Normalkrieg' zwischen zwei Armeen, sondern als ein Vernichtungskrieg zweier totalitärer Staaten verstanden, der nur mit dem Untergang eines der beiden enden konnte.
Die Rundfunkrede Stalins am 3. Juli 1941 wurde zwar noch als Kampf der Sowjetunion im Bunde mit dem deutschen Volk gegen den 'Faschismus' eingeführt, doch ging die Sowjetpropaganda umgehend dazu über, nicht nur den 'Faschismus', den Nationalsozialismus, zu ihrem neuen Todfeind zu deklarieren. Kriminalisiert praktisch vom ersten Kriegstage an wurde ebenso der deutsche Staat als solcher, kriminalisiert wurde die deutsche Wehrmacht, wurden alle deutschen Soldaten, und kriminalisiert wurde schließlich die Gesamtheit des deutschen Volkes.
Ehrenburg vor allen anderen war es, der durch unausgesetztes Schüren des antideutschen Volks- und Rassenhasses die Soldaten der Roten Armee und die Werktätigen des sowjetischen Hinterlandes zu einem blindwütigen Kampf gegen alles Deutsche anzuspornen hatte.
Es stellt sich die Frage, welches Bild die von den sowjetischen Schriftstellern Ehrenburg, Tolstoj, Simonov, Zaslavskij, um nur einige zu nennen, von Historikern und Militärs wie Tarle, Bruevic, Velicka und unzähligen anderen gestaltete sowjetische Kriegspropaganda von Deutschland und den Deutschen entwarf.
Ehrenburg war der Wortführer, und er wollte in den Deutschen seit jeher nur 'Barbaren' er-

blicken, "die sich in die Häute wilder Tiere kleideten und ihrem Gott Wotan blutige Opfer darbrachten". Noch in den glanzvollen Zeiten des beginnenden Mittelalters, als doch die Kaiser der Ottonen und Staufer das Reich regierten, durchstreiften sie für ihn "die Wälder, gehüllt in die Häute wilder Tiere".

Sieht man einmal von der altbekannten historischen Tatsache ab, daß Rußland und Polen von dem Erbe einer gewaltigen Ostexpansion lebten, so war es gerade die deutsche Ostkolonisation des Mittelalters, die, so Ehrenburg, "ruhmvollen Traditionen der teutonischen Ritter", die sich in der Situation des gegenwärtigen Krieges in falscher Analogie propagandistisch gebührend anprangern ließ. ...

Einen Unterschied zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen in Vergangenheit und Gegenwart erkannte Ehrenburg nicht an, die Deutschen waren für ihn immer "alle gleich". "Es ist etwas Schreckliches um die Deutschen selbst", schrieb er am 14. Januar 1942. "Die teutonischen Horden hatten Rom geplündert", und die deutschen Kaufleute hätten in der alten Hansestadt Nowgorod "versucht, die Russen zu betrügen". "List und Ränke sind deutscher Stil", so nach Ehrenburg angeblich der russische Volksmund.

Gegenstand des besonderen Hasses war ihm die geschichtliche Entwicklung Brandenburg-Preußens, ungeachtet der in der Vergangenheit zeitweise doch bestehenden engen dynastischen und politischen Verbindungen Preußens mit Rußland, auf die sich die Sowjetpropaganda immer nur zu gern berief, wenn es ihr gerade in das Konzept paßte. Brandenburg ist in dieser verzerrten Sicht ein 'Krebsgeschwür', eine 'Räuberhöhle', von der aus die Banden aufbrachen, um "die slawischen und litauischen Stämme in Pommern und Preußen" zu terrorisieren, deren Schutzherr jetzt, 1945, die Sowjetunion unter Stalin geworden sei, in Wahrheit der größte Sklavenhalterstaat der Weltgeschichte.

Für Ehrenburg lag die einzige Zweckbestimmung der königlichen Residenzstadt Berlin "im Abschlachten von Menschen", und Berlin, dieses "bösartige Geschwür", sei jetzt "für ganz Europa und die ganze zivilisierte Menschheit (zu der sich natürlich die Sowjetunion zählte) eine tödliche Gefahr" geworden. "Es ist ein Glück für die Welt", so fügte Ehrenburg hinzu, "daß Stalin dieses Geschwür nun mit Feuer und Schwert ausbrennt", "daß er die Welt rettet, indem er die Wiege in Stücke stampft, in der 250 Jahre zuvor das grauenhafte preußische Monster geboren wurde."

Als Beweis für die angebliche Monstrosität Preußens werden die "Piratenangriffe" gegen Dänemark 1864, das heißt die preußisch-österreichische Bundesexekution in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, gegen Österreich 1866, das heißt der preußisch-österreichische Krieg um die Vormachtstellung in Deutschland, und gegen Frankreich 1870/1871 genannt, obwohl sich Preußen-Deutschland damals doch in dem Genuß einer wohlwollenden Neutralität Rußlands wissen konnte und selbst Marx und Engels von einem gerechten nationalen Verteidigungskrieg Deutschlands gegen die imperialistischen Ambitionen des napoleonischen Frankreich gesprochen hatten.

... In die Reihe der historischen Persönlichkeiten, die die "Raubpläne des deutschen Imperialismus" ausbrüteten, gehörte für ihn Friedrich der Große, der immerhin mit Kaiser Peter III. und zeitweise mit Kaiserin Katharina II. im Bunde gestanden hatte, gehörten die Feldherren der Befreiungskriege, wie etwa der von ihm genannte Scharnhorst, die doch Alliierte der in der Sowjetunion so hoch im Kurse stehenden kaiserlich russischen Generale jener Jahre gewesen waren, gehörten ferner Bismarck und Moltke, die in Rußland immer einen großen Namen hatten, sowie schließlich selbst Generaloberst von Seeckt, in dessen Ära als Chef der Heeresleitung die enge und freundschaftliche Zusammenarbeit der Reichswehr mit der Roten Armee fiel.

Über alle Zeitläufe hinweg habe der als solcher doch erst seit 1870/1871 bestehende 'deutsche Generalstab' unverrückbar an seinen imperialistischen Zielen festgehalten und das Instrument

geschmiedet "für die Ausrottung von Millionen menschlicher Leben, für die vollständige Versklavung von Völkern, für die Aufrichtung der deutschen Weltherrschaft".
In welchem Gegensatz standen diese Äußerungen doch zu denen Lenins, der im Hinblick auf die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges einst folgendermaßen geurteilt hatte: "Drei große Räuber", nämlich Rußland, England und Frankreich, hätten sich jahrzehntelang darauf vorbereitet, "Deutschland zu überfallen und auszuplündern"!
Vor dem Hintergrund einer solchen Verzerrung der Geschichte Brandenburg-Preußens durch diesen bekannten sowjetischen Historiker, doch zugleich zielgerichtet schon im Hinblick auf die geplanten Annexionen, setzte im Frühjahr 1945 eine gesteuerte Haßkampagne gegen die alte preußische Krönungs-, Handels- und Universitätsstadt Königsberg ein, die als bloße Hauptstadt einer agrarischen Provinz doch völlig abseits von den Zentren politischer und militärischer Entscheidungen lag. Am 8. Februar 1945 behauptete der Moskauer Rundfunk, Ostpreußen, "die Höhle des reaktionären Preußentums, Vorposten des viehischen deutschen Chauvinismus", sei ebensowenig deutsches Land wie "das gesamte sogenannte deutsche Land östlich der Elbe".
Die Rote Armee, so wurden die Eroberungsabsichten umschrieben, sei jetzt im Anmarsch, "um eine alte historische Ungerechtigkeit zu korrigieren". Daß die russisch-slawischen Stämme in den preußischen Provinzen nicht etwa 'vernichtet' worden waren, sie sich im Lauf der Jahrhunderte vielmehr längst mit den Deutschen zu einem einheitlichen Volkskörper verschmolzen hatten und die Sowjetunion im übrigen nicht die geringsten territorialen Ansprüche in Ostpreußen besaß, tat hierbei nichts zur Sache.
"Räuchert die Ratten von Königsberg aus", lautete am 15. Februar 1945, wie erwähnt, die Parole der Sowjetpropaganda, die sonst gewohnheitsmäßig einen ebenso anklagenden wie rührseligen Ton anschlägt, wenn es zu schildern gilt, wie barbarisch Deutsche und Finnen das verteidigte Leningrad belagert und bombardiert hätten.
Die ideologische Begründung in der Sowjetpresse lieferte ein beauftragter Funktionär, Gardeoberstleutnant Velicka. "Königsberg wurde zu einer Bedrohung für die ganze Welt", so ließ er sich am 22. März 1945 in einem Artikel "Wehe Dir Deutschland!" vernehmen: "Es ist ein Stützpunkt der deutschen Barbarei", "seit 150 Jahren", "Tag für Tag, Dekade für Dekade sind dort Pläne für Feldzüge, für Invasionen, für Rache ausgearbeitet worden. Deutschlands Plan, die Welt zu versklaven, ist in Königsberg entstanden." ...
Auf solche Art und Weise wurden die Soldaten der Roten Armee auf die bevorstehende Einnahme der Stadt Königsberg vorbereitet. Und die Folgen hiervon waren denn auch dementsprechend. Mord, Vergewaltigung, Raub, Verfolgung und völlige Rechtlosigkeit gaben der zerstörten Stadt nach dem Fall das Gepräge. Ganze Straßenzüge wurden mutwillig niedergebrannt, bisweilen mitsamt den Bewohnern. Die sowjetische Besatzungsmacht ließ in den folgenden Monaten, wie ausgeführt, 90.000 der noch etwa 120.000 überlebenden Einwohner in buchstäblichem Sinne des Wortes verhungern.
Die antideutsche sowjetische Haßpropaganda wurde also seit 1945 zugleich auf das Ziel gerichtet, die Expansionspolitik der Sowjetunion in Deutschland zu propagieren und vorzubereiten. So läßt sich schon seit Februar 1945 eine wachsende Stellungnahme gegen angeblich nachgiebige Tendenzen der anglo-amerikanischen Besatzungspolitik und gegen die 'heuchlerischen Beschützer' der 'armen Deutschen' in westlichen Ländern konstatieren, die es doch nun wirklich so gut wie kaum gegeben haben dürfte.
Was Ehrenburg angeht, so galt dessen besondere Abneigung auch der katholischen Kirche, dem Papst und dem Heiligen Stuhl, den von ihm sogenannten "Begründern der Inquisition, den Protektoren der Jesuiten, verschlagenen Seelen, die den langen Weg von Torquemada zu Himmler zurückgelegt haben und von Loyola zum Duce", eine mehr ihn selbst als die historischen Tatsachen treffende Formulierung.

Wiederholte massive Angriffe lassen jedenfalls die sowjetische Besorgnis um eine Stabilisierung der Verhältnisse im nichtsowjetischen Besatzungsgebiet erkennen. So wurde offenbar befürchtet, der in die USA emigrierte und dort als Hochschullehrer recht angesehene frühere Zentrumspolitiker und Reichskanzler Dr. Brüning könnte mit Rückendeckung durch gewisse amerikanische und britische Kreise und unter Beihilfe der katholischen Kirche danach streben, "Hitlers Nachfolger" zu werden, um als solcher die "Rehabilitierung Deutschlands" voranzutreiben und den "deutschen Imperialismus", mit anderen Worten Deutschland als Industrieland, vor dem Untergang zu retten. ...<<

>>... Die hetzerischen Aufrufe Ehrenburgs wurden in der Sowjetunion millionenfach verbreitet und den Rotarmisten im Rahmen des politischen Unterrichtes, der eine zentrale Rolle bei der Kampfesvorbereitung spielte, wieder und wieder in Erinnerung gebracht. Doch blieb die Erzeugung von Haßgefühlen gegen das deutsche Volk und die deutschen Soldaten nicht auf Ehrenburg und die in der Propaganda eingesetzten sowjetischen Schriftsteller und Journalisten beschränkt. Auch der militärische und politische Führungsapparat der Roten Armee nahm daran zielgerichtet Anteil, bildete der antideutsche Volks- und Rassenhaß doch einen wesentlichen Faktor im Rahmen der sowjetischen Kriegsanstrengungen. ...<<

Die Wochenzeitung "Preußische Allgemeine Zeitung" berichtete später (am 6.04.2013) über Ilja Ehrenburgs Haßpropaganda (x887/...): >>**"Die Deutschen sind keine Menschen"**

Ilja Ehrenburgs Propaganda ist eine der primären Ursachen für die Gewaltexzesse der Rotarmisten in den Jahren 1944/45

Eine der wichtigsten Erklärungen für die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen darf nicht - etwa aus Gründen der "political correctness" - unterdrückt werden: Zu erinnern ist an die unheilvolle Rolle von Ilja Ehrenburg, dem damaligen Chefpropagandisten der Roten Armee.

Ilja Ehrenburg war, wie die englische Autorin Catherine Merridale in ihrem Buch "Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939-1945" schreibt, "der Organisator von Stalins Propagandakrieg". Ehrenburg schrieb allein rund 1.500 Artikel an die Adresse der russischen Soldaten, meist in der Soldatenzeitung "Roter Stern". Der Einfluß von Ehrenburgs Appellen auf die Stimmung und das Gefühl der russischen Soldaten kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Eine Soldatin aus dem Hauptquartier der 1. Weißrussischen Front bekundete: "Wir standen unter dem starken Einfluß von Ehrenburgs Appellen, und wir hatten viele Gründe für Vergeltung" (Antony Beevor).

Nun dient jede Kriegspropaganda dazu, die eigenen Soldaten zum Kämpfen zu motivieren, ja anzustacheln - auf deutscher Seite war der Demagoge Joseph Goebbels dafür ein schlimmes Beispiel. Ich erinnere mich noch, damals ein Kind, wie Goebbels im Radio schrie: "Wollt ihr den totalen Krieg?"

Die Besonderheit der ehrenburgschen Kriegspropaganda, also seiner - wie er in seinen Erinnerungen selber schreibt - "richtigen Worte an die sowjetischen Soldaten", liegt jedoch darin, daß die von ihm verfaßten Artikel und Flugblätter von einem selbst für Kriegszeiten ungewöhnlichen Haß geprägt waren, und zwar - das ist wichtig - nicht nur von einem Haß auf die Nationalsozialisten ("Faschisten") und auf die deutschen Soldaten, was verständlich gewesen wäre, sondern auf "die Deutschen", also auf alle Deutschen.

Ehrenburgs Haß ging so weit, daß er den Deutschen (also nicht nur den Faschisten und den deutschen Soldaten) das Menschsein absprach. In der Soldatenzeitung "Krasnaja Swesda" ("Roter Stern") lasen die russischen Soldaten Ehrenburgs Haßtiraden:

"Die Deutschen sind keine Menschen. Von jetzt ab ist das Wort 'Deutscher' für uns der allerschlimmste Fluch. Von jetzt ab bringt das Wort 'Deutscher' ein Gewehr zur Entladung. Wir werden nicht sprechen. Wir werden uns nicht aufregen. Wir werden töten. Wenn du nicht im Lauf eines Tages wenigstens einen Deutschen getötet hast, so ist es für dich ein verlorener

Tag gewesen … Wenn du einen Deutschen getötet hast, so töte einen zweiten - für uns gibt es nichts Lustigeres als deutsche Leichen. Zähle nicht die Tage. Zähle nicht die Kilometer. Zähle nur eines: die von dir getöteten Deutschen" (Alfred M. de Zayas).
Ehrenburgs Aufrufe zum Töten machten also hinsichtlich der zu Tötenden keinen Unterschied zwischen Faschisten und Nichtfaschisten, zwischen Soldaten und Zivilisten, zwischen Männern und Frauen. Klar war danach für die russischen Soldaten: Auch Frauen und Mädchen durften getötet werden.
So beschreibt Alexander Solschenizyn die Stimmung in seinem Regiment bei der Besetzung Ostpreußens: "Ja! Seit drei Wochen fand der Krieg innerhalb Deutschlands statt und jeder von uns wußte, daß, wenn die Mädchen Deutsche waren, sie vergewaltigt und dann erschossen werden konnten. Das war fast so etwas wie eine Kampfauszeichnung" (Brigitte Neary).
Ehrenburgs rituelle Haßgesänge können in Ehrenburgs Memoiren und in anderen Dokumenten nachgelesen werden. Strittig ist dagegen, ob Ehrenburg ein Flugblatt verfaßt hat, in welchem die russischen Soldaten direkt zu Vergewaltigungen aufgefordert werden mit den Worten: "Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen! Nehmt sie als rechtmäßige Beute!"
Ehrenburg hat nach dem Krieg bestritten, daß er einen solchen Text geschrieben habe. Für diese seine Behauptung könnte sprechen, daß ein Originalexemplar dieses Flugblattes bisher in der Tat nicht präsentiert worden ist.
Andererseits ist die Information beispielsweise eines russischen Soldaten namens Janek Tyrczinski zur Vergewaltigung deutscher Frauen bekannt, deren Inhalt auf ein solches Flugblatt hinweist: "Außerdem hatte man uns zum Haß gegen die Deutschen erzogen. In Flugblättern, die wir an der Front bekamen, stand immer wieder: 'Tötet die deutschen Männer und schändet die deutschen Frauen. Brecht ihren rassischen Hochmut!' Es war uns also nicht verboten, sondern wir wurden dazu aufgefordert" (Walter Kempowski). Die Diktion "Brecht ihren rassischen Hochmut" in diesem Flugblatt entspricht unübersehbar derjenigen in dem von Ehrenburg abgeleugneten Flugblatttext.
Ob Ehrenburg das in Rede stehende Flugblatt tatsächlich selber verfaßt hat oder nicht, braucht jedoch im vorliegenden Zusammenhang nicht aufgeklärt zu werden, denn Ehrenburgs Verantwortlichkeit für die Massenvergewaltigung deutscher Frauen kann nicht ernstlich verneint werden. Schon in der Soldatenzeitschrift "Unitschtoshim" ("Vernichtet den Gegner") vom 17. September 1944 hatte Ehrenburg gewütet: "Die deutschen Frauen werden die Stunde verfluchen, in der sie ihre Söhne - Wüteriche - geboren haben. Wir werden nicht schänden. Wir werden nicht verfluchen. Wir werden nicht hören. Wir werden totschlagen" (Alfred M. de Zayas).
Wenn also die sowjetischen Soldaten von Ehrenburg aufgefordert wurden tot zu schlagen, dann mußten oder konnten sie jedenfalls daraus entnehmen, daß sie erst recht deutsche Frauen "nur" vergewaltigen durften, Frauen, die Ehrenburg als "Tiere" und als "blonde Hyänen" bezeichnet hatte. Es überrascht denn auch nicht, daß Ehrenburg mit den Opfern kein Mitgefühl hatte. In seinen Memoiren schreibt er selbst: "Angesichts der lächelnden Visagen von Rastenburg oder Elbing empfand ich weder Schadenfreude noch Mitgefühl, sondern einen mit menschlichen Impulsen durchsetzten Ekel, der mir bisweilen jenes große Glück vergiftete, das Glück beim Anblick unserer Soldaten."
Ehrenburgs Kommentare zur leidvollen Situation der deutschen Frauen und Mädchen in jener Zeit sind in ihrem Zynismus und in ihrer Verlogenheit kaum zu überbieten, so wenn er in einem Artikel vom 15. März 1945 schreibt: "Die Mädchen starrten die Männer der vorbeiziehenden Roten Armee herausfordernd und wollüstig an, als seien sie eher Nachtlokalkellnerinnen als Bürgerstöchter." Grotesker kann man die Gefühle der Frauen und Mädchen beim Anblick der in Ostpreußen einmarschierenden russischen Soldaten nicht verzeichnen.

Nun könnte man Ehrenburg aus dem Gedächtnis streichen und den Deckel der Geschichte über seinen unmenschlichen Haßtiraden zuklappen lassen - wenn, ja wenn er nur Geschichte wäre. Aber Ehrenburg ist leider nicht nur Geschichte, sondern - jedenfalls in einer deutschen Stadt - Gegenwart. In Rostock gibt es noch heute, im Jahre 2013, eine Ilja-Ehrenburg-Straße. Geehrt wird also ein Kriegspropagandist, der nichts "lustiger" fand als "deutsche Leichen". Daß ein Antrag auf Umbenennung der Ilja-Ehrenburg-Straße in Rostock bisher keine politische Mehrheit gefunden hat, ist eine Schande für diese schöne Stadt.
Die Fundstellen der Zitate in diesem Zeitungsartikel sind in dem vom Verfasser erschienenen Buch "Frau, komm! Die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen 1944/45" veröffentlicht.<<

Politkommissare, Politleiter und Komsomolzen

>>Wenn man etwas recht gründlich haßt, ohne zu wissen warum, so kann man überzeugt sein, daß man davon einen Zug in seiner eigenen Natur hat.<< (Christian Friedrich Hebbel)

Seit dem 16.07.1941 wurden in allen sowjetischen Truppenverbänden Polit- bzw. Kriegskommissare eingesetzt, um die Einflußnahme und Verwirklichung der "KPdSU-Politik" zu gewährleisten.
Zu jeder Kompanie der Roten Armee gehörte mindestens ein Politleiter (Dienstgrad = Oberleutnant). Diese Kriegskommissare waren Regierungsbeauftragte der KPdSU. Sie besaßen besondere Vollmachten und waren oft die eigentlichen militärischen Befehlshaber (x047/134). Die KPdSU-Führungsorgane waren für die Herausbildung von politischen und ideologischen Überzeugungen, Aufrechterhaltung hoher Gefechtsbereitschaft und Steigerung der Kampfkraft aller Streitkräfte sowie für die Festigung der "militärischen Disziplin" und Mobilisierung von Reservisten zuständig. Viele Politkommissare waren fanatische Kämpfer, denn Hitlers "Kommissarerlaß" versperrte ihnen den Weg in die Gefangenschaft.
In den letzten Kriegsjahren setzte man außerdem verstärkt Komsomolorganisationen (Kampfabteilungen des Jugendverbandes der KPdSU) ein, um die jungen Rotarmisten zur "aufopferungsvoller Ergebenheit", zu Mut und Heldentum zu erziehen. Die Komsomolzen (sog. "Stalin-Schüler") arbeiteten eng mit den kommunistischen Politarbeitern und KP-Parteiorganisationen zusammen. Sie begleiteten im allgemeinen die gefürchteten Nachschubeinheiten.
Zur "parteipolitischen Erziehung und Führung" der Streitkräfte entsandte die KPdSU von 1941-45 rd. 1,6 Millionen Kommunisten und 3,5 Millionen Komsomolzen an die sowjetisch-deutsche Front (x047/107).
Die offizielle sowjetische Geschichtsschreibung ("Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion 1941-45", herausgegeben vom ZK der KPdSU, Moskau 1963, Bd. V.), berichtete z.B. (x010/24-25, x047/106-107): >>Eine der wichtigsten Aufgaben der politischen Arbeit in der Armee war nach wie vor die Erziehung zum glühenden Haß gegen die faschistischen Okkupanten. Die Kommandeure und Politarbeiter begriffen sehr wohl, daß man keinen Feind besiegen kann, wenn man ihn nicht aus vollster Seele haßt. In Flugblättern und Zeitungsartikeln wurden die Verbrechen der faschistischen Eroberer auf sowjetischem und polnischem Boden beschrieben. Die Familien vieler Militärangehöriger hatten unter den faschistischen Okkupanten gelitten.
... Zorn und Haß glühten in den Herzen der Soldaten, als sie auf die ehemaligen faschistischen Todeslager in Litauen, Ostpreußen und Polen trafen oder Berichte von Sowjetmenschen hörten, die der faschistischen Sklaverei entronnen waren. ...
Vor dem Angriff verstärkten neue Kader die Politorgane. ... Aus den rückwärtigen Truppenteilen und der Reserve kamen die besten Kommunisten und Komsomolzen in die Partei- und Komsomolorganisationen der Kampfeinheiten ...

Bei der 2. und 3. Belorussischen Front machten die Kommunisten und Komsomolzen fast die Hälfte des gesamten Personalbestandes aus. ... Die Leiter der Politabteilungen der Divisionen und Brigaden händigten die Parteimitgliedsbücher teilweise in den vordersten Stellungen aus.<<
>>Der Organisator und Inspirator des Sieges des Sowjetvolkes im Großen Vaterländischen Krieg war die Kommunistische Partei mit ihrem Kampfstab - dem Zentralkomitee. Während des Krieges nahm die Autorität der Partei unermeßlich zu. ... Außerordentlich große Aufmerksamkeit widmete die Partei den sowjetischen Streitkräften. Ihr Sieg war der Sieg der Militärpolitik der Partei. Die Politorgane von Armee und Flotte leisteten eine enorme parteipolitische Arbeit zur erfolgreichen Lösung der Aufgaben des bewaffneten Kampfes und zur Erziehung der Armeeangehörigen. ...
Zur Festigung der Führung der Parteikräfte durch die Partei entsandte die KPdSU 1,6 Millionen Kommunisten und 3,5 Millionen Komsomolzen an die Front. Sie zementierten die Truppenteile und waren im Gefecht eine zuverlässige Stütze der Kommandeure. Die Reihen der Partei wurden ununterbrochen aufgefüllt. Während des Krieges traten 5.319.000 Werktätige in die Partei ein. Mehr als 3,0 Millionen Kommunisten fielen an den Fronten des Krieges.<<

Sexualverbrechen

>>Es gibt kein grausameres Tier als den Menschen.<< (August Strindberg)

Nach den ersten Plünderungsaktionen fing das eigentliche Martyrium der ostdeutschen Frauen und Mädchen an. Wenn die laut johlenden und grölenden Marodeure mit blinkenden Taschenlampen und Blendlaternen durch die Orte streiften, herrschte überall unheimliche Angst und lähmendes Entsetzen. Westeuropäische Kriegsgefangene, die sich schützend vor gehetzte Frauen und Mädchen stellten, wurden nicht selten kurzerhand niedergeschossen.
Der Befehl: "Frau komm!", besiegelte schließlich das Schicksal von ungezählten Opfern. Manche Mütter leisteten keinen Widerstand, weil sie irrtümlich glaubten, ihre Töchter retten zu können. Andere klammerten sich zitternd aneinander und schrien aus Leibeskräften um Hilfe. Es war jedoch fast immer vergeblich, denn niemand half ihnen.
Für die Gehetzten gab es keine Rettung, denn die Such- und Fangtrupps spürten sie irgendwann auf. In jenen endlosen Nächten hörte man unentwegt gellende Hilfe- und Verzweiflungsschreie der verfolgten Frauen und Mädchen, die in Todesangst um ihr Leben liefen. Die Gewalttäter machten gewöhnlich keine Ausnahmen, denn Alter, Aussehen oder Gebrechlichkeit waren damals kein Hindernisgrund. Alle Hilfeschreie und Tränen, alles Betteln und Flehen waren umsonst.
Junge Frauen und Mädchen vermummten sich wie alte Frauen. Sie trugen dunkle Kopftücher und Brillen der Großmütter, die das Gesicht verbargen oder sie verunstalteten ihre Körper und Kleidung mit Asche und Schmutz. Viele Frauen schwärzten ihre Gesichter, Haare und Kleidung mit Ruß und trugen nur noch zerrissene, dunkle Kleider. Halbwüchsige Mädchen wurden als Jungen verkleidet und mußten ihre langen Haare opfern. Manche Frauen täuschten ansteckende Krankheiten vor. Das russische Wort "chory" ("krank") bedeutete oftmals die Rettung, denn fast alle Rotarmisten fürchteten sich vor ansteckenden Krankheiten.
Durchziehende sowjetische Nachschubeinheiten kamen und gingen, aber die unglücklichen Opfer mußten bleiben. Jeder Tag und jede Nacht brachte neue grauenhafte Exzesse. Nicht nur "normale Gewalttäter", sondern auch gefährliche Geistesgestörte, abartige Sadisten und Triebtäter trieben damals ungestört ihr Unwesen. In jenen Tagen alterten junge, fröhliche Frauen und Mädchen um Jahre. Lebenslustige, strahlende Kindergesichter wurden über Nacht derartig alt und bleich, daß man sie kaum noch erkannte.
Zum Glück gab es auch anständige Soldaten, die sich nicht an den Untaten beteiligten, son-

dern gegen Verbrechen einschritten und sich schützend vor bedrohte Frauen und Mädchen stellten. Obwohl diese sowjetischen Soldaten meistens nur wenig ausrichten konnten, wirkte ihre Menschlichkeit unwahrscheinlich wohltuend. Zu ihnen gehörten z.B. Alexander Solschenizyn, Lew Kopelew und Jurij Uspenskij.
Major Lew Kopelew wurde später mit Verbannung und mehrjähriger Zwangsarbeit bestraft. Die Strafe wurde folgendermaßen begründet (x025/33): >>Kleinbürgerlicher Humanismus, Mitleid mit dem Feind, Schwächung der Kampfkraft der Roten Armee.<< Kopelew schrieb später ein Buch über seine persönlichen Kriegserlebnisse in Ostdeutschland ("Aufbewahren für alle Zeit").
Hauptmann Alexander Solschenizyn mußte ebenfalls büßen, weil er sich menschlich verhielt. Er wurde zu 8 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Solschenizyn (erhielt 1970 den Literaturnobelpreis; wurde im Jahre 1974 aus der UdSSR ausgewiesen) verewigte seine Kriegserinnerungen in seinem Buch "Archipel GULAG".
Sexualverbrechen waren schon immer Bestandteile der Kriege, um besiegte Feinde zu demütigen und einzuschüchtern (Kriegsbeute bzw. Trophäe des Siegers).
Im Verlauf des deutsch-sowjetischen Ostkrieges begingen auch die deutschen SD- und SS-Sondereinheiten, die den Wehrmachts- und Waffen-SS-Einheiten folgten, zahllose Sexualverbrechen, die nicht verfolgt wurden und zunächst straffrei blieben. Notzuchtverbrecher der Waffen-SS wurden ebenfalls nur in Ausnahmefällen bestraft, denn gemäß SS-Gerichtsbarkeitserlaß bestand grundsätzlich kein Verfolgungszwang.
Die Sexualdelikte der Wehrmachtsangehörigen wurden jedoch in der Regel konsequent geahndet, weil die Wehrmachtsjustiz Hitlers "Barbarossa-Erlaß" entschieden ablehnte. In den osteuropäischen Besatzungsgebieten waren außerdem geheime Prostitution und ähnliche Beziehungen sehr ausgeprägt, denn die Wehrmachtssoldaten zählten in Osteuropa zu den "Reichen" (wie z.B. auch die westlichen Alliierten in Westeuropa), denn sie besaßen meistens genügend Lebensmittel, während viele russische Frauen und Mädchen hungerten. Die ständige Zunahme der geheimen Prostitution bereitete der deutschen Wehrmachtsführung nachweislich viel größere Probleme und Sorgen als Notzuchtverbrechen der Wehrmachtssoldaten.
Im Jahre 1907 wurden Vergewaltigungen zwar offiziell als Kriegsverbrechen geächtet (Haager Konvention), aber diese "barbarische Tradition" wurde im 20. Jahrhundert trotzdem fortgesetzt, obgleich Sexualverbrechen an Angehörigen des Feindes gleichermaßen demütigend, verletzend und unentschuldbar waren.
Es handelte sich nach dem Haager Abkommen vom 18.10.1907 ("Gesetze und Gebräuche des Landkrieges"; Art. 23 Abs. 1 b und Art. 46) bei diesen sowjetischen Ausschreitungen eindeutig um Kriegsverbrechen (x086/245): >>Die meuchlerische Tötung oder Verwundung von Angehörigen des feindlichen Volkes oder Heeres ist verboten ...<<
>>... Auf besetztem feindlichen Gebiet (sind) ... die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Bürger und das Privateigentum sowie die religiösen Überzeugungen zu achten.<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Vergewaltigungsverbrechen (x001/60E-63E): >>**Die Vergewaltigungen von Frauen**
Unter den Ausschreitungen der einziehenden russischen Truppen hatten ganz besonders die Frauen zu leiden. Bei den zahlreichen Erlebnisberichten, die vom Einzug der Roten Armee handeln, gibt es kaum einen, der nicht von Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen zu berichten weiß, in vielen wird sogar in aller Offenheit von selbsterlittenen Vergewaltigungen erzählt.
Es kann auch bei kritischster Prüfung dieser Berichte kein Zweifel sein, daß es sich bei den Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere um ein Massenvergehen im wahren Sinne des Wortes handelt, keineswegs um bloße Einzelfälle.

Darauf deutet schon hin, daß förmliche Razzien auf Frauen unternommen wurden, daß ferner manche Frauen in vielfacher Folge nacheinander mißbraucht wurden und daß die Vergewaltigungen oft in aller Öffentlichkeit vor sich gingen. In gleicher Weise befremdend und Entsetzen erregend wirkte es auf die deutsche Bevölkerung, daß von den Vergewaltigungen auch Kinder und Greisinnen nicht verschont wurden. Abgesehen von den physischen und psychischen Schädigungen, die die Vergewaltigungen für die ungeheure Zahl der betroffenen deutschen Frauen bedeuteten, haben besonders die Brutalität und Schamlosigkeit, mit der sich diese Vorgänge oft vollzogen, zur Verbreitung von Angst und Schrecken unter der deutschen Bevölkerung beigetragen.
Es läßt sich erkennen, daß hinter den Vergewaltigungen eine Verhaltensweise und Mentalität stand, die für europäische Begriffe fremd und abstoßend wirkt, und man wird sie teilweise auf jene, besonders in den asiatischen Gebieten Rußlands noch nachwirkenden Traditionen und Vorstellungen zurückführen müssen, nach denen die Frauen im gleichen Maße eine dem Sieger zustehende Beute sind, wie Schmuckstücke, Wertgegenstände und die Sachgüter in Wohnungen und Magazinen.
Ohne eine solche unter den sowjetischen Truppen verbreitete Grundhaltung wären die Formen und die massenhaften Fälle von Vergewaltigungen nicht denkbar. Die Tatsache, daß sowjetische Soldaten asiatischer Herkunft sich dabei durch besondere Maßlosigkeit und Wildheit hervortaten, bestätigt, daß gewisse Züge asiatischer Mentalität wesentlich zu jenen Ausschreitungen beigetragen haben. ...
Manches davon mag auf das Konto einer durch den Krieg verursachten Zügellosigkeit gehen, im ganzen lassen sich die Vorgänge jedoch damit nicht erklären und entschuldigen.
Es steht auch fest, daß zumindest in den ersten Wochen der Besetzung der deutschen Gebiete die sowjetische Armeeführung und die Truppenführer gegen die massenhaften Vergewaltigungen deutscher Frauen nicht eingeschritten sind, sie also durchaus duldeten, wenn nicht förderten.
Es soll im Interesse objektiver Berichterstattung nicht verschwiegen werden, daß es erfreulicherweise auch unter den russischen Soldaten und Offizieren eine beträchtliche Anzahl gegeben hat, die sich nicht an den Ausschreitungen beteiligten, ja den Frauen und Mädchen sogar ihren Schutz anboten oder durch energisches persönliches Eingreifen manche Vergehen verhinderten. Sie haben damit verdient, besonders hervorgehoben zu werden. Trotz solcher rühmenswerten Ausnahmen bleibt die Tatsache bestehen, daß die Vergewaltigungen zu den furchtbarsten Vorgängen innerhalb des Gesamtprozesses der Vertreibung gehören.
Sie hatten zur Folge, daß zahllose deutsche Frauen durch Geschlechtskrankheiten und sonstige körperliche Schädigungen für ihr ganzes Leben ruiniert wurden, und vor allem, daß seelische Depressionen und Verzweiflung, daneben ein dumpfer Fatalismus sich unter ihnen ausbreitete. Viele zogen den von eigener Hand gegebenen Tod der immer wiederholten Schande vor. Viele leiden noch heute unter den psychischen Nachwirkungen des Schreckens und der Entehrung.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Vergewaltigungsverbrechen (x010/32-33): >>Es handelt sich bei den Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere nicht etwa um Einzelfälle, sondern um ein Massenvergehen. Sie sind als eine der grauenhaftesten völkerrechtswidrigen Gewalttaten zu verzeichnen.
Sie haben in massenhaftem Ausmaß bei und nach der Besetzung der östlichen Reichsgebiete stattgefunden, auch in Kreisen, die erst nach der Kapitulation der Wehrmacht besetzt wurden. Fast allerorts sind sie durch Soldaten und Offiziere der sowjetischen Nachschubeinheiten verübt worden, vielfach bereits bei deren Begegnung mit Trecks auf den Landstraßen. Sie vollzogen sich oft in brutalster und schamlosester Weise, insbesondere wenn die Täter unter Alkoholeinfluß standen. Nicht verschont blieben Schwangere, Minderjährige, Insassinnen von Al-

tersheimen, Schwestern in Krankenhäusern und in Klöstern.
Viele Frauen mußten in vielfacher Folge nacheinander Vergewaltigungen erdulden, selbst bis zur Todesfolge. Auch wurden Frauen nach den Vergewaltigungen getötet und ihre Leichen in sadistischer Weise geschändet. Viele Frauen sind durch Geschlechtskrankheiten infiziert worden. In erheblicher Zahl haben die Frauen Selbstmord verübt, um den wiederholten Vergewaltigungen zu entgehen.
Seitens der sowjetischen Kommandanturen ist zumindest in der ersten Zeit der Besetzung gegen die Vergewaltigungen nicht eingeschritten worden. Aber auch später hatten dort erhobene Klagen der Bevölkerung nur wenig Erfolg. Nur durch das persönliche Eingreifen einzelner sowjetischer Soldaten und Offiziere konnten in Einzelfällen Vergewaltigungen verhindert werden.
Das Ausmaß, das die Vergewaltigungen insbesondere in der ersten Zeit der Besetzung annahmen, dürfte vor allem auf die Handlungsfreiheit zurückzuführen sein, die den sowjetischen Truppen gewisse Zeit gewährt worden war. Hinsichtlich der Art und Weise, in der die Vergewaltigungen vor sich gingen, dürften Auswirkungen der Tätigkeit der Politorgane, die bei den Truppen maßlosen Haß gegen den Feind geschürt hatten, unverkennbar sein.
Im Berichtsmaterial wird mehrfach erwähnt, daß sich sowjetische Soldaten und Offiziere auf einen diesbezüglichen Stalinbefehl beriefen.<<
Der deutsche Journalist und Schriftsteller Arno Surminski schrieb später über die Vergewaltigungsverbrechen in Ostdeutschland (x039/68): >>... Welches Schicksal die von der Front überrollte Zivilbevölkerung erwartete, hing nicht zuletzt von der Menge des Alkohols ab, die an die sowjetischen Soldaten ausgegeben worden war oder die sie in deutschen Depots erbeutete hatten. Die Rolle, die der Alkohol in diesem Drama gespielt hat, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Alkohol war offenbar Stimulans und Betäubungsmittel zugleich. Die häufigsten Brandstiftungen und die brutalsten Formen der Vergewaltigung gehen zu einem guten Teil auf dieses Konto.
Vergewaltigung. Das Wort hat nicht nur die Frauen traumatisch geprägt, auch die Kinder, die es mit ansehen mußten. Dieses unaufhörliche Suchen nach Frauen. Das Abklappern aller Verstecke in Scheunen und Ställen. Das nächtliche Poltern an Türen und Fenstern. "Frau komm" wurde zum geflügelten Wort, später spielten es sogar die Kinder. Noch nie machten sich so viele Frauen alt und häßlich wie damals.
Das Vergewaltigungstrauma wog um so schwerer, als die Moral- und Sexualauffassungen andere waren als heute. Eine verheiratete Frau, die von einem fremden Mann, dazu noch von einem feindlichen Soldaten vergewaltigt wurde, fühlte sich entehrt im wahrsten Sinne des Wortes.
Obwohl schuldlos, war es für sie eine Schande. Nur so sind die zahlreichen Selbstmorde vor und nach Vergewaltigungen zu erklären. Auch die Fälle, in denen sich Männer vor ihre Frauen stellten, um die Vergewaltigung zu verhindern und die in aller Regel mit dem Tod des Mannes endeten, haben hier ihren Ursprung. Nach damaliger Erziehung und Moralauffassung galt es als ehrenhaft, sich in dieser Weise vor seine Frau zu stellen. ...<<
Der nordamerikanische Völkerrechtler und Historiker Alfred M. de Zayas schrieb später über die Vergewaltigungsverbrechen in Ostdeutschland (x039/134-135): >>... Die Ereignisse, die sich beim Einmarsch der Roten Armee abspielten, stellen zweifellos den tiefsten Punkt der Erniedrigung dar, die die Deutschen erleben mußten.
Alexander Solschenizyn, damals ein junger Hauptmann der Roten Armee, schildert den Einmarsch seines Regiments in Ostpreußen im Januar 1945:
"Nach 3 Wochen Krieg in Deutschland wußten wir Bescheid: Wären die Mädchen Deutsche gewesen – jeder hätte sie vergewaltigen, danach erschießen dürfen, und es hätte fast als kriegerische Tat gegolten ..."

Noch einrucksvoller beschrieb er eine Szene in seiner Dichtung "Ostpreußische Nächte":
"... Zweiundzwanzig, Höringstraße,
Noch kein Brand, doch wüst, geplündert.
Durch die Wand gedämpft - ein Stöhnen:
Lebend find' ich noch die Mutter.
Waren's viel auf der Matratze?
Kompanie? Ein Zug? Was macht es!
Tochter - Kind noch, gleich getötet.
Alles schlicht nach der Parole:
NICHTS VERGESSEN! NICHTS VERZEIH'N!
BLUT FÜR BLUT! - und Zahn für Zahn.
Wer noch Jungfrau, wird zum Weibe,
und die Weiber Leichen bald.
Schon vernebelt, Augen blutig,
bittet: "Töte mich, Soldat!" ...
Doch in seiner "Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges" schrieb Professor Boris Telpuchowski vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der KPdSU: "Das Benehmen der Sowjetsoldaten, der Zöglinge der KP, zur deutschen Bevölkerung war menschlich."
Doch Tausende von Frauen, die nicht mehr fliehen konnten, haben den Freitod den Vergewaltigungen und Mißhandlungen vorgezogen. Geradezu erschreckend ist die Zahl der Selbstmorde in Ostpreußen, Pommern und Schlesien. ...<<
Die deutsche Soziologin Ruth Seifert berichtete später im Buch "Massenvergewaltigung – Krieg gegen Frauen" über die extrem gewalttätigen Sexualverbrecher (x086/88-90,106): >>...
Fragt man nach den Gründen von Vergewaltigungen, so stößt man auf einen Wust von Mythen und Ideologien. Der beliebteste und wirkungsvollste Mythos ist wohl der, Vergewaltigung hätte etwas mit einem unbezwinglichen männlichen Trieb zu tun, der sich, sofern nicht kulturell kontrolliert, zwar bedauerlicher-, aber andererseits unvermeidlicherweise austoben müsse. ... Männer sind in dieser Vorstellung nicht Herr im eigenen Haus. Sie werden als willenlose Opfer ihrer gewalttätigen und triebhaften Natur gesehen.
Der Vorteil dieser Theorie liegt darin, daß sie die einzelne Person des verantwortlichen Handelns enthebt und als Exkulpation (Rechtfertigung) für sexuelle Gewaltanwendung dienen kann. Tatsächlich gibt es gute Gründe dafür anzunehmen, daß Vergewaltigungen weder mit der Natur noch mit der Sexualität recht viel zu tun haben. Sie sind vielmehr ein extremer Gewaltakt, der sich allerdings sexueller Mittel bedient. Das belegen Vergewaltigungsstudien ... Es geht darum, eine Frau zu erniedrigen, zu demütigen und sie zu unterwerfen. ...
Die Untersuchungen von Vergewaltigungen ... zeigten auch, daß das Ausmaß an Gewaltanwendung in Form von Schlägen, Würgen und sonstigen Mißhandlungen oft weit über das Ausmaß der Gewalt hinausgeht, das zur Erreichung der Vergewaltigung nötig gewesen wäre. Vergewaltigungsopfer selbst empfinden in den meisten Fällen die Tat nicht als sexuelle Handlung, sondern als extreme und demütigende Form der Gewaltausübung gegen ihre Person und ihren Körper, die mit starken Todesängsten verbunden ist. ... Was die Täter selbst artikulieren, sind Gefühle der Feindseligkeit, der Aggression, der Macht und der Herrschaft.
Bei Gruppenvergewaltigungen kommen zusätzliche Motive dazu: Hier geht es offenbar in erster Linie darum, sich gegenseitig Männlichkeit zu beweisen. Gruppenvergewaltigungen zeichnen sich oft durch ein ritualisiertes Vorgehen aus, das heißt die Reihenfolge der Vergewaltigung richtet sich nach dem Status der Männer innerhalb der Gruppe. ...
Die Sexualität des Täters steht bei der Tat nicht im Mittelpunkt. Sie wird vielmehr instrumentell in den Dienst der Gewaltsausübung gestellt. ... Sexuelle Attacken auf Frauen haben ihren

Nährboden nicht in sexueller Leidenschaft, sondern im Haß und im Wunsch der Machtausübung. ...<<
>>... Über die Greuel gegen Frauen breitete sich bisher historisches Schweigen. Dieses Schweigen wurde auch von Sander und Johr angesprochen (Sander/Johr 1992). Sie stellten bei ihren Recherchen über die Massenvergewaltigungen am Ende des Zweiten Weltkrieges mit Erstaunen fest, daß diese Geschehnisse fünfzig Jahre lang kein Thema waren. ...<<
Der deutsche Journalist und Schriftsteller Erich Kuby (1910-2005) berichtete später über die sowjetischen Vergewaltigungsverbrechen in Berlin (x037/25): >>... Wir wollen darauf verzichten, hier die statistische Auswertung von Hunderten von Berichten zu wiederholen. Aus ihr ergibt sich, daß wir es bei den Vergewaltigungen in Berlin mit einer Größenordnung von einigen zehntausend Fällen zu tun haben. Als die Sowjets die Reichhauptstadt besetzten, hatte Berlin, Kinder eingerechnet, etwa 1,4 Millionen weibliche Einwohner. Etwa 80 % der Vergewaltigungen im Gebiet von Groß-Berlin haben sich zwischen dem 24. April und dem 3. Mai 1945 ereignet. Je später es noch zu Vergewaltigungen kam, desto mehr Aufsehen erregte der einzelne Fall.<<
Die Autorin und Filmemacherin Helke Sander berichtete später im Buch "Befreier und Befreite" über die lebenslänglichen Folgen von Vergewaltigungen (x037/16-18): >>... Es wurden sehr viele junge Mädchen vergewaltigt. Ich sprach mit vielen, die damals 13, 14 Jahre alt waren und keine Ahnung hatten, was mit ihnen geschah. Bei vielen führte das dazu, daß sie später nie mehr mit einem Mann schlafen konnten und "Abscheu gegen den sexuellen Akt überhaupt" entwickelten. Normalerweise haben diese Mädchen mit niemandem darüber sprechen können. Viele machten Selbstmord ...
Die damals schon erwachsenen Frauen berichten nahezu übereinstimmend von den Schwierigkeiten mit ihren Verlobten oder Ehemännern oder auch Vätern nach den Vergewaltigungen. Viele litten mehr unter den Vorwürfen oder auch Drohungen ihrer eigenen Männer als unter den Vergewaltigern, zu denen sie keine Beziehungen hatten. Gerade von den nächsten Angehörigen wurde den Frauen Mitgefühl oft verweigert. Eine Vergewaltigung galt als Makel, auch wenn eingesehen wurde, daß die Frauen dem nicht entgehen konnten. Es gab Männer, die ihre Frauen und sich selbst umbrachten. ...
... Sehr viele Frauen waren geschlechtkrank bzw. wurden durch die Vergewaltigungen geschlechtskrank. Abgesehen von den Schwierigkeiten, diese Krankheiten wie Syphilis oder Gonorrhöe behandeln zu lassen (Penicillin war gewissermaßen das non plus ultra auf dem schwarzen Markt ...), mußten sich Frauen auch (in Berlin) zwangsweise auf Geschlechtskrankheiten untersuchen lassen und waren oft Opfer entwürdigender Razzien – bis weit in die fünfziger Jahre - ...
Sehr viele Frauen waren schwanger. In Berlin war es relativ leicht, eine Abtreibung machen zu lassen, wenn auch meist ohne Narkose. Aus vielen Gesprächen und Unterlagen geht hervor, daß massenhaft abgetrieben sein muß. Auf dem Land war es mit Abtreibungen bedeutend schwerer, ebenfalls dürfte es für die vergewaltigten Flüchtlingsfrauen schwer gewesen sein. Viele Frauen waren durch viele Mehrfachvergewaltigungen verletzt und hatten bleibende Schäden. Frauen, die die Kinder bekommen mußten, weil sie ... ihre Schwangerschaft zu spät bemerkten, hatten eine Zukunft als ledige Mutter vor sich mit der bis heute damit verbundenen Diskriminierung.
Andere wiederum durften dem Ehemann keinen Bastard nach Hause bringen. Auch wenn sie das Kind haben wollten, mußten sie es aus diesen Gründen oft zur Adoption geben bzw. ließen es einfach im Krankenhaus zurück. Frauen, die die Kinder bekamen, hatten oft sehr traumatische Beziehungen zu ihnen, das wissen wir aus den Erzählungen solcher Kinder, weil die Kinder sie immer an die Gewalttat erinnerten. ... <<
Ein Opfer der Massenvergewaltigungen in Berlin berichtete später im Buch "Befreier und

Befreite" über ihre persönlichen Erlebnisse und Folgen der sowjetischen Befreiung (x037/86-87): >>... Die Vergewaltigungen haben einen nicht wieder gutzumachenden Schaden angerichtet, menschlich und politisch. ... Die Nazi-Zeit, die entsetzlichen Kriegserlebnisse einschließlich der Vergewaltigungen, die physischen und psychischen Schäden, die da entstanden sind, haben mir das jugendliche Unbelastetsein und damit eine wertvollen Lebensabschnitt genommen. Nicht zuletzt deshalb hatte ich mit Männern mein ganzes Leben lang ein schwieriges Verhältnis. Noch andere Dinge spielen zwar eine Rolle, aber dadurch, so glaube ich, war ich eigentlich nicht bindungsfähig. ...
Es ist für mich schwer zu verstehen, warum sich bis heute keiner dieser Thematik angenommen hat, so, als ob gar nichts mit den Frauen passiert wäre. Der Krieg hatte viele Gesichter. Auf der einen Seite ist da der Respekt von den Berliner Trümmerfrauen, auf der anderen Seite haben die Frauen Sachen erlebt, über die niemand sprechen wollte. Wir waren Frontsoldat, Leichenbestatter, Rache- und Lustobjekt in einer Person.
Die Nachkriegsgeneration hat von dieser Zeit, die nicht zuletzt die Frauen und die bis heute bestehende Weltordnung geprägt hat und an der sie doch mitzutragen hatten und haben, die ihre Mütter und Großmütter waren und sind, in der Mehrzahl überhaupt keine Ahnung. Welche Gleichgültigkeit und Ignoranz der Gesellschaft und nicht zuletzt der Politik. Die Verdrängung derer, die alles miterlebt und verdrängt haben, auch das ist für mich persönlich unverständlich ...
Ein Vernichtungskrieg wie der Zweite Weltkrieg, aber jeder andere Krieg auch, schafft unendliches Leid und nimmt der Menschheit die Würde. Meine persönlichen Erlebnisse haben auch meine Würde als Frau tief verletzt.
Aber hat das jahrzehntelange Schweigen und das gleichgültige Desinteresse von gesellschaftlich und politisch relevanten Gruppen an diesen Frauenschicksalen uns nicht ein zweites Mal ein Stück Würde genommen? ...<<
Der deutsche Historiker Joachim Hoffmann (1930-2002) berichtete später über die Gewalttaten der Roten Armee in den Ostprovinzen des Deutschen Reiches (x046/276,318): >>Die Sowjetunion hatte sich geweigert, die Haager Landkriegsordnung und die Genfer Konvention anzuerkennen. Mißachtung des Kriegsvölkerrechts – das war auch der Ungeist, in welchem sich 1944/1945 die Besetzung der Ostprovinzen des Deutschen Reiches durch die Truppen der Sowjetunion vollzog. Das Eindringen der Roten Armee in Ostpreußen, Westpreußen und Danzig, in Pommern, Brandenburg und Schlesien war überall in gleicher Weise von Untaten begleitet, die in der neueren Kriegsgeschichte ihresgleichen suchen.
Massenmorde an Kriegsgefangenen und an Zivilpersonen jeden Alters und Geschlechtes, Massenvergewaltigungen von Frauen, selbst von Greisinnen und Kindern, unter ekelhaften Begleiterscheinungen, in vielfacher Weise, manchmal bis zum Tode hin, mutwillige Inbrandsetzung von Häusern, Dörfern, Stadtteilen und ganzen Städten, systematische Beraubung, Plünderung und Zerstörung privaten und öffentlichen Eigentums und schließlich Massendeportationen von Männern, aber auch von Frauen und Jugendlichen in die Arbeitssklaverei der Sowjetunion – wie üblich bei Trennung der Mütter von ihren Kindern und unter Zerreißung der Familienbande – dies waren die hervortretenden Merkmale eines Geschehens, das in flagrantem Widerspruch zu den Grundsätzen einer geregelten Kriegführung stand. ...<<
>>... Nicht wenige sowjetische Offiziere und Soldaten haben zwar Anstoß genommen an den ungeheuerlichen Verbrechen und Ausschreitungen ihrer eigenen Genossen ... Angesichts der in der Roten Armee herrschenden Atmosphäre der Verhetzung und des Hasses war es allerdings nicht einfach und mit ausgesprochenem Risiko verbunden, Kritik an der barbarischen, "jeglicher menschlichen Gesittung hohnsprechenden Behandlung" der Bevölkerung und der Kriegsgefangenen laut werden zu lassen, weil sofort das Einschreiten der politischen Überwachungsorgane drohte. Sowjetische Kriegsgefangene bestätigten "einstimmig", es sei "streng-

stens verboten, seine sittliche Entrüstung der Führung gegenüber zu äußern, da man dadurch Gefahr läuft, als Hitlergänger bezeichnet und behandelt zu werden". ...<<
Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes, der nach seiner Pensionierung Leiter der wissenschaftlichen Arbeitsstelle der "Deutschen Sektion der Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem" wird) ermittelt zum Themenkomplex "Vergewaltigungsverbrechen" folgende Zahlen (x037/58-60):
Während der Flucht, "Befreiung" und Vertreibung wurden in den ostmitteleuropäischen Vertreibungsgebieten (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) etwa 1.400.000 deutsche Frauen und Mädchen durch Soldaten der Roten Armee vergewaltigt. Etwa 180.000 Opfer kamen um.
In der späteren sowjetischen Besatzungszone (SBZ, ohne Berliner sowie ohne ostdeutsche Flüchtlinge und Vertriebene) wurden im Verlauf der "Befreiung" etwa 500.000 mitteldeutsche Frauen und Mädchen vergewaltigt (7,5 % der weiblichen Bevölkerung). Etwa 50.000 Opfer kamen um.
In Groß-Berlin (ohne ostdeutsche Flüchtlinge und Vertriebene) wurden etwa 100.000 Frauen und Mädchen vergewaltigt (6,7 % der weiblichen Bevölkerung). Etwa 10.000 Opfer kamen um.
Den Sexualverbrechen fielen insgesamt mindestens 2.000.000 Frauen und Mädchen zum Opfer (davon kamen etwa 240.000 Opfer um). Diese Gewalttaten verursachten etwa 292.000 Schwangerschaften. Wie viele Kinder abgetrieben wurden oder nach der Geburt starben, konnte nie ermittelt werden.
Der nordamerikanische Historiker Norman Naimark schrieb später in seinem Buch "Flammender Haß. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert" (x308/243): >>... Ethnische Säuberungen richten sich stets gegen Frauen. Während im Krieg Männer gegen Männer kämpfen, greifen Männer bei ethnischen Säuberungen meist Frauen an. Die Ideologie des integralen Nationalismus versteht Frauen als Trägerinnen der nächsten Generation des Volkes, und zwar im wörtlichen Sinne. Sie sind nicht nur der biologische Kern der Nation, sondern haben oft auch die Aufgabe, die kulturellen und geistigen Werte des Volkes an ihre Kinder weiterzugeben. Aus diesem Grund werden sie häufig zum Ziel ethnischer Säuberungen. ...<<
US-General Frank A. Keating schrieb z.B. über das Verhalten der sowjetischen Soldaten in Berlin (x028/89-90): >>Als die ersten russischen Truppen in Berlin einmarschierten, behandelten sie die Zivilbevölkerung mit tiefer Verachtung und setzten ihren Willen durch, um ihren Stolz und ihre Begierden mit rücksichtsloser Unbeherrschtheit zu befriedigen. In vielen Fällen war ihr hemmungsloses Treiben dem der barbarischen Horden von Dschingis-Khan zu vergleichen.<<
Nach Kriegsende berichtete Marschall Sokolowskij (ab 1944 Stabschef der 1. Ukrainischen Front) vor westeuropäischen Pressekorrespondenten (x025/110-111): >>Gewiß, es sind eine Menge häßliche Dinge passiert. Aber haben Sie etwas anderes erwartet? Sie wissen, was die Deutschen mit unseren Kriegsgefangenen anstellten. Wie sie unser Land verwüsteten, wie sie mordeten, raubten und plünderten. Haben sie Majdanek oder Auschwitz gesehen?
Jeder unserer Soldaten hat Dutzende seiner Kameraden verloren. Jeder von ihnen hat seine persönliche Rechnung mit den Deutschen zu begleichen und im ersten Rausch des Sieges empfanden unsere Soldaten eine gewisse Genugtuung, wenn sie es den Frauen dieses Herrenvolkes zeigen konnten. Aber das ist jetzt vorbei. Wir haben diese Dinge weitgehend abgestellt. Im übrigen ist es auch nicht gerade so, daß die meisten deutschen Frauen keusche Jungfrauen wären. Unsere Hauptsorge ist das erschreckende Ansteigen der Syphilis bei unseren Soldaten. ...<<

Tötung von deutschen Zivilisten und Selbstmorde

>>Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.<< (Lukas 23, 43)

Die deutsche Zivilbevölkerung kämpfte nach der "Befreiung" fast ständig um ihr Leben. Zahlreiche Zivilisten fielen den willkürlichen sowjetischen Entnazifizierungsmaßnahmen zum Opfer, weil man bei ihnen Feuerwehr-, Schützen- oder Vereinsuniformen entdeckte.

Mit den Gutsbesitzern, Geschäftsinhabern, Ärzten, Apothekern, Lehrern und gutgekleideten Zivilisten (die z.B. durch teure Pelzmäntel oder Pelzkappen auffielen) machten die Sowjets gewöhnlich nicht viel Federlesen. Geringste Beschuldigungen und nachteilige Aussagen entschieden damals über Leben und Tod. Jeder Ost- und Volksdeutsche, der slawische Zivil- oder Fremdarbeiter schlecht behandelt hatte, Mitglied einer NS-Organisation war oder Gegenwehr leistete, gehörte ebenfalls zum Kreis der Todeskandidaten.

Der "Partisanenbekämpfung" und dem sowjetischen Jagdeifer fielen auch ausländische Staatsbürger und westeuropäische Kriegsgefangene zum Opfer. Jüngere deutsche Männer wurden pauschal als "Werwolf-Partisanen" eingestuft und im Schnellverfahren abgeurteilt. Das NS-Regime hatte die Werwolf-Widerstandsbewegung (Erkennungsmerkmal = rote Wolfsangel) erst in der letzten Kriegsphase gegründet. In Ost-Mitteleuropa gab es jedoch nachweislich keinen organisierten zivilen Widerstand, denn die Deutschen wurden durch die unvorstellbare Brutalität der neuen Machthaber dermaßen eingeschüchtert und verängstigt, daß überall nur lähmendes Entsetzen herrschte (x028/216).

Während des "Großen Vaterländischen Krieges" erhielten die Soldaten der Roten Armee regelmäßig erhebliche Alkoholrationen. In den ostdeutschen Brennereien fielen den Sowjets außerdem riesige Alkoholvorräte in die Hände, weil verantwortungslose Geschäftemacher die großen Lagerbestände nicht vernichtet hatten. Die Rotarmisten verfügten dadurch über Unmengen von Alkohol, so daß sie fast ständig unter Alkoholeinfluß standen. Manche Trunkenbolde dachten und handelten völlig unberechenbar. Nicht wenige ahnungslose Zivilisten wurden praktisch "im Vorübergehen" erschossen, weil angetrunkene Sowjets ihre "Schießkünste" beweisen wollten.

Die Wissenschaftliche Kommission der Bundesregierung berichtete im Jahre 1954, daß in den deutschen Ostprovinzen und in den polnischen Gebieten durchschnittlich 2-3 % der zurückgebliebenen Deutschen (ca. 75.000-100.000 Zivilisten) direkte Opfer von Gewaltverbrechen wurden (x001/65E).

Nach neueren Untersuchungen, die das Bundesarchiv Koblenz von 1969-74 durchführte, wurden in diesen Gebieten sogar mehr als 1 % der ursprünglichen Bevölkerung = rd. 120.000 deutsche Zivilisten getötet (x010/40): >>Die weitaus überwiegende Zahl der Todesopfer (ist) den Übergriffen sowjetischer Nachschubtruppen zuzuschreiben.<<

Das "große Sterben" der Zurückgebliebenen begann häufig kurz vor bzw. nach dem sowjetischen Einmarsch. Akademiker, Beamte, Angestellte, Handwerker und Arbeiter griffen zum Gift, erschossen oder erhängten sich.

In Anbetracht der unfaßbaren Massenverbrechen und absoluten Wehrlosigkeit breiteten sich in manchen Orten regelrechte Selbstmordpsychosen aus. Gemäß dem Wahlspruch: "Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende", spielten sich grauenvolle Tragödien ab, bei denen Familien vollständig ausgelöscht wurden. Die überwiegende Mehrheit der Selbstmordopfer stammte aus der bürgerlichen Bevölkerungsschicht, die nie durch politische Handlungen in Erscheinung getreten war.

Zahlreiche tief religiöse Menschen sahen damals ebenfalls keinen anderen Ausweg mehr und flohen in den Tod. Die Selbsttötung war in jener Zeit die einzige Möglichkeit, das Leben mit Anstand und Selbstachtung zu beenden, um ungebeugt und in Würde zu sterben.

Die massenhaften Selbstmorde versuchte man später damit zu begründen, daß diese Ostdeutschen den Schock der militärischen Niederlage nicht verkraften konnten oder sich wegen ihrer

NS-Verbrechen umgebracht hätten.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Tötung von deutschen Zivilisten (x001/63E-65E): >>**Die Tötung ostdeutscher Zivilpersonen**
Neben den zügellosen Ausschreitungen gegenüber Frauen und Mädchen kam es in den Tagen unmittelbar nach dem Einzug der Roten Armee in den Städten und Dörfern Ostdeutschlands zu zahlreichen "Liquidierungen" von Zivilpersonen und auch zu bloßem Mord. Es handelte sich dabei in der Regel um ein Vorgehen, dem keine auch nur formale gerichtliche Entscheidung vorherging, sondern um bloße Exekutionen auf Grund irgendwelcher Verdachtsmomente oder Beschuldigungen und oft genug auch um rein willkürliche Handlungen einzelner Sowjetsoldaten.
Trotz großer Verschiedenheit der Vorfälle im einzelnen läßt das Vorgehen der sowjetischen Truppen gewisse Grundzüge erkennen, die auf allgemeine Motive schließen lassen. So wurden von den Erschießungen durch einrückende sowjetische Truppen zunächst vor allem Personen betroffen, die exponierte Parteistellen innehatten oder bestimmten nationalsozialistischen Organisationen angehörten. In gleicher Weise wie die Ortsgruppenleiter und Ortsbauernführer, die SA- und SS-Männer wurden häufig aber auch Bürgermeister und höhere Angestellte der Zivilverwaltung sowie Polizeiangehörige behandelt, von denen die Sowjets offenbar annahmen, daß sie allesamt führende NS-Funktionäre waren.
Im Unterschied zu der Behandlung von Parteimitgliedern, wie sie sich in der späteren Zeit der russischen Militäradministration und der polnischen Verwaltung entwickelte, sind diejenigen Personen, die direkt von den einziehenden russischen Truppen - zu Recht oder Unrecht - als exponierte NS-Leute identifiziert wurden, zu einem großen Teil kurzerhand ohne weiteres Verfahren erschossen worden. Fast überall in den Dörfern und Städten Ostdeutschlands sind auf diese Weise hier einige, dort mehrere Menschen getötet worden, die offenbar durch die den sowjetischen Truppeneinheiten beigegebenen politischen Kommissare aufgespürt worden waren.
Es steht fest, daß bei diesen Exekutionen viele an verbrecherischen Maßnahmen des NS-Regimes völlig Unbeteiligte ums Leben gekommen sind. Dies rührt zum Teil daher, daß die russischen Kommissare eine oft sehr unzutreffende Vorstellung von den Kompetenzen und der Verantwortlichkeit der einzelnen NS-Funktionäre und NS-Organisationen hatten.
Wie weit die Unkenntnis oder aber der Mutwille auf russischer Seite in dieser Beziehung ging, wird daran deutlich, daß es wiederholt vorkam, daß fälschlicherweise Eisenbahnbeamte, Feuerwehrleute und andere Uniformträger des öffentlichen Dienstes als Angehörige nationalsozialistischer oder militärischer Organisationen betrachtet und ohne Befragung erschossen wurden. Nicht anders wurde gegen diejenigen verfahren, in deren Wohnungen Waffen oder Uniformstücke gefunden worden waren. In vielen solchen Fällen genügten der bloße äußere Anschein und der geringste Verdacht, um Menschen hinzurichten.
Eine wichtige Rolle spielte in dieser Hinsicht vor allem der Verdacht, die von den sowjetischen Truppen in ihren Heimatorten angetroffenen Deutschen seien als Partisanen mit geheimem Auftrag zurückgelassen worden. Zweifellos leitete sich dieser Verdacht von den offiziellen deutschen Ankündigungen über die Schaffung des "Werwolfs" wie von der wohlorganisierten Partisanentätigkeit her, mit der die Sowjets in Rußland die deutschen Truppen bekämpft hatten. Nichtsdestoweniger war er bei der allgemeinen Verängstigung und Einschüchterung der zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung unhaltbar. Es geschah besonders in den ersten Wochen des sowjetischen Vordringens nach Ostdeutschland überaus häufig, daß vor allem Männer auf Grund irgendeines den argwöhnischen Sowjetsoldaten verdächtig erscheinenden Verhaltens kurzerhand erschossen wurden.
Auch andere Motive wirkten bei den Erschießungen von Deutschen in den Tagen des Einzu-

ges der sowjetischen Armeen mit. Besonders der aus den Traditionen der russischen Revolution stammende Haß gegen die "Kapitalisten" fand vielfältig Entladung. Da nicht nur Großgrundbesitzer und Unternehmer, sondern auch kleine Leute, soweit sie nur ein eigenes Haus besaßen, in den Augen der sowjetischen Soldaten "Kapitalisten" waren, sind von diesen Haßgefühlen nahezu unterschiedslos sowohl Gutsbesitzer und Geschäftseigentümer als auch Beamte, Angestellte und selbst Arbeiter betroffen worden.
Die in Ostdeutschland besonders zahlreichen Gutsbesitzer wurden in den Augen der Russen in besonderer Weise in schlechtes Licht gesetzt durch den Umstand, daß bei ihnen während des Krieges zahlreiche russische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter beschäftigt gewesen waren. Die Aussagen dieser russischen oder auch polnischen Zivilarbeiter oder Kriegsgefangenen waren deshalb für das Schicksal der Gutsbesitzer und ihrer Familien im positiven wie im negativen Sinne vielfach entscheidend. Die geringste Beschuldigung wegen schlechter Behandlung kostete manchem Landwirt das Leben, wie andererseits auch positive Zeugnisse oft Wunder wirkten.
Daneben zeigen sehr viele andere Beispiele von Erschießungen, daß die Tötung von Deutschen in hohem Maße dem seltsam naiven und zu plötzlichen und willkürlichen Handlungen fähigen Temperament der Russen zugeschrieben werden muß, dessen Unberechenbarkeit sich in den Tagen der Eroberung dadurch noch unheilvoller auswirkte, daß große Teile der sowjetischen Truppen fast ständig unter Alkoholeinfluß standen. Die zahllosen Trinkgelage endeten fast regelmäßig nicht nur mit Vergewaltigungen von Frauen, sondern auch mit Schießereien, denen nicht wenige völlig unschuldige Deutsche zum Opfer fielen.
Doch auch wenn sie sich in nüchternem Zustand befanden, war es für viele russische Soldaten charakteristisch, daß sie in einer spielerischkindlichen Weise mit ihren Schußwaffen umgingen und jederzeit zum Schießen und Erschießen bereit waren, was vielen ahnungslosen Deutschen das Leben kostete.
Häufig kam es vor, daß Männer, die der Vergewaltigung ihrer Ehefrauen und Eltern, die der Schändung ihrer Töchter Widerstand leisten wollten, brutal niedergeschossen wurden, ebenso wie Frauen, die sich nicht mißbrauchen lassen wollten, oder Alte und Schwache, die nicht erfüllen konnten, was von ihnen verlangt wurde. In einzelnen Fällen waren auch völlig belanglose Dinge, nicht selten sprachliche Mißverständnisse, die Ursache, daß von der Schußwaffe Gebrauch gemacht wurde.
Es muß als charakteristischer Zug dieser Vorgänge festgehalten werden, daß hinter ihnen - im Gegensatz zu den späteren polnischen Ausschreitungen - viel weniger nationalistisch bestimmter Deutschenhaß stand, sondern teils sozialrevolutionäre, kommunistische oder antifaschistische Gefühle, teils einfach selbstherrliche naive Willkür des einzelnen russischen Soldaten oder Offiziers.
Noch ist es zur Zeit nicht möglich, eine Schlußbilanz der Zahl der Opfer zu ziehen, die in den ostdeutschen Gebieten während des Einzuges der Roten Armee umgekommen sind. Systematische Umfragen und Ermittlungen, deren Ergebnisse für eine große Zahl von ostpreußischen und ostpommerschen Landgemeinden vorliegen, lassen jedoch bereits Schlüsse auf die vermutliche Gesamthöhe dieser Verluste zu.
Aus ihnen geht übereinstimmend hervor, daß von der zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße durchschnittlich 2-3 Prozent in den ersten Wochen nach der russischen Besetzung erschossen oder auf andere Weise umgebracht wurden, was bedeuten würde, daß insgesamt rund 75.000 bis 100.000 Menschen aus Ostdeutschland allein durch Gewaltmaßnahmen dieser Art ums Leben gekommen sind.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Tötung von deutschen Zivilisten (x010/29-32): >>Sowjetische Panzer, die in den Gemeinden erschienen, haben diese, wie allgemein berichtet wird, schnell wieder verlassen.

Ihnen folgende Formationen besetzten unmittelbar darauf Städte und größere Landgemeinden, wo Kommandanturen gebildet wurden; von dort aus wurden in den nächsten Tagen Kommandos in die kleinen Landgemeinden entsandt. Soldaten und auch Offiziere drangen in die Häuser ein. Soweit sie deren Bewohner noch vorfanden, verlangten sie zunächst Uhren und andere Wertgegenstände, stürzten sich hemmungslos auf Frauen, um sie zu vergewaltigen, wobei weder Kinder noch Greise verschont wurden. Sie schossen sie nieder, sofern sie sich wehrten, ebenso Ehemänner und Väter, die sie zu schützen versuchten.
In dieser Weise vollzogen sich nach den Aussagen im Berichtsmaterial in den ersten Tagen nach der sowjetischen Besetzung die Mehrzahl der Erschießungen oder Tötungen auf andere Weise durch Dolchstiche und Erschlagen ...
Es wurden nicht, wie es in der einleitenden Darstellung zur "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" heißt, "von den Erschießungen durch einrückende sowjetische Truppen zunächst vor allem Personen betroffen, die exponierte Parteistellen innehatten oder bestimmten nationalsozialistischen Organisationen angehörten" und die offenbar durch die den sowjetischen Truppeneinheiten beigegebenen politischen Kommissare aufgespürt worden waren. Befanden sich doch unter den in den Gemeinden Zurückgebliebenen nur noch selten Personen, die exponierte Stellungen bekleidet hatten.
In der Mehrzahl waren es Menschen: - die nicht mehr hatten fliehen können, ... Personen, die nicht fliehen wollten, ... körperlich Behinderte und alte Menschen, die die Strapazen der Flucht befürchteten; in Landgemeinden blieben aber auch Bauern zurück, die sich von dem ererbten Hof nicht trennen wollten.
... So weisen z.B. die Seelenlisten von 10 Landgemeinden der ostpreußischen Kreise Neidenburg, Osterode, Ortelsburg, Braunsberg ... von 176 getöteten Bewohnern - es handelt sich um 108 Männer, 63 Frauen, 5 Kinder - 47 über 70 Jahre alte Personen aus, darunter meist Rentner bzw. Rentnerehepaare. ...
Abgesehen von wiederholten Hinweisen, daß die Tötungen im Zusammenhang mit dem Vorgehen sowjetischer Soldaten gegenüber den Frauen standen, ... wird berichtet, daß Unternehmer oder Gutsbesitzer erschossen wurden, die gefangene Russen beschäftigt hatten, oder Familien, weil ein Soldat im Haus oder auf dem Hof entdeckt wurde oder eine Waffe, sei es ein Jagdgewehr oder Revolver, oder weil eine Uniform, ein alter Orden oder in einem Buch ein Führerbild entdeckt wurde.
Aus dem Kreis Marienburg/Westpreußen wird berichtet, daß bei Waffenfunden die betreffenden Häuser in Brand gesteckt wurden; Soldaten umstellten sie, um zu verhindern, daß sie von den Bewohnern verlassen wurden. Ebenfalls aber fielen Personen in derselben Weise Verbrennungen zum Opfer, die sich in einzeln gelegenen, von sowjetischen Soldaten angezündeten Gehöften, Forsthäusern oder Feldscheunen versteckt hielten. Wie wiederholt den Berichten zu entnehmen ist, gingen die Täter besonders brutal gegen ihre Opfer vor, wenn sie unter Alkoholeinfluß standen. ...
Einzelne Erschießungen und Erschlagungen beim Eindringen von Angehörigen sowjetischer Truppen fanden auch noch in den der ersten Besatzungszeit folgenden Wochen statt, wogegen jedoch seitens der Kommandanturen nach und nach eingeschritten wurde. Die örtlichen Militärkommandanten suchten dann auch, schon zur Erhaltung der Disziplin bei den eigenen Truppen die deutsche Bevölkerung vor polnischen Übergriffen zu schützen ...
Opfer von Tötungen wurden ferner Personen auf Verschleppungsmärschen in die Sammellager. Sie wurden erschossen oder erschlagen, wenn sie erschöpft niedersanken ...<<
Der deutsche Historiker Joachim Hoffmann (1930-2002) berichtete später über die Gewalttaten der Roten Armee in Ostdeutschland (x046/276-277): >>... Tötungen als schwerwiegendstes Delikt geschahen auf mannigfache Art und Weise, Flüchtlingstrecks wurden von Panzern niedergewalzt oder zusammengeschossen, Männer, aber auch viele Frauen nach der Verge-

waltigung, durch herabspringende Tankristen und Infanteristen erschossen, erschlagen oder erstochen. Überall in Häusern und auf Straßen wurden Zivilpersonen ermordet, in manchen Gebäuden, Forsthäusern, Scheunen und Schuppen bisweilen auch lebendigen Leibes verbrannt.
Männer, die ihre Frauen und Töchter vor der Vergewaltigung zu schützen versuchten, wurden in der Regel ebenso getötet wie Frauen, die sich gegen eine Gewalttat zur Wehr setzten. Immer wieder wird von sadistischen Sexualmorden berichtet und manchmal sogar von der Schändung zuvor schon Ermordeter.
Im Zuge einer sogenannten 'Entnazifizierung' wurden Mitglieder der NSDAP und deren Gliederungen oder sonstige 'Faschisten', etwa Ortsbauernführer, erschossen, vielfach auch Beamte und Angestellte der Zivilverwaltung und natürlich Angehörige der Polizei, überhaupt Uniformträger des öffentlichen Dienstes, einerlei ob Eisenbahner, Postbeamte, Feuerwehrleute, Förster, ferner Angehörige des Reicharbeitsdienstes oder der Organisation Todt, darüber hinaus sehr oft sogenannte 'Kapitalisten' wie Gutsbesitzer, Bauern, Ladeninhaber, Hausbesitzer, ferner alle, die, wie Hitlerjungen, in irgendeiner Weise als potentielle 'Partisanen' angesehen wurden, und sehr oft die Bewohner von Häusern, in denen deutsche Soldaten oder Waffen gefunden worden waren. ...<<

Sowjetische Entnazifizierung und Verhörmethoden

>>Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rate unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.<< (Heinrich Heine)

Den sowjetischen Kampftruppen folgten regelmäßig NKWD-Geheimpolizisten. Die berüchtigten NKWD-Einheiten (ab 1946 = MWD), die man im Jahre 1944 dem sowjetischen Ministerium des Innern angegliedert hatte, richteten in allen größeren Gemeinden und Städten Kommandanturen ein (x018/17.649).
Bei den "politischen Säuberungen" bzw. "Entnazifizierungen" wurden in erster Linie alle "Kapitalisten" und die "Intelligenz" ausgeschaltet. Die NKWD-Streifen nahmen häufig auch Juden, Kommunisten, Sozialisten und Antifaschisten fest, die man gerade erst aus den NS-Vernichtungs- und Konzentrationslagern befreit hatte.
Die verhafteten Ost- und Volksdeutschen wurden in Zuchthäusern, Gefängnissen, Viehställen oder in Kohlenkellern inhaftiert.
Während der Verhöre oder "Gerichtsverhandlungen" wurden manche Angeklagte äußerst brutal gefoltert, um Geständnisse zu erpressen. Im allgemeinen mußte man folgende Standardfragen beantworten: "Du Nazi? SS? SA? HJ? BDM? Aktiver Soldat? Lebenslauf? Beruf?"
Falls "Kapitalisten" (Geschäftsleute und Gutsbesitzer) ihre verborgenen "Schätze" oder Warenlager nicht preisgeben wollten ("Wo Gold? Devisen? Dollar?"), erhielten sie spezielle Prügelrationen. Einige Häftlinge unterschrieben frühzeitig Geständnisse (Parteizugehörigkeit etc.), um weitere Mißhandlungen zu vermeiden oder weil sie Denunzianten fürchteten. Die Mehrheit wehrte sich jedoch zunächst hartnäckig gegen alle Schuldzuweisungen. Da viele Dolmetscher nur mangelhaft deutsch sprachen, ereigneten sich dauernd Mißverständnisse, die Unschuldigen das Leben kosteten oder Schuldigen die Freiheit schenkten.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die sowjetische "Entnazifizierung" in den Gebieten östlich von Oder und Neiße (x001/97E-98E): >>... Um einen Überblick über die Bevölkerungsverhältnisse zu gewinnen, hatten die nach dem Abschluß der Kampfhandlungen in den Städten und größeren Dörfern eingerichteten russischen Kommandanturen die Registrierung aller deutschen Einwohner angeordnet. Diese Registrierungen hatten jedoch noch einen anderen Zweck. Sie waren meist

mit Befragungen und Verhören der einzelnen Deutschen verbunden und sollten alle nach Ansicht der Sowjets politisch verdächtigen und gefährlichen Elemente ausfindig machen, neben ehemaligen Mitgliedern der NSDAP, und ihrer verschiedenen Organisationen auch Volkssturmmänner sowie die ganze Gruppe der als "Kapitalisten" Bezeichneten.
Wurde dabei schon der Kreis der Verhafteten weit über das später in den Potsdamer Beschlüssen vorgesehene Maß ausgedehnt, so ließ sich die Behandlung der Verhafteten überhaupt nicht mehr rechtfertigen. Die in Gefängnissen und Lagern untergebrachten Verhafteten hatten, soweit sie nicht sofort nach Rußland deportiert wurden, unter fortgesetzten Verhören, zahlreichen Mißhandlungen und kärglichster Ernährung zu leiden. Im oberschlesischen Industriegebiet, wo die Zahl der Männer noch höher war als in anderen Gegenden, wurden die Verhöre und Verhaftungen aller irgendwie mit der NSDAP, verbundenen Deutschen, auch soweit es sich nur um formelle Mitglieder handelte, bereits eine Woche nach der Besetzung mit systematischer Gründlichkeit durchgeführt.
In den ländlichen Gegenden zogen sie sich dagegen meist durch die ganze Zeit der sowjetischen Militärverwaltung hin. Offensichtlich entartete die politische Säuberung, die "Entnazifizierung", unter den Händen der politischen Kommissare oft zu bloßen Rache- und Verfolgungsakten, die nur noch wenig mit Rechtsprozessen zu tun hatten. In vielen Fällen bildete sie lediglich den Vorwand für Aktionen ganz anderer Art, wie vor allem die Deportation, vielleicht sogar die bewußte Vernichtung bürgerlicher Schichten.
Besonders in den Wochen, die unmittelbar auf die Eroberung und Besetzung folgten, war die Behandlung der Deutschen durch die sowjetische Militärverwaltung in offenkundiger Weise von Vergeltungsgefühlen und der deutlichen Absicht zu einer mit europäischen Rechtsbegriffen unvereinbaren Erniedrigung der Beschuldigten geleitet. Da vielen Betroffenen die den Deutschen insgesamt zur Last gelegten Verbrechen der nationalsozialistischen Führung und Verwaltung in Rußland unbekannt geblieben waren, haben sie den kausalen Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen nicht verstehen können.
Das gilt u.a. von der Art, mit der die russischen Besatzungsbehörden die deutsche Bevölkerung zum Arbeitseinsatz heranzogen.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die sowjetische Entnazifizierung in den ostdeutschen Provinzen (x010/32): >>Die Verhafteten wurden in Gefängnisse oder in sog. GPU-Keller verbracht und tage- und wochenlangen Verhören unter Bedrohung mit Schußwaffen unterworfen. Es fanden hier schwerste Mißhandlungen, in Einzelfällen mit Todesfolge, statt, um von den Verhafteten eine Unterschrift zu erzwingen, daß sie einer Parteiorganisation angehört haben, wie dies durch zahlreiche Aussagen übereinstimmend überliefert ist.
Die meisten der Verhafteten sind ... in die Arbeitslager der Sowjetunion verschleppt worden. Offenbar handelte es sich um Personen, die die von ihnen geforderte Unterschrift geleistet haben. Andere, von denen eine Erklärung über eine Zugehörigkeit zu NS-Organisationen trotz der Folterungen nicht zu erlangen war, wurden schließlich entlassen.<<

Systematische Plünderungen und Zerstörungsaktionen

>>Siehe, es kommt die Zeit, daß alles nach Babel weggeführt werden wird, was in deinem Hause ist und was deine Väter gesammelt haben bis auf diesen Tag, und es wird nichts übriggelassen werden ...<< (2. Könige 20, 17)

Die sowjetische Militärführung hatte bereits im Dezember 1944 organisatorische Voraussetzungen für den Abtransport des Plünderungsgutes eingeleitet. Hinter der sowjetischen Kampffront wurden z.B. spezielle Postämter für den persönlichen Paketversand in die Sowjetunion eingerichtet und offizielle Sondergenehmigungen erteilt (x001/66E). Jeder "einfache" sowjetische Soldat durfte monatlich 2 Pakete (Höchstgewicht je Paket = 8 kg) per Post in die Heimat

schicken (x028/89). Sowjetische Offiziere konnten die doppelte Menge versenden. Angesichts der Tatsache, daß die Rotarmisten außer ihrer schmalen Verpflegungsration nichts besaßen, mußten sie sich "notgedrungen" Kriegsbeute beschaffen, damit sie ihren Angehörigen überhaupt etwas schicken konnten.
Die Kultur- und Zivilisationsgüter der Deutschen zogen die fassungslosen Rotarmisten, die mehrheitlich nur Armut und ungeheuren Verbrauchsgütermangel kannten, magisch an. Das angeblich zusammengeraubte Diebesgut der Kapitalisten und Faschisten wurde von der Roten Armee lediglich "beschlagnahmt". Die zügellosen "Befreier" plünderten nicht nur hemmungslos, sondern vielfach zerstörten sie außerdem alles, was sie nicht gebrauchen oder mitnehmen konnten. Um die zugesagte Plünderungsfreiheit zu erleichtern, hetzte man die Deutschen tagelang in der näheren Umgebung ihrer Wohnorte herum. Viele "Plünderungsevakuierte" durften erst nach 8-14 Tagen in ihre Heimatorte zurückkehren.
Nach den Plünderungen und Zerstörungsaktionen konnte man einige Ortschaften fast nicht mehr erkennen. Wohin man auch blickte, überall sah man abgebrannte Ruinen oder Häuser mit zerschlagenen Fenstern und Türen.
Auf Schritt und Tritt stieß man auf ausgeplünderte Flüchtlingsfuhrwerke, plattgefahrene Tierkadaver, Glasscherben, Schutt, Müll, zersplitterte Möbel, Autowracks, zerschossene Bäume, umgefahrene Straßenschilder und Laternenpfähle.
In den Häusern und Wohnungen herrschten oftmals entsetzliche Zustände. Die Plünderer hatten alle Fenster und Türen zerschlagen oder eingetreten. Sämtliche Räume, vom Keller bis zum Dachboden, waren durchgewühlt und mutwillig verwüstet. In den Wohnungen lagen zersplitterte Porzellangefäße, Bilder, Lampen und Spiegel. Einige Räume waren z.T. kniehoch mit vernichteten Gegenständen angefüllt. Aufgeschlitzte Federbetten, Kleidungsstücke, Wäsche, zerbrochener Hausrat, Glas- und Porzellanscherben, verdorbene Lebensmittel aller Art und demolierte Möbel bedeckten die Fußböden.
Vielerorts lagen Einrichtungsgegenstände und Möbel vor den Häusern, weil man sie während der Plünderungen kurzerhand aus den Fenstern auf die Straße geworfen hatte. Wertvolle Bilder, Klaviere, Ledermöbel, Teppiche, Standuhren und andere kostbare Vermögenswerte standen trotz Schnee, Regen oder Sturm ungeschützt an den Straßenrändern.
Auf den Straßen flatterten verschmutzte Bilder, zerrissene Bücher und wertvolle Briefmarkensammlungen umher.
In den Ställen und Scheunen der Bauern sah es ebenfalls trostlos aus. Viele Viehställe und Scheunen waren vollständig leer, denn die sowjetischen Reparationskommandos hatten bereits sämtliche landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte, den Viehbestand, Getreide- und Futtervorräte sowie Saatbestände in die UdSSR transportiert.
Da mehrere Millionen Rotarmisten verpflegt werden mußten, wurde der Großviehbestand (Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen) schnell drastisch reduziert. Die letzten Gänse, Enten, Puten, Hühner, Tauben, Kaninchen und sonstiges Kleinvieh "beschlagnahmten" schließlich Marodeure, Partisanen und slawische Zivilisten, die nach den sowjetischen Truppen überall durch die besetzten Ostgebiete streiften.
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die sowjetischen Plünderungen und Zerstörungen in den ostdeutschen Provinzen (x001/-66E-67E): >>**Plünderungen und Brandstiftungen**
Neben den Vergewaltigungen der Frauen und den Erschießungen, von denen vor allem die Männer bedroht waren, gab es auch Übergriffe, denen keiner der zurückgebliebenen Deutschen entrann und die, mochten sie auch im einzelnen als nicht so tragisch empfunden worden sein, doch auf Grund ihrer allgemeinen Verbreitung die deutsche Bevölkerung stark in Mitleidenschaft zogen.
An erster Stelle stehen hier die unaufhörlichen Plünderungen und Beraubungen, die beim

Einmarsch der Roten Armee begannen und noch lange unter der russischen Besatzung andauerten, so daß die zurückgebliebene ostdeutsche Zivilbevölkerung durch fortgesetzte Beraubungen ihrer persönlichen Habe weitgehend verarmte.
Das furchtbare Ausmaß, das die Plünderungen in den ersten Tagen und Wochen nach der Eroberung der ostdeutschen Städte und Dörfer angenommen haben, die systematische Gründlichkeit, mit der sie geschahen, läßt auf planmäßiges Vorgehen schließen. Zweifellos hatten die sowjetischen Truppen lange Zeit uneingeschränkte Plünderungsfreiheit. Nicht nur, daß die sowjetische militärische Führung ihre Soldaten gewähren ließ, sie ermunterte sie noch in ganz offensichtlicher Weise, sich an deutschem Eigentum zu bereichern, oder leistete durch gelenkte Maßnahmen Plünderungsaktionen Vorschub.
So spielten Plünderungsabsichten zweifellos eine wichtige Rolle, wenn in größeren Orten, z.B. in Königsberg, Elbing und Danzig, daneben auch besonders in pommerschen Städten die deutsche Bevölkerung nach dem Einzug der Russen in tagelangen Märschen in der Umgebung umhergetrieben wurde. Obwohl diese zeitweiligen Austreibungen mitunter durch die Nähe der Front bedingt waren oder auch anderen Zwecken, wie Verhören und Registrierungen dienten, so stand dabei doch offenbar die Absicht im Vordergrund, durch eine vorübergehende Entfernung der Bevölkerung aus ihren Wohnungen das deutsche Eigentum für die Beschlagnahme und Aneignung durch die sowjetischen Truppen freizugeben.
Bei diesen Aktionen hat zweifellos die Vorstellung eine Rolle gespielt, daß der einzelne russische Soldat auf seine Weise au einer Wiedergutmachung teilnehmen solle. Der Warenhunger von Menschen, die aus einem Lande kamen, in dem seit Jahrzehnten ein ungeheurer Mangel an Verbrauchsgütern bestand, trug das Seinige dazu bei, den ideologisch genährten Haß gegen alle Besitzenden zu offenen Raubhandlungen oder, was noch furchtbarere Wirkungen hatte, zu systematischen Zerstörungsakten zu steigern.
Viele Erlebnisberichte geben ein Bild nicht nur von Raub und Plünderungen, sondern auch von mutwilligen und fahrlässigen Vernichtungen, von Brandstiftungen in Wohnungen, Häusern, ja von der Niederbrennung ganzer Orte und Stadtteile. Da ein großer Teil der Wohnungen und Häuser leer stand, als die ostdeutschen Provinzen erobert wurden, gab es nichts, was die sowjetischen Truppen hätte hindern können, dort ganz nach ihrem Gefallen zu plündern und zu wüten. Diejenigen Deutschen, die von der Flucht zurückkamen, fanden in der Regel ihre Wohnungen in völlig ruiniertem Zustand vor.
Besonders dann, wenn die sowjetischen Truppen in Erfahrung gebracht hatten, daß der Besitzer dieses oder jenes Hauses Nationalsozialist war, oder wenn sie in verlassenen Wohnungen NS-Embleme, Bilder von deutschen Soldaten, Hitlerbilder o.ä. fanden, führten solche Entdekkungen in der Regel dazu, daß die Wut gegen die abwesenden Besitzer sich auf deren Wohnungen und Häuser übertrug, die meist nicht nur völlig verwüstet, sondern auch in Brand gesetzt wurden. Die Verlassenheit der Orte in jenen Tagen hat dazu geführt, daß das Feuer von den einzelnen Häusern ungehindert auf ganze Straßenzüge und Stadtteile übergriff und Brände in großer Zahl wüteten. Manchmal gewinnt man geradezu den Eindruck, daß das Feuer von vornherein planmäßig gelegt wurde, um nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Orte in Brand zu setzen.
So wurden in allen deutschen Provinzen jenseits der Oder und Neiße - am zahlreichsten wohl in Pommern - viele Güter, Dörfer und Städte in den Tagen nach dem Einmarsch durch Feuer ganz oder teilweise vernichtet. Unter den Großstädten war es vor allem Danzig, das zu großen Teilen durch Brände zerstört wurde, die an einzelnen Stellen vorsätzlich angelegt worden waren, und dann immer weiter griffen, da niemand dagegen einschritt.
Es ist erwiesen, daß durch die Zerstörungen und Brandstiftungen in den Tagen des Einmarsches der Roten Armee in Ostdeutschland größerer Schaden verursacht wurde als durch Bombenangriffe und Kampfhandlungen.<<

Lew Kopelew (1912-1997) berichtete später in seinem Buch "Aufbewahren für alle Zeit" über die sowjetischen Plünderungen in Ostpreußen (x035/139): >>... Ostpreußen. Eine Frau mit blutigem Kopfverband, ein Mädchen auf dünnen, zitternden Beinen - und Soldaten, manche schimpfen hinter ihnen her, manche bedauern sie - einer beschützt sie, statt seinen Wagen mit Beute vollzupacken -, manche sehen gleichgültig zur Seite.
Von irgendwo, gar nicht weit, klingt vertrautes Grollen herüber: Artillerie. Außerhalb der Stadt wird gekämpft. Und wir sammeln hier "Trophäen". Beljajew und ich mit ihm, zusammen mit allen anderen Plünderern.
Wir gehören alle zusammen: der General, der auf dem Bahnhof das Einheimsen deutscher Koffer befehligte, der Pionierleutnant, der an den Internationalismus glaubt, die Panzergrenadiere, die hinter der Polin herrannten, und alle, die jetzt dort an der vordersten Linie kämpften, ... alle die Königsberg erobern werden, die sterben, verbluten, und alle, die in den Etappen saufen und Frauen quälen.
Wir gehören alle zusammen. Die Anständigen und die Schufte, die Tapferen und die Feiglinge, die Gutherzigen und die Grausamen. Wir alle zusammen, da gibt es kein Entrinnen, niemals und nirgendwohin. Ruhm und Schande lassen sich nicht voneinander trennen.<<
Der deutsche Journalist und Schriftsteller Arno Surminski schrieb später über die sowjetischen Plünderungen und Zerstörungen in Ostdeutschland (x039/68-69): >>... Fassungslos standen wir damals vor den sinnlosen Zerstörungen, die in jedem Haus anzutreffen waren. Zertrümmerte Türen, eingeschlagene Fenster, umgeworfene Möbel, aufgeschlitzte Betten, Fotografien mit ausgeschossenen Augen, tote Katzen im Küchenschrank, verblutete Schweine im Schlafzimmer.
Die Rote Armee könnte längst in Berlin sein, wenn sie sich nicht so sehr mit dem Mobiliar aufhalten würde, lautete eine bittere Redensart jener Tage. Unermeßliche Werte gingen zu Bruch. Dinge übrigens, die in dem vom Krieg heimgesuchten Rußland dringend gebraucht wurden.
Bis heute kann ich es nicht begreifen, daß niemand dieser Zerstörungswut Einhalt gebot. Wenn schon nicht, um den Deutschen ihr schönes Mobiliar zu erhalten, dann wenigstens aus purem Eigennutz, um diese Werte nach Rußland zu schaffen. Erst später sind aus den weniger zerstörten westlichen Gebieten Güterzüge und Lastwagenkonvois mit Stühlen, Schränken und Badewannen nach Osten gefahren. ...<<

Stalins Liquidationspolitik

Es war eine beschämende Tatsache, daß Stalins Armeeführer das Millionenheer der Roten Armee nicht angemessen überwachten, sondern die aufgehetzten Soldaten völlig straffrei gewähren ließen. Der weitverbreitete Alkoholismus und die absolute Straffreiheit verursachten vielerorts verheerende Befreiungskatastrophen.
Während des Zweiten Weltkrieges setzte man erstmalig in der Geschichte der Neuzeit eine reguläre Armee vorsätzlich gegen schutzlose Angehörige (Frauen, Kinder und alte Menschen) des Gegners ein. Nach Stalins Anordnungen hatte jedes weibliche deutsche Wesen den Soldaten der Roten Armee "zur Verfügung" zu stehen. Dieser Stalinbefehl wurde von gefangenen sowjetischen Soldaten und Offizieren ausdrücklich bestätigt (x010/33). Diese neuartige "Kampftaktik" war unfehlbar, denn für einen derartigen "schmutzigen Krieg" gegen Zivilisten benötigte man weder zusätzliche Munition noch Treibstoff.
Vor allem die sowjetischen Nachschubeinheiten, in denen man überwiegend politische Kaderabteilungen und fanatische Kommunisten (sog. "Stalin-Schüler") einsetzte, führten Stalins Liquidationspolitik befehlsgemäß aus. Obgleich im Verlauf des deutsch-sowjetischen Ostkrieges nie Gebiete östlich des Urals besetzt wurden, waren es vielfach asiatische Rotarmisten, die mit unfaßbarer Brutalität über die deutsche Zivilbevölkerung herfielen (x025/114).

Manche Soldaten der sowjetischen Panzertruppen, die aus der Ukraine und anderen europäischen Gebieten der UdSSR stammten, warnten gelegentlich sogar die Ostdeutschen (x160/6): >>Die nach uns kommen sind schlecht. ... Nach uns kommen Stalin-Schüler ...<<
Der deutsche Schriftsteller Jürgen Thorwald (1915-2006) stellte später in seinem Buch "Die große Flucht" folgerichtig fest, daß es sich bei diesen "Flucht- und Vertreibungsverbrechen" nicht um zufällige Einzelaktionen rachsüchtiger Soldaten und Zivilisten handelte, sondern um eine neuartige Form staatlich gelenkter Liquidationspolitik (x027/91): >>Die schlimmste Anklage gegen die Sowjetunion wird bleiben, daß sie sich dieser brutalen und unmenschlichen Propaganda und ihrer Folgen nach dem Betreten des deutschen Bodens bediente, um einen vorgefaßten Plan zu verwirklichen. Das Geschehene in den Gebieten rechts der Oder war nicht das zufällige Ineinanderlaufen unzähliger Einzelaktionen aus dem Haß und dem Rachedurst und der Gier blindwütig gewordener Soldaten, sondern ein wohlvorbereitetes System zur Dezimierung und Vertreibung der Deutschen aus diesem Gebiet.
Die Rote Armee hatte bewußt auf einen Verwaltungsapparat in diesem Gebiet verzichtet, weil es unumstößlicher Beschluß war, diese Gebiete für immer von Deutschland zugunsten eines sowjetfreundlichen Polen abzutrennen. Deswegen hatte sie nicht das geringste Interesse daran, in diesem Gebiet das Leben zu normalisieren. Es war für sie beschlossene Sache, den Polen zwar den Raum, aber möglichst keine Reichtümer zu überlassen. In jeder Stadt und in jedem Dorf Schlesiens wurden daher sofort nach der Eroberung Lager eingerichtet, die der Erfassung des Beutegutes dienten. ...<<
Alfred Grosser (französischer Politologe und Publizist) schrieb zum Thema "Urheber von Gewaltmaßnahmen" (x075/27): >>Es ist gerechtfertigt, Leiden und Tod genauer ins Auge zu fassen, wenn sie von einer politischen Macht ausgehen oder in ihrem Namen geschehen, als wenn sie von einem einzelnen oder einer Gruppe einem anderen einzelnen oder einer anderen Gruppe zugefügt werden.
Auch in Fällen von Lynchjustiz haben die Machthaber nur selten ihre Hände nicht im Spiel. Auch ein Pogrom kommt selten "spontan" zustande. Und dem Verbrechen von oben entsprechen oft die Verbrechen von unten. ...<<
Im April 1945 erklärte Stalin während eines Gespräches mit dem jugoslawischen General der Volksbefreiungsarmee Milovan Djilas (x029/307): >>Sie haben eine Idealvorstellung (von) der Roten Armee. Und sie ist nicht ideal, und kann es auch nicht sein, auch nicht, wenn sie nicht einen bestimmten Prozentsatz an Kriminellen umfassen würde:
Wir haben die Zuchthäuser geöffnet und alle in die Armee abkommandiert. Die Rote Armee ist nicht ideal. Hauptsache ist es, daß sie gegen die Deutschen kämpft - und dies tut sie recht gut - alles andere spielt ja keine Rolle. ...<<
Der deutsche Journalist und Schriftsteller Arno Surminski schrieb später über die "sowjetische Befreiungsmission" (x039/71-72): >>Wie ist es zu dieser Katastrophe im deutschen Osten gekommen? Der Anstoß zu den Ereignissen des Winters 1945 wurde im Sommer 1941 gegeben, als Deutschland die Sowjetunion überfiel. ...
In der Zwischenzeit war der Haß eskaliert. Die NS-Propaganda hatte die Bewohner Osteuropas zu barbarischen Untermenschen erklärt, 1945 wurde dieser Überheblichkeitswahn auf grausame Weise bestraft.
Die häufigste Erklärung für das Drama gipfelt in der Feststellung: Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Der Satz soll besagen, daß die Schrecken, mit denen die Rote Armee in Ostdeutschland Einzug hielt, nur eine Antwort auf jene Schrecken waren, die die Deutschen nach Rußland getragen hatten.
Allein mit dieser Formel dürfen wir uns nicht zufrieden geben, sie wäre zu bequem. Schließlich gab es im Zweiten Weltkrieg auch andere Sieger, bei denen die Deutschen ebenfalls Wind gesät hatten, ohne gleich Sturm zu ernten. Außerdem ist da noch der Anspruch der Sieger des

Zweiten Weltkrieges, die bessere, die menschlichere Seite vertreten zu haben. Wer mit solchen Ansprüchen in die Geschichte eingehen will, muß es sich gefallen lassen, daß seine Taten gewogen und geprüft werden.
Die Rote Armee des Zweiten Weltkrieges war eine fast geschlagene Armee, die plötzlich das Blatt wenden, und als Sieger in feindliches Land einrücken konnte. Wie wir heute aus Tagesbefehlen und Flugblättern wissen, ist die Kampfmoral der Soldaten mit dem Versprechen auf Beute, Frauen und Alkohol angefacht worden. ...
Wer Frauen als Beute verspricht, kann den einrückenden Soldaten später, wenn es um die Beute geht, nicht Disziplin und Ordnung vorschreiben. ...
Viele Soldaten der Roten Armee waren sich nicht der Tatsache bewußt, etwas von der Norm Abweichendes, Unrechtes gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung zu tun. Um das zu verstehen, ist ein Blick in die Geschichte der Sowjetunion erforderlich. In den Wirren von Revolution und Bürgerkrieg sind Millionen russischer Menschen umgekommen. Danach folgten entsetzliche Hungersnöte und politische Säuberungen. Zwangsarbeit, also das, was die Deutschen nach dem Kriege als Verschleppung erfahren mußten, war für die russischen Menschen nichts Ungewöhnliches.
Der Archipel Gulag wurde schon in Friedenszeiten zu einer furchtbaren Realität. Das Leben der Sowjetmenschen war in der Stalinzeit wohlfeil (billig bzw. wertlos), was übrigens auch die russischen Kriegsgefangenen erfahren mußten, die von der Roten Armee aus deutscher Hand befreit wurden. Ihr Schicksal war nicht viel angenehmer als das der Deutschen.
Wenn schon dem eigenen Volk ein solcher Blutzoll abverlangt wird, wie sollte da Anlaß bestehen, Direktiven über die angemessene Behandlung der deutschen Zivilbevölkerung herauszugeben? Warum den Feind mehr schonen als die eigenen Leute? ...
Die Sowjetunion hat in der Zeit ihres größten militärischen Triumphes ihre schwerste moralische Niederlage erlitten. Wie eine unsichtbare Wand des Mißtrauens liegen die Ereignisse von 1945 zwischen der Sowjetunion und den europäischen Ländern. Es sind übrigens nicht die Deutschen allein, die mit Schaudern an die Befreiung im Jahre 1945 zurückdenken. ...
Millionen Menschen stellen folgende simple Überlegungen an: Wenn ein System, das die Menschheit befreien und beglücken will, mit einer solchen Brutalität über andere Menschen herfällt, kann an ihm etwas nicht stimmen.
Unverständlich bleibt, warum die Sowjetunion im Jahre 1956, als sie mit Stalin abrechnete, nicht bereit war, die düsteren Seiten des Sieges von 1945 aufzuarbeiten. Es hätte einen glaubwürdigen Neubeginn gegeben, wenn die neue Führung die Übergriffe des Jahres 1945 eingeräumt und bedauert hätte, statt an dem Propagandabild des als Befreier umjubelten Sowjetsoldaten festzuhalten, eine Bild, das Karikatur bleiben muß, solange es Augenzeugen gibt. ...
Was wäre geschehen, wenn die Rote Armee die Nazi-Propaganda eindrucksvoll widerlegt hätte, wenn sie als eine Armee des humanen Kommunismus in Europa eingezogen wäre? Die Landkarte Europas hätte heute ein anderes Gesicht. ...<<
Der deutsche Jurist und Publizist Heinz Nawratil (1937-2015) berichtete später über den Einmarsch der Roten Armee und die Motive der sowjetischen Gewalttäter (x160/6-7): >>Zu jedem Verbrechen gehört ein Motiv.
Im Bundesarchiv in Koblenz haben sich Historiker daher die Mühe gemacht, die Motive der Vertreibungsverbrechen mit wissenschaftlichen Methoden anzugeben. Dabei zeigen sich interessante Ergebnisse. Gewisse Teile der Roten Armee haben massenhafte Verbrechen begangen, andere fast gar keine. Es wurde nun gefragt: Wie sahen die Einheiten aus, die zu Verbrechen neigten? Die Antwort war verblüffend einfach: Je mehr Kommunisten und Komsomolzen, desto mehr Verbrechen. Oft warnten die weniger indoktrinierten Verbände sogar die Zivilbevölkerung ausdrücklich: "Die nach uns kommen sind schlecht. Nach uns kommen Stalin-Schüler."

Weiter wurde gefragt: Was war es denn, das die Stalinschüler bei ihrem Lehrmeister lernten? Wieder ist die Antwort einfach: den Haß. Von Mai 1942 bis April 1945 rollte in Moskau eine Haßkampagne, die die Welt in dieser Breite, Dauer und Wucht noch nicht gesehen hatte. "Die Deutschen sind keine Menschen", "Schlag die Deutschen tot", "Es gibt für uns nichts Lustigeres als deutsche Leichen", so tönten Millionen Flugblätter, so schrieben Zeitungen in Millionenauflage, so hörten es Millionen im Radio. Nicht einmal, sondern fast täglich, jahrelang.
Gläubige Christen kennen zehn Gebote. Gläubige Kommunisten kannten damals nur ein Gebot: Töte den Deutschen! Allein vom sowjetischen Chefpropagandisten Ehrenburg sind rd. 3.000 Aufrufe zum Haß bekannt.
Aber war nicht der Haß das Ergebnis des deutschen Überfalls? Starben nicht im Zweiten Weltkrieg 20 Millionen Sowjetbürger? Nun, die 20 Millionen sind keine Propagandabehauptung; die Zahl stimmt. Was die Propaganda verschweigt, ist die Tatsache, daß weit über die Hälfte dieser Menschen nicht Hitler-, sondern Stalin-Opfer sind. Bei Hitlers Einmarsch wurde Stalin von panischer Angst vor Rebellion und Umsturz ergriffen. Er wütete wie ein Rasender gegen verdächtige Russen und gegen die unterdrückten nichtrussischen Völker wie Balten, Ukrainer, Krimtataren etc. und nach dem Rückzug der Deutschen noch einmal gegen echte oder vermeintliche Kollaborateure und Antikommunisten.
Am 16. August 1986 mußte daher die "Neue Zürcher" bemerken: "Für Statistiker bleibt der Verdacht bestehen, daß die heute immer wieder genannte Zahl von 20 Millionen Kriegstoten auch die Opfer von Säuberungen einschließt, zumal Stalin selbst 1946 von 7 Millionen sprach und die wenige Jahre später erschienene "Große Sowjetenzyklopädie" sie auf 10 Millionen bezifferte."
Freilich bestand die Besatzungspolitik der Nationalsozialisten im russischen Hinterland meist unter den Fixsternen von Dünkel, Dummheit und Brutalität. Wer wollte das ernsthaft bestreiten? Trotzdem, wer beim heutigen Stand der Wissenschaft behauptet, die Mehrzahl der Verbrechen der Roten Armee in Ostdeutschland sei rein spontan geschehen, muß sich mit einer Reihe von Fragen auseinandersetzen, z.B.:
1. Wozu die jahrelange Haßkampagne, wenn die Sowjetsoldaten sowieso schon alles Deutsche ausmerzen wollten?
2. Warum haben sich einzelne Einheiten halbwegs korrekt verhalten und andere nicht, obwohl doch alle etwa die gleichen Erfahrungen mit der NS-Besatzung gemacht hatten?
3. Warum hat man an der deutschen Grenze Schilder aufgestellt: "Rotarmist, du stehst jetzt auf deutschem Boden - die Stunde der Rache hat geschlagen!"
4. Warum wurde die offizielle Haßpropaganda schlagartig gestoppt, als die Oder-Neiße-Linie erreicht war?
Die letzte Frage dürfte die vorangegangenen beantworten. Die Mehrheit der seriösen Historiker ist sich heute wohl einig, daß es Stalin in erster Linie darum ging, in den Vertreibungsgebieten vollendete Tatsachen zu schaffen. Man kann den historischen Tatbestand auf die kurze historische Formel bringen: Die Vertreibungsverbrechen waren keine Häufung von Ausschreitungen, sondern eine neuartige Form staatlich gelenkter Liquidationspolitik.<<
Der deutsche Historiker Joachim Hoffmann (1930-2002) berichtete später über Stalins Haßkampagne (x046/282-286,328): >>... Es war ... durchaus nicht etwa so, daß, wie in Fortführung der Sowjetpropaganda auch heute noch kolportiert wird, die Sowjetsoldaten von vornherein erfüllt gewesen wären von infernalischen Haß- und Rachegefühlen, sondern solche Gelüste mußten in ihnen systematisch, mit Vorbedacht und kaltem Kalkül erst hervorgerufen werden.
Die Rotarmisten wurden aufgehetzt in ganz bestimmter Absicht. Denn Stalin und die militärische und politische Führung der Roten Armee waren sich sehr wohl des oft mangelnden 'Sowjetpatriotismus' und der zunehmenden Kriegsmüdigkeit der Sowjetsoldaten bewußt, und da

man nicht an die höheren menschlichen Empfindungen appellieren konnte, mußten die niederen Instinkte geweckt werden, um ein maximales Maß an Kampfanstrengungen zu erzielen.
Die "Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion" macht keinen Hehl daraus, "daß man keinen Feind besiegen kann, wenn man ihn nicht aus vollster Seele haßt". Aus diesem Grunde sei es eine der wichtigsten Aufgaben der politischen Arbeit, der Kommandeure und Politarbeiter gewesen, die Sowjetsoldaten zu einem "glühenden Haß gegen die faschistischen Okkupanten" zu erziehen. Und zu diesem Ziel waren denn auch die verwerflichsten Mittel recht. ...
Dem Eindringen der Truppen der Roten Armee in Deutschland war eine "systematische, propagandistische Aufwiegelung" vorausgegangen, "in der der Haß gegen alles Deutsche in einer bisher unvorstellbaren Weise" angefacht werden sollte, wie der Chef der Abteilung Fremde Heere Ost des Generalstabes des Heeres, Generalmajor Gehlen, nach Analyse der erbeuteten sowjetischen Dokumente am 22. Februar und 23. März 1945 feststellte.
Es war aber nicht nur die Agitation des politischen Apparates, die die Sowjetsoldaten dazu aufrief, grausame Rache zu nehmen. Die militärischen Kommandobehörden standen demselben in keiner Weise nach. Auch von seiten der Stäbe der Fronten und Armeen waren Tagesbefehle ergangen, deren Inhalt allgemein als Aufforderung zum 'Morden und Rauben' ausgelegt und aufgefaßt werden mußte. Der durchschnittliche Rotarmist wurde jedenfalls nicht in Zweifel darüber gelassen, daß er in Deutschland freie Hand haben würde und mit der Zivilbevölkerung und ihrem Besitz nach Belieben umspringen könne. ...
... Die Überschreitung der Reichsgrenze wurde nunmehr zum Anlaß genommen, um die Sowjetsoldaten mit der von der Sache her unzutreffenden Behauptung aufzuputschen, die deutschen Soldaten hätten "das russische Kind gemordet, die Frau, Braut und Schwester vergewaltigt, die Mutter und den Vater erschossen".
"Die Qualen der Gemordeten, das Stöhnen der lebendig Begrabenen, die unstillbaren Tränen der Mutter", so der Kriegsrat der 3. Weißrussischen Front in seinem Tagesbefehl, "fordern Euch zu schonungsloser Rache auf. ... Möge der blutrünstige, verhaßte Feind, der uns so viel Leid und Qualen zugefügt hat, erzittern und in den Strömen seines eigenen schwarzen Blutes ertrinken".
Wenn, wie hier deutlich wird, schon die führenden Kommandobehörden die Begehung von Racheakten jetzt als 'heilige Pflicht' hinstellten, dann war es nicht verwunderlich, daß erst recht die nachgeordneten Befehlsstellen "die sinnlosen Greuel und Zerstörungen nicht nur geduldet, sondern die ihnen unterstellten Truppenteile dazu noch aufgefordert" haben.
So beispielsweise wurde im Auftrage des Divisionskommandeurs, Oberst Eliseev, im 1. Bataillon des Schützenregimentes 557 der 153. Schützendivision zu Anfang Oktober 1944 folgendes bekanntgegeben:
"Wir marschieren nach Ostpreußen. Den Rotarmisten und den Offizieren werden folgende Rechte eingeräumt:
1. Jeden beliebigen Deutschen zu vernichten,
2. Plünderungen des Eigentums,
3. Vergewaltigung der Frauen,
4. Brandschatzung,
5. Die Soldaten der ROA (eine russische Befreiungsarmee) werden nicht gefangengenommen. Jede Patrone ist für sie unnütz. Sie werden erschlagen bzw. mit den Füßen zertrampelt. ..."
Was sich im Herbst 1944 in Ostpreußen an "Übergriffen und bestialischen Greueltaten" abgespielt hatte, waren auch keine Einzelerscheinungen, vielmehr wiederholten sich diese Vorgänge in riesigem Maßstabe in den deutschen Ostprovinzen nach Beginn der sowjetischen Winteroffensive am 13. Januar 1945.
Niemand wird einen Heeres- oder Truppführer tadeln können, wenn er in der zu diesem

Zweck immer leicht phrasenhaften Sprache von Tagesbefehlen seine Soldaten vor entscheidenden Kämpfen zu Tapferkeit und unbedingtem Siegeswillen aufruft.
Wenn aber, wie geschehen, der Oberbefehlshaber der 1. Weißrussischen Front, Marshall Shukow, an die niedersten Haß- und Rachegefühle appellierte, wenn er fast unverhüllt und im Wissen darum, zur Begehung von Gewaltakten an der Zivilbevölkerung aufforderte, dann setzte er sich nicht zuletzt auch in Widerspruch zu den Traditionen des russischen Heeres. Gerade ein Vorbild russischen Soldatentums wie der Kaiserlich Russische Feldmarschall Graf Suvorov-Rymnikskij ... hatte, so etwa bei Warschau 1794, den Wehrlosen und Besiegten gegenüber immer Großmut und Schonung walten lassen und seine Truppen bei jeder Gelegenheit an die Soldatentugenden erinnert. ...<<
>>... Nach dem Eindringen der Sowjettruppen in das deutsche Reichsgebiet im Oktober 1944 waren es dann nicht nur wehrlose Kriegsgefangene allein, sondern auch deutsche Zivilpersonen, Männer, Frauen und Kinder, die der aufgehetzten Soldateska zum Opfer fielen. Mindestens 120.000 von ihnen sind erschlagen worden, 100.000–200.000 weitere in Gefängnissen und Lagern zugrundegegangen. Mehr als 250.000 Zivilpersonen starben als Arbeitssklaven während oder nach der Deportation in die Union Sozialistischer Sowjetrepubliken und, unzählige andere, in Königsberg allein 90.000, sind verhungert.
Insgesamt wurde in den späteren 'Vertreibungsgebieten' eine Zahl von 2,2 Millionen 'ungeklärter Fälle' geschätzt, die in ihrer Mehrheit bei weiterer Begriffsauslegung als "Verbrechensopfer", das heißt als Opfer des antideutschen Genozids, anzusehen sind. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostbrandenburg

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Bärfelde am 31. Januar 1945

Erlebnisbericht des Bauern Hans R. aus Bärfelde, Kreis Soldin in Ostbrandenburg (x001/386-389): >>Als der Januar 1945 seinem Ende zuging, spürten auch wir die schweren Folgen des grausamen Krieges vor allem die immer näherrückenden Sowjets. Unaufhörlich zogen die Flüchtlingstrecks nach Westen. Sie kamen nur langsam vorwärts, da die Straßen vom Schnee verweht waren. An den Wagenschildern erkannte man Namen aus dem Warthegau, Westpreußen und Bessarabien.

Am 29. Januar kamen die Bewohner aus Regenthin, Kreis Arnswalde, und machten bei uns Quartier. Als man dann noch am selben Tag russische Panzer aus Richtung Berlinchen, 12 km westlich (von) Bärfelde, schießen hörte, war wohl nun jeder unruhig geworden. Von amtlichen Parteistellen hieß es aber nur immer, Kreis Soldin wird nicht geräumt. So wagte nun auch keiner zu flüchten, trotzdem die meisten Wagen zum Abfahren bereitstanden. Die Männer ... kamen zum Entschluß, sich den zurückgehenden deutschen Truppen anzuschließen. Doch sie warteten vergebens auf deutsches Militär, es hatte sich (schon) nach Pommern abgesetzt. ...

Am 31. Januar 1945, nachmittags zwischen 14.30 und 15.00 Uhr, (zog) der Russe plötzlich und unerwartet in Bärfelde ein. Was von ihnen nicht mit Schlitten und Wagen fuhr, kam hoch zu Roß auf Ackerpferden. Überall wurden die Pferde gegen bessere ausgetauscht. ... Die Gehöfte (wurden bei der Suche) nach Schlitten und leichten Wagen auf den Kopf gestellt. Die Einwohner standen diesem Treiben machtlos gegenüber. In den Häusern tauchten die ersten (Russen auf und) fragten in gebrochenem Deutsch nach Waffen und Uhren.

Inzwischen strömten immer mehr, ... sehr betrunkene Russen ein. Innerhalb von einer halben Stunde wimmelte es im Dorf nur so. Zum Unglück für uns ging der sowjetische Vormarsch nicht weiter. In Bernstein hatte sich ein kleiner Trupp von deutschen Soldaten verschanzt, der mit dem Bernsteiner Volkssturm die Russen für ein paar Stunden aufhielt.

2 Stunden nach dem Einzug, gegen 17 Uhr, hörten wir plötzlich eine wilde Schießerei. Die Russen verließen die Häuser und suchten auf den Gehöften Deckung. Wir persönlich verdrückten uns in den Hauskeller, weil ja keiner wußte, was eigentlich los war. ...

Ein Zug deutscher Infanterie mit Sturmgeschützen ... war am östlichen Dorfausgang aufgefahren und schoß die Dorfstraße entlang. ... Das Feuergefecht dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Die deutsche Truppe mußte sich schnell wieder zurückziehen, da die russische Übermacht zu groß war. Für uns Bärfelder hatte dieser Vorfall schlimme Folgen. Die Männer des östlichen Dorfrandes sollten erschossen werden, weil die Russen behaupteten, sie hätten mit dem deutschen Militär in Verbindung gestanden. Etliche flüchteten ins Feld. Doch wurden in dieser Nacht 8 Personen erschossen. Es waren 2 Soldaten, die Urlaub hatten, eine Frau, ein Kind und 4 Männer, von denen 3 unbekannte Flüchtlinge waren.

Am Morgen des 1. Februar 1945 wurde es ruhiger, die Russen hatten das Dorf verlassen. Ein toter Russe und ungefähr 30 tote Pferde lagen auf der Dorfstraße, und sonst sah man nur Verwüstungen. Das Haus des Nachtwächters stand morgens erst in Flammen. Es wurde angenommen, daß die ganze Familie von 8 Personen verbrannte, da von diesem Tage jede Spur von ihnen fehlte. In der Nacht vom 31. Januar bis 1. Februar trat Tauwetter ein. Der 1. Februar blieb ruhig, es kamen nur ein paar russische Patrouillen durchs Dorf.

Am 2. Februar war vormittags plötzlich wieder Gewehrfeuer zu hören. Es kam nochmals ein Zug deutscher Infanterie aus Arnswalde bei der Molkerei ins Dorf, hier fuhr gerade ein Pferdewagen mit 3 Russen. Die Pferde wurden von dem Wagen weggeschossen, die Russen konnten entkommen. Das deutsche Militär kämmte das Dorf durch, konnte die Russen aber nirgends auffinden. Danach zogen sie ab nach Buchholz.

Da die deutschen Soldaten angedeutet hatten, daß man noch nach Pommern flüchten könnte, zogen einige Familien und die gesamten Buchholzer ab. Um einem Racheakt der 3 zurückkehrenden Russen zu entgehen, zogen etliche Familien am Nachmittag nach Kuckmühle und Gottberg, 2 und 3 km nördlich von Bärfelde, wo bis dahin noch kein Russe gewesen war. Abends machten russische Panzer im Dorf Quartier. Diese hausten und wüteten dermaßen im Dorf, wie es wohl kaum einer miterlebt hat. ... In der Nacht wurde wieder ein Bauer erschossen und mehrere Gebäude angesteckt. Die Hälfte des Dorfes ist abgebrannt. ...
Am 3. Februar 1945 zogen die polnischen und russischen Zivilarbeiter nach Polen ab. ... Die Dorfbewohner mußten die Straße von toten Pferden und zurückgelassenem Kriegsgerät räumen. Die erschossenen Deutschen konnten wegen des Frostes nur notdürftig begraben werden. An manchen Tagen wimmelte es im Dorfe nur so von Russen. Der Nachschub rollte ohne abzubrechen oft Tag und Nacht ... nach Westen. ... Fußtruppen durchstreiften die Häuser und nahmen alles mit, was sie gebrauchen konnten.
In der Nacht ... zum 18. Februar wurden die Männer, die in der Partei waren, abgeführt. Dies waren 5 ältere Männer, als sechster wurde der Ortsgruppenleiter im Nachbarort verhaftet. 5 von ihnen sind auf dem Transport und in Rußland umgekommen, als einziger ist der Lehrer 1946 zurückgekehrt.
Am 18. Februar mußte Bärfelde geräumt werden, die Russen erwarteten Kämpfe von Arnswalde aus. In Richtung Landsberg an der Warthe gaben sie den Räumungsbefehl. Wir zogen aber nur bis zum 7 Kilometer entfernten Mandelkow. Am 17. Februar wurde ein Bauer erschossen und ein paar Tage später die Frau des Ortsgruppenleiters, die von Polen verraten wurde.
Am 21. Februar 1945 wurden mein Vater mit Familie und noch eine andere Familie vom Bürgermeister und einem Russen nach Bärfelde zurückgeholt. Die beiden Männer mußten Artilleriestellungen ausheben. Bärfelde war befestigt worden. Vor dem Dorf war ein Schützengraben von der Waldecke am Gottberger Weg an der Mühle vorbei bis zu Birkholz, Feldscheune ausgehoben worden, angezeichnet und abgesteckt war er noch weiter. Die Artillerie, Kaliber aller Art, war bis Mandelkow gestaffelt in Stellung gegangen. Im Dorf waren an der Frontseite Panzer aufgefahren. Von Arnswalde her hörte man Geschützdonner.
Am 23. Februar ließ der Kampflärm nach und die Kampftruppe der Russen zog ab. Das Vieh war in diesen Tagen aus Bärfelde fortgetrieben worden. ... Später fingen wir uns in Bärfelde wieder Kühe ein, die von den großen Viehherden, die man täglich sah, zurückblieben. Zum Leben war für die Bevölkerung in diesen Tagen noch genug vorhanden. Überall in verlassenen Häusern und Stallungen lag Fleisch und Brot umher, leider verdarb es sehr schnell, da das Wetter schon mild war.
In den folgenden Wochen wurde es ruhiger, die Front hatte sich weiter westwärts verlagert. ... Es streiften jetzt nur noch plündernde Etappeneinheiten durch die Gegend, die noch öfter grausam hausten.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Güstebiese am 31. Januar 1945

Erlebnisbericht des Hofrats S. aus Güstebiese, Kreis Königsberg in Ostbrandenburg (x001/-389-392): >>Über den Ort Güstebiese zogen seit dem 29. Januar ununterbrochen Trecks aus dem Warthegau und aus Westpreußen. Nach meinen Beobachtungen sind viele von ihnen noch jenseits der Oder von der Roten Armee überrollt worden. ... Viele Hunderte von Trecks waren anscheinend in dem Dreieck beim Einfluß der Netze in die Warthe auf das damals noch offene Gelände abgedreht: Sie sind später nach dem ... Tauwetter und entsprechender Überschwemmung im Hochwasser untergegangen.
Der Bürgermeister des Dorfes Güstebiese, H., ist von den Russen während der ersten Wochen der Zivilgefangenschaft umgebracht worden. Der Ortsgruppenleiter Fritz L. wurde zwei Wo-

chen nach der Abführung von Güstebiese nach dem Osten auf einem bei Sellin gebauten Rollfeld verhaftet; er ist seitdem verschwunden und wahrscheinlich umgebracht worden. Mit beiden und dem jungen Kommandanten der deutschen Besatzung hatte ich mich wegen der Räumung wiederholt bis in die letzten Stunden hinein in Verbindung gesetzt.
Alle drei erklärten, daß die Zivilbevölkerung rechtzeitig Nachricht erhalten werde. Nach Hinweis auf die angeblich oder tatsächlich schon bei Bärwalde stehenden Russen wurden die Befragten unangenehm und erklärten, daß nur mit ihrer Genehmigung eine Abreise der Zivilbevölkerung möglich sei. Irgendeine Bekanntgabe oder Anordnung erfolgte dann nicht, denn auch der Ortsgruppenleiter und der Bürgermeister sind in die Hände der Russen geraten.
Am 31. Januar 1945 drangen die ersten Panzerspitzen der Sowjets in das Dorf Güstebiese ein; sie kamen aus dem Bachtal der Schlibbe, also aus der Richtung Bärwalde, und aus dem Eichhorntal vor dem Dorfe Zäckerick. Diese drei Panzer wurden am Eingang des Dorfes, von Alt-Lietzegöricke aus gesehen, in der Mitte des Dorfes und am Ausgang des Dorfes Richtung Chaussee Bärwalde von siebzehnjährigen Rekruten des Freienwalder Kradschützenbataillons durch Panzerfäuste zerstört. Im Dorf wurden durch Panzerbeschuß die ersten Zerstörungen angerichtet.
Nach meinen Ermittlungen wurde die Zivilbevölkerung nicht nur in Güstebiese, sondern auch in den Randdörfern Zellin, Alt-Blessin, Neu-Blessin, Alt-Lietzegöricke von dem sowjetischen Angriff überrascht. Nur Vereinzelten ist in der Nacht der Übergang über das Eis der Oder geglückt. Mehr als 99 v.H. konnten sich nicht mehr retten. Diese Wahrnehmungen beziehen sich nach meinen Ermittlungen und Erlebnissen auch auf die Städte Bärwalde, Fürstenfelde, Neudamm und Mohrin und auf sämtliche diese Städte umgebenden Dörfer. Aus Königsberg scheint einem größeren Teil der Einwohnerschaft die Flucht gelungen zu sein.
In Güstebiese wurden Teile der Bevölkerung zum Munitionstransport über die Eisenbahn der Oder, die ab Anfang Februar schon unter deutschem Artilleriebeschuß lag, gezwungen. Die Russen hielten sich von dieser Arbeit infolge ihrer Gefährlichkeit fern.
Diese Munitionstransporte dauerten bis zum Abend vor dem Abtransport der Bevölkerung nach dem Osten (15. Februar 1945); in den Tagen vor ihrer Beendigung erfolgten sie unter besonders gefährlichen Umständen, da infolge des Tauwetters die Uferränder überschwemmt und das Eis der Oder brüchig geworden war.
In den Tagen vom 1. Februar 1945 bis zum Abtransport der Bevölkerung nach dem Osten der Neumark verübten die Russen unsagbare Grausamkeiten. Die weibliche Bevölkerung wurde wohl ohne Ausnahme dauernd, bei Tag und Nacht, vergewaltigt. Selbst alte Frauen ... wurden nicht verschont; sie erlebten besondere Furchtbarkeiten und haben sich bis auf einige, die später umgekommen sind, das Leben genommen.
Der Abtransport der Bevölkerung nach dem Osten erfolgte in den Tagen vom 7. Februar 1945 bis zum 15. Februar 1945. Die Mitnahme von Vorräten war völlig unmöglich. Bis zu den Tagen der Rückkehr, die in den ersten Maitagen einsetzte und im Laufe des Juni beendet war, erfolgte keinerlei Betreuung, Verpflegung oder Unterkunft.
Die gesamte Bevölkerung war auf sich selber angewiesen; sie lebte ausschließlich von zusammengefegtem Getreide, das die Russen bei ihren Requisitionen als Fegekorn liegen gelassen hatten. Es wurde in Kaffeemühlen gemahlen und aus der Grütze unter Hinzunahme von Wasser Suppe gekocht, im übrigen wurden den Mieten Kartoffeln entnommen und bei Verwendung von gelegentlich gefundenem Viehsalz gekocht. Sehr selten wurden Hülsenfrüchte, wenn auch in geringsten Mengen, aufgestöbert.
Im Frühjahr wurde auch dann und wann das Fleisch getöteter Pferde gestattet, was aber für die große Menge des Volkes nur ein Geringes ausmachte. Aus Futterrübenmieten wurden diese Rüben entnommen, um Sirup zu bereiten. Der Genuß des Futterrübensaftes hatte aber eine erschreckende Steigerung der Ruhrerkrankungen zur Folge.

In den Monaten April und Mai wurden die Evakuierten zur Feldarbeit herangezogen bzw. verpflichtet. Sie erhielten hierfür pro Woche ein geringgewichtiges Brot. Wer nicht das Glück hatte, zu diesen Bedingungen zu arbeiten, erhielt kein Gramm Brot, auch die Ältesten nicht. Die Sterblichkeit war sehr groß. Kleinkinder haben die Gefangenschaft überhaupt nicht überlebt. Die Alten blieben fast ausnahmslos am Weg liegen.
Ab 7. Februar wurde die Zivilbevölkerung zum Bau von Rollfeldern und Flugplätzen in der Neumark herangezogen, ... ebenso zum Bau von Befestigungsanlagen, Schützengräben, Unterständen. ... In der Gegend von Pyrehne und Vietz wurden die älteren Männer und junge Frauen nachts in die Scheunen getrieben, und nach Einbruch der Dunkelheit fielen die Russen ... über die unglücklichen Mädchen und jungen Frauen her.
Schon in der ersten Februarhälfte war die Sterblichkeit der aus den Oderranddörfern und Bärwalde nach Sellin transportierten Zivilbevölkerung sehr groß; sie steigerte sich in den darauffolgenden Monaten infolge der zunehmenden Aushungerung.
Von Küstrin bis hinter Landsberg befand sich nur in Dühringshof eine von einem Arzt der Landsberger Heil- und Pflegeanstalt aufrechterhaltene Rote-Kreuz-Stelle mit gewissen Medikamenten. So segensreich sie für einzelne war, so wenig bedeutete sie für jene, die sie nicht kannten oder wegen weiter Wege nicht erreichen konnten.
In Güstebiese, Blessin, Alt-Lietzegöricke erfolgte unmittelbar nach dem Einzug der Russen eine grandiose Plünderung auch der Häuser der Ärmsten der Armen. Niemand blieb verschont, auch jene nicht, die aus der Zeit vor 1933 KPD-Ausweise besaßen.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Kurzig am 1. Februar 1945
Erlebnisbericht des Gendarmeriebeamten Friedrich P. aus Kurzig, Kreis Meseritz in Ostbrandenburg: (x001/392-400, x002/287-301): >>Als der Russe im Januar 1945 die deutschen Stellungen bei Warschau überrannte, bis Posen und nach Schlesien zu bis zur Oder vordrang, wurde die Bevölkerung sehr unruhig.
Mein Vetter sah sich als Bürgermeister veranlaßt, die Vertreter der Gemeinde zu einer Besprechung zu laden, um eine eventuelle Flucht zu beschließen und zu organisieren. Ich wohnte der Sitzung bei. Es wurden Stimmen laut, die noch sehr optimistisch waren. Einige waren der Ansicht, daß deutsche Truppen den Russen von der Tschechoslowakei aus in den Rücken fallen würden. Die Propaganda von Goebbels hatte diese harmlosen, gläubigen Gemüter in Verwirrung gebracht. Andere nahmen Bezug auf eine der letzten Reden des Kreisleiters, der mit dem bei den Bonzen üblichen Pathos ausgeführt hatte: "Wir werden jeden Bauern mit Schimpf und Schande vom Hof jagen, der seine Scholle nicht bis zum letzten Blutstropfen verteidigt!"
Man einigte sich und verteilte die Einwohner, die weder Pferd noch Wagen hatten, auf die verschiedenen (Fuhrwerke der) Bauern, die verpflichtet wurden, diese mit Gepäck mitzunehmen. Meine Frau fuhr am 21. Januar nach Berlin. Sie wollte ihre Schwester besuchen. Ich begleitete sie morgens um 5 Uhr zum nahen Bahnhof.
Der Platz vor dem Bahnhof stand voll von Menschen, die der von Meseritz kommende Zug kaum fassen konnte. Hunderte von evakuierten Berlinern ergriffen die Flucht. Mit Tränen in den Augen bat meine Frau, ich möchte doch mitkommen. Ich versicherte ihr, daß wir beizeiten mit Trecker oder Pferdewagen fliehen und unsere Sachen mitnehmen würden. Beruhigt fuhr sie ab.
Am selben Tag erhielt der Bürgermeister ein Schreiben vom Kreisleiter: "Es bestehe keine Gefahr! Ein paar russische Panzer demonstrierten in der Gegend von Posen. Wer den Kreis ohne schriftliche Erlaubnis des Gauleiters verließe, würde standrechtlich geahndet!" Nun war mein Vetter als Bürgermeister nicht mehr zu einer Flucht zu bewegen. Ich wollte unsere letzte Habe nicht im Stich lassen und blieb auch. Wir erfuhren, daß die Arbeitsmaiden, die im

Schloß Kurzig untergebracht waren, plötzlich verschwunden waren.
Am Sonntag, dem 22. Januar abends, kamen R., V., P. und E., die Gefangenen aus dem Lager, und baten um Proviant für einige Tage, sie würden abtransportiert. Sie waren vier Jahre bei meinem Vetter Otto, sie nahmen von allen mit Tränen in den Augen Abschied, sie bedankten sieh für die gute Pflege und Behandlung und sahen uns mitleidig an. P. sagte: "Russe nichts gut!" Wir sollten alle mit fortgehen. Das Pionierkommando und die Arbeiter, die hier Stellungen gebaut hatten, rückten plötzlich ab.
Am 27. Januar kam ein Werferzug unter Führung eines Unteroffiziers in die Siedlung. Sie gruben in den Vorgärten längs der Straße Löcher und bauten ihre Werfer ein. Abends saßen die Bewohner des Gehöfts zusammen, es herrschte eine gedrückte Stimmung. Auch die Unteroffiziere des Zuges stellten sich ein, sie äußerten, daß sie den Befehl zum weiteren Zurückgehen erwarteten. Am Nachmittag hatte die Post ihre Kasse im Büro abgegeben, auch die Gemeindekassen waren da.
Nach Mitternacht kam Bruno P. und erzählte, daß um 4 Uhr morgens der letzte Zug nach Frankfurt abfahre. Wir beschlossen, zu fliehen und den Zug zu benutzen. Die Soldaten redeten uns zu und erzählten viele schreckliche Dinge, die sie erlebt und gesehen hatten. Ich packte die wertvollsten Sachen in 2 Koffer. Als wir zum Bahnhof kamen, war es dunkel. Der im Stationsgebäude wohnende Beamte war am Vortage abgefahren. Der in der Nähe wohnende Beamte B. erklärte uns: "Der Verkehr ist eingestellt, es fährt kein Zug mehr! Der letzte Zug ist schon vor Frankfurt von russischen Panzern beschossen worden." Wir zogen traurig mit unseren Koffern wieder nach Hause.
Strenge Kälte hatte über Nacht eingesetzt, gegen Morgen wurde es etwas milder, es fing an zu schneien. Gegen Mittag kam ein Oberleutnant der Feldartillerie auf den Hof geritten. Er rief den Bürgermeister und erklärte ihm, daß er mit seiner Batterie südlich der Siedlung aufgefahren sei und daß er das Feuer eröffnen werde. Gegen Abend fielen die ersten Schüsse. Die elektrische Leitung wurde getroffen. Wir waren jetzt ohne Strom und Wasser, denn die Pumpstation besaß einen Elektromotor. Auch die Werfer gaben einige Schuß ab. Ich fragte den Unteroffizier, auf was sie geschossen hätten. Er sagte, sie hätten südlich des Dorfes einen Beobachter sitzen, bis an den "Regenwurm" bei Kurzig-Mühle seien Panzer vorgedrungen.
Hier in den Wäldern hatte man im Sommer 1944 bis Januar 1945 ganz moderne Stellungen gebaut. Hunderte von Berliner Arbeitern hatten unter Leitung von Pionierkommandos gearbeitet. Die Bauern hatten die Gespanndienste geleistet. Deswegen lagerten damals auf unseren Scheunentennen 60 bis 100 Mann. Im letzten Januardrittel 1945 wurden diese Stellungen von dem sog. Volkssturm - Arbeitern und Bauern aus der Gegend von Landsberg an der Warthe - besetzt. ... Sie sind von den Russen erschlagen worden und lagen haufenweise vor den Bunkern. Der Russe trieb später die 10- bis 14jährigen Jungen zusammen, sie haben die Toten unter Aufsicht der Russen beerdigt.
Am 29. Januar rückte morgens die Feldartillerie der Wehrmacht ab. Helga und Ella, das Hausmädchen, hatten ihre Koffer gepackt und schlossen sich den Soldaten an. Otto und Grete, seine Frau, waren sprachlos, als sie in die Küche traten, um sich zu verabschieden. Es gab Tränen auf beiden Seiten. Als Ella der Hausfrau zum Abschied die Hand gab, regte sich diese aber auf und schrie wütend: "Das geht doch nicht, wer soll denn die Kühe melken?" Ich sagte: "Grete, Du bist ungerecht, wenn Deine Tochter Helga flieht, dann hat Ella auch das Recht zur Flucht!" Sie zogen ab. Der Schnee knirschte unter den Raupen der Motorfahrzeuge. Die Unruhe unter der Bevölkerung steigerte sich noch.
Das Wasser für das Vieh mußte mit Tonnenwagen aus dem 1 km entfernten See geholt werden, denn Pumpen waren auf den Gehöften der Siedlung nicht vorhanden. Stiefel und Uniformen für den Volkssturm wurden herangefahren und im großen Flur des Bürgermeisters gelagert.

Der Volkssturm, ein von der Partei organisierter Haufen, war eine traurige Angelegenheit. Ich sehe heute noch die abgearbeiteten, traurigen Gestalten der Arbeiter und Bauern, die an einem Sonntag im November 1944 im Schloßpark von Kurzig vom Ortsgruppenleiter S, einem Kleinbauern, vereidigt wurden. Ich sagte zu meinem neben mir stehenden Vetter Otto: "Deutschlands letzte Hoffnung!" Von Begeisterung war keine Spur vorhanden. Die Einwohner brachten alle Jagdwaffen und die italienischen Karabiner von der Landwacht zum Bürgermeister.
Bruno P., ein Schwager von Otto, kam zu ihm und machte darauf aufmerksam, daß in der Brennerei 12.000 l Spiritus lagerten; ob es nicht besser wäre, wir ließen ihn auslaufen. Otto sagte: "Das kann ich nicht anordnen. Die Russen sind noch nicht da. ... Ich als Vorstand der Brennerei käme in Teufels Küche!" So wurde auch dies unterlassen, der Sprit fiel den Russen in die Hände, die Leidtragenden waren die Frauen und Mädchen. ...
1. Februar: ... Gegen 10 Uhr vormittags zog eine aufgelöste Kompanie von Wehrmachtssoldaten, von Norden kommend, durch die Siedlung über den Bahnhof nach Kurzig. Das Wetter war umgeschlagen, es taute. Die Dorfstraße war leer, kein Zug fuhr mehr, ... keine Nachricht kam zu uns, der Strom war weg, kein Radio war zu hören. Einer brachte die Nachricht, daß die Soldaten ... mit allen Kraftwagen und Pferdegespannen ausgerückt seien.
Mein Vetter O. und ich arbeiteten fieberhaft im Büro. Alle unnötigen Papiere, auch alles, was an die Partei erinnerte, wurde verbrannt. Viele Bauern kamen, um sich Rat zu holen. Jeder erzählte, was ihm noch alles auf dem Herzen lag. So war es Mittag geworden, wir wurden zum Essen gerufen. Ich hatte keine Ruhe, ich stand vom Essen auf und ging nach draußen vor das Tor an die Straße.
Unheil lag in der Luft. Da sah ich aus dem nahen Walde ... braune Gestalten auf die Siedlung zukommen. Der Anführer trug ein Schneehemd. Alle 100 m blieb er stehen, kniete nieder und suchte die Gegend und das Gehöft mit dem Fernglas ab. Vor den ersten Häusern teilte sich die Gruppe auf und Trupps zu je 4 Mann, die Pelzmützen trugen, suchten die Gehöfte ab. Es war eine Kompanie Russen.
Ich will nun diese Blätter mit all dem Grausamen füllen, mir alles Leid von der Seele herunterschreiben. Ich schreibe es nieder, wie es war, nichts als die Wahrheit. Man sagt, es gehe nur in Romanen toll und wunderlich zu. O, das wirkliche Leben ist viel toller, viel wunderlicher. Mir zu Füßen liegt ein Grab. Glaubt ihr noch, daß ein Roman bunter sei als das Leben? Die Erinnerung kommt wieder so stark über mich, die beklemmende, häßliche Erinnerung.
Ich lief über den Hof ins Haus und rief den in der Küche beim Mittagessen Sitzenden zu: "Die Russen sind da!"
Dann eilte ich auf mein Zimmer im 1. Stock. Langsam und mißtrauisch kamen 4 Rotarmisten auf unseren Hof zu, die Maschinenpistolen schußfertig im Arm. Vom Fenster beobachtete ich die schmutzigen Gestalten. Ein Rotarmist hob plötzlich die Pistole zum Schuß, ich sprang zurück, gerade zur rechten Zeit, da flogen mir schon die Glassplitter ins Gesicht. Ein zweiter Schuß zertrümmerte die Scheibe im Eßzimmer. Dann bogen die Rotarmisten um die Ecke und schossen alle vier in die Küchenfenster.
Die Frauen schrien laut auf. Auf Zuruf der Russen hoben auch die Männer die Arme hoch. Sie wurden durchsucht, vor allem wurden ihnen die Uhren abgenommen. Darauf nahmen die Russen ihre Karabiner, die sie neben den Maschinenpistolen zusätzlich hatten, von der Schulter, faßten sie oben am Lauf, formierten sich in einer Reihe hintereinander und schlugen mit den Kolben alle Schränke ein, ob sie offen oder verschlossen waren. Die Schubkästen zogen sie heraus und warfen sie mit Inhalt auf die Erde. So zogen sie von Stube zu Stube. Selbst Omas altertümlichen Glasschrank ... mit dem schönen, alten Geschirr schonten sie nicht, es wurde alles kurz und klein geschlagen.
Unten kam als letzter Raum das Büro an die Reihe. Alle Regale und Schränke wurden ausge-

räumt. Die Türen wurden zerschlagen, die Papiere und Ordner bedeckten, wild durcheinander geworfen, den ganzen Fußboden. Es war ein unbeschreibliches Tohuwabohu. Den Bolschewisten lief der Schweiß vom Gesicht. Das Zerstören wurde genau und schematisch ausgeführt, man merkte, daß dies alles angeordnet war. Zuletzt riß einer ... das Telefon von der Strippe, rannte über den Flur und warf es auf den Hof.
Dann stampften die vier Rotarmisten die Treppe hoch. ... Ich lief hinterher, um in mein Zimmer zu kommen. Vor den Schlafzimmern befand sich die neue Küche der jungverheirateten Tochter. Alle Türen und Glasscheiben wurden mit den Kolben eingeschlagen, trotzdem auch hier die Schlüssel steckten. Schließlich betraten sie mein Zimmer. Ich mußte erneut die Arme hochheben und wurde gründlich durchsucht. Die Türen meines Schrankes wurden zerschlagen, alle Kleidungsstücke herausgezerrt.
Meine goldene Uhr, ein wertvolles Andenken, hing an der Kette der Weste. Meine Brieftasche befand sich im Jackett. Beides verschwand in der Manteltasche des Rotarmisten. Das Geld und die Papiere hatte er zuvor herausgenommen und zu Boden geworfen. Er wußte anscheinend, daß deutsches Geld bereits wertlos war. Sie wühlten die Betten um und warfen die Schubkästen des Waschtisches nebst Inhalt auf den Boden. Das Radio, ein guter Philipsapparat, wurde mit dem Kolben total zerschlagen.
Auf derartige Räubereien war keiner vorbereitet. Ich hatte mich und andere noch vorher getröstet: "So schlimm, wie unser Radio es macht, wird es nicht sein, es sind doch Soldaten!" Es war aber weit, weit schlimmer. Ein Räuber, so hatte ich schon als Junge gelesen, nimmt einem die Wertsachen ab, und dann hat man seine Ruhe. Wir haben bis zum Abtransport durch die Polen am 25. Juni 1945 keinen Tag und keine Nacht Ruhe gehabt, das Letzte wurde uns genommen.
Nach einer halben Stunde sahen die ganzen Räume vom Keller bis zum Dachboden verheerend aus. Zuletzt wühlte die ganze Kompanie zwischen den Uniformen im Hausflur herum. Jeder verpaßte sich ein Paar neue Stiefel. Es lagerten dort ja die Sachen für eine ganze Volkssturmkompanie. Der Führer der Russen, ein Kapitän, wühlte mit. Er war aber sonst ganz friedlich, forderte uns sogar auf, uns auch Stiefel auszusuchen.
Jonas und Bruno taten es auch, haben aber keine Freude daran gehabt, denn die Sachen wurden ihnen schon am folgenden Tag von nachrückenden Bolschewisten restlos wieder abgenommen. Nach und nach stand die Dorfstraße voller Russen, Panjewagen neben zweirädrigen Karren bunt durcheinander, ohne jede Ordnung. Wenn jetzt deutsche Kampfflugzeuge erschienen wären, hätte es eine Panik gegeben. Seit Wochen hatten wir aber kein deutsches Flugzeug gesehen, auch in Zukunft blieben sie aus.
Auf unserem Hof fuhr eine bespannte Batterie auf, den Pferden wurden Hafergarben aus der Scheune vorgeworfen. Die "Offiziere" waren im Wohnzimmer und räumten die Schränke aus. Dann saßen sie um den runden Tisch und sahen sich Fotos an, die sie in einem Karton gefunden hatten. Die Frauen hatten vergessen, sie zu verbrennen, das sollte sich bitter rächen. Es waren viele Soldatenbilder dabei von den 4 Söhnen. Einer war Oberleutnant, einer Gefreiter, ... einer Feldwebel bei einem Panzerregiment und der Jüngste war Oberscharführer bei der Leibstandarte.
Die Einwohner hatten alle Waffen, italienische Karabiner, die von der Landwacht benutzt wurden, Jagdwaffen usw. zum Bürgermeister gebracht, sie lagen in der großen Diele. Hier stand auch noch ein großer Schrank, der der Schützengilde gehörte. In diesem Schrank waren Gewehre des Modells 1871 und die Fahne der Gilde untergebracht. Mein Vetter, der Bürgermeister, war 1. Vorsitzender und Kommandeur der Gilde. Seine Uniform und ein Offizierssäbel hingen auch im Schrank.
Ich saß mit dem Litauer Jonas in der Küche. Jonas beherrschte die russische Sprache. Ein Bolschewist, die Gildenfahne in der einen, den gezogenen Offizierssäbel in der anderen Hand,

kam in die Küche. Auf die Fahne zeigend und mit dem Degen fuchtelnd, schrie er auf uns ein. Dann versuchte er, den Adler vom Kopf der Stange zu brechen und das Fahnentuch abzureißen. Es gelang nicht, das Tuch war zu fest. Er wurde immer wütender, schwitzte, fluchte und stieß zwischendurch mit dem Degen nach uns.
Dies Gehabe wirkte so komisch, daß ich unwillkürlich lachen mußte. Er sah mich ganz entgeistert an, schüttelte den Kopf und wurde ruhiger. Ich habe auch bei späteren Fällen feststellen können, daß die Russen sofort einlenkten, wenn man sie nicht ernst nahm. Sobald einer die Waffe auf mich anlegte, riß ich meinen Rock auf und stellte mich breitbeinig hin. Dann schüttelten sie den Kopf und ließen mich stehen. Ihr Gesichtsausdruck schien zu sagen: Der ist wohl nicht normal!
Etwas später betrat ich mit meinem Vetter Otto den Hausflur, ein Rotarmist kam mit einer Jagdflinte unter dem Arm von der Diele, warf sie uns vor die Füße und setzte meinem Vetter die Pistole auf die Brust. Der rief nach Jonas, und dieser erklärte, was es mit den alten Gewehren auf sich hatte. Trotzdem wurden wir beiden immer wieder mit Erschießen bedroht. ...
Ich sah plötzlich einen einzelnen deutschen Infanteristen vom Bahnhof her über die Bahnstrecke, die Straße zur Siedlung herunterkommen. Die Russen, die auf der Straße gehalten hatten, waren gerade abgezogen. Der Infanterist, ein neu eingekleideter Volkssturmmann, das Gewehr über der Schulter, trottete wegen des schweren Tornisters vornübergebeugt vor sich hin. Er hatte wohl keine Ahnung, daß die Siedlung von den Russen besetzt war. Er wurde beschossen und suchte im Straßengraben nach Deckung. Dort wurde er herausgeholt und im Triumph ins Haus gebracht.
Ich machte mich unauffällig au ihn heran und fragte, wie er hierhergekommen sei. Er erzählte, er habe mit anderen Kameraden im Wald in einem Bunker gelegen. Sie hätten wohl das Schießen im Dorf gehört, aber noch keinen Russen gesehen. Es war der Bauer H. aus dem Dorf Paradies, der nun zu einem Verwandten, Robert M., wollte.
Es war unterdessen 4 Uhr nachmittags geworden. Wir wurden nun alle in den großen Keller getrieben. Nur mein Vetter mußte bei den Offizieren bleiben. Bruno N. rannte auf den Hof, um Stroh zu holen. Ein Russe, der vom Dachboden kam, rief laut "Stoi!", aber Bruno, der schwerhörig war, ging weiter. Der Soldat legte zum Schuß an. Ich drückte das Gewehr herunter und suchte ihm, mit beiden Händen an meine Ohren klopfend, klarzumachen, daß der Mann taub sei. Er sah mich erstaunt an, fügte sich aber.
Im Keller war inzwischen Stroh aufgeschüttet. An der Innenseite lagen die Frauen mit den Kindern, an der Außenwand lagen Sattler W. mit F. und 2 Kindern, Jonas, Stellmacher L. und ich. In der Mitte war ein Gang frei. Es wurde dunkel, wir steckten ein Talglicht an. Der eine Ausgang des Kellers ging nach oben in den Hausflur, der andere führte in den Hof.
Wir lagerten stumm im Stroh. Ruhelos waren die Gedanken. Wir hockten zusammen, wie Vögel, deren sicheres Nest der Blitz getroffen hat. Weitere Russen waren angekommen. Sie kamen in den Keller, stierten uns an. Ich dachte, wie im Panoptikum. Ich beobachtete die stupiden Gesichter, eins war wie das andere, alles Einheitsmenschen. Das ging so etwa zwei Stunden lang, dann wurde es wieder ruhig.
Das ging so etwa 2 Stunden lang, dann wurde es wieder ruhig.
Gegen 19 Uhr kam mein Vetter in den Keller. Ich sagte: "Wie mag es wohl im Dorf aussehen?" Er wußte es nicht, denn er hatte den Hof nicht verlassen und sagte: "Die Offiziere haben es sich oben bequem gemacht, der Kapitän liegt auf dem Sessel; ich werde mir jetzt die langen Stiefel ausziehen". Kaum hatte er das getan und die Latschen an, da kam der Kapitän in den Keller. Er hatte sich das Schneehemd angezogen, schlug meinem Vetter auf die Schulter und sagte: "Mitkommen, Dokumenta!"
Dem Litauer, der neben mir lag, rief er etwas zu und verließ mit meinem Vetter den Keller. Ich fragte Jonas, was der Kapitän gewollt habe. Er meinte, keiner dürfe vor morgen früh den

Keller verlassen, draußen stünden Posten, die auf jeden schießen würden. Dies war etwa um 20 Uhr. Kurz darauf hörten wir die Batterie abrücken. Kein Russe ließ sich mehr sehen, aber auch Otto Z. kam nicht zurück. Wir saßen verängstigt im Stroh wie Hühner zwischen denen der Habicht gewesen ist. Oma und Grete, Ottos Frau, sahen immerzu zur Tür. "Wo mag Otto sein", fragte Oma, "oben ist doch alles ruhig?" Niemand antwortete.
Gleich neben dem Eingang lag die 50jährige Witwe S. mit ihrer 10jährigen Tochter, die übrigen 7 Kinder waren ihr bei dem Durcheinander abhanden gekommen. Ihr Mann war vor einem halben Jahr auf der Bahn verunglückt. Es mag gegen 23 Uhr gewesen sein, da kamen 2 Russen in den Keller, 20jährige Bengel, rissen die Frau hoch und sagten: "Mitkommen, kochen!" Die Frau wehrte sich und schrie: "Hier sind doch noch junge Frauen!" Sie meinte in ihrer sinnlosen Angst wohl Frau W. und Frau M., aber sie lagen tief im Stroh versteckt, den Kopf mit Tüchern verhüllt. Die Soldaten zerrten Frau S. mit. Das Kind klammerte sich an die Mutter und weinte: "Meine Mutti!"
Nach einer Stunde kam die Frau laut weinend zurück, die Röcke waren ihr vom Leib gerissen, sie hielt sich den Leib mit beiden Händen und jammerte: "Mein Leib, mein Leib!" Das Kind, das mitgegangen war, weinte. "Meine liebe Mutti, was haben die Soldaten mit Dir gemacht!" Wir schwiegen ohnmächtig. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken.
Ich hatte ohnehin keine Ruhe, ich bangte um meinen Vetter. Schließlich schlich ich ins Haus. Zuerst suchte ich die Küche ab, dann die Stuben. Mit der Taschenlampe leuchtete ich in alle Ecken, aber Otto war nicht da. Alles war ruhig. Ich suchte weiter. Auf der linken Seite der Diele hatte die Oma als Altenteilerin 2 Zimmer gehabt.
Im ersten Zimmer fand ich nichts, im zweiten Zimmer, im Schlafzimmer in der Ecke neben dem Kleiderschrank, saß mein Vetter in Hockstellung, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, er war tot. Ich legte ihn gerade hin. Er war noch warm. Er hatte 14 Einschüsse, 2 saßen im Kopf, der Hut, den er noch trug, war beiderseits doppelt durchlöchert, die übrigen Schüsse saßen im Unter- und Oberleib. Der Mord wurde mit einer Maschinenpistole ausgeführt, man sah noch die Einschläge am Schrank und in der Wand. Die Taschen hatten sie ihm ausgeräumt, der Inhalt seiner Brieftasche lag auf dem Tisch.
Ich setzte mich tief erschüttert neben die Leiche auf einen Stuhl. Ich hatte nicht den Mut, der Mutter und der Ehefrau die Schreckensbotschaft in den Keller zu bringen. Ich hielt Totenwache bis zum Morgengrauen. Wie unter dem Einfluß einer geheimen Macht gingen meine Gedanken in die fernste Vergangenheit zurück.
Mein Vetter und ich waren zusammen aufgewachsen, wir hatten als Kinder täglich zusammen gespielt. Er war ein angesehener, allgemein beliebter Mann im Kreis Meseritz geworden. Stets hatte er geholfen, wo er nur helfen konnte. Die vielen deportierten Polen, die im Dorf gearbeitet hatten, haben alle den Kopf geschüttelt oder geweint, als sie seinen Tod erfuhren. Sie betonten mir gegenüber, wie gut und gerecht er gewesen sei und wie er sich in ihre Lage hineinversetzt habe.
Ich habe mit dem Herrgott in dieser Nacht gehadert. Wie kann, warum muß so etwas geschehen? Warum läßt Gott es zu, daß das Leben und Glück der Menschen vom Zufall, vom Wahn eines ... Hitler, von der Bestie im Menschen, von der Machtgier einiger abhängig ist? So saß ich bis zum Tagesanbruch, ohne eine Antwort zu bekommen. ...
Ich ging in den Keller. Alle Augen richteten sich auf mich. Ich setzte mich vor das Lager von Ottos Mutter. Sie sagte leise: "Er ist tot, ich sehe es Dir an, ich habe es auch geahnt." Ich konnte nur mit dem Kopf nicken. Als sie erfuhr, daß Otto in ihrer Schlafstube liegen würde, sagte sie: "Ich kann da nicht mehr schlafen, ich würde es immer vor Augen haben. Ich ziehe zu (meiner Tochter) Ida. Mehr wurde nicht gesprochen. Jeder hing seinen eigenen trüben Gedanken nach.
Der Litauer Jonas bat mich, ob ich nicht mit ihm nach oben gehen wolle. Als er die Leiche

sah, fiel er vor ihr auf die Knie und rief: "Chef, o Chef, Du guter Mensch!" Er weinte lange vor sich hin und murmelte: "Bolschewisten sehr schlecht." ... Was sich in den übrigen Häusern der Siedlung ereignet hatte, erfuhren wir im Laufe des 2. Februar.
Die Arbeiterfrau L., deren Mann Soldat war, hatte einen furchtbaren Selbstmordversuch mit Salzsäure gemacht, ihr 10jähriger Junge war tot. Sie selber lief mit wundem, verschwollenem Mund herum und konnte nicht sprechen. Sie muß entsetzlich ausgehalten haben. Sie schwieg auch später, als sie wieder sprechen konnte. So erging es fast allen Frauen und Mädchen, die Scham machte sie stumm.
In den 2 Bauerngehöften, die jenseits der Bahn lagen, war es toll zugegangen. Die junge Frau L. hatte sich mit ihren beiden Kindern erschossen. Ihr Mann, ein Soldat, hatte ihr die Pistole dagelassen. Ihr alter Vater hatte sich die Pulsadern geöffnet, lebte aber noch. Das im Süden der Siedlung gelegene Gehöft der Witwe R. war niedergebrannt, sie selbst lag erschossen in ihrem Garten. ... Diese Bäuerin hatte eine russische Magd, die wohl die Bolschewisten auf sie gehetzt hatte.
Das Dorf Kurzig war zum größten Teil abgebrannt, nur das Schloß, die Ställe und einige Häuser vom ehemaligen Gut standen noch. Einige Frauen und die alten Leute aus dem Spital - hier wohnten die früheren Gutsarbeiter bis an ihr Lebensende mietfrei - lagen erschossen auf der Straße. Zu uns kamen mit dem Rest ihrer Habe der Nachtwächter und Gemeindediener L. mit Frau. Sie brachten sogar noch einige Kaninchen, eine Ziege und eine Schäferhündin mit; ihr Haus war verbrannt.
Außerdem nahmen wir noch eine 65jährige Berlinerin mit ihrem Pflegesohn Günther auf. Sie berichteten, daß die 17 und 18 Jahre alten bildhübschen Töchter des Bauern W. übel zugerichtet seien. Der Vater wäre darüber aus Gram in der Nacht einem Herzschlag erlegen. Die Russen waren durchweg betrunken. Sie hatten den Spiritus in der Brennerei gefunden.
... Auf dem Stallboden lagerte ein Stapel Bretter. Wir machten uns daran, einen Sarg für meinen erschossenen Vetter herzustellen. Frau L. schickte zu mir, ob ihr Junge nicht mit in den Sarg des Bürgermeisters gelegt werden könne. Ich ließ ihr sagen, wir würden noch mehr Särge machen. ...<<
>>Am 3. Februar wurden die Gehöfte den ganzen Tag über von Russen durchsucht und durchwühlt, eine Horde ging, die andere kam. Karabiner oder Maschinenpistole hatten sie stets schußbereit. Nie betrat ein Russe ohne schußfertige Waffe das Haus. Wir sind im Ersten Weltkriege in französischen und russischen Orten ohne Waffen herumgelaufen.
Auf dem Hof waren 54 Hühner, sie verschwanden im Handumdrehen; die vier Frauen waren ständig beim Schlachten, Rupfen und Kochen. Blaß und ängstlich waren sie bei der Arbeit, die Russen standen daneben, oft mit der Pistole in der Hand. Es waren durchweg junge Bengels. Die abgesteppten, wattierten Uniformstücke glänzten vor Dreck. Wie die Wölfe fielen sie über die halbgaren Hühner her, mit Fingern und Zähnen das Fleisch von den Knochen zerrend. Man mußte an die Fütterung von Raubtieren denken. Die Knochen flogen auf den Fußboden, und die Nasen schnaubten sie sich ... aus dem Handgelenk in die Küche. Den Frauen graute jedesmal vor dem Reinemachen.
Nach 14 Tagen Russenherrschaft hatten wir nur noch Mäuse auf unserem Hof. Zuerst gingen die Pferde weg, nur 4 einjährige Fohlen und eine alte Fuchsstute, die zum zwölften Mal fohlen sollte, blieben uns. ... Einen 3jährigen Fuchswallach ritt ein Major, der so dick war, daß er dem Tier bald das Kreuz eindrückte. ...
Am Sonntag, dem 5. Februar, wurde das Rindvieh abgetrieben. ... (Es waren) fast alles Herdbuchtiere. Die Tiere, die den Winter über nicht aus dem Stall gewesen waren, gebärdeten sich wie wild. Als Treiber waren von den Russen alle vorhandenen alten Leute, Frauen und Kinder zusammengetrieben worden. Ich ging an 2 Stöcken, sagte dem etwas deutschsprechenden Unteroffizier, daß ich Invalide sei und nicht laufen könne. Er zwang mich, den Hof entlang zu

laufen. Ich markierte so geschickt den Lahmen, daß ich freikam.
Das ganze Vieh wurde in das etwa 12 km entfernte Dorf Kalau getrieben. Von dort sollte es mit der Bahn abtransportiert werden. Der Weg soll nach Aussagen von Treibern mit hochtragenden Kühen gesäumt gewesen sein, die liegen blieben und elendiglich verreckten. Die begleitenden Russen vergnügten sich mit Schießereien, um die Treiber bei der Stange zu halten. Von unserem Vieh war nur der über 20 Zentner schwere Zuchtbulle und eine Kuh mit Zwillingskälbern geblieben. Die Russen machten ihre Witze darüber, wir aber hatten wenigstens etwas Milch.
Die restlichen Schweine versorgte ich mit dem 15jährigen Landjahrmädel Erika L., dessen Eltern ... zu uns geflüchtet waren. ... Erika, ein hübsches, blondes Mädel, trug noch ihre langen Zöpfe. Die Bolschewisten sahen ihr immer mit lüsternen Augen nach. Ich hatte ihr für die Nacht eine Schlafstelle hinter dem Schornstein gemacht, noch über der Räucherkammer. Da kletterte sie abends mit der Leiter nach oben und zog diese nach. So war sie ziemlich sicher, ohne Leiter konnte man schlecht rauf.
Ich wurde Nacht für Nacht von Rotarmisten, die auf der Suche nach Frauen und Mädchen waren, geweckt. Dabei leuchteten sie mir ins Gesicht, und einmal setzte mir einer die Pistole auf die Brust, zeigte dreimal 5 Finger: "Wo ist Mädchen?" Er meinte die 15jährige Erika. Ich zuckte immer nur die Achseln. Schließlich zog er fluchend wieder ab.
Die Schweine brauchten wir nur bis zum 10. Februar zu füttern, dann gingen auch sie weg. Sie wurden in den großen Ställen des ehemaligen Gutes untergebracht und von zwangsverpflichteten deutschen Mädchen gefüttert, zu denen nun auch unsere Erika gehörte. Man ließ uns zunächst eine Zuchtsau und ein Schlachtschwein, doch dauerte die Freude nicht lange. Diese Zuchtsau stahl eines Nachts die Bahnhofswache, die sich zu diesem Zweck in Braunhemden eingekleidet hatte.
Von den russischen "Soldaten" machte jeder gerade, was er wollte. Von der Bahnhofswache kam regelmäßig einer und nahm von unserem kärglichen Frühstück oft das letzte Stück Brot. Den Jungen Günther schickte er unter Drohungen nach Eiern aus. Das war sehr schwer, denn die Russen hatten die meisten Hühner schon geschlachtet. Ehe er uns verließ, revidierte er stets Speisekammer und Keller. Dort war aber nichts mehr zu holen, und das Wenige, was wir noch hatten, suchten wir in immer neuen Verstecken zu verbergen. Durch Erfahrung waren auch die letzten Vertrauensseligen klug geworden, sie haben schweres Lehrgeld zahlen müssen. Zuschließen durfte man nicht, die Türen wurden sofort kurz und klein geschlagen. ...
Die Leiche meines Vetters Otto lag immer noch in dem selbstgezimmerten Sarg auf der Scheunendiele, wir mußten an die Beerdigung denken. Ich konnte aber niemanden bewegen, mit mir zum abgelegenen Friedhof zu gehen, die Angst war zu groß. So grub ich mit L. ein Grab auf der Koppel hinter der Scheune. Die Erde war fast einen Meter tief gefroren. Einen ganzen Tag quälten wir uns mit Hacke und Spaten ab, ehe wir das Grab fertig hatten.
Am 10. Februar 1945 beerdigten wir Otto Z. Die wenigen noch vorhandenen Nachbarn waren dabei. Otto P., der Schwager des Ermordeten, schlug vor, die beiden letzten Verse von "O Haupt voll Blut und Wunden ..." zu singen. Aber die Russen im nahen Pionierpark hätten es gehört. So blieb es bei einem still gesprochenen Vaterunser. Ich stand mit Grete noch lange am Grab.
Etwa Mitte Februar kam ein deutscher PKW mit Russen. ... Es war noch früh am Tage. Ich hatte gerade meinen Beobachtungsposten auf dem Heuboden bezogen. Ein Offizier, mit einem deutschen Degen in der Hand, führte die Bande an. Unser Hof war so groß, daß man mit 4 Pferden im Galopp eine Acht fahren konnte. Sie durchsuchten die Ställe. Unsere beiden Schafe kamen zum Vorschein und wurden auf der Stelle abgeschlachtet. Da dies offenbar mit einem völlig stumpfen Messer vor sich ging, war die Quälerei kaum mit anzusehen. Die Schafe wurden auf den Wagen geworfen. Dann knallte es zweimal im Stall, und auch das Schlacht-

schwein ging den Weg alles Fleisches.
Unglücklicherweise kamen nun auch unsere vier Zuchtgänse von der Koppel her auf den Hof marschiert. Es gab ein großes Geschrei. Ich lief hinunter und versuchte den Russen klarzumachen daß es alte Eierleger wären, die sie nicht mehr weichgekocht kriegen würden. Vergeblich, auch unsere 4 Gänse wurden im Wagen verstaut. Der Offizier lachte und zeigte mir sogar noch stolz, was sie erbeutet hatten. Man sah ihnen an, daß sie aus dem vollen lebten, sie wurden täglich dicker.
Nach diesem Erlebnis schlachteten wir rasch die beiden Kälber. ... Die alte Stute hatte inzwischen ein prächtiges Hengstfohlen bekommen.
Die Russen lagen an der Oder fest. ... Tag und Nacht rollten Panzer in Richtung Oder. Wir hörten das Gerassel von der nahen Frankfurter Straße. Wir waren keinen Tag ohne Einquartierung.
Die Trainkutscher waren eine Sorte für sich. ... Ihre Panjewagen waren durchweg mit deutschen Pferden bespannt. Den Hafer fuhren sie in Garben an die Front. Auch unseren Weizen und vier Zentner Ölsaat wurden wir los. Dann waren Speicher und Keller leer. Ein Russe band unsere letzte Kuh an seinen Wagen. ... Was nicht an die Front ging, ging nach Rußland, so war es mit den Menschen und so mit dem Vieh, mit den Vorräten und mit den Maschinen. ... Die Russen selbst sagten, daß der Pole das Land bekommen sollte. Selbst Telefon- und Lichtleitungen wurden abmontiert, sogar Jauchetonnen wurden verladen.
Eines Tages kam ein Offizier mit zwei Mann. Sie holten den vereinsamten Bullen aus dem Stall und legten ihn mit der Maschinenpistole um. Die besten Stücke schnitten sie sich heraus, das andere ließen sie liegen. Wir sammelten es auf und salzten es ein. Schon am nächsten Tage wurde es uns genommen. Wir hatten nun noch zwei Hunde, Rolf und Prinz, und ein paar Tauben. Auf diese schossen einkehrende und vorüberkommende Russen. ... (Danach) schossen sie die Ziegel von den Dächern, sie schossen (eigentlich) immer. ...
Um den Herd saßen stumm die Frauen. Jede trug ein großes Kopftuch, welches das Gesicht verhüllte. Die Russen sollten es nicht sehen. Sie kamen allabendlich und machten Menschenjagd. Neben der Tür pflegte die älteste und resoluteste zu sitzen, eine evakuierte Berlinerin, 65 Jahre alt. ... Jeder machte sich so alt und unansehnlich wie möglich, und da wir täglich mehr abmagerten, gelang uns dies ganz gut. ...
Wir hatten zwei tadellose Klosetts mit Wasserspülung. Viele Russen fragten, was das wäre. Ich machte jede Einquartierung auf die Gelegenheit aufmerksam, aber weder Offizier noch Soldat haben je ein Klosett benutzt. Trat man morgens aus dem Haus, so sah man an jeder Haus-, Stall- oder Scheunenecke einen Russen in Hockstellung, ohne das geringste Schamgefühl. Man konnte zuletzt vor lauter Haufen kaum mehr auf den Hof gehen. Ich überwand meinen Ekel und karrte, um Seuchen zu verhindern, jeden Tag das ganze Gehöft ab. Wenn ich fertig war, konnte ich wieder von vorne anfangen.
Unsere Wäsche und Kleidungsstücke hatten wir in Koffern und Säcken unter dem Heu versteckt. ... Als die Russen wieder alles durchstöberten, hörten wir großes Geschrei, sie hatten Gretes Koffer entdeckt. Ich wurde geholt und sollte mit einer Forke das ganze Heu umwenden. Ich zeigte auf meine Stöcke und sagte: "Invalide!" Der Russe griff nach dem an der Stallwand lehnenden Karabiner und setzte mir die Mündung auf die Brust. Ich riß meine Jacke auf und sagte: "Bitte!" Er tippte sich an die Stirn und stellte den Karabiner weg. Meistens folgte dann noch ein nicht wiederzugebender Fluch. Als die Wagen vom Hof waren, schaffte ich meine Sachen, die sie nicht gefunden hatten, in den Holzschuppen, vergrub sie und packte Holz darüber. Ich mußte dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen. ...
Nächst Uhren waren sie auf Fahrräder scharf, aber sie konnten nicht fahren. Man hatte den Eindruck, daß ihnen alle diese Dinge fremd waren. Sie gingen wie die Kinder damit um.
Schlimm wurde es, wenn sie betrunken waren, und das waren sie sehr oft. Dann waren sie zu

allem fähig. Die ältesten Frauen mußten flüchten. In einer der ersten Nächte mußten ... über 50 Jahre alte Frauen ... vor der johlenden, betrunkenen Horde Spießruten laufen. ... Die Scham verschloß ihnen lange den Mund.
In den Baracken des Pionierparks lag unendlich viel Handwerksmaterial, aber die Bauern hatten weder Nagel noch Schraube. ... Günther schaffte etwas davon auf den Hof, denn wir brauchten es dringend. Der Russe nahm es uns jedoch wieder weg. Schließlich begann auch die Abfuhr im Pionierpark, und nun wurden jeden Morgen die Einwohner zum Aufladen zusammengetrieben, darunter waren Frauen bis zu 70 Jahren. Das ging wochenlang.
In den Wohnbaracken des Lagers feierten die Russen allnächtlich ihre Orgien, und am nächsten Tage mußten die Frauen diese Baracken reinigen ...
Immer wieder wurden wir als Kapitalisten beschimpft, aber was wir auch besaßen, die Russen eigneten es sich nur zu gerne an. Auf dem Dach der Brennerei saß ... eine Wache, die konnte von dort aus den Pionierpark und die ganze Siedlung überwachen. Sie schoß, sobald sich etwas Ziviles, gleich ob Mensch oder Tier, regte. Auch ... die schöne Schäferhündin "Anka" mußte dran glauben, sie lag eines Tages erschossen am Bahndamm. ...
Allmählich wurden die Lebensmittel knapp, am empfindlichsten war der Mangel an Salz. Schon längst hatten wir von dem roten Viehsalz genommen. Als auch dies zur Neige ging, sagte ich zu L.: "Morgen gehen wir zum alten Militärlager in den Wald, vielleicht finden wir dort noch etwas!"
Mit einem Handwagen erreichten wir am nächsten Tag auch tatsächlich unangefochten das Lager. Dort sah es wüst aus. Was man nicht mitgenommen hatte, war sinnlos vernichtet worden. Wir gingen durch den großen Saal, wo einst das Wehrmachtstheater gespielt hatte, bis in die Küche. Dort fanden wir zur unseren Freude in einer Kiste 50 Pfund Salz und sackten es schleunigst ein. Außerhalb der Küche lagen 2 geschlachtete Schweine. Wir machten, daß wir mit unserem Schatz nach Hause kamen. Kartoffeln hatten wir noch. Bäcker K. hatte seinen verbliebenen Mehlvorrat bis Mitte Februar verbacken. Seither drehten wir Roggen durch die Kaffeemühle und backten selber Brot. Es war mühsam für die vielen Menschen, aber wir waren dankbar, daß wir noch etwas Roggen hatten.
In der Siedlung und im Dorf Kurzig waren etwa 20 männliche und ebenso viele weibliche Polen bei den Bauern beschäftigt gewesen. Sie waren immer gut behandelt worden und haben sich auch beim Einzug der Russen gut betragen. Sie requirierten sich gleich in den ersten Tagen Pferd und Wagen und zogen singend in ihre nahe Heimat ab.
Unser Nachbar Sch. trug immer lange Gummistiefel und meinte: "Die nimmt der Russe nicht!" Ich war auch dumm genug, mir ein Paar fast neue Gummistiefel meines Vetters Otto anzuziehen. Ich sollte bald klüger werden. Um unser kleines Hengstfohlen zu tränken, mußte ich das Wasser vom Nachbarhof holen. ... Ich humpelte mit 2 Eimern los, um Wasser zu holen. Als ich damit zurück über den Hof kam, hielt mich ein Russe an, und ich sah gleich, daß er mir auf die Füße guckte. "Komm, komm!", sagte er. Dieses Wort führten sie ständig im Munde, und die Frauen erblaßten, wenn sie es hörten. Er machte mir bald klar, ich solle die Stiefel ausziehen. ... Ich mußte mein Wasser auf Strümpfen nach Hause bringen.
Mit der Verpflegung wurde es zusehends schlechter und schwieriger. Es wagte sich ja auch niemand auf die Straße, um vielleicht noch irgendwo etwas aufzutreiben. Entweder man wurde zu irgendeiner Arbeit geschleppt, oder mindestens wurde einem das bißchen, was man besorgt hatte, abgenommen. So wurden die Menschen völlig mutlos und sagten: "Es hat alles keinen Zweck mehr." Unsere letzte, sorgsam gehütete Reserve, einige Gläser mit eingewecktem Fleisch, die wir in Brunos Schlafraum versteckt hatten, nahmen sie mit, als sie eines Tages die Tür verschlossen fanden und daraufhin einschlugen.
Kurz darauf wurden die Mädel, die auf dem Gut die Schweine besorgten, so wie sie waren, vom Stall weg auf Lastwagen geladen und nach Rußland verschleppt. Keine konnte mehr von

ihren Angehörigen Abschied nehmen. Aus der Siedlung waren dabei unsere Erika L., 15 Jahre alt, Edelgard P., 16 Jahre alt, Ilse Sch., 17 Jahre und Inge J., 18 Jahre alt, lauter blühende, hübsche Mädel. ...
Der Februar ging zu Ende, ein Monat des Schreckens. Wie würde es weitergehen? Wie mochte es im übrigen deutschen Vaterland aussehen? Wo war meine Frau?" Wir waren ohne Nachricht. Wenn ich nachts als Warnposten für die Frauen und Mädchen am unbeleuchteten Fenster stand, quälten mich die Gedanken. Wie lange sollte es so noch weitergehen?
Wir werden immer weniger, kommen nicht zur Ruhe. Kürzlich haben die Russen die ganze Siedlung umstellt und Haus für Haus abgesucht, um der Mädchen habhaft zu werden. Einzig Helga K. konnte ihrem Schicksal entgehen. Als ein russischer Arzt sie in sein Zimmer zerren wollte, gelang es ihr, sich loszureißen. Sie sprang aus dem offenen Fenster und entkam in der Dunkelheit. ...
In den Monat März retteten wir mit viel List noch ein paar Karnickel. ...
Von der Oder hörten wir Kanonendonner. Allerlei Gerüchte wurden laut. Wenn die Luft einigermaßen rein war, kamen wir Männer bei Max Sch. zusammen, man konnte die unglaublichsten Ansichten hören. "Das Feuer war heute ganz nah", sagte Max, "nun werden Unsere bald kommen, und dann sind wir erlöst!" Sie glaubten, was sie hofften. Man konnte es ihnen nicht widerlegen.
Am 9. März wurden abends alle noch vorhandenen Männer von den Russen zusammengetrieben. Ich hörte schwere Schritte die Treppe zu mir heraufkommen. Es waren 2 schwerbewaffnete Bolschewisten: "Komm, komm!" Im Hof schrie Bressel, der von den Russen eingesetzte Bürgermeister: "P. und L., mitkommen!" Er überschlug sich fast vor Diensteifer, um sich bei den Russen beliebt zu machen. Er ahnte nicht, wie nahe sein eigenes Verhängnis war.
Auf der Straße kamen mir überall Männer entgegen, die von den Russen zusammengetrieben wurden. ... Wir sahen uns an. Was stand uns bevor? Wir sollten es bald erfahren.
Ein Kommissar, der eine Liste in der Hand hielt, kam mit einem deutsch sprechenden Polen als Dolmetscher aus dem Haus. Auf dem Hof stand ein Lastwagen, daneben bewaffnete Soldaten. Der Kommissar, ein noch junger Mensch, in funkelnagelneuer Uniform, musterte die Anwesenden. Dann rief er die Namen auf und fragte jeden einzelnen, ob er in der Partei gewesen sei. Jede Antwort verglich er mit seiner Liste, die so genau war, daß sie ihm nur ein Verräter geliefert haben konnte. Er ging um uns herum wie auf dem Viehmarkt und schätzte mit abwägenden Blicken unsere Arbeitskraft ein.
Zuerst kamen die Gutgenährten an die Reihe. Richard B., ein Arbeiter. Der Kommissar deutete mit der Hand auf den Lastwagen. Die Soldaten halfen nach. ... Bauer L. und Bauer B. wurden als zu mager abgelehnt.
In diesem Augenblick kam Bressel mit dem Rest der Männer von jenseits der Bahn und stellte sie eifrig dem Kommissar vor. Arthur J., sein Schwager, ein Finanzbeamter und Bauer Alfred P. mußten auf den Wagen. Ich stand dort noch immer in meinen Holzpantoffeln, mager und krumm mit verwildertem Bart. Lange wurde ich gemustert, dann winkte der Kommissar ab, rief laut und deutlich: "Bressel!" - und deutete auf den Wagen. Nie werde ich dessen Gesicht vergessen. Das Urteil war gesprochen. Wir konnten gehen.
Die anderen wurden abtransportiert, so wie sie waren, ohne Mantel und Decke. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört.
Die Front stand immer noch an der Oder. Infolgedessen hatten wir schon so eine Art Stammkundschaft auf dem Hof. Auf dem Zaun hingen die Häute der geschlachteten Kühe, von denen die Köpfe für uns abfielen. Mit Roggenschrot, Kartoffeln und etwas Leinöl hielten wir weiter durch. Da kein Vieh mehr, wohl noch Kartoffeln vorhanden waren, vor allem für die Schnapsgewinnung -, brachten die Russen die Brennerei wieder in Gang. L. und Karl H. mußten dort auch arbeiten und bekamen Verpflegung. Es sah aus, als ob die Russen etwas ruhiger

würden, aber wir sollten bald eines Besseren belehrt werden. ...
Am 9. April kamen spät abends 2 Wagen auf den Hof gefahren. Die Kerle hatten grüne Achselkappen und Mützen. Ich sagte zu L.: "Was sind das für welche?" Einer postierte sich im Garten, einer vor dem Stall, genau dort, wo die Tür zum Boden war. 2 stiegen ohne zu fragen zu L. hinauf, sie wußten offenbar Bescheid. Ich holte mir aus dem Pferdestall die Futterschwinge. L. war im Schuppen und hackte Holz.
Da kamen die beiden wieder vom Dachboden herunter und hielten mich an. Sie nannten meinen Namen. Ich mußte den Futterkorb hinstellen und mit zum Nachbargehöft kommen. Dort war eine Stube zur Vernehmung eingerichtet. In der Mitte stand ein Tisch, ich mußte mich davor hinsetzen. Auf der anderen Seite am Fenster stand ein Kommissar mit dem mir bekannten polnischen Dolmetscher aus der Brennerei. An der Tür zum Ausgang standen 2 schwerbewaffnete Posten. Jetzt wurde mir klar, daß ich die russische Gestapo, die berüchtigte NKWD, vor mir hatte.
Der Kommissar fragte nach meinen Papieren. Ich sagte, daß man mir die Papiere längst abgenommen hätte, was ja auch der Wahrheit entsprach. Ich nahm mir überhaupt vor, ohne Widerspruch dabei zu bleiben. Der Kommissar sprang wütend auf und hielt mir die Faust unter die Nase: "Du lugen!" Der Dolmetscher sagte, ich hätte doch sicher noch irgend etwas. Ich sagte, nur einen Briefordner, keine Ausweispapiere. Sofort mußte ich unter Bewachung der Posten, die kein Auge von mir ließen, den Ordner holen. In dem Ordner hatte ich alles abgeheftet, was für mich, vor allem für meine Pensionsansprüche von Wichtigkeit war. ...
Nun wurde eine Pause gemacht, meine Cousine, die Frau des erschossenen Otto Z., geholt und über mich vernommen. Dann ging es in meine Wohnung, wo alles durchwühlt wurde. Ich wurde dabei meine letzten Sachen einschließlich Seife los. Der Kommissar packte Bücher und Zeitungen ein. Die Bücher waren von meinen Neffen, die Zeitungen hatten als Tischbelag gedient. Natürlich waren es Zeitungen des Dritten Reiches, Abbildungen von deutschen Flugzeugen waren darunter.
Der Kommissar sagte mir, daß sie mich mitnehmen würden, ich solle Verpflegung einpacken. Ich zog mir Stiefel und einen alten Lodenmantel meines toten Vetters an. Meine Cousine brachte mir noch ein Stückchen Speck. Es war unterdessen 14.00 Uhr geworden. Auf dem Wagen fand ich schon die Frau des Ortsbauernführers aus Kurzig-Dorf vor, deren Mann L. man am 1. Februar ohne Verhör erschossen hatte. Den Gutsbesitzer Z. ... hatten sie nicht gefunden. 2 GPU-Soldaten nahmen neben uns Platz. Ein zweiter Wagen mit dem schimpfenden polnischen Dolmetscher und weiteren Soldaten folgte. Im Trab ging es nach der 25 Kilometer entfernten Stadt Zielenzig. Wir kamen durch das ehemalige Militärlager Wandern, das voller Russen lag.
In Zielenzig hatte die GPU das Gehöft eines Maurermeisters und 2 angrenzende Häuser beschlagnahmt. Nach nochmaliger Untersuchung kam ich in den Keller, wo 5 Männer im Stroh lagen, auf dem für mich kein Platz mehr war. Der Keller war eng, dunkel und feucht. In einer Ecke stand ein alter Sessel, mit 3 Beinen. Auf dem habe ich die ganze Zeit geschlafen.
Als Neuankömmling wurde ich eingehend betrachtet und befragt. Meine Schicksalsgefährten hatten seit Tagen gehungert. Ich verteilte meinen Proviant und war im Augenblick die Hauptperson. Ich hörte, daß im Keller nebenan Frauen untergebracht seien. Die Anwesenden waren: ein 71jähriger, noch rüstiger Bierfahrer aus Zielenzig, ein Straßenbahner aus Köln und 3 ebenfalls ältere Männer aus Zielenzig. Keiner wußte, was er verbrochen haben sollte.
Gegen 23.00 Uhr wurde ich zur Vernehmung geholt, die in einem Raum des Nachbarhauses stattfand. In der Mitte stand ein Tisch mit einer Petroleumlampe. ... Dahinter saß ein Kommissar, ein vielleicht 30jähriger Mann. Neben ihm saß ein dunkelhaariger Zivilist mit Vollbart, der Dolmetscher. Er sprach gut deutsch. Ich mußte mich etwa 4 Schritte vor dem Tisch auf einen Stuhl setzen. Eine ganze Weile war es still im Zimmer. Die Russen drehten sich Zigaret-

ten und rauchten.
Schließlich sagte der Kommissar etwas auf russisch zu dem Dolmetscher. Der überlegte einen Augenblick und fragte mich dann, warum ich nicht geflohen sei. Ich erwiderte, ich hätte meine Sachen nicht im Stich lassen wollen, außerdem wäre ich als alter Soldat der Meinung gewesen, die Russen seien Soldaten, wie ich sie im Ersten Weltkrieg kennengelernt hätte. Hierauf ging der Kommissar nicht ein, fragte dagegen, was für einen Auftrag ich gehabt hätte. Ich sagte, ich hätte keinen Auftrag gehabt. Er sagte, dies sei eine Lüge, bei ihnen habe beim Rückzug der Truppe jeder Zurückbleibende einen Auftrag gehabt. ... Ob ich bei der Gestapo gearbeitet hätte? Ich sagte, nein. So ging es bis 2.00 Uhr nachts hin und her, dann wurde ich wieder in den Keller gebracht.
Morgens erzählten die anderen von ihren Vernehmungen. Ein schwerkriegsbeschädigter Schlosser aus Zielenzig erzählte, ... er sei Kommunist, er habe ... sogar seinen Parteiausweis von 1933 vorgelegt. Der Kommissar habe den Ausweis zerrissen und ihm (den Ausweis) an den Kopf geworfen. Der Straßenbahner aus Köln wurde erst am Vormittag vernommen, er kam weinend zurück und jammerte unentwegt, er sei furchtbar geschlagen worden. Er konnte sich gar nicht beruhigen. Ich sagte ihm schließlich, er sei doch ein Mann und solle endlich mit der Heulerei aufhören. Er erzählte dann noch, der Kommissar habe behauptet, er sei per Flugzeug mit einem Hauptmann aus Berlin nach Zielenzig gekommen, dabei wisse er nicht einmal, wie ein Flugzeug von innen aussehe.
Zu essen bekamen wir an diesem Tage nichts. Nachmittags wurden wir auf dem Hof mit allerlei Arbeiten beschäftigt, abends wieder eingesperrt. Um 23 Uhr ging erneut die Vernehmung los. Ich mußte meinen ganzen Lebenslauf erzählen. Am meisten interessierte den Kommissar, wo ich überall als Landjäger gewesen war. Er fragte, wieviel Personen ich festgenommen hätte und warum. Das ging wieder bis ca. 2.00 Uhr. ...
Am ... Morgen wurde ich wieder aus dem Keller geholt und mußte den Hof fegen. Mittags bekamen wir etwas Suppe, hatten aber keinen Löffel. Ein Russe war mitleidig und gab uns einen. Der Löffel ging reihum. ... Wenn man die ausgehungerten Gestalten mit gierigen Augen um den Eimer herumsitzen sah, dann mußte man befürchten, daß um den Löffel ein Kampf entstehen könnte.
Am Nachmittag kamen zwei 17jährige Burschen als Zuwachs. Die Schwester des einen saß im Nebenkeller. Sie berichteten, daß sie schon in der GPU-Hauptstelle in Lieben bei Reppen gewesen wären, dort gehe es scharf zu.
Um 23.00 Uhr wurde ich wieder verhört. Ob ich Rosenberg in Litauen gesehen und persönlich mit ihm gesprochen hätte. Ich sagte, nein. Welche Stellung ich denn in Litauen gehabt hätte? Ich sagte wahrheitsgemäß, daß ich nur ein kleiner Beamter gewesen wäre und hätte in meiner Dienststelle bei der Landbewirtschaftungsgesellschaft in Kaunas in der Registratur und Poststelle gearbeitet. ...
Ich war nun in 4 Nächten vernommen worden, und es war nach meiner Meinung nichts dabei herausgekommen. Ich hätte vielleicht ... bei der Arbeit fliehen können, aber noch glaubte ich, man müsse entlassen werden, wenn man schuldlos war.
Beim Kartoffelschälen konnte ich ein Messer an die Seite bringen. Mittags kam einer von der GPU in den Keller, schrie meinen Namen und fragte, ob ich einen Bruder in Warschau hätte. Ich verneinte. Gleich darauf wurde ich in das Vernehmungszimmer geholt. Man legt mir ein Protokoll vor, das ich unterschreiben sollte. Ich weigerte mich mit dem Hinweis, daß es russisch abgefaßt sei. Daraufhin las es der Dolmetscher vor, und ich unterschrieb. Von Entlassung war keine Rede.
Am 14. April wurde ich dem obersten für Zielenzig zuständigen GPU-Chef vorgeführt. Er hatte mein Protokoll und die in Kurzig beschlagnahmten Papiere vor sich liegen. ... Er sprang auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: "Alles Luge, alles Luge!" Ich wäre in der

Partei gewesen. Hitler hätte keinen eine Stunde im Dienst gelassen, der nicht in der Partei gewesen wäre.
Ich wurde in den Keller zurückgebracht. Eine Stunde verging. Dann kam der Kommissar, der mich vorher vernommen hatte, mit einem Rucksack und sagte: "Komm!" Auf dem Hof stand ein Opelwagen. Der GPU-Chef setzte mich auf den Rücksitz und setzte sich vorn neben den Fahrer. Es ging nach Westen der Front zu. Mir schoß es durch den Kopf: Jetzt machst du deine Todesfahrt, irgendwo im Wald legen sie dich um, und andererseits: die Russen waren leichtsinnig, denn ein verzweifelter, zu allem entschlossener Mensch konnte ihnen sein Messer in den Rücken stoßen! Der Tod schreckte mich nicht mehr.
Es ging durch verschiedene Dörfer und eine lange Strecke durch den Wald. Auf einem großen Gutshof ... wurde ich dann in ein Zimmer gebracht. ...
In dem Zimmer hinter'm Tisch saßen gleich drei Kommissare. Einer ... hielt meine Papiere in der Hand, mit der anderen griff er gleich in meinen Bart und drehte mir ganze Büschel aus, dabei "Stary Faschist" ("alter Faschist") schreiend. Ich versuchte, keine Miene zu verziehen, starrte ihm nur ins Gesicht. Ohne weitere Vernehmung wurde ich in den Keller gebracht, bekam noch einen Tritt, und die Tür schloß sich hinter mir. Hier im Gutshaus befanden sich viele Keller. Vor jeder Tür stand ein Posten mit Maschinenpistole.
In meinem verhältnismäßig großen, hellen Keller fand ich nur einen Gefangenen, einen etwa 45jährigen Mann, der gut gekleidet und frisch rasiert war. Er fing gleich ein Gespräch mit mir an und sagte: "Wir sind Leidensgenossen und sagen Du zueinander!" ... Er erzählte viel und ich hörte mir alles an. Schließlich teilte er mir mit, daß er fliehen wolle, ob ich mitmachen würde. ... Ich war längst mißtrauisch geworden, winkte ab und sagte, daß das Fliehen in Zielenzig leichter gewesen wäre und lehnte ab. Er meinte, dann müsse er es eben allein machen, aber eine Waffe müsse er auf jeden Fall haben, ob ich denn keine versteckt hätte. Ich sagte, nein. ...Ich dachte: Genauso haben die Russen auch gefragt! ...
Es war unterdessen Abend geworden. Der Posten stellte uns einen Kübel Essen rein. Der andere hatte einen Löffel und fing gleich an zu essen. Dann gab er mir den Löffel. Während ich meinen Hunger stillte, zog er ein kleines Wörterbuch aus der Tasche und lernte Russisch.
Wir lagen schon eine Weile im Stroh, als mit einem Mal die Tür aufgerissen wurde und der Dolmetscher rief: "Erich M.!" Er rief es so auffallend barsch, daß das Gekünstelte herauszuhören war. Er brüllte noch einmal: "Schnell, schnell!", und tat so, als ob er mit dem Fuß nach ihm stoßen wollte. Ich sah – froh, allein zu sein – hinter ihnen her und dachte: Also Erich M. heißt du, den Namen muß man sich merken! Er kam erst nach Stunden zurück. Ich stellte mich schlafend. ...
Am ... Morgen um 10.00 Uhr ... legte (man) mir gleich Handschellen an. Ich stand auf dem Teppich neben dem Garderobenständer, der Dolmetscher stand neben mir, die drei Kommissare vor mir. Der Dolmetscher redete laut auf mich ein: Sie wüßten alles von mir! Der GPU-Chef kam herein. Der Dolmetscher fragte: "Du Geheimer?" Ich sagte laut: "Nein!"
Im selben Augenblick bekam ich von dem GPU-Chef einen Tritt in den Leib, daß ich umfiel. Nun fielen alle über mich her, es hagelte Fußtritte, ich sah nur Stiefel über mir. So schnell es mit den Fesseln ging, war ich wieder hoch. Ich sah die haßerfüllten Augen des GPU-Chefs dicht vor mir und versuchte, diesem Menschenschinder die gefesselten Hände unter das Kinn zu hauen. Da bekam ich schon den nächsten Fußtritt. Ich wurde zu Boden geschlagen, stand wieder auf, mußte wieder runter, kam wieder hoch, das wiederholte sich wohl zwanzigmal. Ich hatte nur den Gedanken, du darfst dich nicht unterkriegen lassen, du mußt ihnen ins Gesicht sehen.
Aber da bekam ich vom GPU-Chef einen Schlag auf das linke Ohr (auf dem ich seither das Gehör verloren habe), daß mir das Blut aus Mund und Nase stürzte und ich liegenblieb. Die vier Männer ließen sich eine Schüssel Wasser kommen und wuschen sich die Hände. Nur mit

Anspannung meiner letzten Willenskräfte kam ich auf die Beine. Gefesselt brachte mich der Dolmetscher in einen anderen Keller. Als er unterwegs wieder anfing, mich zu treten, blieb ich stehen und schrie ihn an: "Genug jetzt!" Da ließ er mich in Ruhe.
Im Keller lagen etwa 20 Menschen auf faulendem Stroh. Es stank nach Unrat und Verwesung. Völlig zerschlagen sank ich auf den Boden. Neben mir lag ein Mann in meinem Alter. Er erzählte, daß er ein Forstmeister wäre und die Wälder eines Prinzen von Preußen in der Nähe von Drossen betreut hätte. Ich fragte ihn, ob er schon im Keller bei dem Spitzel Erich M. gewesen wäre, ... und warnte ihn. Schon am nächsten Tag kam er tatsächlich dorthin. Ich blieb in dem Keller, einem furchtbaren Aufenthaltsort. In einer Ecke stand ein viel zu kleiner Eimer, der als Abort benutzt wurde. Die meisten hatten Durchfall. ...
Unser einmal am Tag verabfolgtes Essen, wenn man es so nennen kann, wurde neben den Aborteimer gestellt, man sah, daß es zusammengekratzt war. Trotzdem fielen die meisten wie die Wölfe darüber her. Der Ekel war groß, der Hunger (war) größer.
Links neben mir lag ein 14jähriger Junge, der Sohn eines Gastwirts aus der Nähe. Um 19.00 Uhr wurden wir unter schwerer Bewachung zum "Ausgang" auf den Hof geführt. Ich benutzte die Gelegenheit, um in einem Gebüsch meine Notdurft zu verrichten. Da ich immer noch gefesselt war, mußte mir der Junge die Hose auf- und wieder zuknöpfen. Auf einmal stand Erich M. vor mir. "Nanu!", sagte er und deutete auf meine Fesseln. Da packte mich die Wut, ich schrie: "Junge, sieh dir diesen Verräter an, das will ein Deutscher sein. Das ist keiner mehr, sieh dir den Verbrecher genau an!" M. schlug die Augen nieder, erwiderte nichts und ging.
Ich wurde nun nicht mehr zur Vernehmung geholt, aber auch die Fesseln wurden mir nicht abgenommen. Es waren veraltete Handschellen, Marterwerkzeuge, wie man sie sonst nur noch in Museen kannte. Wenn man mit den Armen eine ungeschickte Bewegung machte oder irgendwo anstieß, dann schnappte die Fessel einen Zahn weiter zu. Bald saßen sie so fest um meine Handgelenke, daß mir die Arme blaurot anschwollen. Ich mußte die Arme hochhalten, hatte aber trotzdem die furchtbarsten Schmerzen. Ich bat den Dolmetscher um Lockerung, zeigte ihm die entzündeten Handgelenke, die zu eitern anfingen. Er lachte hämisch und verhöhnte mich.
So habe ich bis Ende April in dieser Höhle gelegen, die von Ungeziefer wimmelte. Tagsüber peinigten uns die Läuse, nachts liefen die Ratten über uns hinweg. In kurzen Abständen leuchtete der Posten durch eine kleine Öffnung den Keller ab. Stand man auf, weil man es im Liegen nicht mehr aushalten konnte, dann kam er herein und bedrohte einen mit der Waffe. Wir waren ja wehrlos. ....
An Brot bekamen wir pro Tag eine Scheibe geröstetes Kommißbrot, das so steinhart war, daß sich Zunge und Gaumen entzündeten.
Eines Morgens wurden wir alle auf den Hof getrieben. Die Russen waren im Aufbruch, sie hatten wohl endlich die Oder überschritten. Ein Kommissar sagte, wir wären entlassen. Ich zeigte auf meine gefesselten Hände. Er rief einen GPU-Soldaten, der holte die Schlüssel und befreite mich von den Fesseln.
Noch ganz benommen ging ich auf die Straße nach Westen. Ich hatte das Dorf jedoch noch nicht hinter mir, als ich von anderen GPU-Soldaten aufgegriffen und zum Gutshof zurückgebracht wurde. Der Dolmetscher brüllte mich an, ich solle machen, daß ich fortkäme. Ich bat ihn um meinen Rucksack und meine Papiere. Ich bekam einen Tritt und stand wieder auf dem Hof. Diesmal wandte ich mich dem Ortsausgang des Dorfes zu. Von hier konnte man bis zu dem 2 Kilometer entfernten Wald sehen. Die Gegend war menschenleer.
Ich setzte mich in den Straßengraben und überdachte meine Lage. Daß es mir elend ging und ich ohne Essen war, schien mir weniger schlimm, als die Tatsache, daß ich keinen Entlassungsschein hatte. Würde ich Kurzig ohne Papiere erreichen? Ich rechnete mit einer Dauer von 2 guten Tagesmärschen. Also los!

Als erstes mußte ich den Wald erreichen. Da sprang hinter einem Baum ein Russe mit angeschlagener Waffe auf mich los "Stoi!" Er durchsuchte mich. Dann: "Komm, komm!" Er trieb mich tiefer in den Wald. An einem Feuer saßen 2 Soldaten, von denen einer etwas Deutsch konnte. Er forderte mich auf, am Feuer Platz zu nehmen. Das Feuer war etwa 20 m vom Eingang eines Unterstandes entfernt.
Dann kam ein Offizier, der mich oberflächlich verhörte. Der Posten ging wieder. Nach einer Weile erschien er mit 2 Zivilisten, die einen Handwagen zogen. Auch sie mußten sich am Feuer hinhocken und wurden kurz vernommen. Es waren ein Italiener und ein Pole. Nach längerem Hin und Her zwischen dem Polen und dem Russen machte sich ein Soldat marschbereit und forderte uns zum Mitkommen auf.
Wir marschierten nach Norden zu, immer am Waldrand entlang. Überall stießen wir auf versteckte Posten. Der Wald war voller Russen. ... Wir begegneten einem total betrunkenen Kapitän, um den sich unser Begleiter kümmerte. Ich sah viele Unterstände. Stundenlang ging es so weiter. Schließlich kamen wir aus dem Wald heraus in ein Dorf, das von vielen kleinen Teichen umgeben war. Wie wir später feststellten, hieß es Biberteich.
Wir wurden nach einem etwas abgelegenen Gehöft gebracht. Ich prägte mir die Gegend genau ein, denn ich wollte die erste beste Gelegenheit zur Flucht nutzen. Zunächst aber landete ich im Keller, wo ich zu meiner Überraschung sämtliche Mitgefangenen aus Lieben vorfand. Keiner war durch die Postenkette gekommen, und nun konnten wir unsere Erfahrungen austauschen. Ich hatte noch einen Kampf mit einem russischen Oberleutnant um meine Brille zu bestehen. Zu essen gab es nichts. (Es gab) auch kein Stroh. Wir lagen auf der feuchten Kellererde, hatten aber eine Zisterne im Keller, so daß wir wenigstens unseren Durst löschen und uns notdürftig waschen konnten.
Als wir am nächsten Tag arbeiten sollten, machte ich schlapp. Ein Russe, der etwas Deutsch sprach, sah ein, daß ein Mensch, der arbeiten soll, auch essen muß. Er sah wohl auch, wie es um mich stand und hatte Mitleid. Kurzum, er brachte uns zum Koch, der uns ein paar Kartoffeln und Fleischabfälle zuwarf. Im Nu hatten wir aus Ziegelsteinen einen Herd gebaut, Feuer gemacht und Wasser aufgesetzt. Nie werde ich vergessen, wie wir erwartungsvoll um unseren verbeulten Kessel herumstanden und es nicht erwarten konnten, bis die Suppe gar war. Man muß erst mal erfahren haben, was Hunger wirklich bedeutet.<<

Rückkehr in den Kreis Soldin im April 1945

Erlebnisbericht der Lehrerin E. W. aus dem Kreis Soldin in Ostbrandenburg (x002/304-306):
>>Nach Wochen durften wir in unser Heimatdorf zurückkehren. ... Es begann die Kolchosenarbeit. ... Wir atmeten erleichtert auf, als eine geregelte Arbeit begann. ... Die Arbeit begann um 5.00 Uhr morgens. Eine Uhr besaß niemand mehr außer dem Bürgermeister. Er läutete eine Glocke zum Arbeitsbeginn. Alle - ohne Ausnahme - ob krank oder gesund, mußten zur Arbeit. ...
Zu Anfang waren noch einige Kühe im Dorf. ... Da gab es noch etwas Milch für die Kinder. ... Wir ... kochten ... Sirup und besaßen damit etwas ganz Köstliches. Was läßt sich aus Sirup alles herstellen! Oft aßen wir Brennesseln als Salat zubereitet. ... Übrigens war auch der Sonntag ein Arbeitstag, ebenso Ostern und Pfingsten. Das Feuer wurde wie etwas Kostbares gehütet. Wir hatten ja keine Streichhölzer. ... Da wir kein Salz besaßen, kochten wir mit rohem Viehsalz. Waschmittel gab es natürlich auch nicht. Wir nahmen Kalk zum Einweichen und auch, wenn vorhanden, Molke. ...
Der 20. April 1945 war wieder ein besonders aufregender Tag. Eine neue Einquartierung kam ins Dorf - (sowjetische) Flieger. Wir mußten sofort die guten Häuser räumen und in den abgebrannten Teil des Dorfes ziehen. ... Es befanden sich auffallend viele russische Frauen bei dieser Truppe. Noch in der Nacht begann in allen Häusern eine Razzia ... mit großen Spür-

hunden. Man suchte angeblich deutsche Soldaten.
Aus einem Bauerngehöft war über Nacht ein Bauerngefängnis geworden, umgeben mit hohem Stacheldraht. ... Niemand durfte das Haus verlassen. So saßen wir Stunden (im Haus). ... Die unheimliche Stille und das Warten fraßen an den Nerven.
Endlich um 11.00 vormittags (erhielten wir) den Befehl: "raboti" (roboten = arbeiten). Wie befreit gingen wir auf die Felder (zur Arbeit). ... Niemand hatte auch nur mit einer Silbe an den Geburtstag des Führers gedacht. ...
Wir fanden ein deutsches Flugblatt auf dem Felde: Nr. 5 vom 8. April 1945: ... "Deutsche haltet aus, wir kommen wieder." Wir glaubten und hofften erneut. Es begann ein eifriges Suchen nach anderen Flugblättern. Es hat wohl nie mehr ein deutsches Flugblatt Nr. 6 gegeben. Es war ein bitterer Prozeß, der sich da in uns vollzog, bis wir die Unmöglichkeit einer Befreiung einsehen mußten. Es schoß nicht mehr, die Front mußte sehr weit fort sein. Die russischen Truppen hatten auffallend viel Zeit. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpreußen

Sowjetische Gewalttaten in Nemmersdorf im Oktober 1944

Erlebnisbericht des Volkssturmmannes K. P. aus Nemmersdorf, Kreis Gumbinnen in Ostpreußen (x001/7-8): >>... Meine Volkssturmkompanie erhielt dann den Befehl, in Nemmersdorf aufzuräumen. Schon kurz vor Nemmersdorf fanden wir schon zerstörtes Flüchtlingsgepäck und umgeworfene Wagen.

In Nemmersdorf selbst fanden wir den geschlossenen Flüchtlingstreck. Alle Wagen waren durch Panzer vollständig zerstört und lagen am Straßenrand oder im Graben. Das Gepäck war geplündert, zerschlagen oder zerrissen, also vollständig vernichtet. Dieser Flüchtlingstreck war aus der Gegend Ebenrode und Gumbinnen. Ich stellte dieses beim Aufräumen fest. Im Straßengraben fand ich ein Männerjackett. Aus der Brusttasche ragte ein Stück weißes Papier heraus. Nicht Neugierde, sondern tiefstes Mitleid mit diesen armen Menschen ließ mir keine Ruhe, nachzusehen, was es war. Es ist gut, daß ich es getan habe.

Es war ein Briefumschlag mit der Aufschrift: Schmiedemeister G., Gumbinnen. In dem Umschlag steckten 5 Zwanzigmarkscheine. Diese steckte ich in den Umschlag zurück in der Hoffnung, daß der Besitzer doch noch einmal zurückkommen würde.

Das ganze Flüchtlingsgut wurde gesammelt und in die Dorfkirche getragen. Am Dorfrand in Richtung Sodehnen - Nemmersdorf steht auf der linken Straßenseite ein großes Gasthaus "Weißer Krug", rechts davon geht eine Straße ab, die zu den umliegenden Gehöften führt. An dem ersten Gehöft, links von dieser Straße, stand ein Leiterwagen. An diesem waren 4 nackte Frauen in gekreuzigter Stellung, durch die Hände genagelt. Hinter dem "Weißen Krug" in Richtung Gumbinnen ... ist ein großes Gasthaus "Roter Krug". An diesem Gasthaus stand längs der Straße eine Scheune. An den beiden Scheunentüren waren je eine Frau, nackt in gekreuzigter Stellung, durch die Hände angenagelt.

Weiter fanden wir dann in den Wohnungen insgesamt 72 Frauen einschließlich Kinder und einen alten Mann von 74 Jahren, die sämtlich tot waren, fast ausschließlich bestialisch ermordet, bis auf nur wenige, die Genickschüsse aufwiesen. Unter den Toten befanden sich auch Kinder im Windelalter, denen mit einem harten Gegenstand der Schädel eingeschlagen war. In einer Stube fanden wir auf einem Sofa in sitzender Stellung eine alte Frau von 84 Jahren vor, die vollkommen erblindet gewesen und bereits tot war. Dieser Toten fehlte der halbe Kopf, der anscheinend mit einer Axt oder Spaten von oben nach dem Hals weggespalten war.

Diese Leichen mußten wir auf den Dorffriedhof tragen, wo sie dann liegenblieben, weil eine ausländische Ärztekommission sich zur Besichtigung der Leichen angemeldet hatte. So lagen diese Leichen dann 3 Tage, ohne daß diese Kommission erschien. Inzwischen kam eine Krankenschwester aus Insterburg, die in Nemmersdorf beheimatet war und hier ihre Eltern suchte. Unter den Ermordeten fand sie ihre Mutter von 72 Jahren und auch ihren alten schwachen Vater von 74 Jahren, der als einziger Mann zu diesen Toten gehörte. Diese Schwester stellte dann fest, daß alle Toten Nemmersdorfer waren.

Am 4. Tag wurden dann die Leichen in zwei Gräbern beigesetzt. Erst am nächsten Tag erschien die Ärztekommission, und die Gräber mußten noch einmal geöffnet werden. ... Einstimmig wurde dann festgestellt, daß sämtliche Frauen wie Mädchen von 8-12 Jahren vergewaltigt waren, auch die blinde Frau von 84 Jahren. Nach der Besichtigung durch die Kommission wurden die Leichen endgültig beigesetzt.<<

Gewalttaten der Roten Armee nach dem Einmarsch in Rössel am 29. Januar 1945

Erlebnisbericht der E. S. aus der Stadt Rössel in Ostpreußen (x001/100-101): >>In unserer Wohnung und in unserem Geschäft war es nicht zum Aushalten. Deshalb gingen meine Eltern am Montag, dem 29. Januar 1945, in ihr oberes Haus …

In der unteren Wohnung wohnte die Lehrerin Frl. K. von der höheren Mädchenschule. Meine Eltern haben mit Frl. K. und deren Mutter eng aneinandergepreßt auf dem Boden des Hauses gelegen. Wir blieben verschont. Frau K. im 1. Stock wurde sehr schwer vergewaltigt. Ihre 78-jährige Mutter, die im Sterben lag, wurde aus dem Bett auf die Erde geworfen und blieb dort liegen. Ein 20-jähriges Mädchen wurde in dieser Nacht 20 Mal vergewaltigt. Im Korridor wurde ein Flüchtling aus Goldap erschlagen.
In der Wohnung von Dr. G. tobten die Russen. Sie tranken Schnaps und zerschlugen die Möbel. Dauernd kamen Russen in das Zimmer, drohten, fluchten und gingen wieder. Immer wieder wurde gebetet: "Lieber Heiland, laß uns sterben." Frl. K. flehte Papa um sein Taschenmesser an. Sie wollte erst den anderen, dann sich die Pulsadern aufschneiden. Der liebe Gott würde ihr verzeihen, sagte sie. Papa gab ihr das Messer nicht.
... Meine Eltern legten die sterbende Frau K. auf ein Laken und brachten sie ins Krankenhaus. Die Straßen – (boten) ein Bild des Grauens. Umgekippte Flüchtlingswagen, zertrümmerte Möbel, Scherben, Leichen und Pferdekadaver. ... Das Krankenhaus war voll besetzt. Die Russen dort tranken, ... fluchten und drohten. Der Chefarzt Dr. N. hatte sich versteckt. ... Schwester Theresia von der Pforte sagte: "Nicht sehen lassen, schnell verschwinden. Wir Schwestern wären um ein Haar erschossen worden." Kaum waren wir zu Hause, da holte ein Russe meinen Vater auf den Hof, um ihn zu erschießen, aber ein Rösseler, der polnisch konnte, sagte zu dem russischen Offizier: "Nicht schießen, er ist ein guter Mensch."
Etwa am 20. Februar 1945 kamen feste Verbände nach Rössel. Damit wurden wir (sowjetische) Garnisonstadt. Tag und Nacht wurde geplündert. Die Vergewaltigungen nahmen kein Ende. Viele Frauen ... baten Dr. N ... um Gift. Er gab es nicht. Unter den ... Mißhandelten befanden sich Kinder von 13-14 Jahren, so die 14-jährige Tochter von W. F. und die 13-jährige Tochter von Kaufmann V. M. Meine Freundin E. W. wurde von russischen Soldaten zu ihrer Mutter gebracht, sie konnte vor Schwäche nicht mehr gehen und war lange krank.
Ein Mädel aus der Siedlung konnte die Vergewaltigungen nicht mehr ertragen, nahm Essigessenz und starb unter furchtbaren Schmerzen. Ein anderes Mädel hängte sich aus den gleichen Gründen auf, eine Flüchtlingsfrau ebenfalls. Wenn ein Russe an der Tür erschien, flohen Frauen und Mädchen durch die Fenster. Meistens umstellten die Russen jedoch die Häuser und holten sich ihre Beute.
Gleich in den ersten Tagen mußten sich die Männer bis zu 50 Jahren melden. Sie wurden verschleppt. Darunter war auch Pater B. Er ist inzwischen verstorben. Später holte man auch die älteren Männer. Einige Namen:
Mein Vater (60 Jahre), Kaufmann K., Fleischermeister J., Fleischermeister N., Kaufmann K., Stadtbaumeister K., Kaufmann H., Postassistent Z., Schlachthofaufseher N., Tischler Hermann O., die Fleischer L. und B., P. (von der Ermländischen Genossenschaft), Bäckermeister P. und seine Frau, Stadthauptkassenrechnungsführer W., Kaufmann H. (im Lager Archangelsk verstorben), Rechtsanwalt D. (70 Jahre, im Lazarett Archangelsk 1. April 45, acht Tage nach Einlieferung verstorben, laut Nachricht von Pfarrer Lic. B. (jetzt englische Zone), Apotheker P. (kam zurück, starb auf der Flucht in Deutschland), Installateur R. (kam zurück), Postobersekretär L. mit drei Töchtern, Polizeiwachtmeister K. mit zwei Töchtern, Tischlermeister Sch. und Tochter, Lehrer B. mit zwei Töchtern, Frau M. (Frau des Bürgermeisters - hatte falschen Paß), Frau F. (Kind oben erwähnt - Vater W. F.), Lilly P., Gertrud K., Frau S. (kam zurück), Fräulein Maria W. (kam zurück, wohnt heute mit ihrer Mutter in Westfalen), Fräulein Gitta H. (kam zurück, wohnt heute in Westfalen), Frau L., Frau Sch., Tischlermeister D. und zwei Töchter. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Königsberg am 9. April 1945
Erlebnisbericht des Hermann B. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/107-108): >>Am 9.

April 1945, morgens zwischen 7.00 und 8.00 Uhr, drangen russische Soldaten in den Luftschutzkeller ... und forderten von uns, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß deutsche Soldaten nicht versteckt und wir nicht bewaffnet waren: "Urri" = Uhren, die sie uns ohne weiteres abnahmen. Mir gelang es hier noch, meine goldene Taschenuhr zu verbergen. Auf Ringe legten diese Soldaten noch keinen Wert.
Unter der Vorspiegelung registriert zu werden, wurden wir in die Augusta-Victoria-Allee geführt, wo schon Bewohner aus anderen Häusern warteten. Ich hatte lediglich eine Ledertasche mit einigen Lebensmitteln, ein Handtuch, Rasierzeug usw. bei mir, andere hatten vorsorglich einen Rucksack oder einen Koffer mitgenommen.
Bei längerem Warten konnten wir beobachten, wie russische Soldaten Koffer und Kästen aus den von uns verlassenen Wohnungen schleppten, die sie z.T. auf bereitstehende Panzer luden.
Endlich wurden wir, ohne daß man uns die Gelegenheit gab, noch einmal unsere Wohnung aufzusuchen, unter Bewachung ... in Marsch gesetzt, wobei wir in ein kurzes Feuergefecht gerieten und einige verletzt wurden.
Für die älteren und körperbehinderten Personen war der Marsch über die steile Böschung an der zerstörten Hochbrücke ... bereits recht beschwerlich, zumal manche noch Gepäckstücke tragen mußten. Die Sorge um das Gepäck bzw. deren Last war für die meisten Eigentümer bald erledigt: Es wurde ihnen während des Marsches und der Rast nach und nach geraubt. Ich büßte dabei meinen Ehering ein. ...
So wurden wir, scheinbar ziel- und zwecklos, 2 bis 3 Tage ... hin- und hergeführt. Nachts lagerten wir in Kellern von Ruinengrundstücken oder in verlassenen Häusern auf dem Fußboden, ohne uns bedecken zu können. Die Nachtruhe wurde durch herumstreunende Soldaten, die uns ins Gesicht leuchteten, um Frauen für sich herauszusuchen, mehr oder weniger oft unterbrochen. Der Ruf: "Frau komm", versetzte Frauen und Mädchen in Angst und Schrecken. Widerstand wurde durch rohen Zwang gebrochen.
Die Beraubungen nahmen kein Ende und wurden offiziell fortgesetzt. In einem Gebäude in der Johanniterstraße mußten wir der Reihe nach vor einem Offizier unsere Sachen auf einen Tisch legen. Die für ihn wertvollen Sachen blieben liegen, während er die anderen Dinge mit einer verächtlichen Handbewegung auf den Fußboden warf, wo wir sie aufheben durften. ... Ich mußte meinen Füllfederhalter abgeben. ...<<

Ereignisse und Zustände in Königsberg vom Januar 1945 bis nach der Einnahme der Stadt durch die sowjetischen Truppen im April 1945

Erlebnisbericht der Hausfrau A. F. aus Königsberg in Ostpreußen (x001/126-132): >>Mitte Januar 1945. Erneuter Einbruch der Russen in Ostpreußen. Fliegerangriffe und Bombenabwürfe über Königsberg nehmen zu. Größte Gefahr für Königsberg. Die Personenzüge haben stundenlange Verspätungen. Truppentransporte gehen vor. Die Stadt ist voll von Zivilbevölkerung. Ein großer Teil der Menschen aus der Provinz ist in die Stadt geflüchtet. Von hier aus wollen sie weiter ins Reich. Ein aufregendes Leben und Treiben in den Straßen der Stadt. Die Menschen laufen von einem zum anderen, um zu hören, was der einzelne zu tun gedenkt. Wer ein Telephon hat, erledigt dieses telephonisch.
Die Menschen, die zur Flucht die Eisenbahn noch benutzen konnten und ins Reich kamen, sind vielem aus dem Weg gegangen. Nicht alle Züge erreichten in den letzten Tagen des Januar noch das Reich. Eine kurze Strecke, und die Züge kamen nicht mehr weiter. Sie fuhren wieder nach Königsberg zurück.
Wer will beschreiben, was sich auf den Bahnhöfen abspielte. Unzählige versuchten nun zu Fuß über das zugefrorene Frische Haff zu gehen. Die Menschen fuhren mit ihren Trecks gleichfalls über das Haff. Die Belastung der Eisdecke war zu groß. Viele fanden in der eiskalten Flut den Tod. Andere gingen über die Nehrung. Trotz Tiefflieger und Bordwaffenbeschuß.

Wer kann die Opfer zählen, die allein schon diese Flucht erforderte. In Pillau stauten sich die Menschen, um per Schiff rauszukommen. Auch hier waren die Gefahren und Schwierigkeiten groß. Doch wer kümmerte sich darum, ob das Schiff auf Minen lief oder nicht. Auch hier hatte der nasse Tod eine reiche Ernte.
Ich selbst konnte mich zu einer Flucht nicht entschließen, obwohl ich allein war. Meine 12 und 17 Jahre alten Töchter waren schon seit Anfang November 1944 aus Königsberg draußen. Die älteste Tochter, 20 Jahre alt, verließ Ende Januar 1945 mit ihrer Dienststelle die Stadt. Sie konnte mich auch nicht überreden, doch noch nach Berlin zu fahren. Mein Mann war tot. Ich zog es vor, in der Heimat auszuharren, als Hüter und Wächter unseres Hab und Gutes für meine Kinder, da ich bis jetzt noch mein Heim hatte.
In 14 Tagen hatte der Feind Ostpreußen überrannt, um vor Königsberg nun aufgehalten zu werden. In den letzten Tagen des Januar setzte nun auch die Beschießung der Stadt ein. Tag und Nacht ging das so. Meine Bekannten, die mir gegenüber wohnten, wollten schon nach 2 Nächten dem Beschuß aus dem Wege gehen und bei Bekannten in Metgethen eine Nacht sich ausschlafen.
Ich sollte mit, doch an der Straßenbahnhaltestelle angekommen, entschloß ich mich doch, umzukehren, um nicht bewußt in eine drohende Gefahr zu laufen. Tiefflieger, Aufklärer kreisten unaufhörlich über der Stadt bei dem frostklaren Wetter (20 bis 22 Grad).
Mein Entschluß, zurückzugehen, war richtig. Die Bekannten kamen nicht mehr zurück, sondern wurden in Metgethen von den Russen überrascht und mußten dort Schlimmes erleben. Der Hund kam nach 14 Tagen zurück. Sie selbst wurden verschleppt, der Mann erhängte sich unterwegs.
Ich wohnte am Oberteich. Unsere Straße war durch den ersten Angriff im August 1944 schon ziemlich in Mitleidenschaft gezogen. Unser Haus, ein Doppelhaus mit je zwei Familien, war verschont geblieben und stand zwischen ausgebrannten Ruinen.
Die Einwohner waren alle fort, und ich habe dann ohne Furcht ein paar Nächte ganz allein in meinem Keller geschlafen. Die mir angebotene Gastfreundschaft von Herrn Dr. K. wollte ich noch nicht in Anspruch nehmen. Der Kriegslärm kam immer näher. Das Einschlagen der Geschosse wurde aufdringlicher.
Ob nun das alleinstehende Haus oder die in den Anlagen untergebrachten Geschütze durch Aufklärer ausgemacht waren, kann ich nicht beurteilen. In einer Nacht war ein besonders starker Beschuß. Es hörte sich so an, als ob jedes Geschoß über meinem Dach explodierte. Mit einem Mal (herrschte) ein furchtbarer Krach. Ich überzeugte mich, ob unser Haus etwas abbekommen hatte. Es war nicht der Fall.
Ich blieb bis zum Morgen liegen und stellte dann bei einem Rundgang draußen fest, daß der andere Eingang durch Einschlagen eines schweren Geschosses mit dem Treppenhaus abgerissen war. Jetzt entschloß ich mich doch, die angebotene Gastfreundschaft anzunehmen, und siedelte zunächst mit meinen Betten zu Herrn Dr. K. um. Dieses Haus hatte wunderbare Kellerräume, in denen schon mehrere Personen Unterkunft gefunden hatten, die in ihrem Haus nicht mehr allein sein wollten. Unser ganzes Leben spielte sich in diesen Kellerräumen ab.
Der Ring um Königsberg schloß sich immer enger. Die große Zahl an Zivilbevölkerung in der Stadt war einer großen Gefahr ausgesetzt. Die Partei entschloß sich zu Zwangsevakuierungen, und zwar mit allen Mitteln. Auch die sich weigerten, wurden mit Gewalt gezwungen. Die Aktion in letzter Minute ... hat vielen das Leben gekostet. In den kleinen Fischerdörfern am Frischen Haff zusammengeballt, harrten die Menschen auf den Weitertransport, der nur schleppend unter großen Gefahren und Schwierigkeiten durchgeführt werden konnte. Diese Menschenmassen waren jedem Fliegerangriff, jedem Bordwaffenbeschuß ausgesetzt. Furchtbar war das Elend dieser Menschen.
In der Stadt wurden noch immer Laufgräben ausgehoben, und in den Ruinen die Keller von

der Zivilbevölkerung (Männer und Frauen) zur Verteidigung ausgeräumt. Die Lebensmittel gab es weiter auf Karten, was bis zum Schluß beibehalten wurde. Die Rationeu wurden nicht höher, aber der Druck der Partei. ...
Es wurde auch am Tage immer lebensgefährlicher, die notwendigen Gänge und Besorgungen zu erledigen. In den Straßen sah man Soldaten der Division "Großdeutschland", die auch in den verlassenen Wohnungen Quartier bezogen hatten. Sie glaubten anscheinend noch an Deutschlands Sieg, wenigstens sagten sie uns das.
In den Nähstuben versuchte man Kleider und Wäsche für Flüchtlinge und Ausgebombte zu nähen sowie Strümpfe zu stricken. Durch die Zwangsevakuierung kam eine produktive Arbeit kaum zustande. Die Bevölkerung wurde blockweise weiter betreut. Jeder war zur Mitarbeit verpflichtet. Da M. durch Fliegerangriff im August 1944 zum Teil zerstört war und M. sich bis Rothenstein hinzog, war eine Betreuung der Bevölkerung sehr schwierig. In den einzelnen kleinen Häusern waren besonders alte Leute nicht zu bewegen, mit den Nachbarn zusammenzuwohnen. So mußte Haus für Haus und Keller für Keller durchgegangen werden, um die noch verbliebenen Menschen zu erfassen.
Dagegen spielte sich das Leben auf den Hufen ganz anders ab. Die Straßen waren noch ziemlich erhalten geblieben. Die geschlossene Bauweise erforderte nicht die gefahrvolle Betreuung wie in den weit auseinanderliegenden Außenbezirken. Selbst das Einkaufen der Lebensmittel erforderte hier nicht den Weg von einer Viertelstunde und mehr wie bei uns.
(Aber) die Art und Größe der Gefahr war überall die gleiche. Wie oft ging es an einem vorbei oder über den Kopf mit sisssss und klatsch - es war wieder mal gut abgegangen.
Der Volkssturm kam auch zum Einsatz. Daß diese alten Männer, die auch jetzt ihre Pflicht kannten und taten, trotzdem versagen mußten, weiß der, der selbst dabei war oder diese Männer gesehen hat, in was für einem kraftlosen körperlichen und seelischen Zustand sie nach Hause kamen. Jede Anstrengung dieser Männer angesichts des anstürmenden und vorwärtsdrängenden Feindes mußte vergeblich sein. Ebenso jedes Opfer an Leben und Gesundheit.
Immer energischer wurde die Evakuierung durchgeführt. Die Menschen wollten nicht mehr raus, weil ein Abtransport ins Reich aussichtslos war. Sie hielten sich tagelang versteckt, um nicht erfaßt zu werden. Den Blockleitern wurde die Durchführung dieses Befehls nicht leicht gemacht. Ich selbst stand auch unter diesem Druck. Die Versicherung des Ortsgruppenleiters, daß man nur mein Bestes will und ich bestimmt zu meinen Kindern ins Reich komme, konnte mich nicht überzeugen. Es gelang mir, meinen Entschluß, nicht rauszugehen, durchzusetzen. Man verschonte mich mit weiteren Aufforderungen …
Der Kampf um Königsberg wurde immer dramatischer. Tag und Nacht Fliegerangriffe. Sirenen gingen schon lange keine mehr. Am Brummen der Motoren hörten wir schon den nahen Anflug der Flugzeuge. Am Tag griffen Aufklärer und Tiefflieger mit ihren Bordwaffen an, die auch in die Fenster der Wohnungen schossen. Das Sausen und Einschlagen großer und kleiner Geschosse gefährdeten das Leben von Menschen und Tier.
Wohl waren schon viele Menschen aus Königsberg draußen. Ein oder der andere ist doch noch mit dem Schiff rausgekommen. Wieviel aber das Meer als Tribut von diesen Menschen gefordert hat, ist unfeststellbar.
Durch die Evakuierung war auch unsere Gemeinschaft kleiner geworden. Dank der Gastfreundschaft von Dr. K. und seiner Frau lebten wir in einer wohltuenden kameradschaftlichen Verbundenheit. Am Abend saßen wir um unser warmes Öfchen, strickten und nähten und erzählten dabei unsere Erlebnisse des Tages. Die Männer debattierten über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, bis uns Motorengeräusche in den Luftschutzraum trieben.
Schon krachten die Einschläge der Bomben, so daß oft der Boden unter den Füßen erzitterte. Die Nerven waren aufs höchste angespannt, ob und wann das Schicksal uns ereilen würde. Abschuß und Einschuß der Geschosse waren schon deutlich hörbar. Das Knattern der Ma-

schinengewehre ließ erkennen, daß der Feind immer näher kam. Leicht wurde es ihm nicht gemacht. Noch gaben unsere Soldaten ihr Bestes ...
Ende März mußte auch Dr. K. uns verlassen. Er hatte Befehl, mit seiner Praxis nach F. überzusiedeln. Der Abschied von ihm und seiner Frau fiel uns nicht leicht und war uns auch nicht gleichgültig. Wir konnten aber in seinem Haus bleiben. Am gleichen Abend wurde auch mein Haus von Bomben zerstört. Ich selbst war zufällig nicht in meiner Wohnung, auch nicht in der Küche von Dr. K., sonst wäre ich vielleicht heute nicht mehr am Leben.
Ein Brand war nicht entstanden, so daß ich noch einige Sachen herausholen konnte. Diese Anstrengung war vergebens. Es ist anders gekommen. Doch bin ich zufrieden, daß Bomben alles vernichteten und nicht ruchlose Hände sich an meinen Sachen vergreifen konnten. Was ich vorher rübergebracht hatte, ist später allerdings restlos in die Hände des Feindes gefallen. –
Wer kann schildern, als die Gefahr immer näher kam, wie man da lebte. Es erübrigt sich auch, da im Reich der Krieg genau so tobte. Die Aussichtslosigkeit einer Rettung und dadurch Wendung unseres Schicksals sah jeder. Trotzdem wollten wir dieses Ende bis zum letzten Augenblick nicht sehen, wie bei einem Sterbenden, der für uns erst dann verloren, wenn der letzte Atemzug getan ist.
In den letzten Tagen wurden auch Flugblätter vom Feind abgeworfen. Man versprach uns die Zusammenführung der Familien, ein geordnetes Leben, die Soldaten sollten die Waffen niederlegen usw. Wie diese Propaganda gehalten worden ist, haben wir später erfahren.
Die Partei tat ihr Letztes, sich der Zivilbevölkerung zu entledigen. In der Nacht vom 7. zum 8. April kam der Parteibefehl, daß die Zivilbevölkerung sofort in Richtung Westen (Juditten) die Stadt zu verlassen hätte. Viele sind auch jetzt noch gegangen. Hofften sie doch noch, Rettung zu finden?
In meinen Augen kam das einem Selbstmord gleich. Der Feind war im Anmarsch vom Westen auf die Stadt, und zwar in unmittelbarer Nähe. Der Kampf aller Waffengattungen hatte im höchsten Einsatz begonnen. Frau Sch. und ich gingen nicht mit. In unserer Straße war sonst kein Mensch mehr. Kurz entschlossen gingen wir zur Ortsgruppe, die in gutgesicherten Bunkern in Ruinen untergebracht war. Dort waren auch die Volkssturmmänner. Der Ortsgruppenleiter wollte uns zuerst nicht annehmen. Doch wir ließen uns nicht abweisen. Wo sollten zwei einzelne Frauen bleiben?
In dieser Hauptverkehrsstraße war die Hölle los. Das ununterbrochene Dröhnen der Stalinorgel, das Sausen der Granaten und Geschosse und Einschlagen derselben, Flieger in der Luft, aufgeregtes Hin und Her der Volkssturmmänner, der Wehrmacht; doch sahen hier die Soldaten die Zwecklosigkeit ihres Kampfes schon ein. Sie waren erbittert über die Partei und deren verantwortliche Männer für unsere Stadt.
Schon vor einiger Zeit hörte ich, daß der Gauleiter nicht mehr in der Stadt, sondern in Neutief bei Pillau wäre. Es war uns klar, daß er sich bei größter Gefahr sofort in Sicherheit begeben würde, ohne sich über unser Schicksal Gewissensbisse zu machen. Uns fünf oder sechs Frauen, die in diesen Bunkern Schutz gesucht hatten, konnte auch dieses Erleben nicht mehr erschüttern. Wir waren mit den Männern dem gleichen Schicksal ausgesetzt, und das verband und verpflichtete zugleich. Lange konnte es nicht mehr dauern, dann war auch unser Schicksal besiegelt.
Am Sonntag, den 8. April, hieß es, die Ortsgruppe, der Volkssturm, wir alle setzen uns ab. Die Wehrmacht zog sich auch zurück. In dieser Stunde sagte man noch zu mir: "Es wird noch alles gut." Doch zum Absetzen für uns alle kam es nicht. Der Ortsgruppenleiter mit seinen Getreuen zog es vor, allein zu verschwinden. Der Volkssturm mit dem stellvertretenden Ortsgruppenleiter, der es abgelehnt hatte, mitzugehen, und wir Frauen blieben zurück. Ob diesen Prominenten die Absetzung noch gelungen ist, ist mir nicht bekannt. Man sprach von einem

unterirdischen Gang, der noch erreicht werden sollte und den Weg zur Rettung sicher erscheinen ließ.
Der stellvertretende Ortsgruppenleiter war zunächst noch für die weitere Verteidigung unserer Stellung. Die Volkssturmmänner waren nicht der gleichen Meinung, und so kam es zu Auseinandersetzungen. Der stellvertretende Ortsgruppenleiter mußte zur Erkenntnis kommen, daß ein Widerstand von seiten dieser paar Volkssturmmänner sinnlos war und … die eventuellen Opfer umsonst sein würden. Es konnte sich nur noch um wenige Stunden handeln, wo auch wir dem Russen in die Hände fielen. So war es auch. –
Am Morgen des 9. April (es war mein Hochzeitstag) erschienen bei uns die ersten Russen. Wieviel es waren, kann ich bis auf den heutigen Tag nicht sagen. Wir hatten unter uns Frauen auch eine Lettin, die den Russen erklären konnte, warum wir mit den Volkssturmmännern zusammen waren, um nicht als Flintenweiber angesehen zu werden. Als wir auf die Straße kamen, wurde aus den gegenüberliegenden Ruinen geschossen, was aber bald verstummte. Wir wurden abgeführt, nachdem die Männer auf Waffen untersucht waren, und zum Kommandanten gebracht.
Über uns kreisende Flugzeuge wurden von den Russen verständigt, daß sie uns nicht beschossen. Beim Kommandanten angekommen, wurde Volkssturm und Zivil getrennt aufgestellt. Uns schickte man nach Hause, während die Volkssturmmänner behalten wurden. Was aus diesen geworden ist, habe ich bis heute nicht gehört.
Auf dem Weg zu unserer Wohnung hörten wir "Uhri, Uhri" schreien. Ein Russe kam wild auf uns zu, führte uns in eine Seitenstraße und verlangte unsere Uhren, die wir aber nicht mehr hatten. Wir hatten Glück, daß er uns unbelästigt weitergehen ließ. In unsere Straße durften wir nicht rein.
Wir gingen dann zu einem bekannten alten Herrn, doch der Russenposten am Garten ließ mich nicht durch. Ich sah mehrere Leichen im Gang liegen. Ein anderer Bekannter, … wohnte ein paar Häuser weiter. Hier wollten wir uns niederlassen. Wir Frauen kochten im Keller Mittagessen. Die Männer waren oben geblieben. Die Russen gingen ein und aus und suchten Frauen. Ich hörte später, daß es für uns Frauen nicht ungefährlich war, sich auf der Straße zu zeigen.
Da wir die Gefahr noch nicht kannten, aßen wir unser Mittagessen gemeinsam oben im Eßzimmer. Wir waren gerade fertig, als wieder mehrere Russen erschienen und uns aufforderten, mitzukommen. Unsere Habseligkeiten im Rucksack und in der Tasche nahmen wir mit. In einer Villa wurden wir gesammelt. Hier sah die Sache schon bedrohlicher aus. Man hörte, was den Einzelnen passiert war, und daß auch Frauen schon vergewaltigt waren. Auch hörte ich, daß der bekannte alte Herr erschossen worden war. Man hatte ein kurzes Verhör mit ihm angestellt, dann mußte er zum Laufgraben in seinen Garten gehen und wurde dort durch Genickschuß erschossen. Was wird man mit uns machen? Stecken sie das Haus an und wir müssen alle dabei umkommen? Das Haus wimmelte von Russen.
Endlich hieß es, alles raus. Wegen der starken Beschießung sollten wir in Sicherheit gebracht werden. Die Kapitulation von Königsberg erfolgte ja erst ein paar Tage später.
Der Weg in ein schweres Schicksal begann. Die erste Nacht verbrachten wir in einer zerstörten Kaserne. Nach einer mehr oder weniger aufregenden Nacht ging es weiter. Als wir durch die Fritzener Forst kamen, sahen wir am Wege erschöpfte Menschen, ihrem Schicksal überlassen, sitzen oder liegen. Wir konnten und durften ihnen nicht helfen. Immer weiter ging es, bis wir nach T. kamen, wo schon viele Deutsche zusammengetrieben waren.
Hier erfolgte die erste Registrierung und Durchsuchung unseres Gepäcks. Nicht alles wanderte wieder in den Rucksack zurück. In verschiedene Gruppen waren wir eingeteilt. Unsere Gruppe wurde nach K. auf Umwegen zurückgeführt.
Die nächste Nacht, als wir in einer Ortschaft, die voll von Russen war, verbringen mußten,

war furchtbar für uns Frauen und Mädchen gleich jeden Alters. Was sich hier abgespielt hat, kann nur der erfassen, der Gleiches erlebt hat. Ich war froh, daß ich meine Töchter nicht bei mir hatte. Das Opfer, das so manche Mutter für ihr unschuldiges Kind (10 Jahre und noch jünger) bringen wollte, war ein vergebliches Bemühen. Die Verzweiflungsschreie dieser Kinder, der Mütter oder Eltern gellen mir noch heute in den Ohren. Unsere Männer standen diesen Gewalttaten machtlos gegenüber.-
Am Morgen ging es weiter. Auch unterwegs kamen derlei Unruhen vor. Kommen wir tatsächlich nun nach Königsberg zurück? Noch konnten wir das nicht feststellen. Endlich war es doch so weit. Man führte uns in einen Kasernenkomplex in eine große Halle. Diese war schon gedrängt voll.
Hier sahen wir Frauen und Mädchen, von uns getrennt, zusammenstehen, die einem besonderen Schicksal entgegengingen. Eine Mutter von mehreren kleinen Kindern umgeben, war keine Seltenheit. Aber diese Mütter waren nicht verzweifelt. Die Angst und die Sorge um ihr höchstes Gut ließ diese Verzweiflung nicht aufkommen. Wie mag ihr weiteres Schicksal verlaufen sein? Wieviel mag solch eine Mutter von ihren Kindern verhungern haben sehen?
Nach einigen Stunden kamen wir aus diesen Hallen raus und lagen nun vor dem Kasernentor auf der Straße. Königsberg hatte kapituliert. Ein den ganzen Tag anhaltender Abzug der russischen Truppen aus der Stadt. Der Feind hat schweres und schwerstes Material und Menschen einsetzen müssen, um die Festung einzunehmen.
Bedrückt mußten wir dieses Aufgebot an Feindeskraft an uns vorüberziehen lassen. Das Menschenmaterial waren nicht alte Männer oder Knaben, wie es hieß, sondern vielleicht die Elitetruppe des Feindes. Außer diesen Truppen sprengten im wildesten Galopp auf ihren Panjepferden die Soldaten durch die Straßen. Fuhrwerke desgleichen im rasenden Tempo.
Am Abend konnten wir nun in die leerstehenden, teilweise zerstörten Wohnungen einziehen. In der Nacht rückten die motorisierten Truppen aus Königsberg ab. Weiter ging es für den Feind in Richtung Pillau. Der Krieg war ja noch nicht zu Ende.
Wir machten uns nun die Wohnungen zur Übernachtung fertig. Dichtgedrängt in einem Raum, ohne Unterschied des Geschlechts, mußten wir hier leben. Unsere Gemeinschaft wurde im Lauf der Zeit eine kameradschaftliche. Einer teilte mit dem anderen das Stück Brot, denn Verpflegung gab es keine.
Hier bekamen wir die ersten Besuche von russischen Soldaten. Die Nacht wurde sehr unruhig. Hilfeschreie gellten von Wohnung zu Wohnung, von Zimmer zu Zimmer. Auch vorbeifahrende Lastautos hielten, die Fahrer drangen in unsere Wohnungen und versetzten uns in Angst und Schrecken. Es kam vor, daß eine junge Mutter mitgenommen wurde ohne Rücksicht, daß das Kind allein blieb.
Abgekocht wurde auf offenen Feuerstellen im Hof. Das "Organisieren" von Kartoffeln, Mehl und dergleichen aus den in der Nähe befindlichen Wohnungen und Kellern begann. Man holte uns zur Arbeit, doch niemand wollte gehen, die Furcht vor Gewalttaten war zu groß.
Die Strapazen, die mangelnde Ernährung, die unruhigen Nächte schwächten die Widerstandskraft des Körpers sehr, so daß wir die ersten Toten zu beklagen hatten. Ruhr war auch ausgebrochen und erzwang … Todesopfer. Ich selbst erkrankte auch, aber im letzten Augenblick erholte ich mich wieder. Nach 14 Tagen wurden wir aus diesen Wohnungen rausgetrieben. Und zwar schnell, schnell, damit nicht alles geschafft wurde mitzunehmen. Wieder lagen wir auf der Straße, ohne zunächst zu wissen, wohin.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in den Kreis Preußisch Eylau im Februar 1945
Erlebnisbericht der G. B. aus dem Kreis Pogegen im Memelland (x002/154): >>Am Vormittag des 17. Februar 1945 waren dann die Russen da. Was nun innerhalb einer Stunde geschah, kam mir erst später zu Bewußtsein. Unsere letzte Habe, die auf einem Leiterwagen ... war,

wurde restlos auf Lastwagen verladen.
Nur was wir anhatten, durften wir behalten. Wir wurden wie Vieh in die Scheune getrieben und später in das nächste Gehöft gebracht. Nun wurden alle Personen vernommen. Es waren Russen, Zivilgefangene, Polen, Franzosen und Deutsche. Dem Weißrussen, der bei uns 4 1/2 Jahre gearbeitet hatte, wurde auch die Uhr genommen. Man wollte ihm auch die Stiefel und die Lederjacke ausziehen; er ließ es sich aber nicht gefallen. Dann fragte man ihn: "Hast du für die Deutschen gearbeitet?" Als er diese Frage mit "Ja" beantwortete, schlug man ihm in das Gesicht. Dem treuen Menschen standen ob dieser Schmach, von seinen eigenen Landsleuten geschlagen zu werden, die Tränen in den Augen.
Nun wurden sämtliche Frauen mit Kindern und Leute über 60 Jahre entlassen und in Richtung Landsberg geschickt. Die Männer, darunter auch mein Mann, der 1940 eine schwere Lungenoperation durchgemacht hatte, wurden alle dort behalten und sollen später in den Ural verschleppt worden sein. Die erste Nacht in Landsberg werde ich nie vergessen. Begannen doch hier die ersten Vergewaltigungen. Ich hielt die Kinder fest an mich gepreßt, in der Hoffnung, so der Drangsal zu entgehen. Ich ließ es darauf ankommen und sagte zu dem Posten, der die Maschinenpistole auf uns gerichtet hielt: "So schieß doch!" Er tat es aber nicht, sondern sagte im guten deutsch: "Du bist ja bekloppt!"
Am anderen Morgen ging es dann in Richtung Korschen weiter. In Eichhorn machten wir halt, denn alle hatten Hunger und froren. Wir suchten ein leeres Haus, um etwas zu kochen. Überall lag zerstörter Hausrat und dergleichen. Die Höfe und Wege standen voller verlassener Flüchtlingswagen. Überall lagen Betten, Wäsche und Lebensmittel umher, die bei der Witterung bald verdarben. Und doch haben die Menschen von diesen Lebensmitteln, die neben toten Menschen und Vieh lagen, essen müssen, um ihr Leben zu fristen.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Goldbach im Januar 1945
Erlebnisbericht der Anna B. aus Goldbach, Kreis Mohrungen in Ostpreußen (x002/165-167):
>>Am 23. Januar 1945 war die ohnehin schon mit fieberhafter Spannung geladene Atmosphäre auf dem Höhepunkt angelangt. Der Bürgermeister des Dorfes hatte am Vortage angeordnet, daß die Fuhrwerkbesitzer unter Mitnahme sämtlicher Dorfbewohner versuchen sollten, der russischen Umklammerung zu entgehen. Trotz dieser Anordnung waren die Fuhrwerkbesitzer allein losgefahren. Sie hatten alle - das muß zu ihrer Schande festgestellt werden - statt der zurückbleibenden Menschen einen Teil ihrer Habe aufgeladen. Wir Übriggebliebenen waren nun allein dem kommenden Unheil preisgegeben, und mit dem stündlichen Näherrücken des Geschützdonners stieg auch unsere Angst ins Ungemessene.
Durch unser Dorf kamen viele Trecks mit durchgefrorenen, durchnäßten, verängstigten Menschen, die teilweise nicht mehr weiter konnten, denn es herrschte in jenen Tagen ein außerordentlich strenger Frost, verbunden mit heftigen Schneestürmen, wie ich als alte Ostpreußin sie selten erlebt hatte. Es war, als hätte sich auch die Natur gegen uns verschworen. Die Wege waren dick verschneit und teilweise überfroren, und es stiemte (schneite) Tag für Tag unaufhörlich.
Mittags kamen die Goldbacher Trecks zurück. Sie waren wenige Kilometer hinter Goldbach - in Schmauch - auf Russen gestoßen. Außerdem war ein Weiterkommen in dem immer schlimmer werdenden Wetter nicht mehr möglich.
Am Nachmittag des 24. Januar hörte ich zum letzten Mal Radio. "Der Feind ist südlich (von) Mohrungen tief in ostpreußisches Land eingedrungen. Frauen und Kinder sind in Sicherheit," - das waren die letzten Worte, die ich hörte, und sie haben sich tief in mein Gedächtnis eingegraben.
Am Abend des gleichen Tages waren die Russen da. Fast zur gleichen Zeit ... fluteten viele, viele Trecks in das Dorf hinein, die durch die Kämpfe von den Haupt- und Nebenstraßen ge-

drängt worden waren. Vielleicht war dies unser Glück, weil der einzelne Mensch sich doch leichter verstecken konnte.
Diese erste Nacht unter Russenherrschaft verbrachte ich auf dem Fußboden vor dem Kinderbett meiner Jüngsten, neben der ein russischer Soldat schlief, und es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ich die ganze Nacht vor Aufregung am ganzen Körper zitterte. ...
In der nun folgenden Zeit herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander.
Die Russen kamen und gingen in unserem Hause, bis sich schließlich – wahrscheinlich zu unserem Glück – ein russischer Stab darin festsetzte. Durch diesen Stab war in unserem Hause ein gewisser Schutz vorhanden. Die Russen nahmen sofort sämtliche Männer gefangen, die auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Auch von den jungen Mädchen und Frauen sind die meisten schon in den ersten Tagen verschleppt worden, darunter befanden sich 13- bis 14jährige Kinder. Ich hatte mir eine Pelzmütze übergezogen, die das halbe Gesicht bedeckte, um dadurch das Aussehen einer alten Frau zu erhalten, was mir in den meisten Fällen auch gelang.
Die Plünderungen setzten gleich am ersten Tage der Russenherrschaft ein. Meine Koffer und Kiste, die ich aus Prostken mitgebracht hatte, wurden gleich, ohne überhaupt erst geöffnet worden zu sein, aufgeladen und weggebracht. Ich muß sagen, daß mich der Verlust meines Eigentums in der ersten Zeit kaum berührte. Wir hatten alle viel mehr Angst vor Verschleppung und Vergewaltigung, so daß wir in unserem halben Traumzustand kaum etwas von den Plünderungen bemerkten.
... Sämtliche Frauen des Dorfes wurden zum "Straßendienst" kommandiert, d.h. sie mußten die Straßen für den russischen Nachschub freihalten, Schnee schippen usw.
Da meine jüngste Tochter schwerkrank war – sie hatte wahrscheinlich Lungenentzündung -, war es mir zunächst gelungen, von diesem Dienst freizukommen. Ich betätigte mich in den ersten Tagen beim Kartoffelschälen. Meine Mutter mußte für die Russen Hühner und Gänse rupfen, ausnehmen usw.
Später mußte auch ich mit den anderen Dorfbewohnern – es waren zum überwiegenden Teil Frauen – an den Straßen Schnee schippen. Da sahen wir russische Autos vorbeifahren, deren Kühler mit Decken bedeckt waren, und Lastwagen, auf denen lachende und singende Soldaten auf Polstersesseln thronten. Uns tat bei diesem Anblick das Herz weh; zumal wir es den Russen deutlich ansehen konnten, daß ihnen der Anblick der schneeschippenden Frauen äußerst wohltat.
Der Vorteil dieser Arbeit war, daß wir hier unter der Aufsicht von russischen Posten, vor Gewalttaten sicherer waren als zu Hause. Besonders während der ersten Zeit waren Verschleppungen und Gewalttaten an der Tagesordnung, und man war nie sicher, ob man nicht am folgenden Tag von den Kindern gerissen wurde, um den Marsch nach Sibirien anzutreten.
In der ersten Zeit der russischen Herrschaft spielten sich in allen Teilen Ostpreußens viele menschliche Tragödien ab. ... Da war z.B. der Goldbacher Bauernführer, der sein Haus anzündete, weil er lieber verbrennen wollte, als in die Hände der Russen zu fallen. Der 12jährige Sohn konnte sich in letzter Minute durch einen Sprung aus dem Fenster retten: er war furchtbar zugerichtet und lebte noch einen Tag unter den fürchterlichsten Qualen. –
In einem Nachbarort hatte eine Mutter ihre Kinder in den Brunnen geworfen und war dann selbst in den Brunnen gesprungen. ... Von den herzzerreißenden Szenen beim Abschied der verschleppten Mütter oder Töchter will ich ganz schweigen, denn diese wiederholten sich täglich, ja, fast stündlich in allen Variationen.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Rössel am 29. Januar 1945, Verhältnisse bis zur Austreibung im August 1945

Erlebnisbericht der Ruth D. aus der Stadt Rössel in Ostpreußen (x002/173-177): >>Am Sonn-

tag, dem 28. Januar 1945, kam Rössel in die Schußlinie der einbrechenden Front.
Es war uns abgeraten worden, in die Keller zu gehen. Plötzlich war unser Haus, das zum Schluß von Flüchtlingen gewimmelt hatte - von der Straße kamen sie herein, sogar Soldaten, die flehentlich baten, sich aufwärmen zu dürfen - ganz leer. Nur mein Mann, meine 83jährige Mutter, um derentwillen wir nicht flüchten konnten, und ich waren im Keller. Gegen Mittag kam Regierungsrat H. aus Treuburg, dessen Frau seit August 1944 bei uns einquartiert war. Er wurde von 3 Frauen begleitet, die ebenfalls zu Fuß aus Sensburg kamen. Da ein Weitergehen immer gefährlicher wurde, blieben sie und wir richteten uns alle zusammen in unserem kleinen, warmen Heizungskeller ein. Draußen waren schon tagsüber 15° Frost. In der Nacht hörten wir Schüsse, aber nur einige. Mein Mann ging ab und zu auf die Straße und sah brennende Häuser.
Gegen Morgen, es war noch dunkel, kamen die Russen, schlugen die Haustür ein und tobten oben in unseren Zimmern. Die 3 Damen glaubten nun, den Russen sich nicht ausliefern zu können. Es war eine junge Apothekerin mit Mutter und Tante. Sie zog ein Fläschchen Zyankali hervor, und alle 3 nahmen sich trotz unseres Protestes vor unseren Augen, Ellbogen an Ellbogen neben uns sitzend, das Leben. Es war schrecklich. Schließlich kamen 2 Russen nach unten (in den Keller), durchsuchten die Herren und nahmen ihnen die Uhren ab. Mein Mann erklärte ihnen durch Gebärden ... den Freitod der 3 Frauen, die schon nebenan in der Waschküche lagen. Dann verschwanden die Russen, gingen anscheinend fort, andere kamen. Wir hörten ihr Toben, ihr Grölen und das Demolieren der Wohnung.
Als wir ... (später) hinaufgingen, sahen wir furchtbare Verwüstungen. Schließlich räumten wir uns ein Zimmer wohnlich ein, und das Leben schien weiterzugehen. Ständig kamen andere Russen herein, aber da bereits alles durchwühlt war, gingen sie wieder. ...
Wir mußten uns an das veränderte Leben gewöhnen. Es gab weder Wasser noch Licht. Wasser und Kohlen holte man aus Brunnen und Lagern, wobei es einem passieren konnte, daß man entgegenkommenden Russen die Schuhe überlassen mußte, wenn man gerade mit 2 schweren Eimern unterwegs war. Mit russischer Genehmigung wurde ein Arbeitskommando gebildet, das die vielen Toten der Stadt auf dem Kirchhof begrub. Es war viel Schreckliches geschehen. ... Schließlich ging ich sogar wieder auf die Straße, natürlich nur im Schutz meines Mannes, und wir kauften "russisch" ein, denn man wußte ja nicht, was kommen würde.
Am 8. Februar kamen mehrere Rösseler Männer und baten meinen Mann, Kriegsbürgermeister zu werden. Sie brachten es vor den Kommandanten, der sofort meinen Mann zu sich rief. Dort mußte er stundenlang warten. Dann bekam er als einzige Amtshandlung den Auftrag, den Ausweisungsbefehl für die ganze Bevölkerung zu verbreiten. Er haftete mit seinem Kopf dafür, daß kein Einwohner zurückblieb. Mitnehmen durfte man, was man auf Handkarren transportieren konnte. Kein Pferd, kein Auto war erlaubt.
... Schon am Nachmittag begann man, in die bezeichneten Dörfer zu wandern. Rössel sollte Garnisonstandort werden, deshalb sollten alle Deutschen die Stadt verlassen. Natürlich gab es Alte und Kranke, die nicht allein fort konnten. Die Russen holten sie später aus allen Winkeln, transportierten sie mit Autos in die umliegenden Dörfer und legten sie irgendeinem Bauern einfach in die Stube.
Mein Mann und ich schlossen uns bei unserer Austreibung unserem Schwager, Dr. Erich P., an, der mit mehreren Flüchtlingen in das 7 km von Rössel entfernte Dorf Groß Mönsdorf zum Bauern S. ging. Dort wurden wir 23 Personen in 3 Zimmern untergebracht. Unsere beiden Gebrechlichen, meine Mutter und die hüftkranke Frau des Doktors, wurden mit einem Handwagen mühselig ins Dorf gezogen. ... Mit den wenigen geretteten Sachen suchte man sich einzurichten, aber bald begannen die Plünderungen.
Täglich kamen die Russen in kleinen Trupps, oft 5-11 Gruppen an einem Tag, und stahlen, was sie sahen. Das Gehöft lag frei sichtbar, und immer wieder ging der Ruf: "Russen kom-

men!" Dann lief alles durcheinander, suchte Verstecke. Die Frauen banden sich Kopftücher um und machten sich alt, und die Belegschaft verteilte sich auf die Zimmer, damit kein Zimmer leer blieb. Dann stahlen die Russen nicht so viel, denn eigentlich war das Plündern verboten.
Besonders schlimm war es, wenn sie des Nachts an der Tür donnerten. Dann leuchteten sie in alle Zimmer. ...
In unserem Gutshaus blieben etwa 50 Personen zurück, größtenteils Flüchtlinge, darunter waren nur 3 Männer, die nicht geholt wurden; der Arzt, der mit primitivsten Mitteln die (Menschen) der Umgebung ... betreute, ein Kunstmaler ... und ein kränklicher Mühlenbesitzer. Die Plünderungen gingen täglich weiter. Die Kühe waren längst fort, bald wurde das letzte Pferd fortgeführt, Hühner und Schweine wurden auf dem Hof erschossen und aufgeladen. Nach vergrabenen Lebensmitteln und anderen Sachen wurde mit Erfolg mit einem langen Spieß oder Degen gesucht. Der letzte Sack Weizenmehl wurde fortgeschleppt, und in den Zimmern wurde täglich geplündert.
Einmal kamen ein paar uns schon bekannte Russen zu Dr. P., ließen sich Tropfen und Tabletten geben, klopften ihm dann, jovial lachend, auf die Schulter und sagten dann lachend: "Du Doktor, komm rauf!" Sie gingen oben in eine Kammer und dort mußte er den einzigen Anzug, den er besaß, vom Leibe ziehen. Etwas später ging es dem Mühlenbesitzer ebenso. Die Instleute mußten dann mit Kleidungsstücken ihrer Männer aushelfen.
... Am 17. März starb meine alte Mutter, der keine Medizin, ... keine noch so kleine Erleichterung das Sterben erleichtern konnte. Wir begruben sie unter einem Wegkreuz vor dem Gut, nachdem wir sie in einen sauber gescheuerten Kälbertrog, mit Tannen ausgelegt, gebettet hatten. ...
Nun hatte ich Mann und Mutter verloren; jetzt lag mir nichts mehr an meinem Leben, und da fing ich an, meist mit einer alten Frau als Begleitung (ich selbst war auch schon gegen 60 Jahre), nach Rössel zu gehen, um irgend etwas zu holen. Es fehlte uns ja so viel, und wir brachten Salz, Waschmittel, Hausratgegenstände, einmal sogar Pökelfleisch und vielerlei mit.
In Rössel sah es furchtbar aus; alle Häuser mit offenen Türen, ohne Fenster, die Stuben durchwühlt, alle Betten aufgeschlitzt, alle Polster abgerissen. Die Straßen waren durch Deutsche leidlich in Ordnung gehalten; aber auf allen Höfen lagen riesige Haufen von zerbrochenem Hausrat und Unrat.
Wenige Häuser waren von Russen bewohnt. In unserem sonst so schmucken Haus sah es furchtbar aus; alle großen Möbel waren entfernt, der Inhalt lag kniehoch auf dem Boden verschüttet. Brauchbares war kaum noch zu finden. Die Lieferung der Samenhandlung lag auch dort, jedes einzelne Teilchen hatte man extra durchgerissen. Ich sammelte, soviel ich fand, vom Fußboden zusammen. Wir konnten damit dann in Mönsdorf unseren Gemüsegarten bestellen.
Alle brauchbaren Möbel hatten die Russen auf Autos geladen - das deutsche Arbeitskommando mußte einpacken -, und wochenlang sahen wir die Lastautos, die das geraubte Gut über die Chausseen ostwärts fuhren. Ebenso kamen große Rinderherden vorbei. Die armen Tiere verkamen z.T. bei den Transporten. Manchmal durften wir die Kühe an ihren Übernachtungsstätten melken. ... Wenn man Glück hatte, bekam man dort etwas Magermilch. Oft schütteten sie die Magermilch vor den Augen der wartenden Frauen auf den Hof: "Nicht für deutsche Schweine!"
Wenn ich nach Rössel ging, das von Russen wimmelte, passierte mir nie etwas. Meinen Wintermantel, der noch gut war, hatte ich mit Flicken und Stopfen getarnt. Öfters hatte ich verschiedene Schuhe an, denn mein einziges Paar durfte ich keiner Gefahr aussetzen. Die Russen ließen uns meist vorbei, oder sie bedrohten uns mal mit dem Gewehrkolben. Einmal nahmen sie uns einen Rucksack fort.

Später mußten die Deutschen die Wohnungen aufräumen. Ich war noch einmal in unserem Haus. Eine dort bedienende Deutsche ließ mich ein. Es standen fremde, von überall zusammengeholte Möbel drin, denn dort wohnten die Offiziere der russischen Kommandantur, die 2 Häuser weiter in einem Gasthaus untergebracht war. Über der Tür hing in einem großen Goldrahmen, in dem einst ein Ölbild des väterlichen Gutshofes meines Mannes gesteckt hatte, ein Bild von Stalin. Unser Hausrat lag in großen Haufen links und rechts in den Gärten.
Unsere Frauen ... wurden fast täglich von Arbeitskommandos zur Feldarbeit geholt; wer über 55 Jahre war, mußte nicht mit. Im Sommer gab es trotz 12- bis 14stündiger Arbeitszeit sehr wenig ... zu essen. Auf unsere Anfragen bei den Russen, die oft am Tisch bei uns saßen, was aus uns werden würde, bekamen wir stets ausweichende Antworten. Die Lebensmittel stahl man uns und Lebensmittelzuteilungen gab es nicht. Was sollte aus uns werden? Die Felder wurden kaum bestellt. Sie standen voller Unkraut.
Nach Rössel waren nun schon Polen gekommen, die sich mit den Russen öffentlich verbrüderten; trotzdem war der Haß der Polen auf die Russen groß, denn das Land, das man ihnen nun freigab, war völlig ausgeplündert, die Städte demoliert, die Höfe von jeglichem toten und lebendigen Inventar geplündert. Der Pole war genauso arm wie wir.<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Westpreußen

Mißhandlungen durch sowjetische Soldaten in Elbing

Erlebnisbericht der E. O. aus Elbing in Westpreußen (x001/62-64): >>Am 29. Januar 1945 morgens 6.30 Uhr kam ich in Gefangenschaft. Sofort bei Begegnung mit russischen Soldaten wurden mir meine Stiefel und Mantel ausgezogen. In meinem Kinderwagen hatte ich meine Tochter Christa, 15 Monate alt, und meinen Sohn Horst, 7 ½ Jahre alt, an der Hand. Die ganze Richthofenstraße wurde mit Männern, Frauen und Kindern zusammengetrieben.

Ein Zug von etwa 1.500 Menschen wurde jetzt in die Bahnhofshalle gejagt und blieb dort unter vollem Beschuß der Artillerie bis nach Mittag um 4 Uhr. Hier wurden wir gemustert nach Alter und Geschlecht, indem man uns den Mund aufriß und nach den Zähnen schaute wie bei einer Pferdemusterung. Die Männer wurden fast alle abtransportiert. Niemand hat sie jemals wiedergesehen.

Übrig blieben Frauen und junge Mädchen ab 15 Jahren. Hier beginnt schon die Vergewaltigung der weiblichen Jugend. Auf offenem Bahnhofplatz sah ich, wie ein junges Mädchen H. N., 15 Jahre alt, aus Elbing-Trettinkenhof von russischen Soldaten vergewaltigt wurde. Die Mutter dieser H. N. verteidigte ihre Tochter, weil die russischen Soldaten sie immer wieder gebrauchten, und besiegelte ihr Leben für den Mut und den Kampf nach zwei Tagen mit dem Tode. … Bei der Musterung wurden uns alle Wertsachen: Trauringe, Uhren, Sparbücher und Wertpapiere abgenommen.

Nach geraumer Zeit wurden wir in Richtung Tannenberger Allee abgeführt und in Behelfsheimen untergebracht. Der Krieg tobte weiter. Auf dieser Tannenberger Allee marschierten die russischen Nachschubtruppen und wurden in unmittelbarer Nähe der Behelfsheime vorübergehend untergebracht. Wir wurden jetzt noch einmal gemustert und nach Alter sortiert. Ich war damals 39 Jahre alt. Ein Zimmer von diesen Behelfsheimen war für die Vergewaltigungen hergerichtet, die nun erfolgen sollten. Zuerst kamen die jüngeren Frauen dran, ich erst gegen Morgen und wurde gleich von drei russischen Soldaten gebraucht.

Diese Vergewaltigungen wiederholten sich täglich zweimal, jedesmal mehrere Soldaten, bis zum 7. Tag. Der 7. Tag war mein schrecklichster Tag, ich wurde abends geholt und morgens entlassen. … Ich konnte nicht mehr laufen und nicht liegen. Dann folgten noch 3 dieser schrecklichen Tage … Dann waren wir nach Ansicht der russischen Soldaten fertig und wurden nackt aus diesem Höllenraum herausgejagt. Andere Frauen traten an unsere Stelle. Eine ältere Frau gab mir eine Decke.

Diese Scheußlichkeiten wurden im Beisein von 10 Frauen und oft auch im Beisein der eigenen Kinder durchgeführt. Meinen beiden Kindern blieb jedoch dieses erspart. In diesen schrecklichen Tagen erhielten wir kein Essen, sondern nur Alkohol und Zigaretten.

Danach mußten wir zur Unkenntlichkeit gemarterten Frauen uns sammeln und wurden auf den Todesmarsch nach der 21 km entfernten Stadt Preußisch-Holland gesetzt. Man muß überlegen, daß wir keine Schuhe mehr an den Füßen hatten. Wir haben uns Sacklappen um die Füße gebunden, und ich nahm ein Kind auf den Arm und das andere an die Hand. Unter Begleitung russischer Soldaten wurden wir vorwärts getrieben.

Auf diesem Todesmarsch warfen die russischen Soldaten laufend kleinere … Sprengkörper in den Zug. Ich mußte zusehen, wie Herr K. aus Elbing-Trettinkenhof tödlich verletzt wurde, desgleichen die Tochter des Beamten Herrn N. an einer solchen Kopfverletzung starb. Die Getroffenen mußten liegen bleiben und der ganze Zug darüber laufen. Wer nicht sofort tot war, bekam von einem Trupp russischer Soldaten, der dem Zug folgte, den Genickschuß, wir nannten es den Gnadenschuß.

Ich kann bestätigen, daß das Ehepaar J. aus Elbing nach zwei Tagen … Marsch nach Elbing – Preußisch Holland nicht mehr mitlaufen konnte, sie setzten sich an den Straßenrand, und am

nächsten Tag, als wir zurückmarschierten, überzeugte ich mich, daß die Eheleute durch Genickschuß von ihren Leiden erlöst waren.
Essen gaben sie uns nicht, wir sollten kaputt gehen, das war der Zweck dieses Marsches. Er dauerte 14 Tage. Von 800 Menschen, meist Frauen und Kinder (einige alte Männer waren auch dabei), waren bei der Auflösung des Zuges kaum noch 200 Menschen am Leben. Die Toten lagen am Straßenrand oder im Straßengraben.
Nach 14 Tagen wurde der Rest dieses Zuges aufgelöst, und die Menschen flohen in alle Richtungen auseinander. Die russische Armee zog nach Norden auf Danzig zu. Ich zog mit meinen Kindern wieder nach Elbing und fand noch meine Wohnung vor, außer meinen demolierten Möbeln war fast nichts mehr vorhanden, alles war ausgeraubt. Die noch heilen Möbel wurden dann nach und nach von Polen geraubt.
Gegessen habe ich in dieser Zeit mit meinen Kindern Kartoffelschalen und von den Krautstengeln die Nachwuchsblätter. Meine kleine Christa bekam Hungertyphus. Mein Horst und ich bekamen ganz dicke Leiber. Ich war dem Wahnsinn nahe.
Da ich nun vollständig kaputt war an Leib und Seele, hatte ich in Zukunft vor diesen Scheußlichkeiten Ruhe. Später wollte man mir meinen Sohn Horst wegnehmen; um ihn zu behalten, wurde ich noch einmal gebraucht. Dann kam das Verbot, Frauen zu vergewaltigen. Dann konnte man sich wehren, aber es war zu spät. Ich und viele Tausend Frauen waren kaputt bis auf den heutigen Tag, und niemand half uns.
In diesem Zustand besorgte ich mir einen kleinen Handwagen und treckte mit meinen Kindern zu Fuß von Elbing bis Weyer/Oberlahnkreis. Zweimal konnte ich auf dieser Reise die Bahn kurze Strecken benutzen. Bei Grenzübertritt in die englische Zone bei Helmstedt verhielten sich die englischen Soldaten mir und meinen Kindern gegenüber sehr anständig.
Kurz vor meinem Ziel verließ mich mein Geist und Verstand. Ich wurde noch rechtzeitig besinnungslos aus der Lahn gezogen.<<

Zusammentreffen mit sowjetischen Truppen in Ostpommern
Erlebnisbericht der Frida V. aus Dambitzen, Kreis Elbing in Westpreußen (x001/273-274):
>>… Der Vormarsch der Russen war inzwischen über Schneidemühl und Stargard soweit gelungen, daß ich nicht mehr über Stettin nach Westen konnte, zumal mein Lastzug weg war und ich mit den Meinen bewegungsunfähig war.
Im letzten Augenblick holte ich mir meinen Lastzug in Lauenburg, konnte aber nicht mehr nach Danzig durchbrechen, da die Russen uns bei Neustadt überflügelten. Wir wurden restlos unseres Eigentums beraubt und ausgeplündert. In fußhohem Schnee bei starkem Frost gelang es uns, in einer Tannenschonung uns zu verbergen.
Nach drei Tagen und Nächten erklärten die Frauen, nicht länger im Wald der Kinder wegen bleiben zu können, und so mußten wir auf die von Russen bevölkerte Chaussee. Es blieb uns kein anderer Weg, als zurück nach Occalitz. Ein Bauer aus dem Kreis Pr. Holland, der meinen Mann kannte und auch denselben Weg hatte, nahm meine Schwiegertochter und die Kinder auf seinen Wagen.
In jedem Dorf wurden wir von den Russen mehrfach angehalten, durchsucht, und immer wieder fanden sie etwas, was sie zu brauchen glaubten, so auch unsere Kleider und Mäntel. Im dritten Dorf wurde mein Mann gefangen genommen und abgeführt. Mein Mann konnte mir nur noch zurufen: "Geht nach Occalitz zurück!"
Wir sind dann mit dem Bauern aus Pr. Holland weitergefahren. Auf dem Wagen lag die Tochter des Bauern, die die Russen während der Fahrt und beim Halten in den Dörfern mehrfach vergewaltigt hatten, und ihr, als sie sich wehren wollte, in den Rücken geschossen hatten. Der Mutter der Schwerverwundeten, die ihrer Tochter zu Hilfe kommen wollte, wurde durch die Hand geschossen. Meine Schwiegertochter und die Frau eines Danziger Kaufmanns, die sich

uns angeschlossen hatte, wurden während der Fahrt von aufspringenden, jungen, russischen Soldaten mehrfach vergewaltigt und das in Gegenwart der sterbenden jungen Frau, der erwachsenen Tochter der älteren Danziger Dame und der anderen Personen. -
In Occalitz konnten wir nicht auf den Gutshof, da dort die Russen hausten. Wir fuhren deshalb nach der ca. l km entfernten Revierförsterei, wo wir den alten Revierförster T. mit Frau und zwei verheirateten Töchtern und deren Kindern sowie eine Menge Flüchtlinge und Frauen und Mädchen aus dem Dorf antrafen.
Die Russen erschienen jeden Abend, holten sich mehrfach eine Anzahl Frauen und Mädchen bis zu den jüngsten herunter, die mehrfach täglich geschändet wurden. Am vierten Tag erschienen plötzlich vier deutsche versprengte Soldaten, die sich Lebensmittel holten und sich verbergen wollten. Unglücklicherweise kam zur gleichen Zeit eine russische Patrouille, die einen der Deutschen sofort erschoß und die anderen gefangennahm. Nun wurden die Russen noch rabiater, und die zahlreichen Frauen und Mädchen waren vor Angst vor den Gewalttaten der Russen halb irrsinnig. Ein Teil der jüngeren Frauen und Mädchen begingen bereits Selbstmord.
Dem Revierförster wurde, da er sich nach Ansicht der Russen stark spionageverdächtig gezeigt habe, mit Räumung des Hauses und Schlimmerem gedroht, so daß er alle Anwesenden aufforderte, die Försterei zu verlassen, zumal er und seine Familie beschlossen hätten, in den Tod zu gehen. Die eine Tochter, eine Ärztin, habe sich bereits mit ihren beiden Kindern vergiftet. Wer sich erschießen lassen wolle, für den sei eine Kugel auch da. Andernfalls müsse das Haus sofort geräumt werden.
Es sind in der Försterei allein 62 Menschen von dem Gut und Dorf Occalitz daraufhin durch Ertränken in dem See, durch Erschießen durch den Revierförster T., durch Gift und durch Erhängen in den Tod gegangen. Zwei alte, überlebende Frauen, die Frau des Schmiedemeisters und des Treckerführers des Gutes haben meinem Mann erzählt, daß sie ein Massengrab hätten graben und die Toten beerdigen müssen, daher konnten sie meinem Mann, als er nach seiner Entlassung aus dem russischen GPU nach Occalitz kam, um nach uns zu forschen, sagen, daß wir nicht, wie ihm im Nachbarort gesagt worden war, in der Försterei umgekommen wären.
Wir hatten sofort nach der Aufforderung T.'s mit zwei Damen aus Ostpreußen zusammen, einer Frau Sch. und ihrer Mutter, nebst einer kleinen Nichte die Försterei verlassen, um aus dem Bereich des Schreckens zu kommen.<<

Eroberung der Festung Danzig durch sowjetische Truppen Ende März 1945 und Gewalttaten nach dem Einmarsch der Roten Armee

Erlebnisbericht der Brigitte P. aus Danzig-Langfuhr in Westpreußen (x001/302-305): >>Es war am 27. März 1945 gegen 3 Uhr früh. Eine unheimliche Stille lag über Langfuhr. Wir hatten etwa drei Wochen nur im Keller gehaust und warteten, äußerlich ruhig und gefaßt, aber im Innern furchtbar erregt, auf die erste Begegnung mit den Russen. Wir spürten, daß sie an diesem Morgen kommen würde. Ich schaute ängstlich die Straße entlang und sah weit hinten den ersten russischen Panzer die Bahnhofstraße herunterkommen. Diese Nachricht ließ die Leute im Keller noch aufgeregter werden.
Und dann war es soweit. Erste Durchsuchungen der Keller. Uns geschah nichts, man suchte nur nach versteckten Soldaten und Waffen. In Abständen kamen immer andere Soldaten in die Keller. Wir wurden etwas froher, denn uns geschah ja nichts. Wir trauten uns nun, da es heller wurde, zum ersten Mal auf die Straße. Außer vorbeifahrenden Panzern sah man nichts, die Front war nun in Richtung Danzig und von dort hörte man das Dröhnen der Geschütze.
Ich besah mir unser Haus, es war auf der Straßenseite recht demoliert, denn ein großes Geschoß der Schiffsartillerie war vor etwa vier Tagen genau vor unserem Haus mitten auf der

Straße eingeschlagen. Durch die Splitterwirkung wurde unser Haus sehr mitgenommen. Immerhin, die Zimmer unserer Wohnung waren einigermaßen erhalten. Wir waren Gott dankbar, daß nun der Krieg bei uns vorbei war.
Es mochte so gegen 8 Uhr morgens des tragischen 27. März gewesen sein. Wir begannen gerade, befreit aufzuatmen, als die ersten Panjewagen in unserer Straße hielten. Und ehe wir recht begriffen, gingen 10, 20, 30 plündernde Russen durch Haus und Keller. Alle Einwohner flüchteten aus ihren Wohnungen wieder zurück in die Keller. Was sich nun vor unseren Augen auftat, läßt sich kaum beschreiben.
Unzählige Horden von Russen zogen raubend, plündernd, singend durch die Keller, alle waren betrunken. Sinnlos warfen sie Eingemachtes von den Regalen herunter, zerschnitten sie Betten, Wäsche, Kleider, zerschlugen sie Kisten, Koffer und Schränke. Was ihnen gefiel, schleppten sie auf ihre Wagen, alles andere wurde zertreten, zerrissen, verwüstet. Koffer, Taschen und Rucksäcke wurden uns aus den Händen gerissen; Uhren, Ringe und Schmuck hatte längst keiner mehr. Verzweifelt, hilflos, verloren sahen wir dem Werk der Zerstörung zu.
Und dann begann für die Mädchen und Frauen die furchtbarste Zeit. ... Als ich sah, wie unter Schreien und Weinen die Frauen in einen Keller gezerrt wurden, flüchtete ich auf den Hof. Hier wimmelte es von Russen, Pferden und Wagen. Die Garagen waren erbrochen, Fahrräder und Autos herausgeholt, jede Ecke, jeder Winkel wurde durchstöbert. Alles wurde zerschlagen und zerbrochen oder weggeschleppt.
Im Nu war ich umringt von diesen Horden, ich sah keinen Ausweg, es gab einfach nirgends ein Versteck für mich. Hilflos jagte ich hin und her, überall verfolgt. Und dann sah ich eine der Grauen Schwestern, die im Nachbarhause eine kleine Kapelle und ein Altersheim hatten. Sie nahm mich mit, versah mich mit einem langen Mantel und versteckte mich bei den Alten aus dem Heim. Nur selten drangen in diesen Keller Russen ein, mit Lampen leuchteten sie die Alten an und gingen dann meist. Wir beteten hier laut und inbrünstig, stundenlang. Vielleicht würde ein Wunder geschehen, und wir würden befreit werden.
Als es Nacht geworden war, mußten wir den Keller verlassen und uns im Kellerausgang aufhalten. Meine Mutter hatte mich inzwischen dort gefunden. Sie hatte mich mit alten Decken und Kisten zugedeckt, und sich schützend vor mich gestellt. Es kam eine grausame Nacht. Stundenlang hörte ich aus dem Keller die Hilfeschreie der Frauen, Mädchen und Grauen Schwestern. Unentwegt schoben sich die Russen den Kellerausgang entlang, immer neue Opfer suchend. Meine Mutter wich nicht von mir, obgleich sie gestoßen und geschlagen wurde. Nur ihr habe ich zu verdanken, daß ich nicht gefunden wurde.
Gegen 5 Uhr früh wurde es endlich ruhiger. Die Russen waren schlafen gegangen, und ich wagte mich aus meinem Versteck. Die stickige Kellerluft trieb uns ins Freie. Ein unvergeßliches Bild bot sich uns: Unser Haus war ein Feuermeer! Ergriffen, verstört, ja, verständnislos sahen wir in die Glut. (Es dauerte) nur Augenblicke, dann begannen wir trotz der ungeheuren Hitze, die uns entgegenstrahlte, vor Kälte zu zittern. Wir gingen zurück in den Keller.
Später begann auch das Schwesternhaus zu brennen. Die Russen vertrieben uns aus der kleinen Kapelle, in der wir auf unser Ende warten wollten. Im Nu waren wir ein endloser Menschenzug, der sich vorwärts wälzte, begleitet von Russen, die mit Schießen und Brüllen zur Eile antrieben. Alle Männer wurden aus dem Zug herausgesucht. Sie wurden gesammelt und später in Lager gebracht. So waren wir nur noch Frauen, Kinder und Greise.
Ich hatte weder einen Rucksack noch eine Tasche oder irgendwelches Gepäck, so wie ich aus unserer Wohnung davongeeilt war, über dem Kleid eine Schürze und dann den alten, langen Mantel, den mir die Schwester gegeben hatte, so zog ich mit meiner Mutter in diesem Elendszug mit. Viele der Flüchtenden schleppten noch einige Habseligkeiten mit, welche sie aber von Zeit zu Zeit fortwarfen, weil sie zu schwer wurden.
Je länger wir gingen, desto mehr schrien die Kinder und blieben Greise liegen, von den

Russen getreten und geschlagen. Wir zogen oft nur durch brennende Straßen. Es sah so aus, als ob manche Straßenzüge vorsätzlich angesteckt worden waren, denn die Häuser brannten gleichmäßig und zur gleichen Zeit. Ich sah auch Kabelschnüre, die von Haus zu Haus gezogen waren.
Wir kamen bis Oliva, dann ging's nicht weiter, und es hieß: "Zurück!" Es kamen immer mehr Menschen hinzu, Tausende waren es. Bis zur Dunkelheit wanderten wir auf unbekannten Pfaden durch Wälder. An uns vorbei rollten Geschütze und Panzer. Es fing an zu regnen. Vielleicht war es 23 Uhr, keiner von uns hatte ja eine Uhr.
Wir mußten uns auf der Stelle niederlegen. Der Waldboden war naß und kalt, jedoch keiner widersetzte sich. Dann kamen unzählige Russen, unsere Begleitposten. Sie traten über unsere Körper und suchten mit Lampen ihre Opfer aus. Schreie gellten durch die Nacht, wenn die Frauen zum Lagerfeuer gezerrt wurden. Zwischendurch schossen die Russen in die Luft, wenn sie sich wehrten. Ich wurde wie durch ein Wunder wieder nicht entdeckt, obgleich die Stiefel der Russen (manchmal) auf meinen Kopf und meine Arme drückten. ...
Ich weiß nicht, wieviel Tage dieser Marsch gedauert hat, uns schien er eine Ewigkeit zu dauern. Immer mehr Frauen, Kinder und Alte blieben liegen, immer wieder kamen Lastautos, in welche junge Mädchen hineingestoßen wurden, um sie für Sibirien zu sammeln. Grausam waren die hilflosen Schreie dieser Mädchen. Hätte ich nicht von meiner Nachbarin ein ganz kleines, 2 Wochen altes Kind getragen, wäre ich sicherlich auch dabeigewesen.
Unvergeßlich blieb für uns der Moment, als wir uns vor einer Reihe Stalinorgeln aufstellen mußten und diese dann plötzlich losdonnerten. Man quälte und peinigte uns, wo es nur ging.
... Dann wurden wir ohne Bewachung weitergeschickt. Es hieß: "Nach Hause!" Bis zum Dunkelwerden wanderten wir. In einer Scheune legten wir uns nieder. Aber auch hier fanden wir keine Ruhe, Russen kamen und suchten Frauen und Mädchen heraus. Unsere Hilfeschreie erstarben in der endlosen Verlassenheit. Es gab nirgends Schutz oder Rettung. ...
Wir kamen ... nach Oliva zurück und blieben eine Woche in irgendeinem Keller, der stockfinster und bereits überfüllt war. ... Ich blieb wieder verschont, da ich mich tagsüber in einem Kohlenkeller unter den Kohlen versteckt hielt. In der letzten Nacht fand man mich. Meine Mutter versuchte mit letzten Kräften den Russen von mir abzubringen, dafür schlug und würgte er sie. Dann ging er, um noch einen Kameraden zu holen. In der Zwischenzeit flohen wir aus dem Keller.
Auf dem Wege nach Langfuhr wurde ich von einer Streife angehalten, von meiner Mutter fortgerissen und mit etwa 30 anderen Mädchen in einen Keller gesperrt. 2 Tage blieben wir dort. Hunger, Durst und Kälte quälten uns. Sitzen konnten wir nicht, da der Keller voller Kohlen und ganz finster war. In der 2. Nacht wurden wir von einem NKWD-Offizier einzeln verhört. Je nach den Aussagen kam man in besondere Keller. Ich war nahe dem Zusammenbrechen, und konnte kaum auf die Fragen antworten. Aufgrund meiner körperlichen Verfassung kam ich am anderen Morgen mit 5 anderen Mädchen frei. Die anderen sollen später nach Sibirien gekommen sein. ...
Auf dem Weg nach Hause wurde ich öfters zum Schuttaufräumen herangezogen.
Mit Aufbietung der letzten Kräfte gelangte ich ... zu Bekannten. Hier war das Haus voller Russen. Die Bekannten brachten mich auf den Boden, wo ein Pole bereits seine Braut, eine Berlinerin, versteckt hielt. Er versuchte jedesmal, die Russen von einer Durchsuchung des Bodens abzulenken. Meistens gelang es aber nicht, und wir mußten auf das völlig abgedeckte Dach klettern, wo ich dann 2 Nächte zubrachte.
Die Sorge um meine Mutter trieb mich dann nach Hause. Was ich von unseren 3 Häusern vorfand, waren nur noch ausgebrannte Ruinen. ... Meine Mutter fand ich in der Baumbachallee in einem Keller. 2 Wochen mußte ich mich noch versteckt halten, dann wurde das Vergewaltigen und Plündern verboten. Aber nun kamen die Polen, sie setzten das grausame Spiel fort.<<

Zusammentreffen mit den sowjetischen Truppen in Pommern und Rückkehr in die Heimat

Erlebnisbericht des Landwirts Artur U. aus Zandersfelde, Kreis Marienwerder in Westpreußen (x001/333-335): >>In Schönwalde, Pommern, zwischen der Ostsee und dem Garder-See, wurde unser Treck, der mit 52 Wagen am 22. Januar 1945 auf behördliche Anordnung geflüchtet war, von russischer Kavallerie am 11. März überrascht.

Der russische Offizier gab seinen Mannschaften die Erlaubnis zum Plündern. Die russischen Soldaten schlugen die Kisten und Kasten mit ihren Bajonetten und Gewehrkolben auf, warfen alles von den Wagen und plünderten und raubten alles, was ihnen mitnehmenswert erschien. Der Ortsbauernführer und Gemeindevorsteher Otto K. und der Bauer Artur K., beide Führer unseres Trecks, wurden zum Erschießen in das nächste Dorf Wobesde abgeführt. Hierauf mußte ich die Führung des Trecks übernehmen. Ein großer Teil unserer Pferde war uns geraubt worden, so daß der Treck mehrere Wagen zurücklassen mußte. Mit den restlichen Wagen durften wir um ca. 16 Uhr den Weg nach Hause antreten.

Als wir durch Wobesde kamen, wurde Artur K. gerade aus einem Haus herausgeführt, als ich dort vorbeikam. Er rief mir zu: "Artur, grüße meine Frau und Kinder, ich werde erschossen." Fräulein L., Wirtschafterin des Bauern Julius W. aus Morainen bei Christburg, Kreis Stuhm, Westpreußen (letzterer war Schwager des Artur K.), die in Wobesde im Quartier war, hat beide am nächsten Tag beim Ausgang des Dorfes aufgefunden.

Bei der Weiterfahrt unseres Trecks wurden uns immer wieder Pferde ausgespannt und Fuhrwerke geraubt, ebenso die Wagen durchwühlt und geplündert. Käthe K. und das Hausmädchen von Frau P. wurden von russischen Soldaten von den Wagen gezerrt und in den nächsten Häusern vergewaltigt.

In Krussen, 15 km südlich von Stolp, wurden am 13. März 1945 zwölf Personen unseres Trecks im Alter von 15 bis 30 Jahren von den Russen festgenommen und, wie sich später herausstellte, nach Sibirien verschleppt. … Von diesen 12 Personen sind Helene G., Gert A. und Ilse K. in Sibirien an Unterernährung, großen Strapazen, Fleckfieber und Typhus verstorben; der Rest ist, an Leib und Seele ruiniert, zurückgekehrt.

Bei der Weiterfahrt unseres Trecks haben einige unserer polnischen Kutscher, teils heimlich, teils mit Gewalt, mehrere unserer Wagen geraubt und sind davongefahren.

Unsere größte Sorge galt unseren jungen Frauen und Mädchen, wenn wir in Quartiere gehen mußten in Dörfern, die von Russen besetzt waren. Musternd empfingen sie uns und wiesen uns gerne in die Quartiere ein, um sich nachts beim Schein ihrer Taschenlampen ihre Opfer auszusuchen und sie zu vergewaltigen. Sie scheuten auch nicht davor zurück, ein 13-jähriges Mädchen unseres Trecks, N. N., zwischen ihrem 11-jährigen Bruder und ihrer Mutter auf dem gemeinsamen Schlaflager zu vergewaltigen ...

Ein anderes Mal wurde eine Nachbarin, Frau N. N., von russischen Soldaten an den Füßen von unserm gemeinsamen Schlaflager in die nebenan gelegene Küche gezerrt. Nach längerer Zeit kam sie ganz gebrochen zurück und erzählte uns, daß sie von mehreren Russen vergewaltigt worden sei.

Zu unserem Treck gehörte schließlich nur noch ein kleiner Wagen mit einem kleinen schwachen Pferd bespannt. Wir hofften, dies Fuhrwerk … behalten zu können, doch auch dieses letzte Gefährt wurde uns in Neukrug, ca. 18 km nordwestlich von Schöneck, von Polen mit Hilfe eines russischen Postens geraubt. Als wir die Polen baten, uns das Fuhrwerk zu belassen, da eine 80-jährige Frau nicht mehr gehen könne, sagten sie: "Die kann im Chausseegraben verrecken."

Hier in Neukrug wurde unsere älteste Tochter, Frau Ilse W., und Fräulein Martha W. am 29. März 1945 von den Russen geraubt und in das Lager Oliva bei Danzig verschleppt, wo bereits ca. 500 Personen waren. Meine Tochter wurde, weil sie sehr schwächlich und krank war, ent-

lassen; ebenso war Fräulein W. wegen Krankheit entlassen worden. Was mit den andern ca. 500 Personen des Lagers geschah, haben wir nicht erfahren.
Von Neukrug marschierten wir zu Fuß weiter und kamen bis Pogutken, 10 km westlich von Schöneck. Hier wurden wir von der polnischen Miliz am 30. März 1945 festgehalten und auf Anordnung des dortigen polnischen Amtsvorstehers in die ca. 3 km entfernt liegende Gemeinde Jeseritz abgeführt, in der Schule einquartiert und den polnischen Bauern zur Arbeit zugeteilt.
Wir Flüchtlinge mußten uns täglich bei dem polnischen Kommandanten der Miliz melden und auf dem Rücken ein Hakenkreuz aus weißem Stoff tragen. Nachdem wir ca. drei Wochen bei den polnischen Bauern gearbeitet hatten, kamen wir in das vorher von russischem Militär besetzt gewesene, ca. 2 km entfernt liegende Lager Kletschkau, angeblich wegen Partisanengefahr.
Die Polen befürchteten, wir könnten uns nachts mit den Partisanen verständigen, die sich angeblich in den Wäldern aufhielten. Auch von diesem Lager aus wurden wir teils zu polnischen Bauern, teils zu einem russischen Pferdekommando zur Arbeitsleistung zugeteilt. Abends mußten wir immer wieder ins Lager zurückkehren und wurden dort von Posten bewacht. Die Verpflegung im Lager war sehr schlecht.
Etwa am 1. Mai 1945 bekam der polnische Amtsvorsteher von seiner vorgesetzten Behörde die Anweisung, sämtliche Lager bis zum 3. Mai 1945 von deutschen Flüchtlingen zu räumen und sie in die Heimatdörfer zu entlassen. Wir erhielten Ausweispapiere und kamen, zwar auch noch mehrmals durchsucht und beraubt, am 5. Mai 1945 in Zandersfelde, unserem Heimatort, an.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Elbing im Februar 1945, polnische Verwaltungsübernahme ab Mai 1945

Erlebnisbericht der Dora M. aus der Stadt Elbing in Westpreußen (x002/447-452): >>Am 9. Februar 1945 erreichten die Russen unseren Stadtteil ... in meiner Heimatstadt Elbing. Nachdem die furchtbaren Kämpfe vorüber waren, glaubten wir, aufatmen zu können und ahnten noch nicht, daß erst jetzt die viel größeren Schrecken über uns kommen würden.
Kaum hatten uns die ersten Russen in unserem kleinen, selbstgebauten Bunker ... entdeckt, begannen sie, uns auszuplündern. Uhren, Schmuck, alle Wertgegenstände wurden uns abgenommen. Das berührte uns aber wenig, denn wir waren nach dem tagelangen Beschuß unseres Stadtteiles total erschöpft und ausgehungert, da wir den Bunker während dieser Zeit nicht verlassen konnten. Unser Wohnhaus war längst abgebrannt.
Ein betrunkener Russe verlangte Schnaps von uns, den wir natürlich nicht hatten. Voller Wut darüber nahm er eine Handgranate und warf sie in den Bunker, der unweigerlich mit uns 18 Personen in die Luft geflogen wäre, wenn nicht ... gerade ein Wassereimer am Bunkereingang gestanden hätte. In diesen Wassereimer fiel die Handgranate. Es zischte, der Bunker war voller Rauch und so wurden nur die verletzt, die in der Nähe des Bunkereingangs saßen. Zwei von ihnen wurden schwer verletzt. Sie wurden von den Russen später erschossen. ... Sie wurden einfach erschossen, weil sie nicht mehr die Kraft besaßen, weiter zu gehen, als wir anschließend wie Vieh herausgetrieben wurden. So begann der Leidensweg für viele, viele Tausende von Menschen, alt und jung.
Von allen Straßen, aus allen Häusern wurden die Menschen zusammengetrieben und im Gefängnis oder in anderen öffentlichen Gebäuden eingesperrt. Wir z.B. wurden in die Bergschule getrieben und mußten dort die Nacht verbringen. Es war grauenvoll. Zusammengepfercht lag alles neben- und aufeinander, alles erschöpfte, ausgehungerte Menschen. Einige aßen noch etwas, die meisten hatten aber nichts, denn man hatte ja keine Gelegenheit gehabt, sich noch etwas zu beschaffen.

Noch glaubten wir, vielmehr hofften wir, daß das bald vorüber sein würde und wir wieder in die Häuser zurückgeschickt würden. Man hatte uns schon "warmes Essen" versprochen! Welch ein Hohn, wie lange sollten die meisten von uns das nicht mehr sehen, viele gar nicht mehr. Das Gejammer der Kleinen und Großen, die Hunger und Durst hatten, und der eigene Hunger waren schon unerträglich. Wenn ich an die vielen weinenden Kinder und an meine eigenen zwei- und dreijährigen Kinder denke, dann packt mich heute noch das Grauen. Es gibt wohl nichts herzzerreißenderes, als die Kinder vor Hunger weinen zu sehen.
Und dann begann wohl das Schlimmste, was uns Frauen zustoßen konnte. Es war entsetzlich, als wir das Unfaßbare erkannten. ... (Sie) kamen ohne Unterbrechung, leuchteten mit ihren Laternen in dem Raum umher und nahmen sich eine nach der anderen. Es gab keine Hilfe. Und es gab wohl kaum eine Frau, der dieses Schicksal ... erspart geblieben ist, auch ich bin ihm nicht entgangen. Meine armen Schwestern ... und die vielen, vielen Frauen und Mädchen, die sich fügen mußten, wenn sie nicht erschossen werden wollten. Sofern sich jemand weigerte, mitzugehen, wurde die Pistole gezeigt. So verlief die erste Nacht der "Befreiung" durch die Russen. ...
Am frühen Morgen wurde die ganze Menschenmasse zur Stadt hinaus getrieben. Frauen und Kinder in großen Trupps, ebenso Männer gesondert. Das war der Morgen des 10. Februar, der für alle Zeiten in mein Gedächtnis eingegraben ist. Ich sehe heute noch alles vor mir, was damals geschah. Die herzzerreißenden Szenen, die sich dort abspielten, kann man (fast) nicht wiedergeben. Meine beiden Schwestern im Alter von 16 und 26 Jahren, die meine damals schwerkranke Mutter geführt hatten, wurden von ihrer Seite gerissen. Wie konnten wir ahnen, daß wir sie niemals wiedersehen würden, ebenso meinen Vater, der weiter hinten in der Reihe der zusammengetriebenen Männer stand.
Erst viel später ... haben wir durch zurückgekehrte Freunde und Bekannte von dem Leidensweg unserer armen Toten erfahren. Einige von ihnen, die mit ihnen in Sibirien waren, konnten uns nur noch mitteilen, daß sie alle starben, besser gesagt verendeten. Die zu Skeletten abgemagerten Toten wurden laut Bericht nackt in Massengräbern verscharrt. Was diese Armen erleiden mußten, kann wohl keiner ermessen.
Ich selbst entging der Verschleppung, weil ich meine beiden Kinder fest umklammert hielt, als die Russen an mir zerrten. Es war ein Glückszufall; denn auch das war kein Hindernisgrund. Wieviele Mütter wurden von der Seite ihrer Kinder gerissen.
Eine junge Mutter, die mir ihren Kinderwagen überließ, nachdem sie ihren verhungerten Säugling im Kissen an den Straßenrand gelegt hatte, damit ich mein schwerkrankes, halbverhungertes 1 1/2jähriges Mädchen hineinlegen konnte - es starb ein Jahr später an Hungerskorbut -, wurde in demselben Augenblick von den Russen mitgezerrt. Sie rief wie alle noch nach ihrer Mutter, die ihr zu Hilfe eilen wollte, aber mit Kolbenstößen wurde auch sie weggetrieben. Alle diese jungen, blühenden Menschen, die da weinend und klagend standen, andere auch vollkommen apathisch, sich kaum noch aufrecht haltend, werde ich mein Lebtag nicht vergessen können.
Nachdem sie alle jungen Mädchen und Frauen unseres Trupps herausgerissen hatten, wurden wir ... in die brennende Stadt zurückgetrieben. Es gelang uns, bis in die Stadtmitte zu kommen, wo ich im Wohnhaus meiner Freundin Edith K. ... eine Unterkunft fand. ... In diesem Haus wohnten viele Leute. Wir lebten in den nächsten Wochen zunächst in den Kellern unter den denkbar primitivsten Verhältnissen, schutzlos, rechtlos, der Brutalität und Willkür der Russen Tag und Nacht ausgesetzt. Die andauernden Plünderungen berührten uns gar nicht mehr, aber die anhaltende Angst vor immer neuen Vergewaltigungen lähmte uns vollkommen. ...
Die Verschleppungen hielten an, täglich hörte man die Hilfeschreie der Frauen, die von überall weggeholt wurden. Viele wurden während der Suche nach Nahrungsmitteln verschleppt,

man war darauf angewiesen, sich etwas Eßbares aus den leerstehenden Kellern und Wohnungen zu suchen. Andere wurden beim Wasserholen festgenommen. ... Ich selbst lebte immer in Todesangst, denn der Gedanke, von den Kindern weggerissen zu werden, war wohl das Schlimmste, was einem zustoßen konnte. Und der Gefahr, verschleppt zu werden, war man immer und überall ausgesetzt.
... Es war Karfreitag - Sie hatten eine besondere Vorliebe, solche und ähnliche Feiertage oder Sonntage auszuwählen -, als unsere Straße plötzlich abgeriegelt wurde. Es pfiff und schrie von allen Seiten, und innerhalb weniger Minuten waren alle Häuser sowie Gärten umstellt. An ein Entkommen war also nicht zu denken. Alle Häuser wurden vom Boden bis zum Keller durchsucht. Es gelang mir, mich in letzter Minute in einem - schon für diesen Zweck hergerichteten - Versteck zu verkriechen, denn es war nicht das erste Mal.
Dort wartete ich zitternd und halb von Sinnen, ob es mich diesmal ereilen würde, aber es ging auch diesmal an mir vorüber. Aus unserem Haus allein wurden 4 Frauen (darunter auch eine Mutter von kleinen Kindern) mitgenommen. Ich sah ... einen langen Zug von Frauen und Mädchen mitten auf der Straße, weinend und klagend, einige mit Bündeln bepackt, andere mit Decken und wieder andere nicht einmal mit Mänteln bekleidet. Und es war kalt. Diesen traurigen Zug werde ich ... nicht vergessen. Mit den Gewehrkolben der rohen Kerle wurden sie vorangetrieben. ...
Dann kam der 20. April, auch solch ein Schreckenstag. Schon vorher erreichten uns alle möglichen Gerüchte. Aber der Tag verlief ruhig und wir waren zuversichtlicher und legten uns schlafen. Allerdings in Kleidern, denn anders kannten wir keine Ruhe mehr. Im Ernstfall mußte man wenigstens angekleidet sein.
Und dann wurde es doch eine schlimme Nacht. 7 große Brände habe ich allein in dieser Nacht gesehen. Das Haus war plötzlich wieder voller Russen. Trotzdem wir die Haustüren mit Brettern vernagelt und auf jede nur mögliche Weise verrammelt hatten, waren sie plötzlich da, und diesmal gelang es auch mir nicht, mich zu verstecken. Todmüde und ausgehungert, wie man schon war, fehlte es an Kräften, sich auch noch zu wehren und aufzulehnen. Es regnete in Strömen, als wir Frauen - die Kinder zurücklassend - alle herausgetrieben wurden, bis auf einige alte Leute, darunter auch meine Mutter.
So blieb mir dieser eine Trost, daß meine beiden kleinen Kinder wenigstens in der Obhut meiner Mutter zurückblieben. Sie waren durch den Lärm wach geworden und schrien fürchterlich und riefen nach mir, während die Russen schon an mir zerrten. Damals glaubte ich nicht, daß ich noch einmal zurückkommen würde.
Es war furchtbar und läßt sich in Worten nicht wiedergeben, ... wie sie uns in dieser Nacht quälten. ... Sie trieben uns an mehreren Brandstellen vorüber, an jeder Brandstelle einen Trupp zurücklassend. Wir waren ein langer Zug, aus einem ganzen Stadtteil zusammengeholt. Und man wunderte sich, daß überhaupt immer noch so viele da waren.
Ich selbst befand mich in einem Trupp, der in der Petristraße zurückbleiben mußte. Es brannte dort ein großes Haus, und wir mußten uns dicht davor aufstellen. Einmal der strömende Regen, zum andern die hohen Flammen, das Knistern, die unerträgliche Hitze, die Todesangst, daß das Haus über uns zusammenstürzen könnte.
Plötzlich schrien die Russen, wir würden abgezählt, jeder zehnte sollte vortreten, die sollten erschossen werden, weil die Deutschen diese Brände ... gelegt hätten! Welch ein Wahnsinn, als ob es auch nur ein Deutscher gewagt hätte, nachts die Straße zu betreten, er wäre unweigerlich von den Streifen erschossen worden.
Während diese Bestien zählten, schossen andere über unsere Köpfe hinweg, es pfiff und knallte überall, und es entstand ein wirres Durcheinander. Wir versuchten wegzulaufen, aber das war natürlich aussichtslos, denn die Russen hatten uns sofort umzingelt. Dieses Grinsen von ihnen, diese teuflischen Fratzen, sehe ich noch heute vor mir. So weideten sie sich an unserer

Todesangst, wußten sie doch, daß wir hilflos waren.
Dann stießen sie uns plötzlich mit ihren Gewehrkolben und riefen, wir sollten laufen, sonst würden wir noch alle erschossen. Wir sind dann - so schwach wir schon waren - um unser Leben gelaufen, bis wir uns in der Dunkelheit etwas sicherer fühlten. ... Von diesen und ähnlichen Erlebnissen war man im Laufe der Monate vollkommen zermürbt und abgestumpft.
Unter Führung einer deutschen Kommunistin und deren Mann, die sich wohl mit mehreren Russen angefreundet haben mußten, wurden wir gezwungen, die vielen, noch in allen Straßen, Häusern und Kellern herumliegenden, toten deutschen Soldaten zu beerdigen, d.h. zu verscharren. Ich wäre heute noch in der Lage, überall dort hinzugehen, wo wir sie begraben haben. Es war streng verboten, irgendwelche Papiere zu sichern. Nicht einmal diesen letzten Dienst durften wir diesen Armen erweisen.
Wievielen ... Wartenden hätte man Nachricht geben können. Ich besitze heute noch ein kleines Soldatengebetbuch – leider ohne Namen – das ich an mich nahm, als wir dabei waren, wieder einige Soldaten menschenunwürdig zu begraben. Man befahl uns, einen Pferdekadaver mit ihnen zu verscharren. Man war manchmal halb ohnmächtig vor Mitleid mit diesen Toten und deren Angehörigen, die man nicht einmal kannte.
... In dem Hof der Pestalozzischule haben wir etwa 25 Soldaten zur Ruhe gebettet. Diese armen Soldaten waren alle schwer verwundet gewesen und lagen im Keller der Schule, die als Hilfslazarett eingerichtet gewesen sein muß, wie im Todeskampf teils umklammert, teils über- und nebeneinander. Es war entsetzlich anzusehen.
Manche trugen untrügliche Zeichen von Verstümmelung und Erschießung. Es packt mich heute noch das Grauen, wenn ich das Bild vor mir sehe, diese Blutlachen. ... Sie alle waren von den Russen bestialisch ermordet worden.
Im Mai 1945 siedelten sich die ersten Polen in Elbing an. ... Die Plünderungen und Mißhandlungen bei Tag und Nacht nahmen zu. Die sog. "Miliz" war der reinste Schrecken für die restliche deutsche Bevölkerung. Fast alle deutschen Familien wurden aus ihren Wohnungen auf die Straße gesetzt, erst einmal und dann immer wieder, sobald man sich wieder notdürftig eingerichtet hatte und die Polen dahinter kamen. Auf diese Weise verschaffte sich - mit wenigen Ausnahmen - die ganze künftige polnische Bevölkerung ihre Wohnungen! ...
Diese Evakuierungen waren der Miliz immer ein willkommener Vorwand, die gehetzten und verängstigten Deutschen völlig auszuplündern, da sie "von Amts wegen" diese Evakuierungen zu überwachen hatten. Innerhalb weniger Minuten - je nach Laune der "Beauftragten" - mußte man seine Wohnung verlassen, uns erging es nicht anders. Wer es wagte, sich aufzulehnen, wurde mit Schlägen herausgetrieben. Wie oft bin ich Zeuge solcher Vorgänge gewesen!
Die Mißhandlungen, denen man nun ausgesetzt war, waren nicht weniger grausam als die, die wir bis dahin von den Russen zu erdulden hatten. Sogar aus den Gottesdiensten wurden besonders die jüngeren Frauen oftmals herausgeschleppt. Man mußte Kartoffeln schälen, Wohnungen und Kasernen reinigen. ... So blieben viele tagelang weg, ohne daß die Angehörigen etwas über den Verbleib der Betroffenen zu hören bekamen. Aus Angst vor diesen Vorgängen blieb man dem Gottesdienst fern, denn die Angst vor Verschleppungen war nach wie vor groß, wußte man doch nie, ob man jemals zurückkam. ... Ich habe damals viele Leidensgenossen gesehen, die zerschlagen und zerschunden herumliefen, es war ein trauriges Bild, und nur zu oft mußte man mit den Tränen kämpfen.
Mir gelang es im Juni, neben einigen wenigen deutschen Frauen, eine Stelle in der Stadtverwaltung, Abteilung Einwohnermeldeamt für Deutsche, zu bekommen. ... Es war für mich ein besonderer Glücksfall, denn im allgemeinen wurden Bürostellen nicht an Deutsche vergeben.
Die Bezahlung für den 9-Stunden-Tag war äußerst gering. Man bekam 10 Zloty pro Tag, das entsprach dem Wert einer Streichholzschachtel. Es war also unmöglich, davon zu leben. ...
Während dieser Zeit habe ich viel Elend und Jammer erfahren. (Wer kannte) die vielen Tau-

senden, von denen jeder ein eigenes Schicksal zu beklagen hatte. Wieviele Tote, Erschossene und Verschleppte wurden beklagt. Wieviele Kinder verkamen buchstäblich, da man ihnen die Mutter genommen und den Vater erschossen hatte.
Dazu kam der zunehmende Hunger, der alle quälte, denn es gab ja, seit die Russen die Stadt besetzten, weder eine Brotzuteilung noch sonstige Lebensmittel. Die Möglichkeit, sich Lebensmittel zu ertauschen, wurde immer geringer, da die Plünderungen kein Ende nahmen. Somit wurde manch einem auch das Letzte genommen, und er war dem Hunger preisgegeben. Wohl gaben die Polen im Laufe des Sommers Brotkarten aus, auf die man wöchentlich etwa 100 g Brot kaufen konnte. Das war alles. Und wie viele Alte, Schwache und Kranke konnten nicht einmal das kaufen, da sie kein polnisches Geld besaßen. Sie verhungerten und gingen langsam zugrunde.
Wieviele Tote wurden täglich gemeldet. Die Sterblichkeitsziffer der Kinder war geradezu erschütternd. Meine kleine Tochter starb ein halbes Jahr später genauso an Hungerskorbut wie unzählige Kleinstkinder schon damals im Sommer 1945 in Elbing. Man denke daran, daß die Kleinen seit der Besetzung nie einen Tropfen Milch bekamen, noch sonst etwas. ...<<

Eroberung der Festung Danzig durch sowjetische Truppen Ende März 1945
Erlebnisbericht des Wolfgang D. aus Danzig (x002/457-460): >>Am Sonntag, dem 25. März 1945, sah man überall in der Stadt Flugblätter des General Rokossowski herumflattern, die im Falle einer Übergabe in üblicher Weise ehrenvolle Gefangenschaft und für die Bürgerschaft Unversehrtheit an Gut und Leben garantierten. So sehr der brennende Wunsch der Danziger darauf ausging, dieses letzte Furchtbare, die sinnlose Zerstörung der schönen alten Stadt zu verhindern, wußte man es: Jeder Versuch, das Verderben aufzuhalten, war umsonst.
Von höchster Parteistelle war die Weisung gegeben worden, Danzig wie so viele andere historische Stätten Deutschlands, bis zur Vernichtung zu verteidigen.
General Weiß, so sagte man, sei schon abgesetzt, weil er die Verteidigung der mit Zivilisten und Verwundeten überfüllten Stadt nicht hatte verantworten wollen. ... Der Oberbürgermeister war wohl gegen die Verteidigung, der Gauleiter durfte diese Ansicht nicht teilen. So nahm das Schicksal seinen Lauf. ...
Am Morgen des 27. März drangen die Russen von Südwesten und Westen ... in die Stadt ein. Die Vorstädte Langfuhr, Oliva und Zoppot waren einige Tage früher genommen worden, während die Niederstadt jenseits der Mottlau erst ein bis zwei Tage später besetzt werden konnte. ... Die Stadt Danzig war unmittelbar nach der Einnahme, das sei betont, im großen und ganzen noch erhalten, jedenfalls so, daß die Schäden sich hätten beheben lassen. ...
Die Bevölkerung saß in den Kellern und Luftschutzräumen oder suchte, aus brennenden Gebäuden vertrieben, irgendwo Schutz, als die Russen kamen. Der Einzug der Feinde, vielmehr ihr Einsickern, denn man sah kaum geordnete größere Truppen, vollzog sich für die Zivilbevölkerung im allgemeinen unblutig. Es wurde noch nicht systematisch geplündert. Nur die Uhren und augenfälligeren Wertgegenstände wurden sofort abgenommen. Auch begann man damit, Frauen und Mädchen abzusondern und zu vergewaltigen.
Noch bevor die ganze Stadt besetzt war, wurde ein großer Teil der Bewohner jeden Alters gezwungen, die Stadt zu verlassen, wie man bedeutete, aus Gründen der Sicherheit. ... Die Nächte verbrachten diese Menschen in halb zerstörten Bauernhäusern, Ställen oder im Freien, überall aufgeschreckt von russischen Soldaten, die unaufhörlich Frauen und Mädchen herausholten. Manche dieser nächtlich herumziehenden Menschentrupps legten sich wie große Vogelschwärme auf den Feldern nieder.
Nebenbei auf der Chaussee hörte man die russischen Soldaten lachen, die sofort wie die Raubvögel in die Menge stießen und ihre Beute herausholten. Das Schreien und Jammern nahm kein Ende. Auch zu blutigen Akten kam es, wenn die Frauen sich weigerten oder Män-

ner sie zu schützen versuchten. Manchmal erhob sich so ein Schwarm voller Verzweiflung und zog mitten in der Nacht in die brennende Stadt zurück.
... In den Lagern wurde überhaupt nichts getan. Lebensmittel wurden tagelang nicht ausgeteilt, falls (uns) nicht gutmütige Soldaten etwas zusteckten, was recht oft vorkam. ...
Nicht alle Hinausgetriebenen blieben in der näheren Umgebung. ... Mehrere Tausend wurden ... ins Innere Rußlands bis an den südlichen Abhang des Urals verschleppt. ... Die Zahl der insgesamt (in Danzig) Umgekommenen läßt sich schwer schätzen. ... Die Zahl 100.000, die Ende April genannt wurde, erscheint glaubhaft. Später im November wurden weitaus höhere Zahlen angenommen, bis zu 300.000 Menschen, wobei man natürlich die ... Überfüllung der Stadt in Rechnung ziehen muß. ...
Den meisten, bei der Besetzung Danzigs Vertriebenen, gelang es, schon nach 8 bis 14 Tagen, also in den ersten Apriltagen, in die Stadt zurückzukehren. Ihren entsetzten Augen bot sich das Bild einer vollkommenen Zerstörung dar, die ... durch systematisches Anlegen von Brand bewerkstelligt sein mußte. Kaum ein Gebäude, geschweige denn eine der einst so behaglichen, kunstreichen Straßen war wiederzuerkennen.
Wenn von den Häusern noch etwas stand, so waren es bröckelnde Vorderwände mit leeren Fensterhöhlen. Das malerische Gemenge der schon immer baufälligen Hinterhäuser und Höfe war verbrannt und zu einem wüsten Durcheinander zusammengebrochen, aus dem einzelne Teile, Kamine und Mauerspindeln neben verkohlten Baumstrünken in die Lüfte ragten. Aus den Straßen waren Schutthalden geworden, in denen sich die Ziegel oft meterhoch häuften. Zerstörte Kraftwagen lagen hier und dort, auch Leichen von Menschen und Pferden. Ein übler säuerlicher Geruch lag über den erkalteten verkohlten Gegenständen oder stieß beißend aus den noch schwelenden Trümmern heraus.
Von den festgefügten berühmten Gebäuden Danzigs, wie dem Zeughaus und dem Grünen Tor, standen nur noch beschädigte Fassaden, der Vernichtung geweiht, denn jeder stürmische Wind riß Teile herunter. ...
Über Hügeln von Schutt, aus dem man Teile von Skulpturen, Giebelbekrönungen, Ornamenten herausragen sah, über rauchgeschwärzte und zerbröckelnde Fassaden und einem Chaos von Mauerresten ragte der formlose Stumpf des Rathausturmes, dessen berühmte zierliche Bekrönung herabgestürzt war, und daneben, jetzt nicht mehr umringt und halb verdeckt ... von schmalen Giebelhäusern, bot sich der finstere und ausgeraubte Anblick der Marienkirche dar. Der Dachstuhl war verbrannt, die schlanken Giebeltürme bis auf einen Turm herabgestürzt. Der mächtige Hauptturm, das Wahrzeichen Danzigs, war ausgebrannt. ...
Auch das Innere der Marienkirche war fast ganz zerstört. Die Gewölbe waren zum großen Teil eingestürzt, der Boden aufgerissen, die Gräber ausgeleert. Von den Kunstwerken, soweit man sie nicht fortgeschafft hatte, hingen nur noch einige steinerne Epitaphien an den Pfeilern. Der Zustand von St. Johann und St. Katharinen war ähnlich. St. Brigitten war vollständig zerstört. Nur von St. Nikolai hatten die Gewölbe bis auf eine Einbruchstelle standgehalten. ...
Suchten nun die zurückkehrenden Menschen, deren sich mehr und mehr ein elementares, die persönlichen Sorgen noch übertönendes Angstgefühl bemächtigte, ihre alten Keller und Zufluchtsstätten auf, in welche die Hausgemeinschaften das Beste und Notwendigste aus den Wohnungen gebracht hatten, so fanden sie, daß auch hier Zerstörungswut und Plünderung getobt hatten.
Vieles war geraubt worden, weitaus mehr aber lag am Boden zerstreut; Kleidungs- und Wäschestücke, zerbrochener Hausrat, Lebensmittel dazwischen, alles durcheinandergeworfen, zerwühlt, zerstampft und ekelhaft beschmutzt. Fußhoch bedeckte unbeschreibliches Chaos den Boden, den Keller oder andere Räume, deren Fensterscheiben zerbrochen, die Möbel umgestürzt und demoliert waren, stinkend – ein widerwärtiger Anblick, der in seiner vollkommenen Sinnlosigkeit ein Spiegelbild der trostlosen Empfindungen war, die sich mehr und

mehr der Menschen bemächtigt hatten.
Und so war es nicht etwa nur in einzelnen Stadtteilen, sondern ... keine noch so entlegene Gasse war ausgelassen. In der Innenstadt gleichermaßen wie in den Vorstädten Ohra und Schidlitz hatte sich die Vernichtungswut ausgewirkt. Einige Grade erträglicher waren die Eindrücke in Langfuhr, Oliva und Zoppot, weil hier die Häuser weniger zerstört waren.
Aber viele Einwohner gelangten gar nicht mehr an ihren ursprünglichen Wohnplatz zurück. Die Gemeinschaften waren auseinandergesprengt. Frauen klagten um ihre Männer, ... Kinder waren abhanden gekommen. Am schlimmsten waren alte, hilflose Menschen dran, die ihre Verwandten verloren hatten. Man fand sie, vollständig erschöpft von Hunger und Entbehrung, herumirrend und irgendwo den Tod erwartend. Am Platz vor der Hauptkommandantur sah man eine Frau, zur Greisin geworden, zum Skelett abgemagert, auf einem Steinhaufen sitzend und aus roten Augenhöhlen regungslos ins Weite starren. ...
Wer Lebenswillen hatte, versuchte, so gut es ging, sich in den Ruinen einzunisten. Oft hätte man angesichts der Zerstörung nicht geglaubt, daß hier noch Menschen hausen könnten. Über Ziegelhaufen und verkohlte Balken hinwegsteigend, fand man wohl ein Loch, um in die dunkle Wohnstätte einzudringen, deren zerbrochene Fenster mit Brettern oder Pappe vernagelt waren. Das tägliche häusliche Leben ließ sich überaus schwierig an. Die Frauen standen mit Wassereimern an den wenigen Brunnen Schlange. Sie mußten manchmal von weither bergauf, bergab ... ins Stadtgebiet gehen, um sich das stark eisenhaltige, trübe Brunnenwasser zu holen. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Bromberg im Januar 1945, Verhältnisse im polnischen Gefängnis in Bromberg und im Internierungslager Kaltwasser von Februar bis April 1945

Erlebnisbericht der Krankenschwester M. S. aus der Stadt Bromberg in Westpreußen (x002/517-526): >>Am 21. Januar 1945 verließen viele deutsche Menschen ihre Wohnungen, Hab und Gut, Haus und Hof. Ein offizieller Befehl zum Flüchten war nicht gegeben. ... Flüchtlinge auf allen Straßen, Kinder weinten vor Kälte, große Lastautos sausten an mir vorbei, ich wußte nicht was das zu bedeuten hatte. Wir werden doch nicht auch flüchten müssen? Als ich zur Kaiserbrücke kam und die Sprengbomben liegen sah, wurde mir doch ganz unheimlich zu Mute. ...
Nach dem Gottesdienst ging ich mit einem mir gut bekannten Herrn und dessen Sohn in ein Lazarett, wo eine bekannte Schwester die Leitung hatte. Wir wollten dort Näheres erfahren. Aber auch sie hatte noch keinen Befehl zum Aufbruch. Dann trennten wir uns, und ich ging nach Hause. Ein furchtbares Bild in allen Straßen.
Als ich in unser Haus kam, standen alle unsere Mitbewohner auf den Treppen und wollten von mir wissen, wie es draußen aussieht, was wir tun sollten, ob ich nichts gehört hätte usw. Viel konnte ich auch nicht erzählen, aber wir waren uns fast alle einig, daß wir nicht flüchten wollten, wenn wir keinen direkten Befehl bekämen. - Und den bekamen wir nicht. "Wohin auch", sagten wir uns, "bei dieser Kälte?!"
Und doch zogen die Menschen in Scharen mit kleinen Handschlitten, Kinderwagen, großen Trecks, Lastautos usw. unsere Straße entlang. Ich überlegte hin und her, was sollte ich tun? Sollte ich mich auch zum Flüchten fertig machen?
Die (polnischen) Priester, mit denen ich bisher zusammengearbeitet hatte, waren über Nacht wie umgewandelt. Ich war so blind und merkte nicht, was gespielt wurde. Aber es sollte wohl so sein. Ein Mädchen hat es mir reichlich gelohnt, daß ich sie an jenem Sonntag, dem 21. Januar 1945, nicht als Waise zurückließ. Sie hat mich während der gesamten 4 ½ Jahre, die ich hinter Stacheldraht und im Gefängnis zugebracht habe, treu versorgt, so viel es in ihren Kräften stand.

Ich traf noch einmal den Herrn Pfarrer von der Herz-Jesu-Kirche, der freute sich, als er mich sah und sagte: "Das haben Sie recht gemacht, daß Sie hier geblieben sind, Ihnen wird nichts passieren, und wenn Sie in Not sind, will ich Ihnen gern helfen." - Etwas komisch kam es mir vor, daß dieser Herr Pfarrer mir helfen wollte? Bisher war er oft zu mir ins Pfarrbüro gekommen und ich hatte ihm (er war ein ehemaliger polnischer Pfarrer, jetzt "eingedeutscht") in allen möglichen Lagen geholfen.
Wie ich dann die Russen so ganz nah an mir vorbeiziehen sah, schreiend, ja heulend in ihrer Art, da kam mir so manches zu Bewußtsein, was ich in den letzten Tagen nicht recht verstehen konnte. Als wir wieder in der Wohnung waren, sagte unsere Hauswirtin: "Nun hängt doch tatsächlich wieder die polnische Fahne draußen!" Ich lief zum Fenster. "Das ist doch nicht möglich! Die polnische ---?" Mehr konnte ich nicht sagen, da brach ich zusammen und erwachte erst, als mich ein schwerer Weinkrampf schüttelte.
Wir waren also wieder "Polen!" Das erschütterte mich sehr, denn nur zu gut hatte ich noch den 3. September 1939 im Gedächtnis. Ich erinnerte mich an die Vorgänge, die sich unmittelbar vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in Bromberg ereignet hatten, in deren Verlauf von Polen zahlreiche blutige Gewalttaten an der deutschen Bevölkerung verübt wurden. Und jetzt war es wieder soweit. ...
Mein Leidensweg sollte aber jetzt erst beginnen. ... Nun stand ich da allein auf der Straße, alles war mir fremd, fremde Menschen sah ich, fremde Sprachen hörte ich, und es war doch mein liebes Bromberg! Ich war allein, verlassen von guten Freunden, von den liebsten Menschen. Ich versuchte mich durchzuschlängeln, denn ganz Bromberg war überfüllt mit Geschützen, Panzern, Autos usw. Ein Bild der Zerstörung. –
Mein Ziel war die Pfarrkirche und mein Pfarrbüro, doch war es nicht möglich, hinzukommen. Auf einem anderen Weg versuchte ich, unseren Kirchenkassenrendanten zu erreichen. Seine Wohnung wurde von Russen bewacht. Er selbst durfte nicht heraus. ... Die Menschen waren über Nacht anders geworden. Jetzt waren es wieder die echten Polen, die für einen Deutschen keinen Finger krümmten. Ich versuchte noch, zu Pfarrer K. zu gehen, aber er mußte sich versteckt halten. Es konnte mir also keiner behilflich sein, nach Hause zu kommen.
Plötzlich rief mich jemand auf polnisch an. Da stand mit einem Mal eine Person vor mir und zielte mit dem Gewehr auf mich. Er brüllte etwas, was ich nicht verstand. "Aha, Niemka!", und schon stieß er mich auf die Straße, und ich mußte vor ihm hergehen. ... Daß ich nicht nach Hause kommen würde, war mir schon klar, denn dieser Kerl hinter mir schimpfte in allen Tonarten. Viel verstand ich ja nicht, aber das es Flüche auf die Deutschen ... waren, merkte ich. Mein nächster Weg führte mich ins Gefängnis.
Dort angekommen, sah ich schon viele Deutsche, die beim Pförtner ihre Personalien angaben. Ich mußte mich auch anstellen, und ich glaubte in meiner kindlichen Einfalt, daß ich jetzt eine Bescheinigung bekommen würde und wieder nach Hause gehen könnte. Aber wie hatte ich mich getäuscht! – Nun kam ich an die Reihe. Ich mußte die üblichen Fragen beantworten: "Wann und wo geboren, wo gearbeitet? ...
Mittlerweile war es Morgen geworden. Ein kleiner schwacher Lichtschein fiel durch die Luke in die Zelle. Jetzt sah ich erst, wie entsetzlich es in diesem Raum war! Aus allen Ecken stierte uns das Grauen an. ... "Wenn das meine gute liebe Mutter wüßte!", dachte ich. Aber sie hat es nicht mehr erfahren, sie brauchte sich ihrer Tochter nicht mehr zu schämen, denn an diesem Tage ... wurde sie und alle meine lieben Angehörigen - 8 an der Zahl - in unserer Heimatstadt in Scharnikau ermordet, erschossen.
... Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich und ich achtete nicht viel auf das Geschimpfe der anderen Leute. Jetzt wollte jeder den Hitler steinigen, aufhängen, ach noch Schlimmeres, und bis dahin war er ihr Herrgott gewesen. ...
Am Mittwoch wurde ich wieder verhört. Die Russin war aber nicht schlecht zu mir. Sie

sprach deutsch und war nicht gehässig. Sie sagte, man müsse Erkundigungen über mich einholen, und wenn ich zu den Polen gut gewesen wäre, würde ich bald frei sein. Das war der erste Hoffnungsstrahl, wenn ich mir davon auch nicht viel versprach, denn ich hatte ja schon gemerkt, daß es nicht mehr "Bromberg" hieß, sondern wieder "Bydgoszcz", und das hatte ich ja bereits 1939 genossen. So verging ein Tag nach dem anderen.
Am Sonntag, dem 4. Februar, wurde ich aus der Zelle herausgerufen. Wir mußten uns im Keller aufstellen. Dann wurden wir von den Russen aufgerufen. Wir sollten zur Wachstube gehen und uns unsere Sachen geben lassen, die uns bei der Ablieferung abgenommen wurden, und dann könnten wir nach Hause gehen. Es würde nichts gegen uns vorliegen.
Hatten wir richtig gehört? Nach Hause? Hatten wir denn noch ein "Zuhause"? "Eine Heimat"? Die wollten uns ja auch nur los werden, weil das Gefängnis überfüllt war. Sicher ahnten die Russen, daß die Polen diese Sache noch besser verstehen würden. Sie haben es uns ja bis zum Schluß bewiesen. So wurden wir aus dem Gefängnis entlassen und standen auf der Straße. ... Wie sah Bromberg aus! Es schien eine fremde Stadt zu sein. O, mir wurde Angst. Wo sollte ich jetzt hin? Wir verabschiedeten uns, jeder wollte versuchen, nach Hause zu kommen.
Ich sah nur noch fremde Gesichter, wie war das möglich? Was war in einer Woche geschehen? Ausgebrannte, eingestürzte Häuser, zertrümmerte Geschütze, Autos usw. – Da sah ich mit einem Mal eine alte Dame vor mir gehen, eine Deutsche. Sie glich einer Irren, ich sprach sie leise an. Sie erkannte mich und erzählte, das alle Insassen des Stifts auf die Straße gejagt wurden, und sie nähme sich jetzt das Leben. Ich habe nie wieder von dieser feinen alten Dame gehört. Später erfuhr ich, daß sehr viele von diesen alten Deutschen erfroren, verhungert und auch erschlagen in der Nähe des Stifts aufgefunden wurden.
17. Februar: ... Alles, was deutsch war, wurde festgenommen. ... Wie es in den Kellern zuging, ist kaum ... zu schildern. Oft standen wir dichtgedrängt nebeneinander, 70 Menschen, für 20 war ungefähr der Raum nur gedacht. An der einen Wand stand eine Bank, sonst gab es keine Sitz- oder Schlafgelegenheit. Dann kam alle Augenblicke ein uniformierter Pole herein, und wir alle mußten aufspringen und (auf Polnisch) "Achtung" sagen. Wer nun auf dem Boden saß oder nachts gar schlief, konnte nicht so schnell aufspringen, dann gab es Fußtritte, Hiebe mit dem Gummiknüppel, mit einer Peitsche, die mehrere Riemen und am Ende Bleikugeln hatte. O, das hat geschmerzt. Man kam gar nicht zur Besinnung, da kam schon wieder ein anderer rein und tobte sich aus.
... Der Kommandant hat große starke Männer geschlagen, bis sie hinfielen, dann mit den Füßen bearbeitet, ganz gleich, wo der Schlag (oder Tritt) traf, ... unbeschreiblich.
Wenn ein Mensch so weit hergerichtet war, dann wurde er nachts herausgeholt und kam natürlich nie zurück. Ein junger ... Holländer ist auf diese bestialische Weise ums Leben gebracht worden. Alle Augenblicke wurde er geholt, manchmal hörten wir ihn wimmern, dann kam er wieder herein und suchte immer bei uns Schutz. Saß ich zufällig auf der Bank, dann kroch er dicht an mich, legte den Kopf auf meinen Schoß und weinte. Er konnte sich kaum noch bewegen, alles war zerschlagen. Eines Nachts wurde er wieder herausgerufen, er konnte noch schnell zu mir sagen: "Schwester, heute komme ich nicht mehr zurück, heute schlagen sie mich tot, ich kann nicht mehr, beten Sie für mich."
Wir hörten dann dumpfe Schläge, dann wieder Musik von einer Ziehharmonika, dann leises Wimmern, auch laute Hilferufe, Röcheln, wieder Musik. ... Es dauerte nicht lange, da hatten sie ihn schon wieder vor. Immer leiser, immer schwächer wurden die Hilferufe, bis es still wurde. ...
Inzwischen waren viele, viele Leute dazugekommen. Flüchtlinge aus Ostpreußen mit viel Gepäck, mit Kinderwagen, kleinen halbtoten Kindern, ein Elend, nicht zu beschreiben. Alles (kam) in die Keller. ... Die Nacht zuvor ging es ganz unheimlich zu. Da wurden alle jüngeren Männer – auch die Eingedeutschten – aus der Stadt zusammengeholt. Sobald eine gewisse

Zahl erreicht war, kamen sie wieder heraus, mit viel Ach und Krach, mit Fluchen und Schlägen. – Damals wußten wir noch nicht, was das bedeutete. Viel später habe ich erfahren, daß am 28. Februar und 1. März große Transporte nach Rußland gefahren sind, die 3-4 Wochen unterwegs waren. Auch viele von den Deutschen, die mit mir im Keller saßen, wurden in jener Nacht fortgeholt und kamen nicht wieder.
Am 28. Februar, früh um 4 Uhr, hieß es: "Alles fertigmachen zum Abmarsch!" Am Tage vorher wurden verschiedene Leute herausgerufen, die noch gute Sachen und Schuhzeug anhatten. Sie mußten alles ausziehen, den Männern gab man eine zerrissene Militärhose und Holzschuhe; den Frauen, denen man den Mantel abgenommen hatte, gab man nichts, auch die Strickjacke wurde fortgenommen. So sind viele Frauen und Mädchen fast nackt in die Kälte gejagt worden. Wir halfen uns gegenseitig, so gut es eben ging.
Es war wohl so gegen 5 Uhr, als wir von dem Polizeihof abrückten. Unser Marsch ging nur sehr langsam vonstatten, denn viele, viele alte Leute blieben schon in der Stadt liegen. Da wurde immer wieder haltgemacht. Stärkere Männer sollten die Kranken stützen, tragen; das ging wohl eine kurze Strecke, aber doch nicht weit. So blieb schon in der Bahnhofstraße ein altes Ehepaar liegen, der Mann starb auf der Straße, und die Frau blieb auch neben ihm liegen. Bei der Gärtnerei ließen wir 4 Menschen am Zaun liegen.
Es wurde der Miliz zu bunt. Sie schlugen mit den Kolben und Gummiknüppeln zwischen die Reihen und achteten nicht mehr darauf, ob jemand liegen blieb oder nicht. Da ist jeder gelaufen, denn es gab kein Stehenbleiben mehr. ... Ich kann mich besinnen, daß wir von Polen, Kindern und Erwachsenen beschimpft, bespuckt, mit Schmutz beworfen wurden. Man ging neben uns und zeigte auf diesen und jenen. ... Es ging ... weiter in das Lager Kaltwasser. Wenn später jemand das Wort "Kaltwasser" hörte, dann wurde man gefragt: "Sind Sie da lebend herausgekommen?"
Es war wohl gegen Mittag, als wir in dem Lager ankamen. Das sollte nun unsere neue Heimat sein! Wieder ging die Fragerei los, immer der Vorwurf, warum ich nicht Polnisch sprechen würde. Wieder nahm man Anstoß daran, daß ich als "Hitlerowka" einen Rosenkranz hatte. Er wurde mir aus der Hand gerissen und fortgeworfen. Ich bettelte so um die Rückgabe, daß einer sagte: "Gebt ihn ihr, lange wird sie ihn doch nicht behalten, und aufhängen kann sie sich nicht damit."
Nach dem Verhör und Verhöhnung ... mußten wir uns wieder im Hof aufstellen. Mehrere Stunden standen wir dort. ... Als nun alle aufgeschrieben waren, wurden den Müttern die Kinder fortgenommen, die Mütter und alleinstehenden Personen wurden dann aus diesem Käfig herausgetrieben. Was jetzt geschah, kann sich wohl jeder Mensch denken. Ein furchtbares Schreien und Wehklagen der Mütter und der Kinder (begann). Es war herzzerreißend! Und wieviel Schläge und Fußtritte zwischen uns fielen, hat nur Gott gesehen, und wir haben sie gespürt. ...
Es war Abend, als wir in einen ziemlich großen Raum kamen. Dort standen viele Menschen aneinandergereiht zum Essen an. Da sah man wieder alte Bekannte, und ein jeder, der mit seinem Blechnapf an uns vorbeikam, flüsterte leise: "Wir haben Hunger, gebt uns Brot!"
Ich hatte noch eine Brotrinde in der Tasche, da griff schon die Frau eines Arztes aus Bromberg zu und riß sie mir aus der Hand; ich war sprachlos. Jetzt durften auch die Neuen ihr Essen holen. Dann wurden wir nochmals besichtigt. Wir mußten uns aufstellen, und weibliche Milizionäre beschauten uns von oben bis unten. Wir sollten freiwillig unsere Wertgegenstände abgeben. ...
Wir wurden in eine noch nicht fertige Steinbaracke geführt. Auf dem Fußboden lag etwas Stroh, aber es gab keine Fenster, und draußen tobte ein furchtbares Schneegestöber. Wir versuchten die Fenster mit Stroh auszufüllen, aber es war nicht möglich, der Wind riß es fort. Jetzt hatten wir auch kein Stroh mehr für den Fußboden, der unser Bett sein sollte. ...

Inzwischen hatte ich auch erfahren, wie die Polen mit den jungen Mädchen verfahren, daß sie des Nachts auch manchen herausholen, der dann nicht zurückkommt, daß dann wieder andere geholt werden, die mit den Händen ein Loch graben müssen und die Leiche verscharren.
An einem Morgen standen wir stundenlang auf dem Platz. Da sah ich wie 2 Milizionäre mit einer Bekannten, Fräulein F. aus Bromberg, loszogen. Sie ... schwankte elend hin und her. ... Es dauerte nicht lange, da verschwanden sie hinter den Baracken am Waldrand und bald fielen Schüsse. ...
Wir sahen uns stumm an, dann kamen die 2 Mörder zurück, verhandelten mit den Posten, die bei uns standen, zählten dann einige Frauen ab, die dann mit einem Posten in den Wald gingen. Sie mußten dort die Leiche ohne Spaten vergraben. Dann gingen sie ... die Reihen entlang und suchten nach einem neuen Opfer.
Ich wurde herausgeholt, aber es war ein Irrtum, man hatte mich mit einer Schaffnerin verwechselt. Die hatten sie schon ganz dumm geschlagen und halb ausgezogen, barfuß lief das Mädel im Schnee herum. Sie war schon mehrere Tage aufgefallen. Jetzt hatten sie ihre Beute gefunden. O, das arme Geschöpf! ... Sie (war eine Reichsdeutsche) und verstand kein Wort Polnisch. Nach allen möglichen Übungen, die sie aber nicht verrichten konnte und dann wiederholt Fußtritte bekam, zogen sie mit dem Opfer nach der anderen Seite des Waldes. Bald hörten wir wieder Schüsse fallen, und bald kamen die 2 zurück, und wieder gingen andere Frauen in den Wald, um ... sie zur ewigen Ruhe zu betten.
Am gleichen Tage wurde noch eine Brombergerin ums Leben gebracht, weil sie krank war und nicht arbeiten konnte. Die eigene Schwester mußte zuschauen und dann mit den anderen Frauen mit den Händen ein Loch kratzen. Sie hat es mir am Abend erzählt.
Wir bekamen Nummern und wurden nur nach ... der Nummer aufgerufen. ... Diese Zahl mußten wir polnisch sagen. Wer es nicht fertigbrachte, mußte 5- bis 10mal und noch mehr über den Hof laufen. Manch einer brach zusammen, aber schon war jemand da, der (ihn) mit Fußtritten weitertrieb. ...
Russen ... holten Leute zur Arbeit. Die Frauen gingen gern mit, denn es gab da doch hin und wieder etwas Eßbares. Auch war die Behandlung bei den Russen bedeutend besser als bei den Polen. Vor allem gab's keine Schläge. Eine Gruppe von Bromberger Frauen wurde in ein russisches Lazarett abkommandiert. Sie kamen ganz glücklich zurück. Wohl sei die Arbeit schwer, aber man hatte ihnen etwas dicke Grütze zu essen gegeben, und bevor sie fortgingen (erhielten sie) noch eine schöne warme Suppe. Natürlich drängte sich nun alles zu der Bromberger Kolonne.
Bis Ende März bin ich täglich nach Bromberg ins Lazarett zur Arbeit gegangen. An einem Tage sah ich, wie ein Russe einen ganzen Eimer voller Speisereste auf den Kehrichthaufen trug. Da schlich ich ihm nach, und als ich mich unbeobachtet fühlte, suchte ich etwas Brauchbares heraus. ... Ich traute meinen Augen nicht. So etwas wurde fortgeworfen, und ich und viele andere fielen vor Hunger um. (Ich) hab' da mehrere Stücke Brot, ganz in Stanniol eingepackten Käse, Fleisch usw. gefunden. Damit bin ich dann heimlich durch die Sträucher ... an den Goldfischteich geschlichen und habe etwas abgewaschen.
Dann ... aß ich ein Stückchen Brot und etwas Käse. Wie hat das gut geschmeckt! Aber das Herz wollte mir fast brechen, wenn ich mich da betrachtete. Scheu wie ein gehetztes Wild saß ich an dem Goldfischteich, ein Sklave. Und wie oft bin ich einst als freier Mensch hier vorbeigegangen. ...
Der (polnische) Kommandant ... war nicht wie die anderen, (er) handelte menschlich. Ich habe nie gesehen, daß er jemand geschlagen hätte. ... Ich konnte mich etwas freier im Lager bewegen, durfte in die Küche, später mußte ich auch die Essenmarken austeilen, die Toten im Büro melden und dafür sorgen, daß sie fortgeschafft wurden usw.
Tagsüber war ich nun von Schlägen geschützt, aber des Nachts, wenn das Gesindel in die Ba-

racken kam, da hagelte es mit dem Gummiknüppel.
Wir zogen alle paar Tage um. ... So sind wir auch am Karfreitag in einen anderen Komplex gezogen. Es regnete in Strömen. Wir standen auf dem Hof. ... Es mußte erst Platz für mehrere hundert Menschen geschaffen werden. In diesen Baracken waren bis dahin fast nur alte Leute untergebracht. Diese wurden nun zusammengeworfen auf unmenschliche Art und Weise. Ich sollte die Mütter mit den Kindern unterbringen. Ich ging durch die einzelnen Baracken. Aber welches Bild bot sich mir da! ... Da lagen alte Frauen in Stroh und Schmutz vergraben, unkenntlich, wirklich nicht mehr menschenähnlich, wimmerten, weinten und schrien. ...
Am Ostermorgen wurden wir wie an den übrigen Tagen mit Krach und Schlägen geweckt. Dann mußten wir aufstehen und abmarschieren. Wir Jüngeren gingen jeden Abend in die sogenannten Steinbaracken zum Schlafen, die ungefähr 10 Minuten Fußmarsch vom Lager entfernt waren. Am Abend und am Morgen wußten wir beim Marschieren singen, z.B. "Deutschland unter alles ..." oder "Die Fahne hoch ..." oder "Wir marschieren gegen Engelland ...". - So sollten wir am Ostermorgen auch wieder singen, aber niemand stimmte an. In Bromberg läuteten die Osterglocken, wir hörten sie ganz deutlich, uns kullerten die Tränen. War das ein Auferstehungsfest für uns! So gingen wir trotz der Schläge zum Lager weiter, ohne Gesang. ...
Wie üblich teilte ich zuerst die Marken für die Wassersuppe aus, dann wollte ich nach den alten, elenden Menschen schauen und zählen, wieviele Portionen dorthin gebracht werden mußten. Die Tür war weit geöffnet, und als ich in den Raum schaute, sah ich, daß er ganz leer war. Hin und wieder lagen ein paar Lumpen herum. Was war hier geschehen? Wo waren die 40 Menschen geblieben? ...
Ich ging zur Küche. Die Frauen standen am Kessel und wollten wissen, wieviel Essen sie (zu den Alten) bringen sollten, aber als sie mich sahen, schauten sie mich ganz entsetzt an, (denn) ich soll kreidebleich gewesen sein. Die polnische Milizionärin fragte mich: "Was ist geschehen, wie siehst Du aus?" Ich antwortete nicht, sondern brach in dem Moment am Tisch zusammen. Sie fragte, ob ich etwa in der Eckbaracke gewesen wäre und sagte: "Was ist denn nun dabei. ... Es ist kein Platz da, (und es gibt) nichts zu essen, fort mit dem Zeug." – Alle diese Menschen hatte man über Nacht erschossen ...
Am Nachmittag des ersten Osterfeiertages wurden alle Leute aus den Baracken herausgetrieben und im Hof aufgestellt. Alle Gesunden unter 60 Jahren durften zurück in die Baracken. Die übrigen wurden nach allen Regeln der Kunst "besichtigt", schikaniert, geschlagen usw. Ich stand heimlich in der Küche und schaute diesem wüsten Treiben zu. ... Nach einiger Zeit wagte ich mich heraus, ... und sah die beiden Schwestern R. Ich ging zu ihnen und flüsterte ihnen zu: "Melden sie sich zur Arbeit, sagen sie nicht, daß sie krank sind, damit sie nicht dort in die Eckbaracke kommen!" Dann verschwand ich schnell. 60 Frauen wurden herausgesucht, darunter waren auch die beiden Schwestern R. ... Sie wurden alle in den kleinen Raum gepfercht, bekamen nichts mehr zu essen. ...
Als wir am Morgen des 2. Ostertages durch das Lager marschierten, war die Tür der Eckbaracke weit offen, der Raum leer. 60 Menschen waren wieder über Nacht erschossen worden. So wie es an diesen beiden Ostertagen geschehen ist, ist es an vielen anderen vorhergehenden Tagen auch gemacht worden. Ich ließ es mir von Männern erzählen, die von Anfang Februar in Kaltwasser waren und die selber beim Zuschaufeln der eben erschossenen Leute dabei waren. Wir, die wir in den anderen Baracken waren, ahnten ja nicht, was in unserer nächsten Nähe mit unseren deutschen Leidensgenossen geschah. Ich hätte es wohl auch nie erfahren, wenn ich – wie so viele andere – aufs Land zur Arbeit geschickt worden wäre.
... Der gute "Holzmann" kam im Laufe des Tages auch wieder in die Küche, um Holz zu bringen. ... Ich fragte den durchgefrorenen, müden, hungrigen Bromberger: "Herr L., sagen Sie mir, was geschieht mit diesen Menschen?" – Er antwortete: "Nein, Schwester, das darf ich ihnen nicht sagen, um Gottes willen nicht!" Aber ich bedrängte ihn weiter, und schließlich

erzählte er mir, wie es gemacht wurde. Nach Mitternacht wurden die ahnungslosen Menschen aus der Baracke herausgetrieben in den Wald, der gleich hinter dem Lager war. Dort waren viele Laufgräben. Hier mußten sich die Menschen in einer Reihe an dem Rand des Grabens aufstellen, sich ganz nackt ausziehen. Dort standen ... Maschinengewehre, ein Kommando, und eine lange Reihe Menschen fiel in den Graben.
Zur gleichen Zeit ... wurden auch mehrere Männer geweckt und zur Richtstätte geführt, um sofort die Gräben zuzuschaufeln. Viele ... waren noch nicht tot, sie wimmerten, ... aber schon fiel die Erde auf sie. ...
Dann verschwand auch einer nach dem anderen dieser ungewollten Totengräber und L. sagte: "Schwester, über kurz oder lang gehöre ich auch dazu. Sie werden sehen, wenn ich nicht mehr in die Küche komme, dann bin ich auch bei denen dort im Walde.
Ich sah Herrn L. später noch einige Male. Er sah elend und gebrochen aus. Er sagte: "Schwester, jetzt bin ich an der Reihe." Einige Tage später sah ich Herrn L. nicht mehr. Ich ging in seine Baracke. --- Er war nachts herausgeholt worden und war nicht mehr zurückgekehrt. Ich wußte, wo er war.
Täglich kamen die Leute rein, aber nur kranke, verhungerte Gestalten, die kaum noch wie Menschen aussahen. So viele, viele habe ich heute noch vor meinen Augen. Sie ruhen ... verscharrt im Sand, im Wald von Kaltwasser.
Alle jüngeren Leute wurden im Laufe des Monats April 1945 aus dem Lager herausgeholt, den Müttern wurden die Kinder genommen. Da gab es ein Geschrei! Die Mütter kamen zur Arbeit auf's Land, ... andere in Kalkgruben, nach Warschau usw. ... (Im Lager) blieben ... nur noch Alte, Kranke und Sterbende. Dort hielt der Sensenmann täglich seine Ernte. Was an Kindern noch geblieben war, starb auch nach und nach.
Ende April machten sich Hungertyphus und Ruhr im Lager breit, ein furchtbares Sterben begann. Man kann tatsächlich sagen, die Menschen fielen wie die Fliegen. Eben sprach ich noch mit einer Frau, ging dann zur zweiten und dritten Leiche, um die Erkennungsmarke abzunehmen, dann sagte schon jemand: "Schwester, die Frau ist auch schon tot." ...<<

Rückkehr nach Bromberg im März 1945

Erlebnisbericht der Mira B. aus dem Kreis Bromberg in Westpreußen (x002/529-530): >>Als wir in unser Heimatdorf kamen, wurde mein Vater zur Polizei nach Dobsch gerufen und gleich interniert. Meine Mutter und ich wurden am nächsten Tag auch dorthin gebracht. Nun war es uns klar, daß wir nicht mehr nach Hause kommen, sondern Gefangene werden. ... Wir mußten sämtlichen Dreck aufräumen. Man forschte nach, ob wir uns im Krieg etwas zu schulden kommen ließen. Da uns keiner etwas nachsagen konnte, wurden wir zum Bauern G. nach Luisensee zur Arbeit geschickt.
Am 20. März 1945 kamen wir nach Luisensee. G. gab uns ein Zimmer, und nun sollten wir arbeiten. Es waren schon mehrere Deutsche dort. ... Nun waren wir im Joch drin, denn wo irgendwo eine schlechte Arbeit war, mußten wir hin. Es gab oft Tag und Nacht Arbeit für uns. Wenn man uns in den Nächten nicht zur Arbeit holte, dann schickten die Polen die Russen zu uns. Bei G. waren 21 Deutsche, darunter 7 junge Mädels. Es gab für uns von März bis Oktober keine ruhige Nacht. ...
Oft versteckten wir uns auf dem Friedhof, im Wald, in Gräben, sogar in hohen Brennesseln suchten wir Schutz. Es war eine harte und schwere Zeit, denn Arbeit gab es mehr als genug und Schlaf nur ganz wenig. Auch das Essen war sehr schlecht. Die polnische Behörde hatte vorgeschrieben, was wir bekommen sollten. Es waren damals 200 g Brot und 350 g Kartoffeln, das war alles und dabei (mußten wir) schwer arbeiten und (durften nur) wenig schlafen. – Die Polen hatten uns alles genommen, wir hatten kaum ein Kleid anzuziehen. Während der ganzen 4 Jahre mußten wir umsonst arbeiten. Es sollte kein Deutscher einen Pfennig haben.

Auch wurden alle Familien auseinandergerissen, es sollten keine deutschen Familien zusammen sein. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Konitz im Februar 1945, Internierung im polnischen Zuchthaus Crone im April 1945

Erlebnisbericht der E. K. aus der Stadt Konitz in Westpreußen (x002/578-580): >>Am 14. Februar 1945 fiel meine Heimatstadt Konitz ... in russische Hand. Der größte Teil der Bevölkerung und sämtliche Behörden hatten die Stadt bereits vorher verlassen. Während des Beschusses der Stadt durch die Russen, hielten wir uns etwa 10 Tage lang in Kellern auf. Ich selbst war in unserem Keller die einzige Deutsche unter lauter Polen. ... Die Polen verhielten sich ... aber korrekt.

... Mittags um 13.30 Uhr brachen die ersten Russen in unseren Keller ein. Die ersten Worte, die wir von ihnen hörten, waren "Uri, Uri" und "Frau komm"...

Sofort nach Besetzung der Stadt durch die Russen ging die Verwaltung in polnische Hand über.

Die in der Stadt verbliebenen Deutschen wurden alle aus ihren Wohnungen hinausgesetzt, ohne ihre Habe mitnehmen zu dürfen. Sie mußten in Kellern oder Hinterhöfen, immer mehrere Familien zusammen, ihr Unterkommen suchen.

Jeden Morgen mußten wir uns im Büro der Miliz melden, wo wir zur Arbeit eingeteilt wurden. Diese bestand meist darin, daß wir die überall in den Höfen und Gärten herumliegenden und stark in Verwesung übergegangenen Kadaver ... vergraben mußten oder die ... in nicht zu beschreibender Weise verschmutzten und verwüsteten Wohnungen aufzuräumen hatten. Meldete man sich nicht freiwillig, so wurde man mit Fußtritten und Schlägen aus dem Hause geholt. Bezahlung gab es für die Arbeit nicht.

Wir Deutschen erhielten auch keine Lebensmittel, kein deutsches Geld wurde in Zloty umgetauscht und in den Geschäften (gab es für uns) weder Brot noch andere Lebensmittel. Aber einer half dem anderen, so daß wir doch nicht alle verhungern mußten. Ich wohnte damals mit 5 Frauen und einer dreiköpfigen Familie bei einer Bekannten, alle zusammen in 2 Zimmern. In dem dritten Zimmer der Wohnung hausten Russen ...

Am 7. April mußten wir Deutschen uns auf Befehl der polnischen Polizei auf dem Hof der ehemaligen SS-Kaserne melden und Lebensmittel für vier Tage mitbringen.

Mit Gummiknüppeln bewaffnete Miliz nahm uns dort in Empfang, wahllos Schläge nach allen Seiten austeilend. Auf dem Hof wurden wir in drei Gruppen eingeteilt: 1. Alte und nicht mehr Arbeitsfähige, 2. Frauen mit kleinen Kindern und 3. arbeitsfähige Männer und Frauen. - Ich kam zu der dritten Gruppe.

Nach stundenlangem Stehen wurden wir in das Polizeigefängnis im Keller der Kreissparkasse gebracht, wo wir eng zusammengepfercht drei Tage hinter Schloß und Riegel auf bloßem Steinfußboden verbringen mußten. Außer einer dünnen Wassersuppe, einmal am Tage, gab es nichts zu essen.

Am vierten Tage wurden wir durch bewaffnete (polnische) Miliz ... zu Fuß in das Zuchthaus Crone an der Brahe gebracht. Verpflegung gab es unterwegs nicht, wir waren vier Tage unterwegs. Aber die Bewohner der Ortschaften, die wir auf diesem Elendsmarsch passierten, gaben uns gut und reichlich zu essen. Sie sagten sich, was sie uns heute nicht gegeben hätten, das würde sich morgen doch der Russe holen, und so könnten sie sich noch einen Gotteslohn verdienen. ...

Nachdem man vor unserer Einlieferung in das Gefängnis Konitz bei der sogenannten Registrierung schon den größten Teil unserer letzten geretteten Habseligkeiten fortgenommen hatte, nahm man uns in Crone auch noch die letzten Sachen fort. Sogar die Zahnbürsten nahmen sie uns mit der zynischen Bemerkung; "Zähne könnt ich euch putzen, wenn der Krieg zu Ende

ist."
Die Kleidung, die wir anhatten, nahm man uns auf eine ganz raffinierte Weise weg. Wir mußten unter Zurücklassung aller Sachen in einen Waschraum gehen, um zu "baden". Das Bad bestand aus einem kleinen Raum, in dem Kübel mit etwas Wasser standen. In jedem Kübel mußten sich 3 Frauen zugleich von Kopf bis Fuß waschen.
Nach der Prozedur mußten wir diesen Raum durch eine andere Tür verlassen, wo wir dann in einem anderen Raum neu eingekleidet werden sollten. Wir bekamen aber nur wahllos Lumpen zugeworfen, ganz gleich ob uns diese paßten oder nicht. Ich erhielt ein viel zu großes Kleid, zweierlei Strümpfe, aber keinen Strumpfgürtel und völlig unzureichende Unterwäsche. Aber ich hatte das Glück, einen Mantel zu bekommen. Viele Frauen bekamen keinen Mantel. Und es war damals im April 1945 noch ziemlich kalt.
Wir wurden nun ... tagelang von morgens bis abends registriert, nach Läusen und allen möglichen Krankheiten untersucht und in Gruppen eingeteilt. Die Verpflegung war unzureichend und sehr schlecht. Außer einer dünnen Scheibe Brot erhielten wir nur eine trübe Wassersuppe, in der manchmal ein paar Rübenstücke herumschwammen. Löffel hatte man uns weggenommen. Wir mußten diese widerliche Brühe schlürfen wie Hunde. Der Hunger quälte uns unbeschreiblich.
Am vierten Tage unseres Aufenthaltes brachte man uns, zum größten Teil ... wieder zu Fuß, von Crone in das Arbeitslager Potulice bei Nakel. Hier wurden wir nach Bad, Entlausung und Registrierung in verschiedenen Baracken untergebracht. Die ganz alten und arbeitsunfähigen Leute kamen in das sog. Altersheim, eine gesonderte Baracke, wo man sie allmählich aber sicher verhungern ließ. Später kamen die Alten und Arbeitsunfähigen in das "Altersheim" nach Kruschwitz, wo die meisten an Hunger gestorben sind. Die Arbeitsfähigen wurden im Lager selbst und z.T. auf Gütern zur Arbeit eingesetzt.<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpommern

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Eichfier am 28. Januar 1945

Erlebnisbericht der Bäuerin I. K. aus Eichfier, Kreis Deutsch Krone in Ostpommern (x001/-192-195): >>Es war am 22. Januar 1945, als wir den Befehl erhielten, unsere Heimat zu verlassen. Es war für uns alle kaum glaubhaft. Sollten wir unser stattliches Vieh, die gefüllten Scheunen und unser schönes Haus zurücklassen? Schon am selben Abend übernachteten bei uns Flüchtlinge, die aus dem Warthegau kamen. Mit 2 Pferdegespannen und einem Trecker sollten wir 10 Familien fortschaffen. Wir ließen uns noch einige Tage Zeit, unser Bürgermeister drängte auch nicht zur Abfahrt.

Am 28. Januar, als höherer Befehl kam, das Dorf zu räumen, überraschten uns russische Panzer und besetzten das Dorf.

Kanonenschüsse donnerten. Meine Schwägerin und ich, als einzige Deutsche auf unserem Hof, flüchteten in den Keller, ebenfalls auch andere Bewohner des Dorfes, sogar der Bürgermeister, der mir die Abfahrt mitteilen wollte, konnte nicht mehr zu seinem Gehöft zurück, und so saßen wir alle ängstlich im Keller beisammen.

Wir vernahmen deutlich die Einschläge. Nach ungefähr einer Stunde kam unser Mädchen Anna Z., eine Ukrainerin, zu mir in den Keller und sagte: "Frau K. kommen Sie, Sie brauchen keine Angst zu haben, die Russen tun Ihnen nichts." Ich zitterte am ganzen Körper, sie nahm meinen Arm, wir gingen auf die Straße. Es kam ein Panzer, ich sah zum ersten Mal Russen. Anna Z. winkte, der Panzer hielt. Sie begrüßten sich händeschüttelnd. Anna Z. meinte: "Nun ist alles, alles vorbei, nun ist alles gut."

Ich war etwas ruhiger geworden und dachte an mein Kind, das bei meinen Eltern war, die 3 km vom Dorfe entfernt wohnten. Anna Z. war bereit, nach einer kurzen Unterredung mit einem russischen Vorgesetzten, der die Erlaubnis gab, auf meinen Wunsch zu meinen Eltern zu fahren, um zu sehen, ob sie wohl alles gut überstanden hatten. Anna Z. fuhr mit Pferd und Schlitten dem Dorfende zu. Bald darauf brachte mir ein Dorfbewohner unser Pferd und Schlitten zurück. Unser Mädchen Anna Z. aber war von Russen erschossen worden.

Im Dorf sah man hier und da Rauchwolken aufsteigen. Es brannte das Gehöft des Bauern M., das Wohnhaus des Arbeiters V., der Stall des Bauern E. und noch einige Gebäude. Wir waren in unserem Hause wohl schon 20 Personen beisammen. Da kam noch der Nachbar Johann M. mit 2 Töchtern zu uns. Sie weinten. Frau M. war auf der Ofenbank sitzend von einer Gewehrkugel tödlich getroffen worden.

Dann kamen 2, 3 Russen, gingen durch alle Stuben, nahmen ein paar Würste und meine Pelzhandschuhe, die ich auf den Tisch gelegt hatte. Andere kamen, fragten nach "Urre", einige gaben ihre Uhr. Ein Russe stellte das Radio an, um es dann mit dem Gewehrkolben vom Tisch zu schlagen. Nach einigen Stunden erschreckte uns erneut das anhaltende Rollen russischer Panzer, und schließlich hörten wir mit großem Getöse die russische Infanterie auch in unser Haus eindringen. Es wurde Brot verlangt. Ich gab einem, noch einem zweiten und dritten ein ganzes Brot. Noch mehr wurde gefordert. Ich ging fort, und sie nahmen selbst, bis der Vorrat aufgebraucht war.

Danach wurden wir alle in einem Zimmer eingeschlossen. Die Russen kochten und aßen. Zum Morgen wurden wir 3, meine Schwägerin, eine junge Frau und ich, von russischen Offizieren eingeladen, mit ihnen zu feiern. Durch energischen Befehl mußten wir teilnehmen. Wir sollten trinken und essen, aber uns war elend zumute. Wir ahnten nichts Gutes, doch ließen sie uns unbehelligt.

Es war inzwischen Tag geworden und wir alle mußten in 2 Minuten unser Haus verlassen. Wir gingen zum Nachbarn K. Dort hatten sich auch schon andere Bewohner des Dorfes eingefunden und erzählten, daß der Bauer Gustav R., als er am Abend seine Pferde füttern wollte,

von Russen erschossen worden sei. Seinen ledigen Bruder Otto fand man ebenfalls erschossen am Dorfende. Überall lagen Tote. Es waren Dorfbewohner und Flüchtlinge. Auf der Straße vor unserem Hause lag eine Leiche, die von den vielen vorüberfahrenden Panzern und Lastwagen zerquetscht war. ... Das Pfarrhaus und die alte Schule (waren) abgebrannt. Kühe, Schafe und Schweine liefen herrenlos umher. Uns gruselte, wir blieben den Tag im Hause, das Dorf war von Russen überfüllt.
Mehrmals am Tag visitierten uns Russen und ließen Uhren, Ringe und ... Schmucksachen mitgehen. Ich hatte nur noch meine Handtasche mit Geld und Wertpapieren. Die Russen musterten uns genau, und schon am Abend kamen einige zu uns ins Zimmer, visitierten aufs neue und schoben uns einzeln, ob Mann oder Frau, zur Tür hinaus. Hinter mir wurde die Tür zugeknallt. 2 junge Mädchen und eine junge hochschwangere Frau, Flüchtlinge aus dem Wartheland, mußten zurückbleiben. Ein Schuß fiel im Zimmer, ein Mädchen schrie auf.
Wir anderen, wohl etwa 15 Personen, wurden durch ein dunkles Zimmer bis auf die Straße gedrängt, wo ein russischer Posten mit gehobener Maschinenpistole vor uns Wache hielt. Wir alle glaubten, daß jetzt wohl unser Ende gekommen sei. Aber nach ungefähr 30 Minuten durften wir wieder ins Zimmer zurück.
Ich staunte sehr, als ich außer den Russen auch die 2 jungen Mädchen und die junge Frau im Zimmer sitzen sah. Eines der Mädchen kam zu mir und sagte: "Wir haben für Euch gelitten ..." Ich konnte zuerst nicht recht verstehen, was sie damit meinte. Als ich nach geraumer Zeit bemerkte, wie ein Russe eines der Mädchen aufforderte "Komm mit", und mit ihr in der Nebenkammer verschwand, wußte ich, was los war.
So ging es dann die ganze Nacht. Die beiden jungen Mädchen und die junge Frau hatten besonders unter den Vergewaltigungen der Russen zu leiden. Die junge, schwangere Frau stand schon keuchend auf einen Sessel gestützt, eine Haarsträhne hing ihr ins Gesicht. Wer sollte sie schützen, ein jeder fürchtete die Brutalität der Russen. Folgte man nicht ihrer Aufforderung, zögerten diese auch nicht, das Gewehr auf einen zu richten.
Des Morgens zog dann dieser Trupp Russen ab. Da nun wieder Ruhe auf den Straßen war, benutzten wir schnell die Gelegenheit, um zu sehen, wie es wohl den anderen ergangen war. Bei meiner Schwägerin Erna R. hatte ein Russe ein Mädchen, das aus dem Warthegau zu ihr geflüchtet war, erschossen, da es nicht der Aufforderung des Russen gefolgt war. Meine Freundin Margarete R., die Tochter des erschossenen Gustav R., hatte sich vergiftet. Man hatte die Leiche in Tücher gewickelt auf die Scheunentenne gelegt.
Die Mutter aber und die beiden Schwestern, Lieselotte 20 Jahre alt und Ruth 17 Jahre alt, sowie die Tante Ottilie R., Frau N. mit 3 kleinen Kindern, Frau P. mit Schwiegertochter und Enkel und andere, insgesamt 17 Personen, verbrannten mit dem Haus. Die Ursache und der Vorgang dieses Schicksals ist uns allen noch heute unbekannt. Auch den etwas schwachsinnigen Arbeiter des Bauern Gustav R., Paul K., fand man im Kuhstall tot unter der Futterkrippe. ...
Viele Bewohner verließen das Dorf, und so flüchteten auch meine Schwägerin und ich zu meinen Eltern, die 3 km vom Dorf eine Landwirtschaft besaßen. Wir fanden alles gesund vor. Die Russen waren auch bei ihnen gewesen, hatten unter Mitnahme von Schmucksachen und einigen Kleidungstücken aber nichts angerichtet. In der Nachbarschaft hatte man 7 Männer erschossen. Da lag hinter dem Stall der Bauer Paul R. und Sohn Leo sowie der Bauer Walter M. und Bauer D. Zu der Familie S. kamen angeblich des Abends Russen und der bei dem Nachbarn arbeitende Pole ins Zimmer, erschossen die Frau und nahmen Herrn S. bis zum Dorf mit und erschossen ihn. Auch Bürgermeister Willi T. aus Eichfier lag dort tot.
Am Abend kamen zu meinen Eltern wieder 50 Mann ins Quartier. Meine Tante, die Schneiderin war, mußte einem russischen Vorgesetzten eine Bluse nähen, und so verlief die Nacht für uns ruhig. ... Ein paar betrunkene Kerle waren darunter, die die Lampen von der Decke rissen,

die Stühle durchs Fenster stießen, mit dem Gewehrkolben in den Spiegel schlugen. ...
Sie drangen auch in unser Zimmer ein und trieben ihr Unheil weiter. Sie warfen mit Schüsseln, aus denen sie gegessen hatten. Eine Schüssel flog an das Kinderbett, und die Scherben verletzten mein 5 Monate altes Kind im Gesicht. ...
Da das Gehöft der Eltern nur 100 m von der Straße entfernt lag, war bald wieder mit einem neuen Trupp Russen zu rechnen. Um uns vor den Gewalttaten der Russen zu schützen, suchten wir (etwa 20 Personen) ... den Bunker auf, den mein Vater 200 m vom Gehöft entfernt in einem Wäldchen gebaut hatte.
Einen kleinen Kochherd und Lebensmittel hatten wir dorthin gebracht. Dort lebten wir in aller Ruhe. Besonders einige junge Mädchen fühlten sich geborgen. Ich beschloß aber, da es doch in dem Bunker an Reinlichkeit fehlte, zu der Witwe K. und ihrer Tochter zu gehen, die am Waldesrand ein bescheidenes Häuschen besaßen und das nicht oft von Russen aufgesucht wurde.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen im Februar 1945

Erlebnisbericht des A. S. aus Schlagenthin, Kreis Arnswalde in Ostpommern (x001/198-201):

>>Es war am 5. Februar 1945. ... Um 19 Uhr hörten wir plötzlich mehrere Schüsse und außerdem ungewöhnliche Geräusche. Wir liefen zurück ins Dorf und machten unsere Angehörigen und die Dorfbewohner mobil, daß keiner schlafen gehen sollte, (da) wir in dieser Nacht noch fliehen müßten. ...
Es war jedoch schon zu spät, denn die Russen (stürmten bereits unser Dorf) ... Ich kam aber zum Glück noch zu meiner Familie. Von Minute an ging die Qual los. Mein Haus war schon voll von auswärtigen Dorfbewohnern. Wir wurden … vollkommen ausgeplündert und dann nach Waffen untersucht. Sie fanden aber nichts. Ob deutsche Soldaten da wären, (wurde gefragt). Sie fanden keinen.
Dann wurden wir sofort aus unserem Haus entfernt. Bei unserem Nachbarn wurden 40-50 Personen in einem Zimmer von gut 20 qm eingesperrt und tagelang bewacht. Mein Dienstmädchen und ein weiteres Mädchen wurden … von den Russen in meiner Wohnung festgehalten und vergewaltigt. Noch in derselben Nacht, gegen 2 Uhr vielleicht, kamen die beiden Mädchen ganz verwildert … zurück. Sie waren den Russen ausgerückt.
Wir durften die Türen Tag und Nacht nicht abschließen, und so hatten die Russen immer freien Eingang. ... So suchten sich die Russen die Frauen und Mädchen heraus ... Wir Männer waren machtlos und harrten der weiteren Dinge. Einige versuchten noch, ihre jungen Töchter zu verstecken, doch nur wenige blieben verschont. ... Unter Bewachung der Russen mußten wir Männer vor der russischen Front Schützengräben ausheben. Wenn wir fertig waren, mußten wir uns oben auf die Wälle stellen, und sie schossen sich nach den deutschen Stellungen ein. Die deutschen Truppen schossen aber nicht, weil sie wohl wußten, daß wir ... (Deutsche) waren.
Als die Russen sich eingeschossen hatten, brachten sie uns wieder ins Dorf zurück. Inzwischen hatten sie die Zeit ausgenutzt bei den Frauen und Mädchen. Wir Männer waren schon ganz verzweifelt … Ich hatte die Schmiede in Schlagenthin, mußte inzwischen für die Russen die Pferde beschlagen und Autos reparieren.
In der dritten Nacht sollten wir lebendig verbrannt werden. Angeblicher Grund war, der Gutsbesitzer K. und ein Hitlerjunge sollten mehrere russische Soldaten verwundet haben. Der Gutsbesitzer K. wurde erschossen und in seinem Schloß verbrannt, welches bis auf die Grundmauern abbrannte. Jeden Abend wurde ein Gehöft angesteckt, auch am Tage brannten verschiedene Gehöfte bei den Kämpfen ab.
Am 4. Tag kam plötzlich ein Oberkommissar mit 2 Flintenweibern. Es war ein russisches Schnellkriegsgericht, wie mir der Dolmetscher nachher sagte. Ich kam als erster zum Verhör.

Der Oberkommissar hielt mir sofort seinen Revolver vor die Stirn und verhörte mich dabei durch einen Dolmetscher. Es war ein Pole, den ich mehrere Jahre beschäftigt hatte. ... Er fragte mich, seit wann ich in der Partei war und warum. Ob ich Soldat war. ... Als er festgestellt hatte, daß ich nicht Soldat gewesen bin, fragte er den Dolmetscher, wie ich die Ausländer behandelt hätte. Darauf gab der Dolmetscher die Antwort, daß ich die Ausländer gut behandelt hätte. Sofort war das Verhör zu Ende, und ich wurde freigesprochen.
Die Frauen mußten für die russischen Flintenweiber die Stuben aufwischen, die Tische weiß decken und das beste Geschirr aufstellen, sowie die Betten weiß beziehen. Gekocht hat der russische Koch. Sodann mußten die Frauen ... Beutel nähen, dann wurden die gute Wäsche, Kleider und Anzüge eingepackt und nach Rußland verschickt. Zu essen bekamen wir nichts, mußten sehen, wo wir etwas bekamen. Wir waren immer froh, wenn wir für die Kinder (Lebensmittel besorgen konnten) … Dann mußte ich sehr oft ins Dorf und (sowjetische) Autos reparieren, hierbei wurde ich oft von russischen Soldaten mißhandelt. Aber ich war immer wieder froh, daß ich wieder nach Hause kam.
Am fünften Tag mußte ich am Nachmittag wieder mit raus zum Stellungsbau in vorderster Stellung. Es war eine Panzerabwehrabteilung, dicht an den Gutsgebäuden. Ungefähr 300 m davon entfernt stand die große Gutsscheune, dieselbe war bis oben hin gefüllt mit Getreide. Hier schossen die Russen eine Leuchtkugel hinein, dieselbe ging sofort in Flammen auf.
Zu meinem großen Schrecken kamen dort etwa 50-60 Frauen, Kinder und Männer herausgelaufen. Als die Russen das sahen, schossen sie mit Maschinengewehren dazwischen. Es war ein großer Jammer, wie viele dort liegen blieben, wußte … wohl keiner. Ich fragte die Russen, warum sie das machen würden, die sagten nur, deutsche Soldaten auch unsere Frauen und Kinder totgeschossen. Ich sagte darauf, das glaube ich nicht, ich als Soldat hätte das nicht fertig bekommen. …
(Mittlerweile) … hatten die Russen die Stadt Arnswalde eingekesselt, und wir lagen soweit in der russischen Kampffront. Inzwischen war unsere deutsche Front verstärkt worden, wir merkten es an den … Kämpfen, die Tag für Tag stärker wurden. Wir wunderten uns, daß die Russen uns Männer noch immer da ließen. Ein Pole, der nun Dolmetscher bei dem Oberkommissar war, erzählte mir ein paar Tage nach meinem Verhör, daß … bereits viele deutsche Männer erschossen und verschleppt wurden.
Mein Nachbar, der Stellmachermeister B., wurde am 17. Februar erschossen. Laufend wurden Frauen und Mädchen vergewaltigt. Wir Männer haben nachts eine Bank quer durch die Stube gestellt, und hinter uns hatten wir die Frauen und Mädchen und kleinen Kinder. Vieles haben wir dadurch verhindern können, und vieles mußten wir noch über uns ergehen lassen.
Es war am 14. Februar abends um 9 Uhr, da klopfte es plötzlich am Fenster (und wir wurden aufgefordert), in fünf Minuten das Haus zu verlassen. Es war stockdunkel draußen, und wir wußten nicht, was los war. Wir nahmen unsere Kinder an die Hand, damit wir nicht auseinander kamen. In der Dorfstraße war alles voll von Menschen und russischen Soldaten.
Dann hieß es plötzlich, wir sollten in Richtung Stargard gehen. Wir sollten aber erst durch das Dorf Reichenbach gehen, welches 2 km von uns ab lag. Reichenbach brannte lichterloh, und wir weigerten uns, dorthin zu gehen. Wir nutzten die Dunkelheit aus und flohen … auf den Hof des Bauern Sch. Dort waren schon viele Flüchtlinge aus unserem Dorf. Die Russen waren noch nicht auf dem Gehöfte gewesen, deshalb waren noch das gesamte Vieh und die Pferde vorhanden. Wir waren sehr froh, aber nicht lange.
Am nächsten Tag, am 15. Februar im Vormittag, kamen plötzlich sechs Mongolen angeritten, die wir noch nicht kannten. Sie zogen die Revolver, hielten den Frauen und Mädchen die Revolver vor die Brust, rissen ihnen die kleinen Kinder vom Schoß und schleppten sie raus und vergewaltigten sie. Auch hier waren wir Männer wieder machtlos.
Danach plünderten uns die Mongolen noch das letzte weg und zogen dann ab. In der folgen-

den Nacht kam ein Russe mit seinem Gewehr. Er legte sich bei uns ins Zimmer und schlief dort die ganze Nacht. Gegen Morgen zog er wieder ab. Um 10 Uhr morgens, am 16. Februar, setzten plötzlich die schweren Kämpfe wieder ein. Wir lagen sozusagen jetzt im Niemandsland. Unsere Frauen und Kinder mußten sich in die Zimmer legen, damit sie mehr Schutz vor den Kugeln hatten. Wir Männer beobachteten aus der Deckung die Kämpfe.
Plötzlich rückten die Russen aus, ließen alles stehen und liegen. Wir wußten aber noch nicht, was los war. Auf einmal tauchten vier Panzerspähwagen auf, ob es deutsche oder russische waren, konnten wir zunächst noch nicht erkennen. Dann hielten die Panzerspähwagen plötzlich 50 m vor dem Gehöft an, wir waren nun gespannt, was nun geschehen würde. Auf einmal zeigten sich ein paar Hände. Wir meldeten uns aber nicht …
Dann zeigten sich deutsche SS-Stahlhelme. Nun wußten wir, daß es deutsche Soldaten waren. Danach gab es kein Halten mehr. Die Frauen und Kinder konnten wir nicht mehr halten, die Freude war zu groß. Als der Ruf erscholl, es sind unsere deutschen Soldaten, ging es trotz Kugelregen im Sturm auf die deutschen Panzerspähwagen. Zum Glück wurde bei dieser stürmischen Begrüßung niemand verletzt.
In diesem Moment waren Jammer und Elend vergessen. Wir waren gerettet. Es war eine Abteilung von der SS-Division Wiking. Nun mußten wir uns schnell Pferde und Wagen aus Reichenbach holen … Wir waren kaum dort, da hieß es, der Russe greift wieder an.
Ich hatte schon ein Pferd und einen Wagen gefunden und fuhr im vollen Galopp zurück, um die Familie zu holen. Es war höchste Zeit, denn wir mußten wieder unter Gewehr- und Granatfeuer flüchten. Wir kamen aber wieder glücklich davon …
Unser Dorf Schlagenthin brannte an allen Ecken und wurde bis zu 70 % zerstört. Endlich abends gegen 9 Uhr waren wir hinter der deutschen Front und fühlten uns wie neu geboren. Von den 900 Personen waren es etwa 150 Personen, die das Glück hatten, zu entkommen. Die Zurückgeblieben wurden in den nächsten Tagen von den Russen verschleppt, viele sind nicht mehr zurückgekommen, wir in den vergangenen Jahren erfahren haben. –
Ich fuhr dann mit meiner Familie zu unseren Eltern und Geschwistern nach Kempendorf … Sie hatten uns schon für tot gehalten, denn sie hatten durch Flüchtlinge erfahren, die noch rausgekommen waren, daß es in Schlagenthin schwer hergegangen sei.
In Kempendorf blieben wir noch vierzehn Tage, inzwischen hatte ich einen Treckwagen vorbereitet. Am 1. März, nachts um 3 Uhr, mußten wir auch von hier flüchten. Nach vier Wochen Treckfahrt, auf der wir noch viel Jammer und Elend erfuhren, kamen wir am 1. Osterfeiertag in Guntz. Hier blieben wir völlig erschöpften Menschen und Pferde. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Regenwalde am 2. März 1945

Erlebnisbericht des Fleischermeisters O. G. aus der Stadt Regenwalde in Ostpommern (x001/-233-235): >>Um unseren Familien das Flüchtlingselend in den Trecks auf der Landstraße zu ersparen, hatten mein Bruder, ... Schwager ... und ich beschlossen, nicht unsere Heimat zu verlassen, zumal wir politisch nicht führend waren und auch unsere ausländischen Arbeitskräfte menschlich behandelt hatten. Die durch die Zeitung und Rundfunk verbreiteten Berichte über Greueltaten der Russen konnte ich als anständig denkender und handelnder Mensch nicht glauben und hielt diese für Goebbels' Propaganda. Meine Gutgläubigkeit sollte jedoch bald arg enttäuscht werden.
Unsere meisten Nachbarn und viele Regenwalder verlassen am Freitag, dem 2. März 1945, ... unsere Stadt. Auch unsere weiblichen Verkaufskräfte zogen Freitagnachmittag mit abrückendem Militär mit, so daß Paul und ich Sonnabend allein im Laden verkauften. Unsere Frauen bezogen mit zwei Mädels aus der Küche, drei polnischen und zwei französischen Gesellen das in Aussicht genommene Gehöft von Arthur R., Niederhagen-Abbau, um hier eventuellen Kampfhandlungen aus dem Wege zu gehen.

Bis gegen 11 Uhr vormittags ist im Laden noch ein sehr reger Betrieb, alles wird ohne Marken abgegeben. Von Einheimischen wie auch von durchziehenden Trecks wird viel Wurst und Speck gekauft. Gegen Mittag flaut das Geschäft plötzlich ab.
Paul und ich standen vor der Tür, da kam Gerhard G. mit 2 Kanistern Brennstoff vorbei: "Na", sagte er, "wollen Sie nicht mit, wir fahren jetzt los." Ein Kopfschütteln – wir bleiben in der Heimat.
Auf der Straße wird es merklich stiller. ... Es kommen keine Kunden mehr in den Laden. Uns wird unheimlich zu Mute. Wir gehen ... auf die Straße, auf den Markt, keine Menschenseele, auch kein Hund ist zu sehen, die Stadt ist wie ausgestorben, wir gehen zurück. Uns packt ein gewisses Grauen; unruhig gehen wir durch die Stuben, den Laden, die Kühlräume, die Werkstatt, Räucherei und Pökelkeller, wo noch überall viel, viel Ware lagert. Es mögen wohl 150 Zentner sein, die wir zurücklassen müssen, aber nicht dies hat uns zurückgehalten, sondern die Liebe zur Heimat.
Gegen 4 Uhr nachmittags wird die furchtbare Stille für uns unerträglich. Wir machen uns marschfertig. Jeder nimmt ein Fahrrad. In Alltagskleidung und altem Mantel, um nicht als Kapitalisten zu gelten, in den Taschen sind Schokolade, Rosinen, Zigarren, Zigaretten, ... so verlassen wir um 4 Uhr nachmittags ... die Stadt. ...
In den Abendstunden hören wir ... Motorengeräusch der vorbeirollenden russischen Panzer, unaufhörlich, die ganze Nacht hindurch. Überall heben sich am Himmel große Brände ab. Auch in unserer Stadt lodern bald die Flammen empor. Ohnmächtig, in stiller Wut mußten wir dem grauenvollen Schauspiel von weitem zusehen, ohne irgendwie helfen zu können. Stolz und majestätisch stand unser schöner Kirchturm, von allen Seiten hell erleuchtet, in dem Flammenmeer ...
Der Sonntag und Montag vergehen in Erwartung der Russen in großer Aufregung. Auf der Chaussee nach Niederhagen sahen wir ständig lange Kolonnen fahren. Deutsche Infanteristen kamen auf den Hof und zogen wieder ab in den nahen Wald, wo es bald zu lebhaftem Feuerwechsel kam.
Dienstagvormittag peitschten plötzlich Schüsse auf unserem Hof, berittene Russen - wie wir nach einer Weile herauskommen, sind sie verschwunden, aber unsere Pferde auch.
Am Nachmittag folgt weiterer Besuch - Uri, Uri - ist das erste, was sie verlangen, des weiteren Ringe und Schmuck. Handtaschen und Koffer werden nachgesehen, wo sie nicht gleich aufgehen, wird mit dem Messer das Leder aufgeschnitten. Wäsche, Strümpfe, der ganze Inhalt (wird) wahllos herausgeworfen.
Schon ... bevor die Russen auf unserem Hof waren, fühlten sich die Polen als Herren der Lage. Unsere Frauen wurden in einer Stube zusammengepfercht, während wir Männer im Stall übernachteten. Auch die Verpflegung übernahmen sie. Für uns Deutsche gab es zum Abendbrot nur recht dürftig belegte Brote. Sie selbst aßen große Pfannen voll in der Butter schwimmende Rühreier.
Am Dienstagabend begann das Martyrium für unsere Frauen. Nach Eintritt der Dunkelheit kamen mehrere Russen und leuchteten mit Taschenlampen. Mit vorgehaltener Pistole suchten sie sich ihre Opfer aus. "Frau, komm mit" hieß es, und jeder Widerstand wäre Selbstmord gewesen. Da mehrere junge Mädchen anwesend waren, kamen unsere Frauen, die sich durch Kopftücher alt gemacht hatten, mit dem Schrecken davon. ...
Am Mittwochmorgen kamen weitere Russen, sahen erneut alle Koffer nach Wertsachen durch. Der Garten vor dem Hause war ein großes Warenlager, alles wurde wüst durcheinander geworfen. Kurz nach Mittag wurde plötzlich der Befehl erteilt: "Das Gehöft ist sofort zu räumen. Jeder geht zur Stadt zurück an seine Arbeit."
Meine Frau hatte noch einen kleinen Handwagen, wo 2 Koffer Platz fanden, alles andere, was man nicht tragen konnte, mußte zurückbleiben. Sämtliche Lebensmittel sowie die meisten

Sachen blieben zurück. Im Schneematsch ging es übers Feld an die Chaussee. ... "Alle Männer auf den Hof", hieß es. ... Wir wurden von unseren Frauen ohne ein Wort des Abschieds getrennt. ... Für die meisten war es ein Abschied für immer.
Wir wurden auf dem Boden eingesperrt, warteten einige Stunden und wurden einzeln von einem gut deutsch sprechenden russischen Kommissar verhört. "Zigarette gefällig", sagte er, "bitte, nehmen Sie Platz!" Die Personalien wurden sehr genau aufgenommen. "Beruf, Parteizugehörigkeit ..." Ich mußte das Protokoll unterschreiben. Dann sagte er: "Sie brauchen keine Angst zu haben, es passiert ihnen nichts, ein jeder wird wieder in seinem Beruf weiterarbeiten."
Von einem Soldaten wurde ich hinausgeführt. Es ging wieder auf den Boden; er öffnete die Räucherkammer, welche völlig dunkel war. ... Mit einem von Grauen entsetzten Gesicht schrie mich jemand mit unartikulierten Lauten "Otto, Otto" an. In Strümpfen, die langen Stiefel hatte man ihm ausgezogen, die Füße naß vom Schneeschlamm, stand mein Schwager Reinhold vor mir. Schon über eine Stunde saß oder vielmehr hockte er in der von Ruß geschwärzten Kammer. Wir glaubten jetzt, daß unser letztes Stündlein geschlagen hätte, und fanden uns auch damit ab. Die Stunde in der dunklen Kammer hatte ihn beinahe irrsinnig gemacht.
Draußen hörte ich Schritte. Die Tür wurde aufgerissen und mein Bruder Paul war der dritte. Nun zu dreien ließ es sich schon leichter sterben. Er verstand es, uns wieder aufzurichten. Wir wurden ruhiger. Nach einer weiteren Stunde brachte man uns wieder zu den anderen auf den Boden. Plötzlich vernehmen wir auf der Treppe eine uns allen so wohlbekannte Stimme. "Reinhold, Reinhold" hören wir. "Doktor, Doktor" ruft dieser zurück, aber Dr. A. wurde wohl von den Posten zurückgehalten, und damit war auch leider seine Rettungsaktion fehlgeschlagen.
Unter strengster Bewachung wurden wir gegen 11 Uhr nachts mit brennenden Fackeln durch die Stadt geführt. Ein Entrinnen war unmöglich. Wir zogen vorbei an unserem brennenden Grundstück, mein ganzer Stolz, das Lebenswerk zweier unzertrennlicher Brüder ging in Flammen unter. Im Schaufenster hingen noch mehrere Rinderkeulen, und auf dem Hof sahen wir noch 2 Rehe hängen. ... Wir ... nahmen Abschied von unserem schönen, einst so stolzen Geschäft. Obwohl bei der Einnahme der Stadt kein Schuß gefallen ist, haben die Russen systematisch einzelne Häuser sowie ganze Stadtteile in Brand gesetzt. ...<<

Belagerung und Eroberung der Festung Kolberg durch sowjetische und polnische Truppen im März 1945

Erlebnisbericht des W. G. aus der Stadt Kolberg in Ostpommern (x001/244-246): >>Am 3. März gegen 17 Uhr begab sich meine Frau nach ganz kurzem Entschluß, da die Lage in Kolberg immer ernster wurde, auf die Flucht. Mit ihr gingen Frau I. und Frau Ic. mit ihren drei Kindern. Sie wurden durch einen Lastzug vor unserem Hause abgeholt und bestiegen den zweiten Anhänger. Als ich bei der Abfahrt dem fürchterlich schleudernden Anhänger nachsah, hatte ich das Gefühl, daß meine Frau die Fahrt nach Stettin nicht überstehen würde. Ich blieb mit meinem Hund traurigen Herzens in der Wohnung zurück.
Am Abend kamen meine Schwägerin Ida mit ihrer Tochter, um sich zu verabschieden, da sie die Absicht hatten, mit einem Treck zu flüchten.
Einige Zeit später kamen etwa 20 bis 25 Flüchtlinge mit Kleinstkindern aus Köslin und baten mich um Unterkunft. Ich habe sie alle … in meiner Wohnung aufgenommen.
Am Sonntag, dem 4. März, kamen meine beiden Schwestern Rosa und Trude, die die Nacht auf dem Bahnhof in einem offenen Waggon zugebracht hatten, weinend bei mir an und fragten, was sie machen sollten, es ginge kein Zug mehr von Kolberg ab. Ich machte den Vorschlag, daß mein Vater und meine Schwestern zu mir in die Brunnenstraße übersiedeln soll-

ten, da die Treptowerstraße schon geräumt werden mußte. Dieses geschah dann auch.
Meine Schwestern brachten noch Frau H. mit deren Kindern und Fräulein Erna S. mit. Kaum hatten sie das Haus betreten, da krachten auch schon die ersten Einschläge der feindlichen Panzergeschosse. Die Aufregung war groß, und ich hatte Mühe, alle Anwesenden in meinen Kellern unterzubringen.
In der Nacht vom 4. zum 5. März gab der Ortsgruppenleiter G. bekannt, daß Kolberg unter starken Beschuß kommen würde und deshalb alle Zivilpersonen, Frauen und Kinder, sofort am Strand entlang in Richtung Maikuhle fliehen sollten. Kaum 10 Minuten später setzte schwerer Beschuß ein.
Meine Schutzbefohlenen befolgten meinen Rat, den Weg durch die Maikuhle nicht zu nehmen, denn ich fürchtete das Ausbrechen einer Panik. Wie gut dieser Rat war, zeigte sich später, denn die anderen Flüchtenden waren in das feindliche Feuer geraten. Nun gab es nur noch den Seeweg, um die Stadt verlassen zu können.
Die Parteileitung hatte es untersagt, daß die Zivilbevölkerung die Stadt rechtzeitig auf dem Landwege verließ ... Meinen Verwandten gelang es erst, am 8. März Kolberg mit Genehmigung des Kreisleiters auf dem Seeweg zu verlassen. Der Kreisleiter hatte meine Abreise ausdrücklich abgelehnt. Ich möchte an dieser Stelle bemerken, daß ich in der Stadt keinerlei Aufgabe hatte, die meiner Abreise im Weg gestanden hätte.
Am 9. März rückte das feindliche Feuer näher, so daß nun auch mehrere Treffer in der Brunnenstraße lagen; ein Einschlag erfolgte direkt vor unserem Haus, der unsere große Eichentür wie ein Sieb durchlöcherte und fast sämtliche Fensterscheiben des Hauses zertrümmerte. Am Abend kamen der Fleischermeister G. mit Frau und Schwägerin sowie der Fleischermeister Fritz G. mit Frau, die Ehefrau des Maklers P. und deren Tante, letztere kamen aus dem Deli-Haus, welches in Flammen stand.
Außerdem befanden sich in meinem Luftschutzkeller Frau J., Herr und Frau D., Frau G. mit ihren Kindern, Mütter und Onkel. Ferner sechs ostpreußische Flüchtlinge. Am 12. März gingen Familie G., D., Frau J. und die ostpreußischen Flüchtlinge zum Hafen. Nachdem mehrere Häuser in der Umgebung, teils durch Beschuß, teils durch Anzünden von seiten der Wehrmacht vernichtet worden waren, ging am 16. März auch unser Haus in Flammen auf. Wir suchten Schutz im Nachbarkeller, Brunnenstraße 4.
Während der Zeit vom 9. bis zum 16. März 1945 bin ich dreimal am Hafen gewesen, um zu versuchen, Kolberg auf dem Seewege zu verlassen. Leider ohne Erfolg. Männer bis zu 60 Jahren durften die Stadt nicht verlassen, sondern sollten sich dem Volkssturm zur Verfügung stellen.
Am 16. März bezogen deutsche Truppen in unserem Keller Stellung und gaben bekannt, daß der allgemeine Räumungsbefehl ausgesprochen sei. Zu unserem großen Schrecken war es jedoch nun nicht mehr möglich, von der Ostseite auf die Westseite der Brunnenstraße zu gelangen. Ein feindliches MG-Nest befand sich nämlich in Höhe der Pfannschmiede und bestrich die ganze Brunnenstraße. Die bei uns befindliche Gruppe der Wehrmacht versuchte einen Ausfall unter Feuerschutz, der aber im feindlichen Feuer unter Verlusten zusammenbrach. Es blieb uns nichts weiter übrig, als dem Schicksal einer Gefangennahme durch die Russen entgegenzusehen. Der Gedanke daran war sowohl für uns, als auch für die Soldaten grauenvoll. ...
Am 18. März ... kamen die ersten polnischen Soldaten in den Keller und forderten mit vorgehaltener Maschinenpistole die Herausgabe von Uhren, Ringen und sonstigen Wertsachen. Der polnische Soldat, der mit vorgehaltener MP meine Uhr verlangte, wurde sofort von meinem treuen Hund Kuno angesprungen, und ich hatte große Mühe, ihn zurückzuhalten. Die Polen forderten uns auf, den Keller zu verlassen. Man sagte uns, wir sollten in noch nicht zerstörten Häusern untergebracht werden. Aber es kam anders!

Schwer beladen mit 3 Koffern, Mantel und Pelz verließ ich den Keller. Dann begannen die ersten Schikanen der Polen. Wir durften nicht auf direktem Weg auf die Straße, sondern erreichten durch Mauerdurchbrüche und Kellerlöcher die Viktoriastraße. Dieser Weg dauerte eine ganze Stunde. Von hier aus wurden wir auf Umwegen durch die zertrümmerte Stadt zur Waldenfelskaserne getrieben.
Am Kaiserplatz ... wurde mir von polnischen Soldaten mein großer Koffer entrissen. Mein Kuno, der noch immer bei mir war, sprang auf diese Soldaten los. Am Tor der Waldenfelskaserne angekommen, sagte ich zu Kuno: "Du mußt dableiben!" Der Hund blieb zurück. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gesehen und erfahren.
In der Waldenfelskaserne wurden wir im Stabsgebäude in den einzelnen Zimmern untergebracht. Dort zog man mir meine langen Stiefel aus. Von dem Fleischermeister Fritz G. bekam ich ein Paar Schuhe. ... Am späten Nachmittag wurden wir in Richtung Belgarder Chaussee abgeführt, es sollte nach Damgard gehen. Es stand jetzt für mich fest, daß das Ziel unseres Marsches die Gefangenschaft sein würde.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Stolp am 8. März 1945
Erlebnisbericht der E. B. aus der Stadt Stolp in Ostpommern (x001/261-262): >>(In) der Nacht ... zum 7. März 1945 (wurde) die völlige Räumung der Stadt angeordnet. Die Bevölkerung sollte sich auf eigene Faust in Richtung Danzig in Sicherheit bringen. Es setzte ein großes Durcheinander ein, da alles versuchte, zu fliehen. Sämtliche Ausfallstraßen waren vollkommen von Flüchtlingen und Trecks verstopft, so daß es unmöglich war, fortzukommen. Die Trecks usw. sind auch fast ausnahmslos unterwegs den Russen in die Hände gefallen, und es haben sich grausige Szenen abgespielt. So wartete ich ab, da man es nicht fassen konnte, daß der Russe so schnell kommen würde, auch mußte ich bis zum 7. März noch Dienst in der Stadtverwaltung tun.
Am 8. März ... versuchte ich allein mit wenigen Habseligkeiten die Stadt zu Fuß zu verlassen, kam aber nicht mehr weit, da die Herzogbrücke und auch die anderen (Brücken) gesprengt waren. ... So kehrte ich in meine Wohnung zurück, bald darauf rückten ... die Russen ein. Die Bevölkerung wurde zum großen Teil von den Russen überrascht und mußte den Einfall über sich ergehen lassen.
Am 8. März 1945, morgens um 7 Uhr, konnte ich vom Fenster meiner Wohnung beobachten, wie die ersten russischen Panzer aus Richtung Bütow ... in die Stadt Stolp einrückten. Sie stießen auf keinen Widerstand, da sämtliche deutschen Truppen in Richtung Danzig abgezogen waren. Zu Kampfhandlungen kam es daher nicht. Nur einige russische Panzer schossen planlos auf Wohnhäuser. Es folgten nunmehr weitere russische Einheiten, motorisierte und bespannte Verbände. Einige Truppenteile lösten sich und begannen die Häuser und Wohnungen zu durchsuchen. ...
Ich habe in Stolp keine Kämpfe beobachtet. ... Es befanden sich außer einigen verwundeten deutschen Soldaten keine ... deutschen Truppen in der Stadt. In der Nacht vom 8. zum 9. März ging die Innenstadt fast vollständig in Flammen auf. Die Russen steckten die Häuser ... aus reiner Zerstörungswut an. Deutsche Männer wurden von den Russen mit vorgehaltener Maschinenpistole gezwungen, gefüllte Benzinkanister in die Häuser zu werfen und in Brand zu setzen.
Angesichts der brennenden Stadt konnte ich vom Fenster beobachten, wie aus der Weidenstraße kommend eine große Kolonne deutscher Frauen und Kinder ... von russischer Soldateska auf unseren Hof getrieben wurde. Kurz darauf fuhren 2 russische Lastkraftwagen vor, Frauen und Kinder wurden voneinander getrennt und auf Wagen verladen. Es war ein furchtbares Bild, Mütter schrien verzweifelt nach ihren Kindern, Kinder schrien in Todesangst nach ihren Müttern. Der Schein der brennenden Häuser gab diesem Bild einen schaurigen Rahmen.

Von den unglücklichen Menschen habe ich nie mehr etwas erfahren.
Wir wollten mit einer starken Dosis Veronal unserem Leben lieber vorher ein Ende machen, wie es so viele andere taten. Wir lagen 4 Tage bewußtlos und entgingen dadurch den furchtbarsten Schreckenstaten der Russen und diese Zeit des Grauens ist einem somit nicht bewußt geworden. Nach 4 Tagen war es meinen Verwandten unter verzweifelten Anstrengungen geglückt, uns wieder ins Leben zurückzuholen.
In den darauffolgenden Tagen wurden wir Frauen oft zur Arbeit geholt. Frauen und Männer mußten unter starker russischer Bewachung "Straßenräumungsarbeiten" leisten. Wir mußten die Zeugen der Schreckenstaten beseitigen. U.a. mußten wir auch viele Leichen, die schon einige Tage auf den Straßen lagen, deutsche Männer, Frauen und Kinder, die ermordet wurden, in den Häusern verbrannten oder sonstwie umkamen, fortschaffen. Wir luden die Leichen auf Handwagen und Karren und fuhren sie zum Friedhof, wo sie alle ohne Unterschied in eine große Grube hineingeworfen werden mußten. ... Zu all diesem (kamen) noch andere Zwangsarbeiten, Verladen der Eisenbahnschienen der abgebauten Strecken usw.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Lauenburg am 10. März 1945
Erlebnisbericht des Pfarrers B. aus der Stadt Lauenburg in Ostpommern (x001/265-267): >>In den ersten Märztagen 1945 rückten uns die Russen immer näher, und zwar von Westen her. Am Mittwoch, dem 7. März, hieß es: "Stolp brennt schon; in zwei Tagen sind sie hier! Die Truppen halten nicht stand, wir können sie auch nicht aufhalten." ... (Es herrschte) Panikstimmung. Viele Geschäftsinhaber verteilten ihre Waren. ... Die Frauen ließen sich nicht nötigen. ... Auf den Straßen (hörte ich) immer wieder die Frage: "Bleiben Sie?" Und die Antwort: "So schlimm wird es nicht werden." Viele waren schon nach Gotenhafen und Danzig gefahren, um mit Schiffen der Gefahr zu entrinnen. ...
In der Nacht zum ... 10. März (hörten wir) fortwährende Explosionen. ... In der SS-Kaserne wurde die Munition gesprengt. Im Morgengrauen sahen wir an der Bahnstrecke die ersten russischen Soldaten. ... Aber auch vom Norden und Nordosten kamen russische Kolonnen, und Lauenburg war im Nu von feindlichen Horden überschwemmt. –
Die Obrigkeit war bis auf den letzten Mann verschwunden, von den Maulhelden war nicht einer zurückgeblieben, die Stadt blieb ihrem Schicksal überlassen. Am Nachmittag des 10. März ergossen sich die russischen Truppen in die Häuser zum Plündern. "Die Urren" (Uhren), dieser Klang blieb monatelang in den Ohren haften, tönte er uns doch überall entgegen. Kaum hatte eine Bande von etwa 2 bis 4 Mann die Wohnung verlassen, kamen andere Plünderer, wühlten in Schubladen, Schränken und Behältern, warfen den Inhalt, der ihnen nicht gefiel, auf den Fußboden, so daß die Wohnung binnen kurzer Zeit einer Räuberhöhle glich.
Dann kam die Nacht, jene furchtbarste aller furchtbaren Nächte!!!
Man hatte die Alkoholvorräte bei K. und K. ... entdeckt, die uns vorenthalten waren ("Wein etc. ausverkauft!"), ihn in ungeheuren Mengen getrunken und warf sich nun ... auf die Frauen und Mädchen. In Rudeln standen sie vor jedem Haus. ... 78jährige Frauen, 9jährige Kinder fielen ihnen zum Opfer - es ist zu verstehen, wenn in jener schrecklichen Nacht etwa 600 Einwohner freiwillig in den Tod gingen. ...
Am Sonntagmorgen - Fortsetzung von Plünderung und Vergewaltigung. "Frau, komm!" - Wer nicht Folge leistete, wurde erschossen. Dabei erzählten alle, die etwas deutsch sprechen konnten, ihre Frauen und Schwestern wären noch viel schlimmer von deutschen Soldaten behandelt worden, wohl gar mit Benzin begossen und verbrannt, in den Häusern eingesperrt und verbrannt, erschossen etc.
Am Sonntag traten auch die russischen Flintenweiber in Aktion, die im Durchsuchen der Schubladen und Wohnungen eine wunderbare Kenntnis besaßen. Junge mongolische Soldaten (etwa im Alter von 18-19 Jahren) waren die rüdesten. Sie ließen uns strammstehen, stießen

(uns) mit Knien vor den Bauch, durchsuchten unsere Taschen, ... warfen Sachen, die ihnen nicht gefielen, im hohen Bogen aus dem Fenster, zertrümmerten die Bilder an den Wänden mit dem Pistolenknauf und stießen die Menschen mit dem Gewehrlauf zu Boden.
Am Montagmorgen wanderten wir mit dem Rucksack aus, um den dauernden Mißhandlungen zu entgehen. Unten vor dem Hause sagte ein geflüchteter Bauer auf die Schreie, die aus dem Haus tönten: "Hören Sie?", sie haben meine 13jährige Tochter heute morgen schon zum fünften Male vor!"
Wir wanderten mit etwa 20 anderen am Bahnhof vorüber. Bei der SA-Siedlung ... empfangen und begleitet von den Rufen: "Ur!" Als ich keine mehr zu geben hatte, schoß ein Russe seine Pistole dicht neben meinem Ohr ab, so daß mir das Feuer ins Gesicht schlug. ... Im Lischnitzer Moor fanden wir ein Lager mit weiteren Flüchtlingen. Dort bauten wir uns aus Zweigen im Gebüsch eine notdürftige Hütte.
Wir holten uns in der Morgen- und Abenddämmerung Wasser aus dem Graben, aßen am Tage nur einmal ein Stück Brot und lagen den ganzen Tag aus Furcht vor der Entdeckung im Verborgenen. Nachts sahen wir Lauenburg brennen, hörten die Beschießung von Gotenhafen und Danzig und - hofften auf Befreiung durch unsere Truppen! Man erzählte von abgeworfenen Flugblättern: ... "Haltet noch 14 Tage aus, dann sind unsere Soldaten dort!" ...
Am Sonntag gingen wir nach Lauenburg zurück. Noch länger, und wir hätten nicht mehr genug Kraft gehabt. In Lauenburg fanden wir unser Haus verwüstet. Nicht nur die Russen, leider, leider auch die eigenen Volksgenossen plünderten nach Herzenslust. ... Auf die Straße wagte man sich nicht. Lebensmittel waren kaum vorhanden, jede Nacht bummerten die Russen an die Tür und durchsuchten die Wohnung nach Frauen und vergewaltigten sie, mochten auch die eigenen Kinder der Frau und 20 andere Personen zuschauen. Wurde nicht geöffnet, klirrten die Fensterscheiben, und man stieg hindurch, schlug auf die Deutschen ein, oder die Türen wurden mit dem Kolben zertrümmert.
Sechs Wochen schlief man nur in Kleidern. Tags untersuchten die Russen immer wieder jeden Winkel bis unter's Dach und gingen kaum ohne Beute fort. Am begehrtesten war Schnaps.
Wohl waren durch das Feuer viele Häuser, ganze Blocks und Straßen zerstört, wie z.B. der Markt, die Stolper-, Danziger-, Neuendorfer-, Markt-, Kloster- und Mühlenstraße, ein trostloser Anblick die Ruinen, … (der ehemals) so hübschen und sauberen Stadt. Überall (sah man) verstreute Bettfedern, ... krepierte Pferde, Autowracks, unbrauchbare Räder, Wagenteile, Hausgerät, jeder Laternenpfahl umgefahren, jedes Schaufenster zertrümmert, Sessel, Stühle, Sofas lagen zerbrochen umher; ... ein Bild der Verwüstung.
Bald wurden deutsche Arbeitskräfte mit Gewalt geholt. Es mußten Kartoffeln geschält, russische Lazarette bedient, Wäsche gewaschen, Aborte gereinigt werden etc. Mit WCs wußte man nichts anzufangen. Man füllte sie bis zum Überlaufen an, spülte nicht, sondern ließ den Unrat durch Deutsche jeden Morgen entfernen. Der russische Stab bewohnte Häuser mit modernen Einrichtungen, neue Bauten mit WCs, ließ sich trotzdem im Garten Aborte zurechtzimmern, in denen man stehend in gewohnter Weise seine Bedürfnisse verrichten konnte.
Nach etwa vier Wochen wurde das Plündern verboten, das Verbot wurde nicht beachtet. Die Vergewaltigung der Frauen nahm auch seinen Fortgang. Plünderungen am hellen Tage und auf offener Straße waren keine Seltenheit. ...<<

Einmarsch von sowjetischen Truppen

Erlebnisbericht der E. H. aus Luggewiese, Kreis Lauenburg in Ostpommern (x001/267-268):

>>Am 9. März 1945 mußten wir auf Befehl des Bürgermeisters unser Dorf Luggewiese räumen und nach dem Nachbardorf Gr. Damerkow flüchten, das nur 4 km von uns entfernt, aber mitten im Wald lag.
So machte ich mich mit meinen beiden Kindern, meiner Mutter und meiner 25-jährigen

Schwester Käte auf den Weg und fanden Unterkunft bei meinen Schwiegereltern, die in Gr. Damerkow wohnten. Dort waren schon mehrere von unseren Verwandten und Bekannten hingeflüchtet. –
Am nächsten Tag, dem 10. März, stürmten die Russen auch diesen Ort. Im Lauf des Tages waren noch viele Flüchtlinge aus den Nachbardörfern gekommen, so daß wir wenigstens 30 Personen in einem Zimmer waren. Die ersten Russen, die in die Häuser kamen, verlangten Uhren, Ringe und sonstige Wertsachen. Wer es nicht freiwillig gab, dem rissen sie es einfach weg. Auch unseren Koffer mit Lebensmitteln hatten sie uns schon weggenommen. So ging es etwa zwei Stunden lang. Da die Uhren inzwischen schon längst alle abgegeben waren und immer neue Russen kamen, so fingen diese an zu suchen und zu fluchen. Mit aufgepflanztem Gewehr schrien sie immer: "Urr, Urr!"
Plötzlich kam eine Nachbarin schreiend angelaufen, die Russen wollten sie mitnehmen. Da kamen auch schon zwei Russen bei uns rein und sagten: "Frau komm!" und griffen zwei Frauen bei den Händen. Diese schrien und baten soviel, so daß die Russen sie losließen und weitergingen.
Gleich darauf kam ein großer Russe rein. Er sagte kein Wort, guckte sich im Zimmer um und ging bis nach hinten durch, wo alle jungen Mädchen und Frauen saßen. Er winkte nur einmal mit dem Finger nach meiner Schwester. Als diese nicht gleich aufstand, trat er dicht vor sie hin und hielt seine Maschinenpistole gegen ihr Kinn. Alle schrien laut auf, nur meine Schwester saß stumm da und vermochte sich nicht zu rühren. Da krachte auch schon der Schuß. Ihr Kopf fiel auf die Seite, und das Blut rann in Strömen. Sie war sofort tot, ohne nur einen Laut von sich zu geben. Der Schuß war vom Kinn aus bis zum Gehirn gegangen, die Schädeldecke war völlig zertrümmert.
Der Russe guckte uns alle an und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.
Auf dem Friedhof in Gr. Damerkow haben wir meine Schwester zur letzten Ruhe gebettet.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in den Kreis Deutsch Krone im Januar 1945
Erlebnisbericht der M. K. aus Schrotz, Kreis Deutsch Krone in Ostpommern (x002/211-213):
>>Meine Heimat wurde vom Vormarsch der Russen völlig überrascht. Nicht nur in meinem Heimatort, sondern in der ganzen Nachbarschaft ist die deutsche Bevölkerung fast vollzählig zu Hause geblieben und vom Russen überrascht worden.
Unser Gut lag etwas abseits von Gut Schrotz, so daß wir besonders schlechte Nachrichtenverbindungen hatten. Mein Mann wurde mit dem Gros der anderen Männer der Gegend ... zum Volkssturm eingezogen, kehrte jedoch nach einigen Tagen wieder nach Hause zurück, weil weder eine Kommandostelle noch Ausrüstung oder Waffen für den Volkssturm vorhanden waren.
In unserer Nachbarschaft lagen noch deutsche Truppen, als am 29. Januar 1945 der Russe vom Dorf Schrotz im Anmarsch gemeldet wurde. Es war morgens früh. Uns blieb nur soviel Zeit, uns anzuziehen und in den Keller zu fliehen, den wir verriegelten.
Es kamen zunächst nur einige wenige Russen, die die Keller aufbrachen und zunächst alles plünderten, was ihnen des Mitnehmens wert schien. Im übrigen taten sie uns Deutschen zunächst nichts, weil deutsche Truppen in unmittelbarer Nähe unseres Gutes Widerstand leisteten und sich in der Folge eine heftige Schießerei entwickelte. Deutsche Artillerie und Infanterie nahm unser Gehöft und die anderen Gehöfte unter Feuer, einige wenige Flieger belegten die Gehöfte mit Bomben. Es krachte an allen Ecken, so daß wir unseren Keller nicht verlassen konnten.
Ich ... konnte nach der Beendigung des Gefechtes am 2. Februar feststellen, daß ... 9 gefallene Russen von ihren Kameraden feierlich beerdigt wurden. Ferner war ich Zeuge, wie 4 deutsche gefangene Soldaten erschossen wurden. ... In der nächsten Nachbarschaft wurden 22 deutsche

Soldaten erschossen. Die Toten mußten etwa 3 Wochen liegen bleiben, es war ein grauenhafter Anblick. ...
Noch während des Gefechtes kamen aus dem 2 km entfernten Dorf Schrotz eine Anzahl deutscher Mädchen auf unser Gut, da sie dort dauernden Vergewaltigungen ausgesetzt waren und bei uns Schutz zu finden hofften.
Tatsächlich waren wir vorerst von derartigen Schrecken verschont geblieben, weil wir einen General mit Stab in unserem Gutshaus hatten. Zwar mußten wir das Wohnhaus räumen und in ein Insthaus ziehen, doch bewahrte uns die Anwesenheit der Offiziere immer wieder vor den zuchtlosen Mannschaften, die in manchen Fällen nur widerwillig ihren Offizieren gehorchten und nur durch gutes Zureden dazu zu bringen waren, von uns Frauen abzulassen.
... Mein Mann wurde verhaftet und ins Nachbardorf zum Verhör gebracht. Da die als Zeugen fungierenden Ostarbeiter jedoch für meinen Mann aussagten, wurde er nicht erschossen, sondern mit vielen anderen Männern "nur" nach dem Südural verschleppt, wo er später gestorben ist. Verschleppt wurden im übrigen alle Männer von Dorf und Gut, die jünger als 60 Jahre waren. Es waren etwa 40 Männer und 4 Frauen, von denen der größte Teil nie wieder gesehen wurde. Einige junge Mädchen mußten mit einem russischen Lazarett nach Berlin.
Derweil mußten wir Frauen für die Russen arbeiten, sei es in der Küche, im Stall oder wo sonst Hilfskräfte gebraucht wurden. Da ich 4 Kinder hatte, wurde ich von der Verschleppung verschont, wurde aber ebenfalls zur Arbeit herangezogen.
Am 16. Februar wurde mein Vater, der ... ein Gut am anderen Ende des Dorfes Schrotz hatte, als letzter von 36 Schrotzer Männern erschossen. Als ich die Nachricht von seinem Tode erhielt, ging ich auf seinen Hof und fand meinen Vater tot in einer Blutlache liegen. ...
Auffallend waren die vielen Brandlegungen im Laufe des Monats Februar. Obwohl die Kämpfe am 3. Februar abgeschlossen waren, brannte es mal hier, mal dort. Ich erinnere mich, daß ich am Abend des 16. Februars ... 20 Brände in der nächsten oder weiteren Nachbarschaft zählte. Diese Brände wurden nicht von russischen Truppen angelegt, sondern von russischen Deserteuren oder Marodeuren, die sengend und plündernd durchs Land zogen, mordeten und vergewaltigten. ...
Ab Anfang Mai wurden alle deutschen Werte ... nach Osten verladen. Landwirtschaftliche Maschinen, Radios, Möbel, alles, was nicht niet- und nagelfest war, auch das Mobiliar, das sich die inzwischen zu Herren gewordenen polnischen Arbeiter angeeignet hatten, wurde evakuiert. Ich selber habe einige Zeit hindurch bei den Verladungen helfen müssen. Alles lebende Inventar ging den gleichen Weg per Fußmarsch, nur einige wenige Pferde (und Maschinen) blieben zurück, so daß die Ernte notdürftig eingebracht werden konnte.
Die Pferde reichten nur zum Bespannen der Mähmaschinen aus. Das "Einfahren" der Ernte mußten wir Deutschen mit zusammengezimmerten Holztragen erledigen. Auf diesen Tragen transportierten wir das Getreide zu den in großer Zahl auf dem Felde angelegten Staken, die dann möglichst bald ausgedroschen wurden. Da das Getreide schon vor dem Einfahren zusammengewachsen war, kam beim Dreschen nur wertloses Auswuchskorn zutage, das in der evangelischen Kirche gelagert und später abtransportiert wurde. Wir bekamen hiervon nie etwas, aber nächtelang mußten wir es in der Kirche mit einer handgetriebenen Reinigungsmaschine bearbeiten und reinigen.
Elektrisches Licht und Strom gab es nirgends. (Die sowjetischen Truppen) hatten gleich nach dem Einmarsch aus allen Transformatoren das Öl abgelassen, um es für ihre Fahrzeuge zu verwenden. Waren die Schober ausgedroschen, dann steckte man das Stroh an. Manche Gebäude brannten ebenfalls ab.
Im Herbst 1945 wurden ... die Brennereien in Gang gesetzt, die aber nicht etwa frisch geerntete Kartoffeln verarbeiteten, sondern vorjährige Kartoffeln, die naturgemäß in den Mieten völlig verfilzt oder verfault waren. Diese "Kartoffelverwertung" fand zeitlich mit dem letzten

Teil der Getreideernte statt.
... Wir durchsiebten die Kaffhaufen, die ... dank der schlechten Einstellung der Dreschkästen eine schöne Menge Körner enthielten. Diese wurden auf selbstgemachten Steinmühlen zerkleinert und in jeder Form gegessen. Die in den Speichern lagernden ... Zuckerrübenschnitzel, mit denen die Russen und Polen nichts anzufangen wußten, verarbeiteten wir zu Sirup, als Salz diente Viehsalz. So haben wir unsere Kinder und uns schlecht und recht über den Winter gebracht.
Wir hatten das Glück, einen einsichtigen polnischen Gemeindevorsteher zu haben, wie auch die früheren polnischen Arbeiter, die jetzt die deutschen Bauernhöfe besetzt hatten, sich uns gegenüber nicht ausgesprochen feindlich verhielten.<<

Rückkehr in das Heimatdorf im März 1945, Lebensverhältnisse im Kreis Neustettin bis September 1945

Erlebnisbericht des Lehrers F. L. aus Dieck, Kreis Neustettin in Ostpommern (x002/234-236):

>>Am 9. März kamen wir auf verschneitem Weg nach Dieck zurück. Hier waren die Russen am Tage vorher abgezogen. Im Hause herrschte wüste Unordnung. Alle Bücher (hatte man) aus der Wohnung und Schule geworfen. Sie lagen im Hofe in Schnee und Dreck. Die Spiegel waren zertrümmert. Der Aufsatz vom Schreibtisch lag im Keller. Schlösser an den Türen (hatte man) zerschlagen.
In der Scheune lagen Reste von geschlachteten Kälbern und Schweinen. Das Rindvieh war ... abtransportiert, viele Kühe waren entlaufen und trieben sich in der Nähe der Dörfer herum. Wir fingen 20 Kühe und brachten sie in die Ställe. Bauer D. war vor uns zurückgekehrt. In den nächsten Wochen trafen weitere Familien ein. ...
Am 9. Mai 1945 kamen auch der Bürgermeister S. von Rügen und Frau M. aus Stralsund zurück. Der Ortsgruppenleiter F. aus Thurow wurde bei seiner Rückkehr von den Polen erschlagen. Auch Leute aus Lottin ... und Thurow kamen auf dem Rückweg durch Dieck, z.T. noch mit Fuhrwerk, die meisten zu Fuß, sogar barfuß. Durchziehende Russen (Troß) plünderten, machten Jagd auf die letzten Hühner. Polnische Miliz ordnete die Reinigung der Straßen an. Am Seeufer lag ein toter deutscher Soldat ohne Erkennungsmarke oder Papiere. Wir beerdigten ihn auf dem Friedhof.
In den Dörfern (ereigneten sich) täglich neue Plünderungen durch Russen und Polen. Alles was ihnen gefiel, Kleider, Wäsche und alles was glänzte, wurde mitgenommen. Es wurde erst etwas besser, als ein russisches Kommando aufs Gut kam.
Männer, Frauen und Mädchen mußten arbeiten und erhielten Beköstigung. Meine Frau und Frau H. mußten jeden zweiten Tag für die Russen Brot backen; dabei blieb jedesmal ein Brot und etwas Mehl für uns übrig. ...
Am 10. April begann der Abmarsch von 600 Mann nach Schneidemühl. ... 2 Mann blieben unterwegs liegen und wurden erschossen. ...
In der Kaserne wurden wir von einer russischen Ärztin untersucht. 160 Alte und Kranke konnten zurück, wurden aber von Polen angehalten und mußten 3 Tage arbeiten (Regierungsgebäude und Hauptzollamt ausräumen). Die Polen waren furchtbar gehässig. In Borkendorf hielten uns die Russen an, und wir mußten 3 Tage beim Brückenbau ... helfen.
Die Freude meiner Frau war groß, als ich hereinkam; denn sie hatte ja keine Ahnung, wo ich geblieben war. Im Hause war ein russischer Kapitän einquartiert, ein freundlicher Mann, eine rühmliche Ausnahme. Im allgemeinen waren die Russen roh. Sie durchsuchten Gärten und Ställe mit spitzen Stäben nach vergrabenen Sachen.
Ein Glück für uns war die Feindschaft zwischen Russen und Polen. Der Russe überließ dem Polen nichts. Riesige Viehherden, Pferde und Schafe wurden ostwärts getrieben, sämtliche Maschinen und Ackergeräte abtransportiert. In Neustettin sah ich, wie ganze Lastzüge mit

Klavieren oder Betten und Matratzen zur Bahn gebracht wurden. Der russische Kommandant in Dieck sagte zu mir: "Er, der Pole, behält die Erde."
Nach dem Potsdamer Abkommen wurden die Polen immer frecher und riefen uns zu: "Über Odder!" ... Ein polnischer Straßenaufseher sagte zu mir: "... Fort, die Letzten beißen die Hunde, kommen alle in Lager." Am 17. September 1945 gingen auch wir mit einem Transport aus Neustettin nach Westen ab.<<

Rückkehr nach Köslin im April 1945

Erlebnisbericht des Angestellten Franz S. aus der Stadt Köslin in Ostpommern (x002/244-246): >>Als wir am 12. April 1945 in Köslin ankamen, mußten wir feststellen, daß die Stadt einige Tage vorher von Deutschen restlos geräumt worden war. Nur vereinzelt waren diese bereits wieder zurückgekehrt. Unbehelligt kamen wir bis kurz vor unser Haus, als uns 2 russische Soldaten anhielten und 2 unserer Koffer auf der Straße entleerten.
Unser Haus hatte bei den Kämpfen 2 Treffer abbekommen, war aber bewohnbar. Im Innern des Hauses fanden wir aber alles durchgewühlt, ausgeplündert und ein unbeschreibliches wüstes Durcheinander vor. Unsere Ankunft mußten 2 Russen bemerkt haben, denn kurz darauf drangen sie in unser Haus ein und entwendeten die ihnen brauchbar erscheinenden Sachen, wie Anzug, Mantel, Schuhe, Wäsche usw.
In der ersten Nacht im eigenen Hause wurde ich von einer russischen Streife verhaftet. Die Streifen durchsuchten damals sämtliche Häuser nach Arbeitsfähigen. ...
Gegen Morgen wurden wir zu etwa 25 Deutschen in einen Keller am Runden Teich zu vielleicht 100 bereits vorhandenen Deutschen gepfercht, nachdem wir auf der russischen Kommandantur ein Verhör durchgemacht hatten. Am nächsten Tag wurden die Arbeitsfähigen nach Bedarf aus dem Keller geholt; übrig blieben nur einige Alte und Invaliden, zu denen auch ich als Kriegsversehrter gehörte. Nach eingehender Prüfung durch mehrere russische Offiziere wurde ich am darauffolgenden Tage nach Hause geschickt. Während dieser 2 Tage bekamen wir nichts zu essen.
Mit meinen Angehörigen, die ich zu Hause vorfand, räumte ich nun Haus und Grundstück auf und reparierte die Einschüsse in Dach und Hausecke. In den folgenden Tagen fing mein Vater zwei umherlaufende Pferde ein und bestellte mit ihnen das umliegende Land, um den zurückkehrenden Deutschen im Herbst das Ernten von Nahrungsmitteln zu ermöglichen. Von durchgetriebenen Rinderherden irrte eines Tages eine Kuh mit Kalb ab und gelangte in unseren Stall. Das Kalb lieferte uns für die nächsten Tage Fleisch und die Kuh versorgte uns mit Milch. Hierdurch konnten wir auch die im nahegelegenen Ulrikenstift befindlichen alten Menschen mit Nahrungsmitteln unterstützen. ....
Nach unserer Rückkehr kamen oft Morde und andere Verbrechen vor. ... Eines Morgens wurde Bäckermeister K., der in der polnischen Bäckerei arbeitete, in der Wilhelmstraße erschossen aufgefunden. Da er schwerhörig war, halte ich es für möglich, daß er den Anruf eines russischen oder polnischen Postens überhörte und deshalb erschossen wurde.
Wie ich immer wieder feststellen mußte, haben die Deutschen in den Dörfern zu Beginn der Besetzung wie auch später noch mehr zu leiden gehabt als die Stadtbewohner, ob es sich um dauernde Plünderungen, Vergewaltigungen oder um Verschleppungen handelte. Besonders furchtbar war es in den Dörfern, in denen keine "Kommandantur" war, die Banden also völlig freie Hand hatten. Dort waren die Unsicherheit und Rechtlosigkeit der Deutschen unbeschreiblich. Ich hatte während meiner Tätigkeit bei der deutschen Verwaltungsstelle ständig auch mit den Bewohnern der ländlichen Gebiete zu tun und konnte mir dadurch ein einwandfreies Bild über die Ereignisse im ganzen Kreisgebiet verschaffen.
Aber auch in der Stadt waren die völlige Unsicherheit und Rechtlosigkeit der Deutschen, die noch lange andauerte, besonders zermürbend. Die Frauen waren Freiwild. Eines Tages wurde

die Tochter des Maurers S. aus der Jamunder Straße von einem russischen Offizier erschossen, weil sie ihm energisch Widerstand leistete.
Ebenso gingen die Verschleppungen weiter. ... Jeder mußte bei Tag und bei Nacht damit rechnen, von russischen oder polnischen Soldaten aus der Wohnung oder von der Straße weg verhaftet und eingesperrt oder verschleppt zu werden. In der Stadt befanden sich verschiedene Lager, in die sämtliche verhafteten Landsleute gebracht wurden, bevor sie den Marsch gen Osten antreten mußten. Auch mehrere meiner Verwandten sind verhaftet und verschleppt worden. Man hatte keine Möglichkeit, sie mit Lebensmitteln oder sonst zu unterstützen. Sie waren ohne jeden Anlaß verhaftet worden. ...
Von vielen Verschleppten ist bekannt, daß sie unterwegs oder in den Gefängnissen elendiglich umgekommen sind, während von anderen jede Spur fehlt, wie auch von verschiedenen meiner Verwandten und näheren Bekannten bisher nichts zu erfahren war. Die Verschleppungen gingen anfangs in der Art vor sich, daß alle arbeitsfähigen Männer und Frauen erfaßt wurden, wobei es auch nicht ins Gewicht fiel, daß man Mütter von Kindern trennte.
Als wir wieder einige Tage in Köslin weilten, drang ein russischer Kapitän mit Gewalt in unser verschlossenes Haus ein und beschlagnahmte für sich ein Zimmer. Dies war für uns insofern nützlich, da wir durch seine Anwesenheit vor umherstrolchenden Soldaten sicher waren.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Stolp am 8. März 1945
Erlebnisbericht des O. M. aus der Stadt Stolp in Ostpommern (x002/268-272,275): >>Dann kamen Tag und Nacht die Russen in die Häuser und suchten nach Frauen, Schnaps und Uhren. Die Frauen waren in dauernder Angst. Wenn die Russen an der Haustür trommelten, dann flüchteten alle Frauen und versteckten sich. (Viele) ... sprangen aus den Fenstern. ... Selbst Frauen von 70 Jahren wurden von betrunkenen ... Menschen mißhandelt und vergewaltigt. Am schlimmsten war es nachts.
In der Bütower Straße war ich der einzige Mann im Hause und mußte die Haustür öffnen. Dauerte es den Russen zu lange, dann wurde ich angebrüllt und mit Erschießen bedroht. Ich mußte in der Kleidung schlafen, um schnell öffnen zu können. ...
In der Nacht vor dem russischen Einmarsch vom 7. zum 8. März 1945 begann in Stolp ein großes Sterben. Fast die gesamte Intelligenz, aber auch viele Arbeiter, Beamte und Handwerker nahmen Gift oder erschossen sich. Viele Stolper gingen aber auch ins Wasser und ertranken, andere erhängten sich. Dann kamen die Russen, fielen über die zurückgebliebenen Frauen und Mädchen her. ... Die Russen gingen ... in die Häuser und verlangten Schnaps. Da sie diesen nicht bekamen, wurden viele Männer erschlagen oder erschossen. ...
Nach meiner Schätzung sind von 50.000 Einwohnern der Stadt etwa 10.000 umgekommen, davon mögen sich etwa 1.000 selbst das Leben genommen haben. Weitere 1.000 wurden erschossen oder erschlagen, und ebenso viele sind auf der Flucht über Stolpmünde, Gotenhafen und Danzig umgekommen, größtenteils auf der See ertrunken. Dann dürften etwa 3.000 verschleppt worden sein, von denen nur sehr wenige am Leben geblieben sind.
Die ganze Innenstadt ... war durch Brand zerstört. Nur eine Apotheke am Markt und das Kaufhaus Z. am Stefanplatz standen noch. Auch die schöne Marienkirche war ganz ausgebrannt. In der Kirche standen (zwar noch die) Polstermöbel, doch alle Bezüge waren abgetrennt. Der Turm der Kirche war zusammenstürzt, er wurde wahrscheinlich gesprengt. Auch die Schloßkirche war ausgebrannt. ... Mehr als die Hälfte der Stadt, die vor dem Einmarsch der Russen über 50.000 Einheimischen und weiteren 50.000 Evakuierten und Flüchtlingen Wohnung gab, bestand nur noch aus Ruinen. ...
Russische Brandkommandos, mit Offizieren an der Spitze, waren, wie Augenzeugen berichteten, von Haus zu Haus gegangen und hatten diese mit Brandbomben angesteckt. ... Soweit

Gebäude noch standen, waren fast alle Fenster durch den Luftdruck oder die Hitze zerstört. Die Deutschen hatten vor ihrem Abzug alle Brücken, das Wasserwerk, das Elektrizitätswerk und das Gaswerk gesprengt. Die Stadt selbst wurde aber nicht verteidigt, sondern kampflos übergeben.
Es kam uns zunächst darauf an, einen Wohnraum zu suchen. Wir entschieden uns, in der Bütowstraße zu bleiben, und zwar im Hause Nr. 12. Hier hatte unser Sohn gewohnt. Wir betraten das Haus. Alle Türen und Türrahmen zu den Wohnungen waren eingeschlagen, und in den Wohnungen war ein wüstes Durcheinander. Zimmerschränke, Wohnschränke, Spiegel, ... sonstige Möbel hatte man zerschlagen, aufgebrochen und den Inhalt geplündert. Der Rest lag auf dem Fußboden - zertreten und beschmutzt. Einen Teil der Möbel ... (hatte man) einfach durch die Fenster geworfen. Die Bücher waren aus den Schränken gerissen, auf den Fußboden geworfen und zertreten. Die Küchen ... waren als Klosett benutzt worden.
Zunächst wurde die eingeschlagene Tür verschließbar gemacht, dann aufgeräumt und die Wohnung so hergerichtet, daß wieder ... Menschen darin wohnen konnten. Als wir alles fertig hatten, kam ein russischer Offizier, beschlagnahmte die Wohnung für seine Zwecke und zwang uns, in einer Stunde zu räumen. ...
Nun kam polnisches Gesindel, suchte zwischen den Sachen, plünderte und nahm mit, was ihm gefiel. Vor der Haustüre standen russische Posten ... und Polen, die noch einmal alles durchsuchten und das Beste behielten. Hierbei verloren wir Mäntel, Anzüge, Kleider und Schuhe. Meiner Frau (stahl man) außerdem die Brille und meinem ... Sohn die Klarinette. ...
Wir zogen dann in die Bütower Straße 9 und richteten uns dort ein. Wieder war ein Saustall zu reinigen, ... um die Unterkunft wohnlich herzurichten. Dann kam wieder ein russischer Offizier und warf uns hinaus. Diesmal war es streng verboten, überhaupt etwas mitzunehmen. Vor und hinter dem Haus standen Posten, die darauf achteten, daß nichts herausgetragen wurde. Mit uns mußten alle anderen Bewohner das Haus räumen. Auch Kranke und Sterbende wurden rücksichtslos auf die Straße gesetzt. Wir waren Freiwild geworden und völlig schutzlos.
Nun suchten wir uns eine neue Wohnung in der Weidenstraße Nr. 23. Hier konnten wir bleiben, obwohl die Polen später immer wieder versuchten, uns zu vertreiben. Der russische Kommandeur hatte den Deutschen diese Straße zugewiesen.
Die Verpflegung für uns Deutsche war ein schweres Problem, denn in den ersten drei Monaten gab es überhaupt keine Zuteilung. Dann wurden einige Wochen täglich 100 bis 200 Gramm Brot ausgegeben. Nach vier Wochen hörte diese Zuteilung (jedoch) wieder auf, weil angeblich kein Mehl vorhanden war. Auf Betreiben deutscher Stellen wurde dann eine Volksküche eingerichtet, die jeden zweiten Tag einen Teller Kartoffelsuppe, ohne Salz und ohne Fett, gelegentlich mit etwas Pferdefleisch vermischt, ausgab. Die Menschen verhungerten langsam und starben.
Wir lebten in den ersten drei Wochen nur von Kartoffeln und bekamen davon Magen- und Darmkatarrh. Dann verloren auch wir alle Hemmungen und gingen in unbewohnte Häuser und suchten nach Lebensmitteln. Hier und dort wurde noch etwas gefunden. Meine Frau und meine Tochter wuschen und bügelten für russische Offiziere und Soldaten, brachten ihnen die Wohnung in Ordnung und bekamen ab und zu ein Stück Brot oder ein Stück Speck.
Aber dies alles war nur ein Tropfen für die hungernden Mägen. Unsere körperliche Verfassung wurde immer bedenklicher. Mein ursprüngliches Gewicht von 95 Kilo war schon während des Krieges auf 80 Kilo gesunken. Jetzt verlor ich jeden Monat weitere 5 Kilo. Das Gewicht meiner Frau war von 70 Kilo auf 45 Kilo gesunken. Ich war morgens kaum noch in der Lage, aufzustehen.
Die nach Stolp zurückgekehrten Einwohner mußten sich zur Registrierung melden. ... Fast alle Männer bis 60 Jahre und in einigen Fällen auch darüber hinaus wurden in Kolonnen zu-

sammengestellt und nach Rußland in Marsch gesetzt. Auch viele Frauen mußten diesen Weg gehen.
Das Grundstück des Amtsgerichtes war mit Stacheldraht umgeben und mit Posten umstellt. Hier waren immer Hunderte von Deutschen zusammengepfercht. Sie bekamen am Tag ein Viertelliter Wassersuppe und warteten auf ihre Vernehmung. Viele wurden dort schon krank und starben, andere wurden dann später verschleppt und kamen um.
Die Russen glaubten, die Deutschen zu quälen, wenn sie diese zum Straßenfegen zwangen. Wahrscheinlich war dies in ihren Augen die niedrigste Beschäftigung. Sie hatten ein großes Vergnügen daran, die Deutschen so zu demütigen. In der Straße fegten Trupps von 20 bis 30 Frauen von morgens bis abends. Sogar die drei Kilometer lange Chaussee von Stolp nach Kublitz wurde täglich gefegt. "Wir werden euch Kultur beibringen", sagten die Russen.
Zur russischen Kultur gehörte es auch, daß auf den Höfen, den Hinterfronten der Stadt, alles Gerümpel und aller Schmutz liegenblieb, so daß die Luft dadurch verpestet wurde. Die Bewohner unseres Hauses bildeten eine Straßenfegegemeinschaft, und wir fegten 4 Wochen lang unentwegt die Bütower Straße von der Weidenstraße bis zum Bahnübergang.
Eines Tages wurde ich plötzlich auf den Viehmarkt geholt, in die Transportkolonne eingereiht und mußte hier Möbel, Bohlen und Maschinenteile von einer Baracke forttragen und 100 Meter weiter aufstapeln.
Die Russen waren dauernd auf der Jagd nach Arbeitskräften. Dabei bekamen nur diejenigen am Tage eine Kartoffelsuppe und 400 g Brot, die in einer Kolonne mitarbeiteten. ... Für andere Familienangehörige gab es nichts. Straßenfegen, Aufräumungsarbeiten und ähnliche Beschäftigungen galten nicht als Arbeit, sondern als Strafe. Dafür wurden Lebensmittel nicht ausgegeben. Auch wurde nie gesagt, wohin die Arbeitskräfte kamen und wie lange sie arbeiten mußten. Es kam vor, daß einzelne Verschleppte bald zurückkehrten, andere erst nach Wochen oder aber spurlos verschwanden. Unter diesen Umständen war niemand bereit, freiwillig eine Arbeit anzunehmen, darum wurden die Menschen zur Arbeit gepreßt.
Um 6.00 Uhr morgens russischer Zeit, also 4.00 Uhr mitteleuropäischer Zeit, kamen die Russen mit ihren deutschen Handlangern in die Wohnungen und suchten nach Arbeitskräften.
... In der Bütower Straße hatte sich eine sog. Transportkompanie niedergelassen. Unter Leitung russischer Offiziere und polnischen bzw. lettischen Hilfspersonals wurden Hunderte von deutschen Arbeitskräften, größtenteils Frauen, beschäftigt. Diese montierten Maschinen aus den noch vorhandenen Betrieben und Werkstätten ab, entfernten Arbeitsgeräte, Werkzeuge und holten aus Privatwohnungen Polstermöbel, Betten, Matratzen, Nähmaschinen, Uhren, Bilder, Haushaltsmaschinen etc.
Weiter wurden Bahnanlagen abgebaut, Dampfkessel abtransportiert, desgleichen landwirtschaftliche Maschinen und Geräte. Die kleineren Stücke wurden in den früheren Wehrmachtsbaracken sortiert, aufgestapelt ... und in Kisten (verpackt). ... Diese Kisten wurden dann nach Rußland abgefahren. ... Unter anderem wurde die ganze Provinzialbahn, die Stolp mit Budow ... und Schmolsin in drei Linien verband, ... völlig abgebaut und ... abtransportiert. Nicht nur die Gleise, sondern auch Signal- und Büroeinrichtungen ... und alles sonstige Material. In dieser Weise wurde der ganze Osten kahlgeplündert und Milliardenwerte nach Rußland geschafft. Was nicht verbrannt war, wurde gestohlen. Wir nannten diesen Verein "Firma Klau und Klemm". In etwa drei Monaten war Pommern ausgeräumt. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Schlesien

Vorgänge bei den Kämpfen um die Oder-Übergänge bei Cosel, Evakuierung und Rückkehr

Erlebnisbericht des Hauptlehrers i.R. Waldemar B. aus Eichhagen, Kreis Cosel in Oberschlesien (x001/411-413): >>Mein letzter Wirkungsort war Eichhagen. Er liegt im Kreis Cosel, und zwar neun Kilometer nördlich von der Kreisstadt an der Kunststraße, die von Cosel O/S über Oppeln, Brieg nach Breslau führt. Drei Kilometer weiter nördlich liegt Mechnitz. Beide Orte liegen auf der linken Oderseite, ungefähr ein bis zwei Kilometer von der Oder entfernt. Auf der rechten Oderseite liegen Eichhagen gegenüber Oderhain, Mechnitz gegenüber Odertal … im Kreis Gr. Strehlitz …

An der Oder bei Eichhagen ist eine Schleuse mit einem breiten Nadelwehr, bei Mechnitz gibt es eine Oderüberfähre. An der Oder entlang zieht sich von Eichhagen bis Mechnitz ein Eichenwald hin. Kurz davor, ehe der Eichenwald beginnt, war auf der rechten Oderseite die Schiffsbauwerft Sch., wo viel Baumaterial lag.

Am 23. Januar 1945 meldete der Förster des Eichenwaldes dem Kreisleiter, daß am rechten Oderufer Russen erschienen seien. Der Förster war der Ortsgruppenleiter von Eichhagen und Mechnitz. Er kam gegen 6.00 Uhr abends ins Dorf und sagte, der Kreisleiter habe befohlen, daß die beiden Orte Eichhagen und Mechnitz bis 8.00 Uhr geräumt sein müssen. Es soll getreckt werden in Richtung Gr. Neukirch und von da nach dem Sudetengau.

Da Gr. Neukirch direkt südlich, also entgegengesetzt von unserem Ort liegt, wir also den Russen direkt in die Hände trecken konnten, wollte niemand diese Richtung einschlagen.

Der Ortsbauernführer sollte den Treck leiten. Vorbereitet war nichts und niemand.

Der Kreisleiter hatte ja erst am 19. Januar 1945, also vor vier Tagen, bei einer Tagung im Landratsamt den Bürgermeistern, Amtsvorstehern, Schulleitern die Erklärung abgegeben, die linke Oderseite ist nicht in Gefahr, da hat alles so zu bleiben, wie es ist. Der Russe kommt nicht über die Oder, dafür ist gesorgt. Und, wenn jemand etwas anderes sagt, den läßt er sofort erschießen. Die Schulen sollen aber sofort geschlossen werden, was mich persönlich sehr stutzig machte. Infolgedessen wollte auch niemand trecken.

Es zogen nur wenige Leute fort, und zwar in die nächsten Dörfer des Kreises Leobschütz und des Kreises Neustadt.

Ich selbst brachte meine Familie in das weiter zurückliegende Altenwall.

Am nächsten Morgen, 24. Januar 1945, war ich wieder in meinem Dorf.

Den Oderübergang schützte eine Volkssturmkompanie. Am 25. Januar 1945 wurde diese von einer Kompanie Infanterie abgelöst, die aus auf Urlaub weilenden Wehrmachtsangehörigen der umliegenden Dörfer zusammengestellt war.

An diesem Morgen kam zu mir die Ehefrau des oben erwähnten Schiffsbauwerft-Besitzers Sch. mit Weinen und sagte, die Russen hätten ihren Mann erschossen. Sie selbst mußte die ganze Nacht hindurch die Hühner, die die Russen schlachteten, rupfen und braten. Gegen Morgen gelang es ihr zu entfliehen.

Die Russen fingen an, aus dem Baumaterial zwei Brücken über die Oder zu schlagen. Ich meldete dies dem Hauptmann. Von dem Giebelfenster meiner zwei Stockwerke hohen Schule konnte man mit bloßem Auge das Treiben der Russen beobachten.

Der Hauptmann setzte sich sofort mit einer unweit Mechnitz stehenden Flakabteilung, die 1944 gegen Fliegerangriffe aufgestellt war, in Verbindung, welche auch sofort den Brückenbau unter Feuer nahm. Die Infanterie ging nachmittags gegen die Oder vor. Es entspann sich ein sehr heftiges Gefecht. Granaten, Gewehrgeschosse schlugen ins Dorf, und jetzt erst glaubten die Leute, daß es ernst werden würde. Ein Teil ging wieder in die weiter zurückliegenden Dörfer, viele blieben noch. Da die Baustelle dauernd unter Flakbeschuß lag, verlegten die

Russen den Brückenbau etwa 500 bis 600 Meter weiter auf die Schleuse zu und waren dort durch den Wald gedeckt.
Am 26. Januar 1945 brachte man am Morgen einige Gefallene in meine Schule. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag.
Da die Lage gefährlich wurde, verlegte ich den Wohnsitz in den Kreis Leobschütz, kam aber jede Woche in mein Dorf und blieb dort zwei Tage.
Am 27. Januar 1945, bei Beginn der Dunkelheit, drangen die Russen, nur Fußtruppen, in die Dörfer Eichhagen und Mechnitz ein. Nach Eichhagen kamen sie über das Stauwerk der Schleuse, nach Mechnitz über die Oderüberfähre.
Hier kamen sie nicht bis ins Dorf, sondern blieben in den am Wald liegenden Dorfteilen Ritterfähre und Kolonie. Daselbst trieben sie junge Frauen und Mädchen in das Haus S., angeblich, um Kartoffeln zu schälen. Dieselben wurden dort vergewaltigt. Einigen Mädchen gelang es, durch ein Fenster zu entfliehen. Sie kamen mit auf der Brust aufgerissenen Kleidern ganz verstört im Dorf an.
In Eichhagen fragten sie zunächst, ob deutsche Soldaten da wären. Dann verlangten sie Uhren und Stiefel bzw. Schuhwerk und zu essen. Sie zündeten eine Anzahl Scheunen an, die die ganze Nacht über brannten.
Am 28. Januar 1945 nachmittags erfolgte ein Gegenangriff von unserer Wehrmacht. Die Russen wurden zurückgetrieben, zündeten vorher eine weitere Anzahl von Scheunen an. Auch meine Schule war bereits durch Granattreffer arg zugerichtet.
Am 3. Februar 1945 wiederholte sich dasselbe, am 4. Februar 1945 wurde der Russe wieder herausgeworfen. Nun fanden immer wieder Feuerüberfälle statt, auch Störungsfeuer. Die Gefechtstätigkeit lebte den ganzen Abend immer wieder auf. Die Männer, die noch im Dorf waren, hoben bei Nacht Schützengräben aus, befestigten das Dorf. Auch Sturmgeschütze waren im Dorf.
Am 14. März 1945 kam ich wieder bis Eichhagen, durfte aber nicht ins Dorf. Die Eingänge waren durch SS-Gendarmerie gesperrt. Die Bewohner wurden bis auf wenige alte Personen mit Autobussen weggebracht.
In den nächsten Tagen fanden schwere Kämpfe um die beiden Dörfer Eichhagen und Mechnitz statt. Eichhagen wurde zu 60 Prozent, Mechnitz zu 80 Prozent zerstört.
Der Russe stieß bis in den Kreis Neustadt O/S durch.
In Eichhagen erschossen sie eine Frau, die Wasser holte.
Der Landwirt Ferdinand G. hatte sich im Keller versteckt und wurde in bestialischer Weise ermordet.
Der Landwirt Johann K. wurde aus dem Haus geführt, mußte sich in einen Straßengraben legen und bekam einen Genickschuß. Seine 69 Jahre alte Mutter, die im Keller war, wurde vergewaltigt.
Frau Anna M., 66 Jahre alt, wurde mit dem Gewehrkolben bearbeitet.
Verschiedene Frauen und Mädchen wurden vergewaltigt.
In Mechnitz ging es ähnlich zu.
Die Bauern P. und K. mit Sohn wurden im Luftschutzkeller erschossen aufgefunden. August T., Valentin M. lagen am Weg erschossen. Agnes G. lag im Straßengraben erschossen. Im Schwesternheim lag die Oberin im Bett tot in ihrem Blut. Auch zwei alte Herren aus Berlin, die hier Schutz gesucht hatten, lagen tot in ihren Betten.
In Mechnitz sind über 30 Personen umgebracht worden.
Bei dem Dorf Deutsch Rasselwitz im Kreise Neustadt O/S schloß der Russe den Ring ...
Die Trecks im Kessel schickte der Russe nach Haus. Die guten Pferde nahm er weg und gab dafür schlechte Pferde zurück. Manche Leute fingen frei herumlaufende Pferde ein und konnten damit zurückfahren.

Von den nach Eichhagen zurückgekehrten Männern wurden am 7. April 1945 etwa 20 Mann nach Rußland verschleppt, von denen nur einer zurückkam ...
Mich hatte man mit meiner Familie im Kreis Leobschütz evakuiert und bis nach Steyr an der Enns gebracht.
Am 8. Mai kam der Amerikaner. Er trat später einen Teil der Stadt an die Russen ab, und dieser schickte uns alle nach Haus. Wir waren 26 Tage unterwegs ohne jegliche Verpflegung und wurden dauernd, namentlich bei Nacht, von den Russen belästigt. Sie nahmen uns weg. was ihnen gefiel, sämtliche Uhren, Ohrringe und Ringe. Letztere rissen sie mit Gewalt aus den Ohren oder von den Fingern.
Jeden Tag starb jemand von den Kindern oder alten Leuten. Und wenn der Zug hielt, wurde der Tote neben dem Bahnkörper begraben. Wir kamen ausgehungert und schwach in Heydebreck an und gingen von da zu Fuß 16 Kilometer bis Eichhagen.<<

Evakuierung der Bevölkerung des Kreises Namslau

Erlebnisbericht des ehemaligen Landrats im Kreis Namslau in Niederschlesien, Dr. H. (x001/417-418): >>Durch Telefongespräche mit dem Oberpräsidium in Breslau und der dortigen Regierung erreichte ich es, daß in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1945 fünf sehr lange Züge mit D-Zugwagen aus Oberschlesien auf der Eisenbahnlinie Beuthen - Kreuzburg - Namslau anrollten, wobei jeder Zug mit ca. l.500 Personen besetzt wurde, so daß insgesamt 7 500 Personen aus der Kreisstadt abtransportiert wurden.
Diese Züge erreichten nach jeweils 10 bis 12 Stunden Fahrtzeit den Aufnahmekreis Landeshut im Riesengebirge. Dort wurde die Bevölkerung notdürftig in Schulen, Kirchen und Privatquartieren untergebracht. Die Landbevölkerung des Kreises Namslau treckte durchweg auf den vorgeschriebenen Straßen über Brieg, Ohlau, Schweidnitz, Reichenbach, Waldenburg bei 15 bis 18 Grad Kälte und erreichte bei Tagesmärschen von 30 bis 35 Kilometern durchschnittlich nach vier bis sechs Tagen die vorgeschriebenen Ortschaften im Kreis Landeshut.
Der Evakuierungsbefehl für die ländliche Bevölkerung wurde von mir am 19. Januar 1945 gegen 14.00 Uhr ausgelöst, obwohl eine Stunde vorher der Kreisleiter sich gegen eine Räumung ausgesprochen hatte. Meine Kenntnis der allgemeinen militärischen Lage ließ es aber nicht zu, daß ich dieser Auffassung zustimmte, und ich habe auch keine Befehle irgendwelcher Art von Breslau abgewartet.
Im Lauf des 19. Januar 1945, abends, habe ich vielmehr das Oberpräsidium, die Gauleitung und die Regierung davon in Kenntnis gesetzt, daß ich auf eigene Verantwortung hin diese Räumung durchgeführt habe; obwohl die Bevölkerung im Südteil des Kreises an den Ernst der Lage überhaupt nicht glaubte, gelang es doch, bis zum 20. Januar 1945 gegen 11.00 Uhr ca. 98 Prozent der gesamten Kreisbevölkerung zum Abrücken zu veranlassen unter Mitnahme sämtlicher Kriegsgefangenen aller Nationalitäten.
An Menschen blieben zurück fast nur alte Leute über 65 Jahre, das sind ca. 2 Prozent der Bevölkerung gewesen, und ca. 10 bis 15 Personen, die in den Jahren 1919 und 1921 für Polen amtlich tätig gewesen waren und die auch jetzt glaubten, mit den Polen wieder ihre Geschäfte machen zu können. ...
Der 20. Januar 1945 verlief relativ ruhig. Es strömten durch den Kreis in erster Linie Flüchtlinge aus dem Warthegau und den Kreisen Rosenberg und Kreuzburg. Alle Flüchtlinge wurden sofort in die Gebiete südlich der Oder abgeschoben. Auch die aus dem Westen vorhanden gewesenen Bomben-Evakuierten wurden mit Zügen möglichst weit nach Liegnitz und Görlitz abgeschoben. Der letzte zivile Eisenbahnzug verließ die Kreisstadt Namslau am 20. Januar 1945 vormittags gegen 11.00 Uhr.
Es gelang im Lauf dieses Tages trotz 18 Grad Kälte, zwei Viehherden aus dem Südteil des Kreises in die Gebiete südlich der Oder abzuschieben, alles andere Vieh blieb natürlich in den

Ställen stehen bis auf die Pferde, die als Vorspann von den Bauern mitgenommen wurden. An Wirtschaftsgütern konnten nach Breslau mit Hilfe der Wehrmacht abtransportiert werden einige hundert Zentner Zucker und 30 Zentner Butter. Alle sonstigen Vorräte mußten natürlich liegen bleiben. Akten, Urkunden und Kirchenbücher wurden in den seltensten Fällen mitgenommen. ...
Ich selbst fuhr im Lauf des 22. Januar 1945 über Jordansmühl - Schweidnitz - Reichenbach - Waldenburg nach Landeshut und errichtete am 23. Januar 1945 in Landeshut nach Rücksprache mit dem dortigen Landrat eine Zweigstelle der Kreissparkasse Namslau, um die Kreisbevölkerung mit den notwendigen Geldmitteln zu versorgen. Wenige Akten und Unterlagen der Kreisverwaltung gelangten bis nach Landeshut.
Der Volkssturm sammelte sich ebenfalls in Landeshut und wurde später zum Teil zur Verteidigung nach Breslau befohlen, ein anderer Teil wurde im Frontabschnitt zwischen Grottkau und Schweidnitz eingesetzt. Die Ernährungslage gestaltete sich sehr schwierig, so daß sofort größere Kolonnen eingesetzt werden mußten, um Verpflegung aus den Flachlandkreisen Grottkau, Neiße und dem nördlichen Teil des Kreises Frankenstein herbeizuschaffen. Nach Regelung der dringendsten Unterbringungsmaßnahmen in Landeshut begab ich mich am 26. Januar 1945 wieder zu meiner Truppe.
Die Kreisbevölkerung ist dann zwischen dem 3. und 6. Februar 1945 über Trautenau und durch den Sudetengau in den Kreis Luditz bei Karlsbad getreckt, wo die Masse der Kreisbevölkerung bis Ende Mai 1945 verblieb.<<

Gewalttaten sowjetischer Soldaten nach dem Einmarsch, Verschleppung von schlesischen Dorfbewohnern

Erlebnisbericht des Bauern Karl T. aus Lossen, Kreis Brieg in Niederschlesien (x001/432-433): >>Am 4. Februar 1945, Sonntag, nachdem die Russen über die Oder gesetzt waren, kam es in und um Lossen zu Gefechten, welche sich in der Richtung Grottkau weiter entwickelten; hinter Grottkau stand die deutsche Front.
Als die ersten russischen Panzer mit Infanterie ankamen, waren wir sofort Uhren, Ringe und andere Sachen los. Kurz darauf kam Infanterie an, und da war der Teufel los. Sofort wurden die ersten Frauen vergewaltigt, von Kindern von 12 Jahren bis zur Greisin über 80 Jahre, was ich selbst aus nächster Nähe gesehen habe. Mein zweites Dienstmädchen, Helene T., wurde von den Russen dreizehnmal hintereinander gebraucht.
Es verging kein Tag, wo es ruhig war. Die jungen Mädchen und Frauen lagen meistens die Nächte im Garten unter den Sträuchern. Setzte sich ein Mann für sie ein, wurde er erschossen oder erschlagen, wie Bauer Hermann W. erschossen mit Frau und Tochter, Kaufmann Theodor R. und Max L., Max P. erschossen. Rentner Sch. mit Frau mit dem Spaten erschlagen. Ein 12 Jahre altes Mädchen wurde von der Mutter geschützt, Mutter erschossen, Mädchen gebraucht. Es gab fast keine Frau, die nicht geschändet wurde. Eine Greisin, Frau R., viermal gebraucht. Frau Schneidermeister P. aus Jeschen erhängte aus Verzweiflung ihre drei Kinder im Alter von acht bis dreizehn Jahren und sich dann selbst.
Aus dem Dorf Jeschen wurden fast restlos alle männlichen Personen verschleppt und sind verschollen, ebenso aus Lossen, die da waren. Die meisten sind verschollen. Ob Partei oder nicht. In der Villa B. war GPU, wo ich selbst vernommen wurde. Von 30 Mann sind nur 4 Mann, ich wegen meiner russischen Sprachkenntnisse, freigekommen, die anderen wurden verschleppt. Danach hörte man nichts mehr von ihnen.
Das Vieh war in einigen Stunden abtransportiert, so daß alle Ställe … leerstanden. Sämtliches Inventar wurde demoliert. Die evangelische Kirche war total ausgeräumt, in der katholischen Kirche war der Tabernakelschrank aufgebrochen und sämtliche kirchlichen Sachen lagen verstreut im Park und Dorf im Dreck. Viele Gebäude (hatte man) angezündet.

Die toten Deutschen lagen, ebenso wie das tote Vieh, bis zur Ernte rum. Es konnte sich ja niemand auf die Straße wagen, wollte er nicht verschleppt werden. Die Felder waren außer mit Winterweizen und Roggen nicht bestellt, und dieses Getreide ernteten die Russen. Von den Deutschen, die bei den Russen arbeiteten, bekam jeder für den Tag ein Brot, die anderen bekamen nichts. Zu kaufen gab es nichts, sämtliche Geschäfte waren völlig ausgeräumt. Das Schlimmste war, daß es kein Salz gab. Die Leute nahmen oft Kali und starben dann an Typhus wie die Fliegen. …<<

Gewalttaten der Roten Armee im Landkreis Breslau

Erlebnisbericht der G. F. aus Kanth, Landkreis Breslau in Schlesien (x001/452-453): >>Am 8. Februar 1945, in der Nacht gegen 4.00 Uhr, brach der Russe in Kanth bei Breslau ein. Zuerst kamen ... u.a. Kosaken, Mongolen, Asiaten - meist betrunken - in sämtliche Wohnhäuser, zertrümmerten die verschlossenen Haus- und Stubentüren mit Maschinenpistolen oder ihren Stiefeln und brachen ein. ...

Vom 8. Februar bis 8. Mai, also 3 lange Monate, haben wir gelitten wie in der Hölle. Alle Sachen in den Wohnungen wurden zerwühlt, die Schränke zerschlagen, die Federbetten mit Säbeln aufgeritzt, ... die Wäsche wurde überall zertrampelt, vollgesudelt ... oder zu den Fenstern hinausgeworfen. Tag und Nacht wurden wir Frauen vergewaltigt ... In der ersten Nacht vom 8. zum 9. Februar haben mich zwölf Kerle … vergewaltigt, so daß ich mich dauernd erhängen wollte, hatte aber keine Gelegenheit, weil ständig Russen in den Häusern ein- und ausgingen .

Gemordet haben sie ... unseren Erzpriester, Dr. M. in der Pfarrwohnung, weil er die Ordensschwestern ... vor dem Vergewaltigen schützen wollte. Mit der Maschinenpistole haben sie ihm das Genick zerschlagen. Frauen, die zu den Fenstern hinaussprangen, wurden beschossen. ... Sämtliche Männer bis 60 Jahre mußten vorn an die Front - auch wir Frauen mußten - schachten, schanzen, die toten Russen bergen. ... Wir Frauen mußten früh um 6.00 Uhr antreten, dann ging es los an die Arbeit, meist Mißhandlungen, oft wurden wir jüngeren Frauen ... weggeholt für die Offiziere ... gleich immer fünf bis sechs Kerle; dann in der Nacht schliefen wir nie, da ständig Russen durch Kanth kamen ...

In der einen Nacht brannten sie Grundstücke ab, so daß ganz Kanth räumen mußte, und mit unserer Habe, das, was wir Tag und Nacht am Leib trugen, ging es von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf.

In einer Nacht, es war, glaube ich, Ende Februar, wurden drei Frauen, darunter ich, von zwei Russen in ein Lazarett geholt. Dort lagen in ca. 15 Betten leichte Verwundete. Hier wurden ich, Frau K. und Frau S. von einem Bett zum anderen vor die Bestien geworfen und … vergewaltigt … Wir wurden später … schwer angebrüllt und dann eine Treppe heruntergestoßen. (Wir waren) völlig erledigt … und konnten nicht mehr sprechen und denken.

In der Nacht habe ich mich dann ... vergiftet, bin nach 3 Tagen leider wieder zur Besinnung gekommen. Wir (waren) alle miteinander der Verzweiflung nahe, jedenfalls jede Frau und jedes Mädel wurde schrecklich zugerichtet. ...<<

Einmarsch von sowjetischen Truppen in Löwenberg und zwangsweise Räumung der Stadt zum Arbeitseinsatz der Bevölkerung im rückwärtigen Frontgebiet

Erlebnisbericht der Hedwig R. aus Breslau (x001/470-475): >>Wir sind Breslauer und mußten unsere Heimatstadt am 22. Januar 1945 in zwei Stunden verlassen, weil deutsches Militär unseren Vorort an der linken Oderseite besetzte. Wir flüchteten nach Löwenberg zu unseren Verwandten.

Am 13. Februar 1945 kam der Befehl, die Stadt Löwenberg zu verlassen und zu trecken. Die Russen sind ganz in der Nähe. Die Landstraßen waren so verstopft von Flüchtenden, daß wir

nicht mehr raus konnten.
Bei den Kämpfen am 14./15. Februar 1945 suchten die zurückgebliebenen Bewohner in den Kellern Schutz.
Die Artillerie schoß die ganze Nacht. Wir blieben daher auch die ganze Nacht über im Felsenkeller. Morgens um 7.00 Uhr (hörten wir) ein Krachen an unserer Haustür, die Russen waren da ... Wie die Wilden stürzten sie sich in den Hausflur. Im Schrank wurden alle Konserven auf die Erde geworfen. In der Schuhmacherwerkstatt (warf man) alle Leisten runter auf die Erde. Es war ein fortwährendes Poltern und Krachen, und die ersten Frauenschreie gellten auf. Frauen wurden in den Hausflur gezerrt und vergewaltigt.
Eine Augenzeugin, Frau Frieda Sch. aus Breslau, die auf der Hauptstraße, Goldberger Straße wohnte, berichtete über den Einzug der Russen folgendermaßen:
"Der erste Trupp waren einige Panzer, die durch die Stadt fuhren. Hinterher kam Fußvolk mit langen Eisenstäben, die sämtliche Fensterscheiben, die sie erreichen konnten, einschlugen. Dann kamen wieder welche, die Schmuck, Uhren usw. raubten und plünderten. Die nächsten, die dann kamen, fielen über alle Frauen her, ob jung, ob alt, ganz gleich wo sie versteckt waren, ob unter dem Bett oder im Kamin oder im Keller. Sie fanden alle! Zum Schluß kamen polnische Arbeiter, die früher in der Stadt beschäftigt waren, sie zündeten die Geschäfte und Häuser der Parteigenossen mit Benzin und Petroleum an."
Wir blieben zehn Tage im Keller versteckt.
Frau J. gebar am 18. Februar 1945 einen Sohn im Keller. Da die Hebamme nur einige Häuser entfernt wohnte, war sie gleich zur Stelle. Es war furchtbar in dem nassen dunklen Keller. Das Kind schrie fortwährend. Die Mutter mußte mit ihren zwei Kindern nach zwei Tagen ans Tageslicht, und sie kam mit ihrer Mutter in den zweiten Stock. Aber auch sie blieb nicht verschont vor den Vergewaltigungen, trotzdem doch jeder das kleine Würmchen neben der jungen Mutter sah.
Nach zehn Tagen mußten wir die Altstadt räumen, und wir wurden von den Russen in die … Kaiser-Friedrich-Straße und Bismarckstraße, eingewiesen. Wir wohnten in der Bismarckstraße 9 in der Lehrerwohnung von Herrn S. im ersten Stock. Im zweiten Stock lag ein Kunstmalerehepaar mit seiner Tochter erschossen in den Betten. Die Gesichter waren schon schwarz. Mein Mann mußte sie mit Herrn F. runter tragen, eingewickelt in die Bettlaken, wo sie auf einem Rasenplatz dann noch einige Tage lagen, ehe sie beerdigt wurden.
Die Bewohner der beiden Straßen aus der Altstadt mußten sich das Wasser zum Kochen aus einer kleinen Pumpe auf der Kaiser-Friedrich-Straße holen. Dort standen wir stundenlang Schlange an, denn es gab nie genügend Wasser … Die elektrischen Anlagen waren zerstört.
Eine 45jährige Lehrerin erzählte mir, daß sie die dauernden Vergewaltigungen der Russen - täglich 20- bis 30mal - nicht mehr aushalten könnte. Die Russen vergewaltigten sie, unbekümmert darum, daß sie mit ihrer 81jährigen Mutter in einem Bett schlief! Es war … furchtbar, keine Frau blieb verschont! Die Russen kamen von der nahen Front mit Autos angefahren, und so ging das den ganzen Tag bis morgens um 3.00 Uhr.
Am 28. Februar 1945 gab der Russe bekannt, daß sämtliche Deutschen die Stadt zu verlassen hätten, da die Deutschen die Stadt wieder besetzen würden. Die deutsche Artillerie eröffnete das Feuer, und am 1. März 1945 zogen wir in langen Kolonnen in Richtung Braunau-Ludwigsdorf, wo wir uns dann aufhalten durften.
Es war Tauwetter, unheimlicher Dreck, die Straßen voller Russen, die uns angrinsten, und wir kamen mit unseren Handwägelchen nur mühsam vorwärts. Mehrere hatten Schubkarren, andere Schlitten, sie kamen einfach nicht mit und mußten immer mehr von ihrer letzten Habe im Straßengraben liegen lassen. Mehrere Frauen und auch Männer hatten Krücken. Es war ein Bild des Jammers. Wir mußten uns stets gut rechts halten, denn die Russen mit ihren klapprigen, vorsintflutlichen Autos überholten uns fortwährend nach Richtung Gröditzberg. Sie

räumten ebenfalls die Stadt.
Wir sollten uns im Gasthaus von Ludwigsdorf einquartieren, doch dies war voller Russen, auch die Molkerei und die größeren Güter am Anfang des Dorfes. Wir suchten am Ende des Dorfes Quartier und wohnten … bei H. und durften acht Tage dort bleiben.
Die Wohngemeinschaft der Verfasserin blieb hier vor Vergewaltigungen verschont, da sich darunter ein russisch sprechender Mann befand.
Unten in zwei Zimmern waren 30 Löwenbergerinnen, die sich auf Stroh lagerten und Tag und Nacht keine Ruhe vor den Russen hatten, ebenso wie oben drüber Frau J. und ihre 63jährige Mutter. Unter den 30 Löwenbergerinnen befand sich auch ein Drogistenehepaar, sie hatten Gift genommen, während der Mann tot war, wurde die Frau gerettet.
Die … Frauen hörte man Tag und Nacht schreien, obwohl sie sich so gut tief im Heu und Stroh versteckt hatten. Die Russen suchten überall und fanden sie auch überall.
Eines Tages sah ich den katholischen Geistlichen von Löwenberg, Erzpriester L., mitten auf der Straße umringt von sechs Nonnen in Zivilkleidern, alte Weiblein, die vor ihm knieten und um Schutz vor den Russen baten. Auf einmal kam ein russischer Offizier und gab allen einen Schlag mit der MP ins Kreuz, und sie stoben auseinander.
In der nächsten Nacht gab es ein großes Gepolter: 30 Russen waren in unser Hans eingezogen, sie schliefen auf den Treppen und im Hausflur. Ein Auto mit einem großen Geschütz stand im Hof, und auf dem Acker hatten die Russen in der Nacht Flakgeschütze eingegraben. Morgens kamen dann deutsche Flieger, und die Schießerei begann. Wir standen am Fenster und sahen allem zu, nur mit dem einzigen Gedanken, wenn sie uns doch bloß treffen wollten, damit wir endlich erlöst würden! –
Die Besatzung blieb zwei Tage, dann rückte sie ab nach Löwenberg.
Am 8. März 1945 mußten wir Ludwigsdorf verlassen, und weiter ging es über Deutmannsdorf, überall zerstörte Häuser, Plünderung und Vernichtung.
In Deutmannsdorf kam uns ein 19jähriges Mädchen weinend entgegen. Die Russen hatten ihre Mutter, Frau Anna H., Ende der 50, erschossen, weil diese sich vor ihre Tochter gestellt hatte und nicht dulden wollte, daß sie diese vergewaltigten.
Ein paar Häuser weiter lagen zwei deutsche Soldaten erschossen.
Es ging weiter über Hartliebsdorf. Dort begegneten wir einem sonderbaren Zug von Menschen. Männer, Insassen der Provinzial-Heilanstalt Plagwitz. Sie trugen noch ihre Anstaltskleidung. Manche hatten sich Strümpfe über den Kopf gezogen. Einige hatten abgezogene Kaninchen über die Schultern gehängt. Sie wurden in Dunkelwald einquartiert Mein Mann traf sie später im Zuchtbaus in Wohlau als Gefangene wieder.
Wir zogen weiter und durften, da es den ganzen Tag schneite, im Dorf Gröditzberg bleiben. Wir kamen auf das Gut von Frau P. Hier bekamen wir ein großes Zimmer im ersten Stock. Rechts und links Stroh, in der Mitte ein schmaler Gang. Wir waren einschließlich der Kinder 28 Personen.
Nachts kam eine russische Kontrolle: zwei Russen mit MP hielten uns ein Streichholz vor die Nase und leuchteten jeden einzelnen ab. Uns gegenüber lag ein Bauer aus Steinau mit sieben kleinen Kindern. Die Älteste war 15 Jahre alt. Auf sie hatten es die Russen abgesehen. Ein Russe setzte sich auf unseren mit vielen frischen Broten gefüllten Brotsack, die wir am Tag vorher beim Bäcker in Gröditzberg erstanden hatten. Der andere legte sich zwischen das Bauernehepaar, wo die 15jäbrige Tochter lag. Wir hörten das Wimmern und Weinen des Mädchens, und auch die Mutter weinte laut.
Der Bauer und die anderen Kinder waren mucksmäuschenstill, denn der zweite Russe hielt seine MP. auf uns alle gerichtet. Als der erste Russe wegging, fiel der zweite Russe über sie her.
Da es ununterbrochen schneite, durften wir drei Tage lang bleiben. Dann mußten wir weiter.

... Es ging nun bergauf, vereiste glatte Straßen, die Bauernwägelchen mit ein oder zwei Kühen bespannt, kamen immer mühseliger vorwärts. Mit unserem Handwagen transportierten wir einen kleinen Säugling und unsere Kinder. Frau J. und ich zogen, mein Mann und Frau L. halfen schieben.
Ab Gröditzberg sahen wir überall weiße Fahnen vor den Dachkammerfenstern. Das nächste Dorf, in dem wir uns einquartieren durften, war Adelsdorf. Auch hier wimmelte es von Russen, und in jedem Haus waren mindestens 50 Mann, die die Stuben ausgeräumt hatten und auf Bretterverschlägen lagen. Überall wieder restlose Vernichtung und Zerstörung. Das Dorf war leer … Am Ende des Dorfes durften wir uns einquartieren. Es war das Altersheim, gerade gegenüber stand das Spritzenhaus. Frau J. kochte schnell für ihren Säugling eine Weizenmehlsuppe, denn durch die dauernden Vergewaltigungen hatte sie völlig die Milch verloren, und Milch gab es doch nirgends.
Die Kühe wurden aus allen Gehöften von den Russen fortgetrieben, und alle Kühe, die noch frei herumliefen, wurden von den Russen eingefangen. Das Vieh brüllte überall in den leeren Dörfern, durch die wir gekommen waren.
Wir durften in Adelsdorf zwei Tage lang bleiben. Doch die Kontrollen, die Plünderungen und Vergewaltigungen jede Nacht, die manchmal zehnmaligen Durchsuchungen unserer letzten Lumpen waren furchtbar. Was uns die Russen wegnahmen - wir wußten zum Schluß gar nicht mehr, was wir noch besaßen! - war immer wertloser. Man war zum Schluß froh, überhaupt noch selbst am Leben gelassen worden zu sein.
Nach weiteren zwei Tagen mußten wir schon wieder weiter über Woitsdorf - Bandmannsdorf, durch das viele Kompanien marschierten. In Bandmannsdorf befand sich nämlich das russische Hauptquartier. Zivilpersonen begegneten wir überhaupt nicht mehr. Auf der Autobahn Goldberg - Haynau hielten unsere Wägelchen zwei Russen, einen Feldwebel und einen Unteroffizier, an. Sie brachten uns ... bis Brockendorf. Rechts und links in den Straßengräben lagen viele tote deutsche Soldaten und erschossenes Vieh. Wie überall die gleiche Vernichtung.
Auf dem Gut Nieder Brockendorf durften wir im Schloß wohnen. 28 Personen waren schon anwesend. ... Am 16. März 1945 kamen noch einmal sechs Bauern mit Wagen und Kühen dazu.
Nachmittags 18.00 Uhr hieß es plötzlich: "Alle Männer runter ins Dorf auf die Kommandantur". Sie mußten gehen, so wie sie gerade von der Arbeit gekommen waren. Es hieß, in einer Stunde kämen sie wieder. Zehn Mann kamen aber nicht wieder, darunter war auch mein Mann. Pastor H. und Herr K. kamen nach drei Tagen zurück.
Bauer K., 66jährig, erzählte später, daß sie alle mit einem Russenauto nach Woitsdorf transportiert wurden, dort im Spritzenhaus zu 35 Mann auf dem Zementfußboden kampieren mußten! Nachts Verhöre mit Gummiknüppeln und MP. Sagte einer, er sei nicht in der Partei gewesen, bekam er gleich ein paar mit dem Gummiknüppel und die MP wurde ihm an die Schläfe gehalten.
Pastor H. trug am linken Arm eine Stütze von einer Verwundung vom ersten Weltkrieg her, er war übrigens auch einige Wochen noch unter Hitler im KZ gewesen. Diese beiden Männer kamen nach langen Fußmärschen, eingeschüchtert durch die vielen Verhöre, krank zurück, die andern blieben alle verschollen.
Nach Wochen fragte ich den Feldwebel, unseren Kommandanten, der einige Worte deutsch sprechen konnte, wo bloß mein Mann sei. Er sagte, er wisse es nicht. Der Kommandant, der sie abgeholt habe, sei ein Schwein ... ein Deutschenhasser. …
In Brockendorf wurden dann am 1. Mai 1945 die besten Kühe abgetrieben, und Frau W. und Tochter Rosie, Frau J. und Tochter L., Fräulein U., die Elevin von W., Frau Sch. aus Schellendorf und mehrere Frauen von dort mußten die Kühe bis Priebus treiben, dann kamen sie wieder zurück. Die Kühe kamen nach Rußland.

Wir kamen mit dem Jungvieh aufs Nachbardorf nach Schellendorf, wohin wir unsere letzten Sachen auf einem Ochsenwagen mitnehmen durften. Die Frauen trieben die Bullen und das übrige Vieh, dort begann für uns Frauen wieder eine furchtbare Zeit. Jeder Russe durfte das Gut betreten, und die Vergewaltigungen waren wieder ganz schlimm. Wir hatten einen neuen Kommandanten, einen jungen Russen, der sich oft betrank und den ganzen Tag auf seinem Lager lag.
Am 15. Mai 1945 schlug endlich unsere Befreiungsstunde. Wir bekamen alle Zettel in die Hand gedrückt von einem Kommandanten vom Gut Nieder-Schellendorf, daß wir bei einer russischen Einheit in der Landwirtschaft gearbeitet hätten und in die Heimat entlassen wären.
Da ich die einzigste Breslauerin war und allein die 85 Kilometer mit meinen Kindern gehen mußte, treckte ich mit den Ludwigsdorfer Bauern mit Herrn und Frau K., die es sehr gut mit mir und meinen Kindern meinten und ihr geringes Essen jedesmal treu mit uns teilten.
Wir gingen denselben Weg zurück. Nirgends gab es mehr Russen. Es war eine Seltenheit, wenn man auf sie stieß. Nur die Besatzungen der durchfahrenden LKW belästigten und vergewaltigten uns. Auf den größeren Gütern gab es überall noch russische Kommandos.
Die zurückgekehrten Bauern pflanzten … Kartoffeln. Das Wintergetreide war ja überall noch bestellt gewesen, und wir dachten schon: Alle Not hätte nun ein Ende. Anders war es in Deutmannsdorf. Dort lag kein Wachkommando. Täglich kamen Einwohner zurück, die nach der Tschechei geflohen waren. Sie kamen teilweise noch mit vollen Wagen, mit Vorräten an Mehl, Speck, guter Wäsche. Wir hatten nur noch Lumpen, denn die Wintersachen hatten uns ja die Russen gestohlen. Die Sommersachen, die wir noch unter Schutt und Trümmern in den Dörfern gefunden hatten, sahen jämmerlich aus.
In Deutmannsdorf an der Kirche führte eine Nebenstraße nach dem Bahnhof Hartliebsdorf. Von dort kamen alle Nächte Mongolen aus Haindorf, ja sogar aus Greiffenberg und überfielen die armen Frauen, verprügelten und vergewaltigten sie. Verstecken nutzte überhaupt nichts, sie fanden jede. Die schrillen Angstschreie hörte man aus großen Entfernungen. Zwei Frauen, die ich mit Namen kannte, wurden hier in B. untergebracht, ihre Männer blieben beide in Stalingrad. Sie hatten beide hübsche Kinder. Jetzt waren sie krank, siechten dahin, niemand konnte ihnen mehr helfen.<<

Vergewaltigungen, Morde und Selbstmorde im Kreis Bunzlau nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen

Erlebnisbericht des Landhelfers Kurt L. aus Possen, Kreis Bunzlau in Niederschlesien (x001/475-476): >>Wie hielten uns im Keller auf (viele Frauen und junge Mädchen, die ebenfalls bei uns im Keller Schutz suchten, waren zugegen), als gegen Mittag erstmalig die Russen unser Haus durchplünderten und dabei alles, was für sie gerade brauchbar erschien, insbesondere Uhren, Schmuck und Trauringe entrissen.
Am Abend stürmten, wie eine Horde, russische Soldaten in unseren Keller und holten alle Frauen und Mädchen in die Wohnung hinauf. Vom Keller aus konnte man dann das Aufschreien der Frauen und Mädchen hören. Erst gegen Morgen kamen sie, teilweise blutend, zurück. Dieser Zustand dauerte etwa zwei Wochen an, und täglich wiederholten sich die gleichen Szenen.
Während dieser Zeit waren auch mein Onkel und meine Tante Berta K. aus Bunzlau dabei. Eines Tages war ich mit Onkel und meiner Tante auf dem Wege zum Nachbarhaus, als ein Russe uns entgegenkam und meine Tante mitschleifen wollte. Sie setzte sich zur Wehr, worauf der Russe sie mit der Maschinenpistole in den Leib schoß.
Mein Onkel holte einen Handwagen herbei und fuhr die Schwerverletzte zum Nachbarhaus. Der russische Soldat folgte uns und schoß meine Tante nochmals in den Leib. Als sie daraufhin noch lebte, schlug ihr der Russe mit der MP auf den Kopf. Im Gehöft des Bauern Gustav

Otte angekommen, trug mein Onkel unter Stöhnen und Aufschreien die Schwerverletzte in den Hausflur. Wiederum hatte uns dieser Russe bis hierhin verfolgt und gab jetzt nochmals vier Schuß auf sie ab. Als meine Tante immer noch schrie, schlug er sie nochmals mit der MP. auf den Kopf. Ihr Gesicht sowie ihr Kopf waren vollkommen entstellt. Sie war damals 50 Jahre alt.
Durch Androhung der Russen, daß mein Onkel am nächsten Tag weggeholt werden sollte, begingen mein Onkel, meine Mutter und jüngerer Bruder Selbstmord durch vorzeitiges Schließen des mit Kohle geheizten Ofens. Auch ich sollte damals dort mein Leben lassen, bin jedoch, als es mir unerträglich wurde, davongelaufen.
Mein Onkel August L. (33 Jahre), schwer beinverletzt durch Unfall, wurde am ersten Tag vor Einmarsch der Russen von der Nachbarin Selma E. gebeten, zu ihr zu kommen, da sie mit ihrer Tochter allein im Haus war. Mein Onkel kehrte von da nicht mehr zurück. Erst zehn Wochen später fand man ihn etwa einen Kilometer von zu Haus entfernt ohne Bekleidung mit Stichwunden in der Brust liegend auf.
Die bereits angeführten Massenvergewaltigungen erfolgten sehr oft im Beisein von Kindern aller Jahrgänge. Ich selbst, damals 13 Jahre, mußte in zahlreichen Fällen ebenfalls zusehen.<<

Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten und Ermordung des Ehemannes im Kreis Bunzlau

Erlebnisbericht der Selma D. aus Possen, Kreis Bunzlau in Niederschlesien (x001/476-477):
>>Am 13. Februar 1945 morgens gegen 8.00 Uhr rückten die russischen Kampftruppen in unseren Heimatort Possen ein. Gemeinsam mit den russischen Landarbeiterinnen, die damals im Dorf zur Landarbeit eingesetzt waren, plünderten die Kampftruppen die einzelnen Häuser durch und raubten alle wertvollen Bekleidungs- und Wertgegenstände. Durch die herrschenden Kampftätigkeiten waren wir gezwungen, mit mehreren Dorfbewohnern den Keller aufzusuchen.
Am Abend bezogen die russischen Soldaten Quartier im Dorf. In unser Haus rückten ca. 30 Mann ein. Inzwischen mußten wir den russischen Soldaten Dienste leisten und wurden während dieser Zeit laufend verhört. Zur gleichen Zeit mußte ich einige Male Vergewaltigungen über mich ergehen lassen.
In den späten Abendstunden, etwa gegen 21.00 Uhr, mußte ich mit meinem Mann und der jungen Frau E. (21 Jahre) einer Anzahl russischer Soldaten auf die Straße folgen, und sie trieben uns etwa 100 Meter die Dorfstraße entlang. Alsdann mußten wir mit ihnen wieder umkehren, und vor dem meinem Gehöft gegenüberliegenden Häuschen der Frau B. mußten wir drei uns aufstellen, und die zum Teil stark angetrunkenen Russen vollführten ein Freudengeheul, wobei sie laufend mit Erschießen drohten, jedoch aber in die Luft schossen. Kurze Zeit darauf zerrten sie Frau E. in den Stall.
Unter den Anrufen "dawei" trieb man mich jetzt in ein Zimmer des ersten Stockwerkes. Sechs Russen fielen jetzt wie Bestien nacheinander über mich her, nachdem sie mir vorher die Kleider vom Leibe gerissen hatten. Es würde zu weit führen, wenn ich auf Einzelheiten dieser bestialischen Behandlung eingehen wollte, jedenfalls mußte ich in dieser Nacht etwa 25 dieser Vergewaltigungen über mich ergehen lassen, unbeschreiblich war mein Zustand.
In der gleichen Nacht brachte mich anschließend ein Russe in mein Haus zurück. Mein Mann war … nicht daheim. In banger Sorge, daß sie meinen Mann erschossen hätten (denn ich hatte einen nahen Schuß fallen hören, während sie mich vergewaltigten), konnte ich keinen Schlaf finden; sobald es grau wurde, suchte ich meinen Mann und fand ihn auch an der Stelle, wo ich ihn verlassen mußte, mit tödlichem Kopfschuß. Am 18. Februar 1945 konnte ich dann meinen Mann mit Hilfe eines Nachbarn auf unserem Grundstück begraben.
In der folgenden Zeit … mußte ich fast täglich sieben bis acht Vergewaltigungen über mich

ergehen lassen. Unvergeßlich blieben mir diese häßlichen mongolischen Gesichter. All dies ist nicht spurlos an mir vorübergegangen; ich bin heute seelisch krank, auch körperlich.
Jedesmal beim Wechsel der Truppen steckten die Abrückenden einige Häuser in Brand.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Freystadt am 14. Februar 1945
Erlebnisbericht des Fleischermeisters Paul T. aus der Stadt Freystadt in Schlesien (x001/478-480): >>Als die sowjetische Front immer näher rückte, wurde die Stadt rechtzeitig … Ende Januar/Anfang Februar geräumt. Auch die östlich der Oder gelegenen Ortschaften wurden durch SS-Kommandos evakuiert und die bedauernswerte Bevölkerung weiter westlich in anderen Kreisen untergebracht.
Am 10. Februar 1945 erschienen bei mir - ich hatte nach dem Fortgang des bisherigen Bürgermeisters die Geschäfte als solcher vorübergehend übernommen - deutsche Offiziere, um sich über die Verteidigungsmöglichkeiten der offenen Stadt zu unterrichten.
Nach kurzem ... Widerstandsversuch kam nun die sowjetische Invasion über meine unglückliche Heimatstadt. Ihre zurückgebliebenen Bewohner erwarteten, ängstlich in den Kellern verborgen, ihr weiters Schicksal. ...
Zunächst erschien ein anständig aussehender Sowjet an der Kellertür - wir waren in den Kellern der Villa Sch., da diese mehrere Ausgänge hatten - und fragte sehr höflich auf deutsch, ob sich noch deutsche Soldaten im Keller befänden, ob wir Waffen hätten. ... Dann riet er uns dringendst an, alle noch jüngeren Frauen und Mädchen von jetzt versteckt zu halten, da diese auf Befehl von Stalin den sowjetischen Soldaten zur Verfügung zu stehen hätten. ...
Nun folgten pausenlos durchziehende, singende, johlende Truppen, total betrunken, die Folgen der leider nicht rechtzeitig vernichteten ungeheuren Vorräte an Spiritus aus den umliegenden großen Dominialbrennereien. Die Sowjets drangen in die Häuser ein, verlangten Uhren und Ringe, plünderten im Vorbeiziehen, zerstörten und warfen die meisten geraubten Dinge schon an der nächsten Straßenecke wieder fort ...
Unser netter Sowjet versprach, sich alle paar Stunden um uns kümmern zu wollen, was er auch gehalten hat. Aber er war gegenüber dem Treiben dieser Mengen ja machtlos.
Anfangs glaubten wir in unserem Optimismus noch, daß das Gros der Russen vielleicht ähnlich sein würde. Wir nahmen an, daß unser Hierbleiben im Gegensatz zu der Flucht der meisten unserer Mitbürger doch das Richtigere gewesen sei, aber die bittere Erkenntnis, daß dies alles nur blanker Selbstmord war, sollte nur allzu bald in uns aufgehen.
Rudel von Verbrechern, sowjetischer Nachschub, Deserteure, Polen usw. folgten der Kampftruppe. ... Die unglücklichen Deutschen wurden in rohester Weise von ihrem Eigentum weggerissen, mißhandelt, verschleppt. Frauen wurden aus jedem noch so gut getarnten Versteck gezerrt und von der 12jährigen bis zur 80jährigen, unbekümmert um Zuschauer, in rohester Form vergewaltigt. Es war daher kein Wunder, wenn zu Hilfe eilende Ehemänner, Väter, Frauen, Kinder einfach über den Haufen geschossen wurden, wenn weitere aus Verzweiflung und Schande ihrem Dasein ein Ende machten.
Ca. 130 Personen: Männer, Frauen, Kinder und einige Wehrmachtsangehörige wurden in den ersten Tagen beerdigt. ...
Die, wie überall, der Truppe auf dem Fuß folgende NKWD richtete ihre Vernehmungskeller ein. ... In nächtlichen mittelalterlichen Vernehmungen (erpreßte man) jedes gewünschte Geständnis. Die Gerechtigkeit erfordert aber, an dieser Stelle zu bemerken, daß trotz alledem das Verhalten der Sowjets nicht diesen Grad barbarischen Sadismus annahm wie später bei den Polen. ...
Trotzdem darf aber nicht der nochmalige Hinweis auf die schändliche Anordnung oberster sowjetischer Stellen unterlassen werden, nach der jedes weibliche Wesen dem brutalen Sieger zur Verfügung zu stehen hatte!

Ca. 300 Frauen und Mädchen wurden unter der fadenscheinigen Tarnung eines Arbeitseinsatzes aus Stadt und Land zusammengetrieben und unter unmöglichen Bedingungen im Hause des Kaufmanns M. geschlossen festgehalten, um Nacht für Nacht hindurch der sowjetischen Truppe zur Verfügung zu stehen. Hier spielte Alter, Schwangerschaft, Krankheit nicht den geringsten Hindernisgrund!
So wurde ferner im katholischen Krankenhaus der Zaun geschlossen und die unglücklichen Nonnen demselben Schicksal unterworfen, bis ich sie später woanders sicherer unterbringen konnte.
Während ich selbst noch einigermaßen glimpflich davonkam, da ich von den Sowjets in meiner Eigenschaft als Fleischer und Fachmann gebraucht wurde, ich es vielleicht auch sehr gut verstanden habe, mit dem ja manchmal sehr kindlich eingestellten Sowjets diplomatisch umzugehen, mußte die ganze übrige Bevölkerung ohne Rücksicht auf Alter und Arbeitsfähigkeit schwer ohne jegliches Entgelt arbeiten. Frauen mußten z.B. die Bahnlinie abmontieren usw.
Hunderte von Frauen wurden 3 Wochen nach dem Einzug der Sowjets nach Neusalz an die Oder abtransportiert und mußten beim Wiederaufbau der gesprengten Oderbrücke helfen. Sie mußten immer 2 schwere Eimer mit Sand schleppen und dies fast ohne jegliche Verpflegung.
Als der allgemein, auch bei den Sowjets, sehr beliebte deutsche 17jährige Achim K. von polnischen Milizionären in rohester Form grundlos ermordet wurde und ich die Mörder bei den Sowjets verklagte, wäre es beinah um mich geschehen gewesen. Die Mörder erhielten ganze 2 Tage Arrest. Es bedurfte kolossaler Proteste der Russen, um mich zu sichern.
Die Polen übernahmen nun immer mehr die Verwaltung, was die einfachen Sowjets schwer erbitterte: "Warum Stalin Polen das Land schenken, wo wir gekämpft?" Dies hörte ich immer wieder. Die sowjetische Truppe zog dann nach ... Neuhammer ab, und die polnische Schrekkenszeit begann. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Bad Reinerz am 9. Mai 1945
Erlebnisbericht des Gendarmeriebeamten Paul S. aus Bad Reinerz, Kreis Glatz in Schlesien (x001/493-494): >>Durch das Einströmen der Ostflüchtlinge war die Bevölkerungsziffer (von ca. 5.000 Einwohnern) auf über 14.000 gestiegen.
Am 9. Mai 1945, in den Abendstunden, zog die Spitze der russischen Besatzung bei uns ein. Sie bestand aus höheren Offizieren, Kommissaren und sonstigem Gefolge. Ihr Auftreten war korrekt, und man erklärte uns, daß keinem ein Haar gekrümmt würde.
Die mit Einbruch der Dunkelheit einströmenden Truppen ... zeigten uns bald etwas anderes. Die Truppe kam betrunken an, die Auswirkungen blieben auch nicht aus. Nachdem meine Frau und ich bereits außerhalb meiner Wohnung Uhren, Schmuck, Füllfederhalter usw. losgeworden waren, erlebten wir in der Nacht weit Schlimmeres.
Gegen 22.30 Uhr wurden wir in unserem Einfamilienhaus durch Poltern und Scheibenklirren aufgeschreckt. Russen mit Pistolen und Maschinenpistolen drangen in mein Haus ein. Sie forderten von mir Waffen, Munition, Uniform, und da sie dies nicht bekamen, ... schlugen sie auf mich ein und setzten mir und meinem 14jährigen Jungen wiederholt die Pistole auf die Brust. Wäsche, Kleider und was es in Schränken und Behältnissen gab, wurde in allen Zimmern herausgerissen, auf den Fußboden geworfen, und die besten Sachen wurden in Zeltbahnen mitgenommen. Auf den herausgerissenen Sachen wurde mutwillig herumgetrampelt, die Zimmer glichen Trümmerhaufen. So gingen und kamen die Horden die ganze Nacht bis zum hellen Tage, nahmen, was ihnen gefiel, oder zertrümmerten es.
Das Schlimmste aber war, daß meine Frau auf hinterlistige Weise und dann mit Gewalt von mir getrennt und von den Wüstlingen neunmal in dieser Nacht geschändet wurde.
Wir blieben von dieser Nacht an nicht mehr in unserem Hause, vielmehr ließen wir das Haus offenstehen, begaben uns abends zu Bekannten und überließen unser Heim der Meute, um

allen Gewalttaten zu entgehen. Tag und Nacht waren junge Frauen, ja, sogar alte Frauen bis ins Greisenalter vor Vergewaltigungen nicht mehr sicher. Die meisten jungen Mädel wurden von ihren Angehörigen versteckt, doch oft zwecklos. Eine Unzahl von Vergewaltigungen wurde täglich bekannt, und viele blieben aus Scham unbekannt.
Das gesamte Volk, besonders die Frauen, waren Freiwild der Sowjets. Sogar eine junge Frau, die drei Tage vorher entbunden hatte, wurde, nachdem man ihre Mutter aus der Stube gewaltsam entfernt hatte, von einem russischen Soldaten geschändet.
Dieser Zustand herrschte wochenlang. Das Leben war neben anderen Entbehrungen unerträglich geworden.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Beuthen im Januar 1945, polnische Verwaltungsübernahme ab April 1945

Erlebnisbericht der Lehrerin E. D. aus der Stadt Beuthen in Schlesien (x002/313-318): >>Am Tage nach Gretes Abreise steigerte sich die allgemeine Unruhe. Niemand wußte recht, ob es besser sei, auch die Abreise zu versuchen oder zu bleiben. Parteiangehörige in ihren braunen Uniformen bemühten sich überall, die Bevölkerung zu beruhigen. ... Die Schule wurde am ... 18. Januar geschlossen. Die Lehrer durften aber nicht abreisen, ehe nicht der Gauleiter Bracht die Erlaubnis dazu gegeben hatte. Es hieß, wer seinen Posten vorzeitig verläßt, verliert sofort seine Stellung. Das gleiche galt auch für Banken und Betriebe.
Ganz überraschend besuchte mich mein Bruder K. Er befand sich von Osten her auf einer Dienstreise. Er riet uns, sofort abzufahren. ... Der Rektor sagte mir auf einen Anruf, daß die Luftschutzwache, die ich am Sonnabend in der Schule zu stehen hätte, unbedingt noch gestellt werden müsse. Außerdem war Mutter erkältet und ich hoffte auch, daß durch mein Dableiben die Wohnung besser geschützt würde. Also blieb ich zu unserem Unglück in Beuthen.
Wer am Sonntag abfahren wollte, mußte 10 Stunden lang auf einen Zug warten. Älteren Leuten gelang es nicht mehr, in die Wagen zu kommen. Wenn dann ab und an die Luftsirenen Alarm gaben, suchte sich die große Menge, der auf dem Bahnsteig Wartenden, planlos einen Unterschlupf. Es waren bei weitem nicht genügend Luftschutzräume vorhanden.
Im dichten Schneetreiben sah ich die Leute mit Pferdewagen und mit Handwägelchen wortlos auf der Landstraße nach Gleiwitz zustreben. Männer mit Koffern und Rucksäcken machten sich auf den Weg. Es war kälter geworden, und der Schnee knirschte unter den Füßen. Ich hatte nun den sehnlichsten Wunsch, auch hinauszugehen, aber es war für uns zu spät. ...
Wir hörten, daß die Russen schon in Gleiwitz und in Oppeln seien. Die Polizei rückte ab und schließlich auch die Feuerwehr. Wir waren eingeschlossen und (den Feinden) schutzlos preisgegeben. In den Straßen sah man vereinzelt noch Volkssturmmänner. Mich fragten zwei offensichtlich ortsunkundige Männer nach ihrer Sammelstelle. Der arme Volkssturm! Er war kaum bewaffnet, nicht ausreichend gekleidet, ohne Ausbildung und ohne rechte Führung.
Am Morgen waren die Russen da. Sämtliche Läden wurden geplündert, zuerst die Großhandelsgeschäfte. Neben den "roten Soldaten" zeigte sich allerhand polnisches Gesindel, das auch plünderte und raubte. Uns hatte lähmendes Entsetzen ergriffen und wir wagten uns nicht auf die Straße. Die Versorgung mit Wasser und Licht hatte aufgehört. In den geplünderten Geschäften gab es nichts mehr zu kaufen. Es wurden also die Keller der Geflüchteten geöffnet, um wenigstens Kartoffeln zu beschaffen.
Die Einheimischen halfen einander, auch wenn sie sich vorher kaum angesehen hatten. Wir bekamen von unserem Hauswirt ein Pfund Butter, 20 Semmeln und später einen Zentner Kartoffeln geschenkt. Das Wasser zum Kochen und Waschen holte man aus den Löschteichen. Ich hatte als Vorsichtsmaßnahme gegen einen Brandbombenabwurf die Badewanne stets mit frischem Wasser gefüllt. Das kam mir jetzt gut zu statten.
Als die Russen nichts mehr in den Läden fanden, plünderten sie die Wohnungen. Sie began-

nen damit bei den Nationalsozialisten. Alle Parteigenossen wurden herausgeholt und verhaftet. Sie kamen bis auf wenige Schwerkranke nicht mehr zurück. Man konnte die Freilassung dadurch erkaufen, daß man 10 andere Parteimitglieder verriet. Die Denunzianten wurden aber nach einigen Wochen unter irgendeinem Vorwand abgeholt.
Die GPU besuchte auch unseren Hauswirt in der Bismarckstraße, den alten Herrn P., durchsuchte alles, nahm mit was ihr gefiel und gelangte dann durch die Verbindungstür in unsere Wohnung. Jede Schublade wurde durchwühlt, die gute Wäsche, alle Anzüge meines Mannes und was sonst Wert hatte, wurde mitgenommen. Das weniger Wertvolle wurde aus den Schränken und Schüben gerissen und auf den Fußboden geworfen, der so damit bedeckt war, daß man keinen Schritt tun konnte, ohne nicht auf irgendwelche Gegenstände zu treten. Hinter dem Buffet stand ein altes verrostetes Jagdgewehr, das seit langem dort lag und an das niemand gedacht hatte. Mutter wäre deshalb beinahe mitgenommen worden. Man schlug den alten P. und steckte ihn eine Woche ins Gefängnis.
Die "roten Soldaten" machten bei den Vergewaltigungen keinen Unterschied, ob jung und alt. ... Viele ... töteten sich selbst, als die Russen hereinkamen. Andere wurden niedergeschossen, so der Apotheker der Marienapotheke, der Zahnarzt W., der Kaplan L. von St. Maria. Vom Kaplan verlangten die Russen (z.B.) die Uhr: "Zegarek. Zegarek!" Da er kein russisch verstand, griff er, in der Meinung, sie wollten Zigaretten, in seine Rücktasche. Dabei wurde er erschossen.
Zweimal kamen die Russen nachts in unsere Wohnung, das erste Mal gegen Mitternacht, beim nächsten Mal gegen 2.00 Uhr. Haustür und Wohnungstür wurden aufgebrochen. Als ich sie polnisch fragte, was sie wollten, sagten sie: "Spac" (schlafen). Sie raubten mir Wäsche und Kleidung, und es gelang mir nur mit größter Mühe und mit dem Hinweis, daß ich ja schon 50 Jahre alt sei, sie zum Fortgehen zu bewegen.
Beim nächsten Mal, als alles nichts half, gab ich vor, sehr krank zu sein. Einer der beiden leuchtete mir in die Augen, denn es war dunkel in der Küche. Es brannte nur ein Öllämpchen. ... Einer stieß mich plötzlich fort, daß ich rücklings gegen den Küchenofen fiel und ein großer Topf in die Flammen polterte. Mutter fing schrecklich an zu schreien, vielleicht 10 Minuten lang. Sie hatte einen Schreikrampf, ich fürchtete, sie sei irre geworden. Man drohte, sie zu erschießen. Aber das Schreien schien die Bande doch abzuschrecken. Ich schrie aus Leibeskräften mit. Schließlich zogen sie weiter. - Ich habe nie so innig gebetet, wie bei diesen Einbrüchen in unsere Wohnung. In dieser Nacht blieb in den umliegenden Häusern kaum jemand verschont.
Alle Männer bis zu 60 Jahren mußten sich zur Arbeit melden. In Beuthen stellten sich allein 11.000 Mann. Es hieß zunächst, sie würden nur für 14 Tage eingezogen, aber sie wurden alle nach Rußland geschafft. ...
Vorerst hieß es, die rote Fahne sei zu hissen. In aller Eile wurden die Hakenkreuze von den alten Fahnen abgetrennt und die einfarbigen Fahnen zum Fenster hinausgesteckt. Später kam eine neue Verordnung, es sei weiß-rot zu flaggen. Wollten die Sowjets den Polen wirklich das Land überlassen? ...
Das Unwahrscheinliche geschah! In den nächsten Tagen zogen die Polen ein. Sie gebärdeten sich friedlich und harmlos. Sie wollten nur für einige Zeit möblierte Zimmer mieten.
Die Polen führten im russischen Auftrag zunächst die Zwangsarbeit ein. Es war ja Krieg und wir waren völlig schutzlos. Da die Männer schon verschickt waren, wurden die Frauen eingezogen. Bis zum Alter von 50 Jahren mußten sie schwerste körperliche Arbeiten leisten. Sie mußten Eisenbahnschwellen tragen, Eichenbohlen zum Brückenbau schleppen, Ziegel abtragen und ähnliches. Jeder hatte in der Woche 2 bis 3 Tage Zwangsarbeit zu leisten und das alles ohne Mahlzeiten und ohne Entgelt.
Nur selten gab es einmal ein Brot für die Woche. Rücksicht wurde vorerst nicht genommen

und selbst Frauen, die kaum gehen konnten, führte der Pole mit. Er war, wie der aufsichtführende Russe, stets bewaffnet. Die Russen trugen im allgemeinen eine Maschinenpistole. Der Pole redete nur polnisch zu uns und verlangte schon polnische Antworten, als wir uns beim Polizeiamt zur Arbeit meldeten. Anderenfalls schimpfte er auf alles Deutsche.
Ich mußte einmal an der Bahnstrecke Holzbohlen tragen, die für mich viel zu schwer waren. Trotzdem ich immer wieder darauf hinwies, daß ich die schweren Holzbohlen nicht tragen könnte, ... wurde ich dazu gezwungen. Ich hatte meinen einzigen guten Mantel an, und die Bohlen waren vom Regen und dem aufgeweichten Lehm völlig verschmutzt. Ein mongolischer Sowjetsoldat grinste mich nur an und schrie unentwegt: "Dalli, dalli!" Ich kam kurz vor der Sperrstunde, also um 18.00 Uhr, mit großen Schmerzen nach Hause. Dr. H. ... stellte mir eine Bescheinigung aus, daß ich nur zu leichter Arbeit eingesetzt werden könnte. Am nächsten Morgen zerriß mir der Pole den Zettel und verwünschte den Arzt: "Der soll sich zurecht machen!" In der Nacht wurde Dr. H. völlig ausgeraubt.
Manchen gelang es, den Polen zu bestechen, daß er sie nicht zur Arbeit aufschrieb. Ich versuchte es auch und gab dem Polen meine gute Geige. Er tauschte sie mir gegen ein halbes Brot ein, und schließlich wurde ich doch wieder aufgeschrieben.
Da mit der Zeit viele von der Arbeit wegblieben, fing man die Frauen von der Straße weg. "Bitte, die Papiere!" Wer keinen Arbeitspaß bei sich hatte, wurde auf den nächsten Lastwagen aufgeladen und meistens nach Richtung Heydebreck abgeschoben. Die Betreffenden mußten oft mehrere Monate ... (Zwangsarbeit in Polen leisten), ohne daß die Angehörigen benachrichtigt wurden.
Inzwischen kamen immer mehr Polen ins Land. Sie hatten bald alle besseren Wohnungen aufgespürt und sich in den möblierten Zimmern eingemietet. So kam es, daß später bei den Austreibungen der Deutschen alle brauchbaren Wohnungen schlagartig von den Polen besetzt waren.
Die Pastoren weigerten sich, den Gottesdienst lediglich in polnischer Sprache abzuhalten. Die Kirchen wurden deshalb geschlossen. So hatten wir einen Monat hindurch gar keinen Gottesdienst und dann nur Andachten in polnischer Sprache. Die schutzlose Geistlichkeit konnte dagegen nichts ausrichten.
Es wurde polnischer Unterricht für jedermann unentgeltlich in den Schulen erteilt. Ich beteiligte mich mit 2 Doppelstunden je Woche und kam gut mit. Als es hieß, daß wieder Schulen mit deutschem und polnischem Unterricht eingerichtet werden sollten, atmete ich erleichtert auf.
Ein früherer deutscher Lehrer übersetzte unsere Bewerbungen ins Polnische. Als wir uns später die Antwort abholten, erhielten wir den Bescheid, daß nur polnische Schulen vorgesehen seien und sich deutsche Lehrkräfte nicht bewerben dürften.
Auf dem Rückweg wurden einige von uns Lehrerinnen abgefangen. Eine jüngere Kollegin sprang vom fahrenden Lastwagen ab, der Wagen hielt, man lief hinter ihr her und schoß. Glücklicherweise wurde sie nicht getroffen. Inzwischen war auch eine andere abgesprungen und ebenfalls entkommen.
In bezug auf die Ernährung war "einzigartig" vorgesorgt. Für die alten Leute gab es ein einziges Mal, sage und schreibe, 2 Pfund Roggenmehl, das war alles! Wer bei den Verteilungen deutsch sprach, wurde beschimpft und mußte bis zuletzt warten. ...
An sich waren sämtliche Nahrungsmittel frei, und es war alles zu haben: Speck, Butter, Schokolade, Bohnenkaffee. Allerdings nur für Besitzer polnischen Geldes.
Natürlich bildete sich der "Schwarze Markt" aus. Am Moltkeplatz und am Reichspräsidentenplatz konnte man seine Habe verhökern. Dabei mußte polnisch verhandelt werden, andernfalls verkaufte der Betreffende meist sehr ungünstig. ... Einschätzen mußte man die Sachen selbst. Wir rechneten 100 Zloty für eine Reichsmark. ... Es war ein Jammer, zu sehen, wie die Deut-

schen ihr bestes Eigentum losschlugen. Trotzdem haben es die am klügsten gemacht, die alles verkauften. Auch wir lebten dadurch einige Zeit nicht schlecht, aber wir hätten schlechthin alles verkaufen und den Polen nichts hinterlassen sollen. ...
Im Juli wurde ein Aufruf bekanntgegeben, der wie alle Verordnungen nur in polnischer Sprache erschien, daß sich jeder im Rathaus melden sollte, wenn er das Land verlassen wollte. Ich hätte es gern getan, aber Mutter und Tante wollten immer noch nicht fort. Viele sagten, freiwillig gingen sie nicht fort, das könnte den Polen nur in den Kram passen. Andere fürchteten, auf solche Weise nicht ins Reich, sondern nach Warschau zu kommen.
... Dann erhielten wir die Aufforderung, daß jeder, der bleiben wollte, bis zum 20. Juli einen Antrag unterschreiben und von 3 Polen beglaubigen lassen müßte. Ich besorgte mir diesen Schein. Er hatte ungefähr folgenden Wortlaut: Ich erkläre, daß ich polnischer Nationalität bin ...
Am Tage vor dem Abgabetermin ... versuchte eine im Haus wohnende Russin mit ihren Begleitern in unsere Wohnung einzudringen. Wir rührten uns nicht und machten nicht auf. Bald darauf hörten wir, wie die Wohnung über uns vollständig ausgeplündert wurde. Aber auch uns blieb dieses Schicksal nicht lange erspart.
Am frühen Morgen wurde ich durch Marschtritte aufgeweckt. Ich sah ... durch das Fenster, daß unser Haus und die umliegenden Häuser von bewaffneten Polen umstellt waren. ... Eine Kommission kam herein und fragte, ob wir Polen oder Deutsche wären. ... Innerhalb von 10 Minuten wurden wir aus der Wohnung getrieben. Was ich Wichtiges in einen Koffer packen konnte, wurde mir aus der Hand gerissen. Im Flur öffnete man mir den Koffer und warf Verschiedenes zum Fenster hinaus. Den Wintermantel, den ich über dem Arm hatte, nahm man mir ab. Mutter, die gerade frühstücken wollte, konnte es gar nicht begreifen, daß wir nun hinaus mußten.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Quickendorf im Mai 1945
Erlebnisbericht des Pfarrers Richard B. aus Quickendorf, Kreis Frankenstein in Schlesien (x002/390-391): >>Morgens um 7.00 Uhr rückten die Russen in unser Dorf ein und sofort begannen Plünderungen und Vergewaltigungen. Nur wenige junge Mädchen blieben infolge besonderer Glücksumstände vor der zügellosen Soldateska verschont, so z.B. in dem mindestens 1.200 Einwohner zählenden Nachbardorf Schonwalde ganze vier Mädchen.
Unser großes ... Pfarrhaus galt den Plünderern von vornherein als das vielversprechende Haus eines "Kapitalisten" und wurde entsprechend heimgesucht, so daß es schon am Abend des 9. Mai keinen unerbrochenen Schrank, kein durchwühltes Schubfach mehr gab.
Aber eines muß zu Ehren der russischen Soldaten gesagt werden: Sie waren im großen und ganzen nicht bösartig, ja z.T. geradezu gutmütig. Es ist im Bereich meiner Gemeinde nur ein Fall von Blutvergießen vorgekommen und später haben wir Deutschen an den jeweiligen russischen militärischen Ortskommandanten einen starken Schutz gegen Übergriffe der allmählich einsickernden Polen gehabt, wie denn überhaupt der Gegensatz zwischen Russen und Polen in unserer Gegend besonders tief und auffällig war.
Wir waren gezwungen, von der Substanz, d.h. von dem Eintausch der uns noch verbliebenen Inventarstücke zu existieren, die wir ängstlich verborgen hielten und immer wieder in neuen Verstecken unterbrachten. Das Versiegen dieser Quelle war mit mathematischer Sicherheit vorauszuberechnen, und wehe den Unglücklichen, die keine Tauschwerte besaßen und sich nur durch schwere körperliche Arbeit über Wasser halten konnten!
Aus den einstigen landwirtschaftlichen Besitzern waren Knechte geworden, die für ihre polnischen Herren arbeiten mußten, nachdem diese sich ... mit Hilfe der Behörden das Eigentumsrecht an den Grundstücken erschlichen hatten.
Trotz immer wieder auftauchender und hartnäckiger Gerüchte über das bevorstehende Ein-

greifen Englands oder Amerikas zu Gunsten der schwer leidenden deutschen Bevölkerung, die sich natürlich zuletzt jedesmal als haltlos erwiesen, begann sich langsam die furchtbare Erkenntnis durchzusetzen, daß Schlesien verloren und der Auszug bzw. die Vertreibung der Eingesessenen nur eine Frage der Zeit sei. Aber welch eine Unsumme von Leid bedeutete diese Erkenntnis! Wie zerrieben die einander ständig widersprechenden ... Nachrichten, die wohl systematisch aus polnischen Quellen geformt und genährt wurden, unsere seelische Widerstandskraft.
So kam es schließlich dahin, daß die Evakuierung von den Deutschen ersehnt und begrüßt wurde. Unendlich wertvoll war es in solcher schweren Zeit für eine Kirchengemeinde, wenn sie ... ihr kirchliches Leben bis zum letzten Moment intakt halten konnte. Zur Ehre von Russen und Polen darf es hier ausgesprochen werden, daß wir deutschen Evangelisten von Quickendorf weder in unseren Gottesdiensten noch bei Amtshandlungen jemals auch nur die leiseste Behinderung erfahren haben. ... Der polnische Bürgermeister und andere Polen haben wiederholt an unseren Beerdigungsfeiern im Gotteshaus und auf dem Friedhof teilgenommen.<<

Zerstörungen und Gewalttaten nach dem Einmarsch der Roten Armee in Kreuzburg im Januar 1945

Erlebnisbericht des Bäckermeisters Arthur W. aus der Stadt Kreuzburg in Schlesien (x010/-264-270): >>Ich saß in meinem Wohnzimmer und hörte die Nachrichten, als plötzlich die Stimme Dr. Goebbels' im Lautsprecher ertönte: "Wir werden siegen, und wir müssen siegen, auch wenn der Osten Schweres und Schwerstes wird durchmachen müssen!"
Da horchte ich auf. Die Zigarre schmeckte mir nicht mehr, und ein beklemmendes Gefühl regte sich in meiner Brust. ...
Am ... 14. Januar kam ... M. frühmorgens zu mir und sagte im Vertrauen, daß die Russen mit ihren Panzerspitzen ... durchgebrochen seien und ... in der Nähe von Rosenberg ständen. Trotzdem erklärte der Kreisleiter, es bestehe absolut keine Gefahr. Doch schon ... setzte der Flüchtlingsstrom z.T. völlig kopflos ein. Auch meine Frau wurde von der Panik erfaßt und reiste nur mit einer Handtasche ... nach Schreiberhau ab.
Am Freitag packte auch mein Nachbar, Tierarzt Dr. M., seine Sachen auf einen Wagen und nahm meine Tochter mit. Vergebens bat er mich, mitzukommen, ich wollte bis zuletzt aushalten. Ich habe es später oft genug bedauert. Bei schneidender Kälte und starkem Schneesturm fuhr der Wagen los! Ich schaute ihm noch nach, bis er in die Pitschener Straße einbog und meinen Augen entschwand. Ich war allein. ...
Man hörte keinen Geschützdonner, und alles war ruhig. Mit meinem polnischen Gesellen backte ich noch Brot. Es war sehr schnell vergriffen. Die Ruhe war mir langsam unheimlich. Ich ging nachmittags durch die Straßen der Stadt. Alles war öde und leer. Unterwegs traf ich Kreisoberinspektor N. Er rief mir zu: "Da ist ja noch so eine alte treue Seele!" In der Nacht ... ging der letzte Zug mit dem Bahnpersonal von Kreuzburg ab. ... Eine Mitfahrt lehnte ich auch jetzt ab.
Am (frühen Morgen) ... setzte der Gefechtslärm wieder ein. In der Pitschener Straße begegneten mir einige Soldaten einer Radfahrabteilung, und ich fragte sie: "Kameraden, wie sieht es vorn aus, ist ein Halten möglich?" Sie sahen mich nur mitleidig an und sagten, der Russe wäre in Gottersdorf und würde bald hier sein.
Kreuzburg war nicht zu halten und wurde seinem Schicksal überlassen. In der Molkerei traf ich den Sohn des Molkereibesitzers M. und bat ihn, mit mir die Flucht zu versuchen. Er entschloß sich, zu bleiben. Auch er hat das später bitter bereut. Da wagte ich allein die Flucht, holte mein Fahrrad und fuhr ... in Richtung Hopfengarten. ... Am Wegkreuz Bodland - Glashütte erhielt ich aber so viel Feuer von den Russen, daß ein Durchkommen nicht mehr mög-

lich war. Ich ging wieder zurück und suchte bei dem Bauern K. Unterkunft. Dort traf ich noch mehrere Kreuzburger. In der Zwischenzeit, gegen 16.00 Uhr, stürmte der Russe unter lauten Urrä-Rufen in ganzen Kolonnen die Pitschener Straße herunter und zog in Kreuzburg ein. Er fand keinen Widerstand.
Die Nacht verlief ruhig. Frühmorgens tauchten die ersten russischen Radfahrerpatrouillen in Bodland auf. Das erste war, als sie bei uns hereinkamen, daß sie mir mein Fahrrad wegnahmen. Ich hatte, von dem, was uns noch erwarten sollte, bereits einen leichten Vorgeschmack erhalten. Mit dem alten Tischler G. versuchte ich nochmals, in Richtung Glashütte durchzubrechen, geriet aber zwischen 2 russische Regimenter und mußte wieder zurück. An der Wegekreuzung Bodland - Glashütte stand ein russischer Offizier. Er sprach perfekt deutsch. ... Er sagte: "Geht nur zurück, euch geschieht nichts, wir kämpfen für ein freies Deutschland!" G. war hocherfreut. Ich sagte nur: "Du wirst Dich noch wundern!"
Es ging zurück nach Kreuzburg, und die Leidenszeit begann. In mein Grundstück ... hatten die Russen Brandbomben geworfen. Das Feuer wurde aber von Tischlermeister S. und meinem Gesellen gelöscht, so daß nur der Keller ausbrannte. Soweit ich mich erinnern kann, wurde als erstes Haus das Grundstück des Kupferschmiedemeisters O. niedergebrannt. Dann kam L. dran. Die Russen waren sehr gut orientiert. Zuerst kamen die Häuser der Parteidienststellen und Parteigenossen an die Reihe. Das Denunziantentum hat auch hier eine traurige Rolle gespielt. Ich quartierte mich in der Molkerei M. ein und sah von dort, wie auch mein Eigenheim in Flammen aufging. Der Fleiß langer Jahre war dahin. ...
Kreuzburg wurde völlig sinnlos zu 20 % zerstört. Nach einigen Tagen kam der russische Befehl, daß Kreuzburg innerhalb von 2 Stunden zu räumen wäre. Die Zurückgebliebenen suchten nun so schnell wie möglich Unterschlupf in den umliegenden Dörfern. Ich erfuhr, daß Bauer K. in Gottersdorf zurückgeblieben war und fand dort herzliche Aufnahme. Am Nachmittag kamen auch M. und G. ... an. Der Russe hatte sie aus dem Hause gejagt. Ebenso mußten auch die Polen, die in Kreuzburg geblieben waren, verschwinden. Kreuzburg war frei zum Plündern, und das wurde auch gründlich besorgt. ...
Die Einwohner konnten zurückkehren. Aber mit ihnen kamen auch die Polen ins Land und besiedelten die Städte und Dörfer, polnische Bürgermeister wurden eingesetzt. Die Straßen und Plätze erhielten polnische Namen. Der Gustav-Freytag-Brunnen wurde in ein russisches Denkmal umgewandelt. Die Deutschen durften nicht in ihre eigenen Wohnungen hinein, sondern erhielten dürftige Zimmer in der Mauer- und Stoberstraße.
Die deutsche Sprache war verboten. Die Polen richteten sich mit den vorhandenen Möbeln häuslich ein. Das Beste war bereits abtransportiert worden. In den Höfen sah es furchtbar aus. Zerbrochene Möbel, aufgeschlitzte Betten, Geschirr, Eingeweide von geschlachteten Tieren und sonstiger Unrat lagen meterhoch herum. Im Hause des Tierarztes Dr. M. wurde der Keller als Gefängnis eingerichtet. Hier wurden alle eingesperrt und verhört, die den Polen verdächtig erschienen.
Wehe denjenigen, welche die Polen schlecht behandelt oder gar mißhandelt hatten. Sie erwartete ein trauriges Los, und ein großer Teil wurde nach Polen abtransportiert. Langsam nahm die kerndeutsche Stadt ein polnisches Gesicht an. ...
Wieder einmal wurden wir, ganz gleich, ob Mann oder Frau, ob alt oder jung, zusammengetrommelt. ... Wir marschierten nach Kreuzburg zu Aufräumungsarbeiten. ... Die Kolonne marschierte weiter bis zum Amtsgericht. Dort wurden wir registriert und einquartiert. Es war bitterkalt. Die Fenster der Amtsstuben waren zerschlagen. Wir kampierten auf dem Steinfußboden und froren jämmerlich. Verpflegung gab es nicht. Wer nichts mitgenommen hatte, mußte hungern.
Morgens um 6 Uhr wurden wir geweckt und es ging zur Arbeit. Der russische Kommandant sah unser Elendshäuflein an und sortierte die ganz alten und gebrechlichen Personen aus. ...

Am nächsten Morgen wurden wir nochmals dem Kommandanten vorgeführt und entlassen. "Gehen Sie nach Hause, aber schnell", sagte er. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen. Mein Freund G. mußte bleiben und kam nach 6 Tagen krank und völlig entkräftet nach Hause. ...
Ich möchte nicht verfehlen, an dieser Stelle der deutschen Frauen und Mütter zu gedenken. Was sie alles erleidet und geduldet haben, darüber berichtet auch ein Buch nicht. ... Als Freiwild für eine (aufgehetzte) ... Soldateska, geschändet an Leib und Seele, haben sich oft genug entsetzliche Tragödien abgespielt.
Schon lange hatten G., der Postassistent M., der sich auch in Gottersdorf befand, und ich Fluchtpläne geschmiedet. ... Die Sonne schien warm von einem wolkenlosen Himmel herab und eine feiertägliche Stille herrschte auf dem Kreuzburger Friedhof: ... Ich beneidete die Toten, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Langsam ging ich durch die Gräberreihen, verrichtete bei meinen Angehörigen ein stilles Gebet, und Ruhe und Frieden zogen auch in mein Herz ein.
In Gottersdorf hatte es sich herumgesprochen, daß wir die Flucht ergreifen wollten. Ich befürchtete, daß wir verraten würden und setzte deshalb die Flucht um einen Tag früher an. Die Rucksäcke waren gepackt. K. gab mir noch 2 Brote und eine Speckseite mit. Weiß der Himmel, wo er die Speckseite noch aufgetrieben hatte. ... Es hieß Abschied nehmen. Wortlos standen wir uns gegenüber und schämten uns der Tränen nicht, die über unsere blassen, hageren Wangen rollten. Noch ein letzter Händedruck und wir marschierten ab. ...
Auf der Höhe von Niederdellguth drehten wir uns nochmals um und erfaßten mit unseren Augen die alte Heimat. Dann entschwand die liebe alte Stadt unseren Blicken. Stumm zogen wir ... einem unbekannten Schicksal entgegen. ...<<

Einmarsch der sowjetischen und US-Truppen in die Tschechoslowakei

>>Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben.<< (2. Könige 20, 1)

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über den sowjetischen Einmarsch in die CSR (x004/28-32): >>**Ereignisse beim Einmarsch sowjetischer Truppen**

Der größte Teil der Sudetenländer wurde von der Roten Armee kampflos besetzt. Nur die östlichen Kreise von Mähren-Schlesien und einige Orte im Nordsudetenland sind im Kampf erobert worden.

Nach dem Vertrag vom 8. Mai 1944 zwischen der Sowjetunion und der tschechoslowakischen Exilregierung übernahm diese die Verwaltung in dem von der Roten Armee besetzten tschechoslowakischen Staatsgebiet. Dadurch war die deutsche Bevölkerung nicht nur den Drangsalen der sowjetischen Besetzung, sondern zugleich auch, und später weit stärker, den deutschfeindlichen Maßnahmen der von radikalen Elementen beherrschten provisorischen tschechischen Verwaltung ausgesetzt.

Wenn sich auch die sowjetische Kriegführung wenig geändert hatte, so war doch in ihrer Haß- und Vergeltungspropaganda, die sich auch gegen die deutsche Zivilbevölkerung richtete, seit etwa März 1945 ein Wandel eingetreten. Offenbar mit Rücksicht auf die Kampfmoral der Truppe und die innere soldatische Ordnung wurden die Aufrufe zur Rache an den Deutschen eingestellt und Tagesbefehle ausgegeben, die zur Disziplin aufriefen.

Dadurch kam es in den letzten Kriegstagen und -wochen nicht mehr zu ähnlichen furchtbaren Exzessen gegen wehrlose Zivilisten wie in Ostpreußen beim ersten Einbruch der Roten Armee in das Reichsgebiet. Doch brachte der Russeneinmarsch noch Schreckliches genug, viele Sudetendeutsche erlebten hier den Tiefpunkt der Erniedrigung.

In den Berichten über die ersten Begegnungen mit sowjetischen Soldaten tritt immer wieder die Schilderung zahlloser Vergewaltigungen und Schändungen von Frauen und Mädchen durch Rotarmisten hervor. Diese Ausschreitungen wurden von der deutschen Bevölkerung als größte Erniedrigung empfunden. Offenbar standen die sowjetischen Soldaten immer noch unter der Einwirkung jener Aufrufe in Soldatenzeitungen und Rundfunksendungen zur persönlichen Rache und Vergeltung, die bei der Besetzung der ersten deutschen Gebiete durch die Sowjetarmee ergangen waren.

Im Gesamtvorgang der Vertreibung bildete der Einzug der Roten Armee nur ein kurze Phase und den Auftakt zu einer monate- und jahrelangen Unsicherheit und Bedrängnis bis zur Zerstörung aller Lebensgrundlagen der Deutschen in der Tschechoslowakei.

Seine Begleiterscheinungen wurden durch das spätere Vorgehen der Tschechen übertroffen und überschattet.

Wiederholt werden Tschechen als Initiatoren der von den sowjetischen Truppen begangenen Ausschreitungen, seien es Vergewaltigungen oder Plünderungen, genannt. Vor allem aus den gemischtsprachigen Gebieten des Ostsudetenlandes und den deutschen Siedlungen im rein tschechischen Gebiet liegen Nachrichten vor über Denunzierungen Deutscher an die Sowjets aus politischem, manchmal auch aus persönlichem Rachebedürfnis.

Ebenso haben manche der von tschechischer Seite angeordneten Maßnahmen die Rotarmisten zu Ausschreitungen ermuntert. So mußten an manchen Orten die Deutschen an ihren Häusern weiße Fahnen hissen, was sie für die sowjetischen Soldaten sofort kenntlich gemacht und diesen den Weg gezeigt hat.

Die noch in ihren alten Wohnstätten und in Freiheit lebenden Frauen und Mädchen konnten sich freilich oft durch rasche Flucht oder in Verstecken dem Zugriff entziehen. Dagegen waren die Frauen in den zur Zeit der deutschen Kapitulation überrollten Trecks völlig hilf- und

schutzlos. Auch in den von den Tschechen später errichteten und bewachten Internierungs- und Arbeitslagern waren die Deutschen in den meisten Fällen der Gier eindringender Rotarmisten ausgeliefert. Die tschechischen Wachmannschaften versuchten meist nicht, die Eindringlinge an ihrem Treiben zu hindern, oft begünstigten sie es sogar. Andererseits muß hervorgehoben werden, daß einzelne tschechische Lagerkommandanten und Wachsoldaten weibliche Insassen vor Vergewaltigungen zu schützen versuchten.
Die furchtbaren Berichte der Flüchtenden und die erschütternden eigenen Erlebnisse führten geradezu zu einer Art Selbstmordpsychose unter der deutschen Bevölkerung während dieser Zeit. Ein Teil derjenigen, die in diesen Tagen Hand an sich legten, gehörte zwar der nationalsozialistischen Funktionärsgruppe an, die Vergeltungsmaßnahmen fürchtete, aber die überwiegende Zahl der Opfer entstammte der breiten, politisch nicht hervorgetretenen Bürgerschicht.
In Karlsbad und Brüx z.B. stieg die Zahl der Selbstmorde in die Hunderte. Unter dem Eindruck der Ausschreitungen, vor allem der Vergewaltigung der Frauen und Mädchen, gingen ganze Familien in den Tod. Die Verängstigung und Furcht der Bevölkerung hatte einen Grad erreicht, wie er nachher nur noch bei den "wilden" Austreibungen der Deutschen vor der Potsdamer Konferenz festzustellen ist.
Zur systematischen Aushebung und Verschleppung von Deutschen durch die Rote Armee für den Arbeitseinsatz in der Sowjetunion, wie es in den Gebieten östlich von Oder und Neiße, in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien geschah, ist es weder in den im Kampf eroberten noch in den später besetzten Teilen des Sudetenlandes gekommen; denn zu diesem Zeitpunkt waren auch in den deutschen Ostgebieten und in den Ländern Südosteuropas die Deportationen bereits beendet worden.
In einzelnen Ortschaften und Kreisen kam es wohl auch nach der Kapitulation zur Verhaftung von Amtsträgern nationalsozialistischer Organisationen, von Angehörigen des Volkssturms und einzelnen Zivilpersonen, aber eine systematische Aktion wurde nicht durchgeführt.
Soweit diese Festgenommenen nicht den tschechischen Behörden übergeben wurden, brachte man sie in das Sammellager für Rußlandtransporte, das ehemalige deutsche KZ Auschwitz. Von hier wurden die Arbeitsunfähigen nach einigen Wochen oder Monaten entlassen, die übrigen nach Rußland gebracht. Von ihnen erlag eine beträchtliche Anzahl den Strapazen, den Entbehrungen und unmenschlichen Bedingungen des dortigen Arbeitseinsatzes. Die Überlebenden kehrten erst nach Jahren in ihre Heimatorte oder zu ihren inzwischen in das Altreichsgebiet ausgewiesenen Familien zurück.
Schon in den ersten Wochen nach Beendigung der Kampfhandlungen begann der Abzug der sowjetischen Fronttruppen. Für die deutsche Bevölkerung in den Ortschaften entlang den Abzugstraßen bedeutete dies eine Fortsetzung oder Wiederholung der schon beim Einmarsch erlebten Ausschreitungen und Plünderungen.
In vielen Fällen mußten Deutsche beiderlei Geschlechts beim Abbau der als Beutegut angesehenen Industriebetriebe mithelfen oder wurden, vor allem im Ostsudetenland, zur Betreuung und zum Abtrieb der konfiszierten Viehherden nach Rußland herangezogen, wovon sie oft erst nach Wochen oder Monaten zurückkamen. Mag auch in einzelnen Fällen die Besatzungsmacht von sich aus die Deutschen zu diesen Arbeiten befohlen haben, so steht doch fest, daß meist tschechische Behörden auf Anforderung die Frauen und Männer zu Hilfsdiensten für die sowjetische Besatzung bestimmten.
Für die bis Dezember 1945 in der CSR verbliebenen sowjetischen Truppen wurden Arbeitskommandos dann fast ausschließlich von den deutschen Insassen der Gefängnisse und Internierungslager gestellt. Ihre Behandlung war unterschiedlich, z.T. waren diese Kommandos wegen der schlechten Behandlung gefürchtet, z.T. aber wegen der guten Verpflegung begehrt, die die Internierten in den Kasernen erhielten.

Blieben auch die Rotarmisten in ihrem Verhalten unberechenbar und die Erlebnisse des sowjetischen Einmarsches unvergessen, so läßt sich doch schon in den ersten Monaten der Konsolidierung der Tschechoslowakischen Republik und des beginnenden Verfolgungssystems gegen die Sudetendeutschen feststellen, daß sich sehr oft russische Soldaten schützend und helfend auf die Seite der Verfolgten stellten. Je stärker die Tschechen als Exponenten der Vergeltungspolitik gegen die Sudetendeutschen hervortraten, um so positiver wurde die Haltung der sowjetischen Soldaten beurteilt und in den Berichten geschildert.
Die folgenden Maßnahmen in der CSR gegen die sudetendeutsche Bevölkerung, die in der Vertreibung gipfelten, lassen in den Berichten die Erlebnisse der Zeit des Einmarsches in einem milderen Lichte erscheinen und spiegeln die Enttäuschung auf die Hoffnung wider, die die Sudetendeutschen in der Zeit der Bedrängnis durch die sowjetischen Truppen auf die Tschechen gesetzt hatten.<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über den nordamerikanischen Einmarsch in die CSR (x004/33-37): >>**Der Einmarsch der Amerikaner**
a. Die militärische Lage im Westen Böhmens
Auf ihrem Vormarsch nach Mitteldeutschland schwenkte die amerikanische 3. Armee (Patton) aus dem Raum von Erfurt nach Süden und Süd-Osten, um entsprechend Eisenhowers Operationsplan entlang dem Böhmerwald und der Donau nach Österreich und gegen die sogenannte "Alpenfestung" vorzustoßen. In den letzten Apriltagen überschritten amerikanische Truppen an einigen Punkten die tschechoslowakisch-deutsche Grenze von 1937.
Bis zum 4. Mai hatten sie das Egerland - Eger war am 27. April gefallen - und die nach dem Münchener Abkommen von der Tschechoslowakei an Deutschland abgetretenen Böhmerwaldkreise besetzt, die Protektoratsgrenze aber noch nicht überschritten, obwohl keine zusammenhängende deutsche Front existierte, die Rote Armee noch im nordöstlichen Sachsen und Ostmähren in heftige Kämpfe verwickelt war und Böhmen damit vor den Amerikanern offen lag.
Zu diesem Zeitpunkt kam es zu einem lebhaften Telegrammwechsel zwischen dem alliierten Oberbefehlshaber General Eisenhower und dem sowjetischen Generalstabschef General Antonow über ein kombiniertes Zusammengehen der verbündeten Armeen auf tschechoslowakischem Staatsgebiet.
Das Ergebnis dieser Verhandlungen war, daß die Sowjetrussen nur einem amerikanischen Vorgehen bis auf die Linie Karlsbad - Pilsen - Budweis zustimmten. In den Abendstunden des 4. Mai erreichte die amerikanische 3. Armee der Befehl, bis auf diese Linie vorzustoßen.
Am 6. Mai hatten die Truppen Pattons bereits die befohlenen Ziele erreicht. Patton drängte bei seinem Oberbefehlshaber auf einen weiteren Vormarsch nach Innerböhmen, der ihm jedoch nicht gestattet wurde.
b. Die Auswirkungen des amerikanischen Vorstoßes auf die sudetendeutsche Zivilbevölkerung
Verteidigungsmaßnahmen und Besetzung
Der Vorstoß der Amerikaner nach Mitteldeutschland und bis an die Grenzen des Sudetenlandes traf in seinen letzten Etappen kaum auf einen organisierten deutschen Widerstand. Entsprechend den Durchhalteparolen hatten die Funktionäre der NSDAP auch im Westen des Sudetenlandes zur Verteidigung aufgerufen, Panzersperren errichten oder Feldstellungen bauen lassen. Bei der unzulänglichen Bewaffnung der Volkssturm- und auch der wenigen Wehrmachtseinheiten - selbst die notwendigsten Infanteriewaffen fehlten - war jeglicher Widerstand gegen den zahlenmäßig und materiell überlegenen Feind illusorisch.
Die Zivilbevölkerung lehnte die sinnlose Verteidigung ihrer Heimatorte ab, um so entschiedener, je mehr ihre Verluste durch die ununterbrochenen Tiefflieger- und Bombenangriffe stie-

gen, in manchen Orten versuchten einzelne angesehene Einwohner, entweder hinter dem Rükken der Amtsleiter der Partei und der Wehrmachtskommandanten oder auch mit deren stillschweigender Billigung, Kontakt mit den Amerikanern aufzunehmen und den Kampf um die Ortschaft zu verhindern.
Wo solche Vorhaben den in diesen Orten stationierten Einheiten der Waffen-SS bekannt wurden, kam es wiederholt vor, daß die Initiatoren verhaftet, in den meisten Fällen vor ein Standgericht gestellt und erschossen wurden".
Solche Terrormaßnahmen steigerten aber nur die Unruhe der Bevölkerung, die schließlich durch die andauernden Luftangriffe und die unerträgliche Spannung zermürbt war und nicht selten eine rasche Besetzung durch die Amerikaner wünschte.
In den größeren Orten, in denen meist auch Garnisonen lagen, konnten wohl Einheiten für die Verteidigung zusammengestellt werden, die noch durch zurückweichende Fronttruppen und das Volkssturmaufgebot verstärkt wurden. Bei der unzureichenden Bewaffnung und der bunten Zusammensetzung aus Soldaten aller Wehrmachtsteile und bei der allgemeinen Kriegsmüdigkeit besaßen diese aber nur geringen Kampfwert. Sie wurden bei den ersten Begegnungen mit amerikanischen Truppen versprengt. Hinhaltenden Widerstand leisteten einige Waffen-SS-Einheiten.
Die amerikanische Kampftaktik, durch einen überwältigenden Materialeinsatz Ausfälle an eigenen Menschenleben zu vermeiden, führte selbst dort, wo nur kleine Gruppen deutscher Soldaten oder des Volkssturms Widerstand zu leisten versuchten, zu schweren Zerstörungen und zu Verlusten unter der Zivilbevölkerung, die im Gegensatz zum Ostsudetenland vor dem heranrückenden Feind nicht geflohen war. Oft umgingen die amerikanischen Truppen die zur Verteidigung vorbereiteten Orte und konnten im benachbarten Gebiet, wo sie kaum Widerstand fanden, tief in das Hinterland vorstoßen.
Fast nirgends kam es im westsudetendeutschen Gebiet zu schweren Kämpfen, da alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche und sinnvolle Verteidigung des Landes fehlten. Man wollte schließlich auch lieber die amerikanische Besetzung über sich ergehen lassen oder in amerikanische Gefangenschaft geraten, als die Schrecken und Ausschreitungen eines Einmarsches der bereits in Sachsen und Mähren stehenden Sowjetarmee durchmachen.
Diese Überlegung trug dazu bei, daß den vordringenden amerikanischen Truppen kein ernsthafter Widerstand entgegengesetzt wurde. Die verzweifelten Versuche verantwortlicher deutscher Beamter und auch tschechischer Politiker, die Amerikaner zum weiteren Vordringen zu veranlassen, sprechen für sich.
Die Besetzung deutscher Ortschaften durch die Amerikaner läßt sich mit den Ereignissen beim Einmarsch der Sowjettruppen nicht vergleichen. Die Zivilbevölkerung erlitt zwar auch hier in der Kampfzone oder im Hinterland durch Kampfeinwirkungen, vor allem durch die ununterbrochenen Tieffflieger- und Bombenangriffe, Verluste. Bei der Besetzung kam es aber nicht zu Plünderungen, Vergewaltigungen und sonstigen Drangsalierungen.
In einzelnen Orten wurden die bisherigen Bürgermeister bis auf Widerruf in ihrem Amt bestätigt oder angesehene Einwohner, die politisch nicht belastet waren, als kommissarische Bürgermeister eingesetzt. Sie waren freilich kaum mehr als Übermittler der Befehle der amerikanischen Militärbehörden, die meist sofortige Ablieferung aller Waffen, Räumung einzelner Häuser oder ganzer Straßenzeilen für die vorübergehende Unterbringung der Truppen und Ausgangssperre in den Abend- und Nachtstunden anordneten.
Die Einschränkungen der persönlichen Freiheit wurden von der Bevölkerung als unvermeidlich hingenommen; man sah darin mit Recht nur vorübergehende Maßnahmen. Auch die bald einsetzenden Verhaftungen und Internierungen der politischen Amtsträger und exponierten Verwaltungsbeamten erregten zunächst, außer bei den betroffenen Familien, keine nennenswerte Beunruhigung, da es bei Einzelfällen blieb. An den kleineren oder abseits gelegenen

Gebirgsdörfern ging der Einmarsch spurlos vorüber.
Aus den Berichten ist zu entnehmen, daß die Bevölkerung trotz aller mit einer feindlichen Besetzung zusammenhängenden Unannehmlichkeiten aufatmete und eine baldige Normalisierung der öffentlichen Verhältnisse erwartete. Die gehässige Haltung einzelner Soldaten oder auch Ortskommandanten, vor allem aus den Reihen der tschechischen Brigade, wurde durch die Hilfsbereitschaft oder das menschliche Verhalten anderer, die trotz aller Fraternisierungsverbote bald Kontakt mit der deutschen Bevölkerung gewannen, wieder aufgewogen.
Die Lebensverhältnisse in den rein deutschen Städten und Dörfern unterschieden sich während der ersten Tage und Wochen nach der Besetzung durch die Amerikaner kaum von denen im übrigen alliierten Besatzungsgebiet Deutschlands. In den Orten allerdings, wo eine tschechische Minderheit oder gar eine Mehrheit vorhanden war und die Verwaltung sofort in tschechische Hände überging, setzte bald die Drangsalierung und Entrechtung der Deutschen durch einheimische und mehr noch durch die aus Innerböhmen und Mähren zuströmenden Tschechen ein.
Die Verhältnisse im amerikanisch besetzten Gebiet der CSR unterschieden sich aber doch bis zum Abzug der Besatzungstruppe merklich von denen im übrigen Gebiet der Republik. Die Anwesenheit amerikanischer Truppen übte offenbar einen moralischen Druck auf diejenigen Tschechen aus, die im Taumel der wiedererrungenen Freiheit und staatlichen Souveränität die gesamte sudetendeutsche Bevölkerung für die erlittene Unbill seit 1938/39 bestrafen wollten. Gelegentlich griffen die Amerikaner bei Verschleppungen von Frauen und Kindern zur Zwangsarbeit nach Innerböhmen oder bei anderen ungerechtfertigten Maßnahmen gegen politisch nicht exponierte deutsche Familien ein und verhinderten Gewaltakte von tschechischer Seite.
Mit der Stabilisierung der tschechischen Verwaltung in den deutschen Ortschaften im Laufe des Sommers und dem gleichzeitig einsetzenden Abzug der amerikanischen Besatzungstruppen gewannen die administrativen deutschfeindlichen Maßnahmen der immer selbstbewußter auftretenden Tschechen an Wirksamkeit. Immerhin unterblieben im amerikanisch besetzten Westsudetenland jene "wilden" Austreibungsaktionen, die in der sowjetisch besetzten Zone bereits Ende Mai einsetzten und ungeachtet der Potsdamer Beschlüsse den ganzen Sommer hindurch anhielten.
Während im sowjetisch besetzten Gebiet die Reichsdeutschen der Willkür der Tschechen überlassen und unter Zurücklassung ihrer letzten noch geretteten Habe bald nach der deutschen Kapitulation durchweg zu Fuß das tschechoslowakische Gebiet verlassen mußten, wenn sie nicht sogar interniert und zur Zwangsarbeit eingewiesen wurden, überwachten die Amerikaner in ihrem Gebiet den Abtransport der Altreichsdeutschen. Sie betreuten einzelne Flüchtlingslager, in denen sich Reichsdeutsche befanden, die auf diese Weise der Jurisdiktion der Tschechen entzogen wurden, und sorgten für den Abtransport auf Heeresfahrzeugen.
Dort aber, wo Reichsdeutsche in privaten Haushaltungen untergebracht waren - und das traf bei den meisten zu -, konnten auch die Amerikaner diskriminierende administrative Maßnahmen tschechischer Organe, wie z.B. kurzfristige Räumung der Unterkünfte unter Zurücklassung des Großgepäcks, nicht verhindern, da sich die Tschechen auf ihre Souveränität beriefen und auf das ihnen von den Deutschen während des Krieges zugefügte Unrecht hinwiesen. Immerhin ging der Abtransport im amerikanisch besetzten Gebiet der CSR unter wesentlich günstigeren Bedingungen vor sich als im sowjetischen Besatzungsgebiet.
Nach Bekanntwerden der Potsdamer Beschlüsse, als die Aussiedlung der Sudetendeutschen zur Gewißheit geworden war, konnten einzelne Sudetendeutsche sogar Hausrat und Möbel mit Hilfe der Amerikaner auf Heeresfahrzeugen nach Bayern bringen und das Land also unter weit besseren Voraussetzungen verlassen als später im Rahmen der Zwangsaussiedlung.
Seit dem Abzug der letzten amerikanischen Truppen Anfang Dezember 1945 unterschied sich

das Schicksal der in diesem Gebiet lebenden Deutschen kaum noch von dem derer im übrigen Staatsgebiet. Zu jenem Zeitpunkt aber war die Welle der schlimmsten Exzesse bereits abgeklungen.<<

Der Prager Aufstand

Im März 1945 hielten sich noch mehr als 1,5 Millionen Flüchtlinge aus Schlesien und Südosteuropa im Sudetenland sowie im Protektorat Böhmen und Mähren auf. Nach den großen Fluchtstrapazen fühlten sich die Flüchtlinge zunächst sicher und geborgen. Als im April unübersehbare Flüchtlings- und Wehrmachtskolonnen eintrafen, wurde die Lage jedoch allmählich chaotisch. Trotz aller Hektik und Panik verhielten sich die Tschechen weiterhin merkwürdig ruhig. Noch deutete nichts auf die drohende Katastrophe hin.

Viele Sudetendeutsche und Flüchtlinge wußten nicht, daß der tschechische Exilpräsident Dr. Benesch während seiner Rundfunkbotschaft am 27.10.1943 radikale Vergeltungsmaßnahmen angedroht hatte (x004/50): >>In unserem Land wird das Ende des Krieges mit Blut geschrieben werden. Den Deutschen wird alles erbarmungslos und vielfach zurückgeben werden, was sie in unserem Land verbrochen haben. ... In unserem Land wird gnadenlos und mit doppelter Münze heimgezahlt werden, was sie in unserem Land seit 1938 angerichtet haben.<<

Am 3.02.1944 erläuterte Dr. Benesch (Chef der tschechischen Exilregierung) vor dem britischen Staatsrat in London nicht nur den tschechischen 10-Punkte-Plan; "Richtlinien für die Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus der wiedererrichteten Tschechoslowakei", sondern er kündigte nochmals Gewalttaten an (x004/51): >>Der Umsturz in der CSR muß gewaltsam, muß eine gewaltige Volksabrechnung mit den Deutschen und den faschistischen Gewalttätern, ein blutiger, unbarmherziger Kampf sein.<<

Am 4.05.1945 wurde in Prag der Ausnahmezustand (nächtliche Ausgangssperre) verhängt, weil sich die tschechische Bevölkerung zunehmend aggressiver benahm. In Prag hielten sich damals rd. 150.000 deutsche Zivilisten und ca. 50.000 deutsche Verwundete auf, die man in 18 Heereslazaretten untergebracht hatte (x004/52).

Während die Rote Armee damals noch ca. 200 km von Prag entfernt war, kontrollierte die 3. amerikanische Armee (General George S. Patton) schon das gesamte Egerland. Obwohl die US-Truppen kampflos in Böhmen einrücken konnten, warteten sie befehlsgemäß in der Nähe von Pilsen (ca. 80 km von Prag entfernt), denn General Patton erhielt keine Erlaubnis, über die Linie Karlsbad - Pilsen - Budweis vorzurücken.

General Patton berichtete später (x004/34): >>Ich war sehr unglücklich, denn meinem damaligen und auch heutigen Gefühl nach, hätten wir bis an die Moldau gehen und die Russen, falls es ihnen nicht gefiel, zum Teufel schicken sollen.<<

Churchill forderte General Eisenhower und US-Präsident Truman ebenfalls mehrmals auf, nach Prag zu marschieren, um künftige politische Verhandlungen zu erleichtern. Churchills Bemühungen blieben jedoch erfolglos.

In den frühen Morgenstunden des 5. Mai 1945 versammelten sich schwerbewaffnete Partisanenverbände und Milizen (tschechische Nationalisten und Kommunisten) in der Prager Innenstadt. Gegen Mittag massakrierten kommunistische Kampfgruppen die SS-Wachen des Rundfunksenders Prag II und besetzten den Sender. Danach riefen die Aufständischen zum bedingungslosen Aufstand auf. Nach dieser tschechischen Rundfunk- und Lautsprecherdurchsage war in Prag "der Teufel los".

Überall begannen gnadenlose Hetzjagden. Deutsche, die als Parteiangehörige, Soldaten oder Polizisten Uniformen tragen mußten, waren besonders gefährdet. Die kampferprobten Truppen der Wehrmacht und Waffen-SS kamen wegen der schwierigen Barrikaden-, Straßen- und Häuserkämpfe nur langsam vorwärts. Am Abend befanden sich schon mehrere deutsche Behörden- und Polizeistützpunkte in tschechischer Gewalt. Das Prager Regierungsviertel am

Hradschin, das SD-Hauptquartier, der Masaryk-Bahnhof und die Wehrmachtskasernen am Prager Stadtrand blieben jedoch in deutscher Hand. Im Czernin-Palais führte der stv. Reichsprotektor Frank fieberhafte Friedensverhandlungen. Franks Forderungen, die Kämpfe sofort einzustellen, wurden durch Delegierte des tschechischen Nationalrats abgelehnt.
Als die Wehrmachtsführung am 6. Mai 1945 Panzertruppen einsetzen konnte, mußten sich die Rebellen fluchtartig in die Prager Außenbezirke zurückziehen. Da die Lage der Aufständischen zusehends bedrohlicher wurde, riefen sie die vor Pilsen stehenden US-Truppen per Rundfunk um Hilfe. Die Sowjets lehnten den geforderten US-Vorstoß über die vertraglich vereinbarten Demarkationslinien jedoch weiterhin ab, so daß kein amerikanischer Entlastungsangriff erfolgte.
Kurz vor der Niederschlagung des Aufstandes verbündeten sich die Wlassow-Truppen (ehemalige sowjetische Kriegsgefangene und Überläufer, die ab 1944 offiziell als deutsche Verbündete gegen die Rote Armee kämpften) mit den Tschechen.
Am 7. Mai 1945 griff General Bunischenko mit rd. 18.000 Soldaten der Wlassow-Armee die deutschen Truppen in Prag an. Die deutschen Einheiten wurden danach überall zurückgedrängt. Angesichts der schwierigen militärischen Lage und aus Rücksicht auf die Zivilbevölkerung unterzeichnete General Toussaint (deutscher Stadtkommandant von Prag) am Nachmittag ein Kapitulationsprotokoll. Allen Wehrmachts- und Waffen-SS-Einheiten wurde freier Abzug zugesichert. Die deutschen Zivilisten sollten unter dem Schutz des IRK aus Prag evakuiert werden. Der vereinbarte Truppenabzug begann um 18.00 Uhr. Obgleich die Wehrmachtsfahrzeuge mit Frauen, Kindern und alten Menschen überfüllt waren, konnte man nur noch wenige Zivilisten aus Prag evakuieren.
Am 9. Mai 1945 trafen sowjetische Panzertruppen (1. Ukrainische Front; Konjew) in Prag ein. Der Rundfunksender Prag II meldete sofort die Ankunft der Sowjets (x005/110): >>Die deutsche Wehrmacht ergibt sich. ... Die SS (ist) ... vertrieben. ... Es lebe Stalin und die glorreiche Rote Armee. ... Alle Bürger, die Deutschen Schutz gewähren, werden zur Verantwortung gezogen. ... Die Wohnungen müssen den ... SNB-Leuten geöffnet werden.<<
Spätestens nach der Meldung, daß die deutschen Truppen kapituliert hatten und man keine Vergeltungsmaßnahmen mehr befürchten mußte, brach ein Sturm der Gewalt los. Deutsche Uniformträger waren jetzt sichere Todeskandidaten. Auch für ungezählte Verwundete hatte die letzte Stunde geschlagen, denn nach dem Abzug der deutschen Kampfeinheiten stürmte der tschechische Mob alle Prager Lazarette.
In allen Prager Stadtteilen führten schwerbewaffnete Partisanen Personen- und Ausweiskontrollen durch. Die enttarnten Deutschen mußten Barrikaden und Trümmer beseitigen und wurden vielerorts durch den entfesselten Pöbel mißhandelt. Allmählich beteiligten sich immer mehr aufgehetzte Tschechen, aus fast allen Bevölkerungsschichten, an den öffentlichen Ausschreitungen und Verfolgungen. Die Wohnungen der Deutschen wurden planmäßig durchsucht, geplündert und oftmals sofort beschlagnahmt. Nach den "Hausdurchsuchungen" nahm man die Wohnungsinhaber vorübergehend in "Schutzhaft".
In jener verhängnisvollen Zeit wurde fast niemand verschont. Tausende hetzte man durch Prag (überwiegend handelte es sich um Frauen und Kinder). Vor keinem Alter machte man halt. Mitleid gab es nicht. Es wurde ein endloser Leidensweg. Partisanen und Plünderer stürzten manchen Deutschen nach alter "Hussitentradition" aus Fenstern oder von Brücken zu Tode.
Falls die Verfolgten geglaubt hatten, vom tschechischen IRK Hilfe und Schutz zu erhalten, wurden sie bitter enttäuscht, denn man gewährte ihnen keine Unterstützung (x005/112): >>Für alle Nationen der Welt gibt es ein Rotes Kreuz, nur für Deutsche nicht!<<
Nur wenige Tschechen stellten sich damals vor ihre deutschen Freunde oder Nachbarn, um sie zu schützen, denn jeder Helfer schwebte selbst in akuter Lebensgefahr. Während der "Schutzhaft" litten die internierten Zivilisten unter Durst und Hunger. Oft gab es tagelang keine Ver-

pflegung.
Im Verlauf des Prager Aufstandes wurden im Protektorat Böhmen und Mähren etwa 15.000 deutsche Zivilisten umgebracht und Tausende schwer mißhandelt und gefoltert (x010/47). In den folgenden 12 Tagen kamen im Protektorat Böhmen und Mähren sowie im Sudetenland weitere 27.000 deutsche Zivilisten um. Nach tschechischen Angaben wurden beim Prager Aufstand ca. 2.400 Tschechen getötet (x004/60).
Aufgrund der begrenzten Plünderungsfreiheit führten die sowjetischen Soldaten zwar Plünderungen und zahlreiche Gewalttaten durch, aber Massenverbrechen, wie sie sich z.B. in den deutschen Ostgebieten ereigneten, fanden in der Tschechoslowakei nicht statt. Nach dem Einmarsch der Roten Armee griffen sowjetische Offiziere gelegentlich sogar ein, um deutsche Verfolgte vor dem tschechischen Pöbel zu schützen.
Nach einer offiziellen tschechischen Statistik kamen im Verlauf der deutschen Besatzungszeit und beim tschechischen Aufstand insgesamt 36.700 Tschechen (ohne ca. 233.000 jüdisch-tschechische Mordopfer) um (x025/252, x061/482).
Im Jahre 1958 veröffentlichte das Statistische Bundesamt Wiesbaden erstmalig die offiziellen "Nachkriegsverluste" der Tschechoslowakei-Deutschen. Nach langjährigen Ermittlungen meldete man 266.600 "ungeklärte Fälle" (x026/30).
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die tschechischen Gewalttaten und Zwangsmaßnahmen während des tschechischen Aufstandes (x004/51-64): >>**a) Die Situation in Prag bis zum Ausbruch des Aufstandes**
Der tschechische Aufstand gegen die deutsche Herrschaft begann am 5. Mai 1945 in Prag. Die Ereignisse, die sich hier im kulturellen und politischen Mittelpunkt des Landes abspielten, nehmen im Gesamtablauf der Vertreibung der Deutschen aus der CSR eine besondere Stellung ein; sie gaben den Auftakt zu der für das ganze Staatsgebiet geplanten Verfolgung und Eliminierung der Sudetendeutschen.
Prag, dessen deutsche Bevölkerung bei der letzten tschechischen Volkszählung (1930) 41 701 Personen umfaßt hatte, erlebte nach der Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren einen starken Zustrom deutscher Beamter und Angestellter aus dem Sudetenland und dem alten Reichsgebiet, die teils für die deutschen Protektoratsbehörden, teils für die zahlreichen dort vorhandenen oder neugebildeten Wirtschafts- und Industrieverbände tätig waren.
Während des Krieges vergrößerte sich die Zahl der deutschen militärischen, kriegswirtschaftlichen, politischen Dienststellen noch weiter. In den letzten Kriegsmonaten strömten weitere Deutsche als Flüchtlinge aus dem Ostsudetenland, Mähren und der Slowakei in die Stadt, die außerdem zahlreiche Lazarette aufnahm. Kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes befanden sich in Prag im ganzen etwa 200.000 Deutsche, in der Mehrzahl Zivilisten.
Die böhmische Hauptstadt, seit einem Jahrhundert im Brennpunkt der deutsch-tschechischen Auseinandersetzungen stehend, war auch in der Zeit der deutschen Herrschaft der Mittelpunkt der tschechischen Nation geblieben. Hier hatten zu Anfang des Krieges Demonstrationen der tschechischen Studentenschaft am 28. Oktober 1939 stattgefunden, die den Anlaß zu einer Verschärfung der nationalsozialistischen Politik gegeben und zur Schließung der tschechischen Hochschulen geführt hatten.
Auf dem Boden der Hauptstadt wurde das Attentat auf Heydrich verübt. Hier befanden sich wichtige Zentren der tschechischen Widerstandsbewegung. Jedoch blieb bis zuletzt in der Stadt eine trügerische Ruhe erhalten, wenn auch manche Vorgänge auf eine bevorstehende Umwälzung deuteten, wie sie mit der sich für Deutschland verschlechternden Kriegslage immer näher heranzurücken schien.
Die deutschen Behörden hatten unter dem Eindruck der aussichtslosen militärischen Lage einen Plan zur Evakuierung der in Prag anwesenden deutschen Bevölkerung ausgearbeitet. Im März 1945 wurde von den verantwortlichen Stellen beschlossen, auf dem Bubna-Bahnhof

ständig zwölf Züge bereitzustellen, um Frauen, Kinder und Kranke jederzeit schnell abtransportieren zu können. Vorerst war es jedoch niemanden erlaubt, Prag oder das Protektorat zu verlassen. Erst als die Rote Armee im Süden bei Göding und im Osten bei Mährisch Ostrau die Protektoratsgrenze überschritten hatte, wurde Frauen und Kindern das Verlassen der Stadt gestattet.
Mittlerweile waren die bereitgestellten zwölf Züge mit der Zerstörung der von Prag westwärts führenden Eisenbahnlinien durch alliierte Bombenangriffe wertlos geworden. Vorbereitungen zu einem Abtransport mit Autobussen waren nicht getroffen worden. Lediglich einige kleine Moldauschiffe, die einige Hundert Personen aufnehmen konnten, wurden für eine Evakuierung moldau- und elbeabwärts nach Dresden bereitgestellt.
Im April begannen die Familien der aus dem Altreich und dem Sudetenland stammenden Beamten und Funktionäre die Stadt zu verlassen. Alteingesessene Familien blieben trotz oder gerade wegen der katastrophalen militärischen und politischen Situation zurück, in der Hoffnung, den politischen Umsturz in der Heimatstadt besser zu überstehen als auf einer ohnehin aussichtslosen Flucht in fremder Umgebung.
Bei vielen von ihnen mochte der Entschluß zum Bleiben noch durch ihr gutes Verhältnis zu tschechischen Nachbarn und Bekannten beeinflußt worden sein, von denen sie Schutz und Hilfe in der turbulenten Zeit eines Umsturzes erhofften. Seit jeher war im Prager Deutschtum ein starkes liberales und in nationalen Fragen tolerantes Element vertreten gewesen.
In den letzten Apriltagen ordnete Staatsminister K. H. Frank schließlich Vorbereitungen für eine Evakuierung der deutschen Bevölkerung im Fußmarsch bis in den Böhmerwald an. Durch Anlegung großer Verpflegungslager sollte die Ernährung der Evakuierten sichergestellt werden. Es war ein verzweifeltes Beginnen, das auch die illusorischen Gedankengänge enthüllt, in denen sich einige nationalsozialistische Politiker noch kurz vor der Kapitulation bewegten, als die ganze Entwicklung schon auf die bevorstehende Katastrophe hinwies. Der Evakuierungsplan blieb im Stadium vorbereitender Besprechungen stecken, da sich die Ereignisse in den folgenden Tagen überstürzten.
Der Tod Hitlers und die für jedermann sichtbaren Auflösungserscheinungen im militärischen und politischen Bereich ließen das tschechische Selbstbewußtsein gegenüber den deutschen Machthabern wachsen und verstärkten die Aktivität der Untergrundorganisationen.
Verschiedene Gruppen hatten wohl schon im Herbst 1944 mit der Planung und den Vorbereitungen für eine umfassende Aufstandsaktion begonnen, doch Verhaftungen einzelner Führer durch die nach wie vor intakte SD- und Gestapoorganisation, die Erfahrungen im slowakischen Aufstand vom Sommer 1944, bei dem die in der Nähe stehende Rote Armee passiv blieb und eine Unterstützung der Aufständischen durch die westlichen Alliierten verhinderte, wohl auch das Schicksal der polnischen Aufständischen in Warschau bewogen die tschechischen Führer der Widerstandsgruppen des "Národni Odboj" zu vorsichtiger Zurückhaltung und hielten sie von einer verfrühten, ganz Böhmen und Mähren umfassenden Insurrektion ab.
Vorbereitungen für die Übernahme der Verwaltung durch die sogenannten Nationalausschüsse (Národni Výbory) waren indessen sowohl im Exil wie in der Untergrundbewegung getroffen worden.
In der höheren deutschen Führung, vor allem im Kreise um Karl Hermann Frank, dem deutschen Staatsminister in Böhmen und Mähren und Obersten SS- und Polizeiführer, griff man in den letzten Wochen den Gedanken auf, einer tschechischen antibolschewistischen Regierung die Regierungsgewalt zu übertragen und den Amerikanern den Weg nach Prag zu öffnen. Mitglieder der Protektoratsregierung sollten an der Westfront Kontakt mit den westlichen Alliierten aufnehmen und um die Entsendung einer amerikanisch-britischen Delegation nach Prag bitten.
Um die Verhandlungsposition der im westlichen Ausland diskreditierten Protektoratsregie-

rung zu stärken, lud Frank den Vorsitzenden einer Untergrundorganisation, die sich gegen die Politik der engen Anlehnung an die Sowjetunion wandte und die Zusammenarbeit mit den Kommunisten ablehnte, den General Vladimir Klecanda zur Teilnahme an dieser Mission ein. Ihr gelang es aber weder an der Westfront noch in der Schweiz, Verbindung mit den Amerikanern aufzunehmen. Der Ausbruch des Prager Aufstandes zerschlug dann auch die Pläne Franks, der Protektoratsregierung die von ihr seit Wochen geforderte volle Regierungsgewalt zu übergeben.
Mittlerweile drang die Rote Armee nach der Einnahme von Brünn und Mährisch Ostrau weiter ins Landesinnere vor. Im Westen standen die Amerikaner gegen Ende April an den Grenzen des Protektorats; eine geschlossene deutsche Abwehrlinie war nicht mehr vorhanden, so daß ein zügiges Vorrücken nach Böhmen und Prag möglich war.
Der amerikanische Angriff vom 4. Mai, dessen begrenzte Ziele der Öffentlichkeit natürlich nicht bekannt waren, mag die Prager Tschechen in ihrem Entschluß bestärkt haben, jetzt zur gewaltsamen Erhebung gegen die Deutschen zu schreiten, um die Stadt in die Hand zu bekommen, ehe noch sowjetische oder amerikanische Truppen in die Umgebung vorgestoßen waren.
Die Initiative mag von verschiedenen Seiten ausgegangen sein: auf der einen Seite von den Nationaltschechen, die den politischen Einfluß der Sowjet-Armee auf die tschechische Politik fürchteten und ihrer künftigen Regierung durch eine aus eigener Kraft vollzogene Befreiung der Hauptstadt eine unabhängigere Stellung verschaffen wollten; auf der anderen Seite aber von den Kommunisten, die gerade einer Machtergreifung der Nationaltschechen, möglicherweise mit amerikanischer Hilfe, zuvorkommen wollten und darum den Aufstand entfesselten, an dessen Ende die Rote Armee als Retterin und Befreierin erschien.
Es ist nicht ausgeschlossen, daß sowohl die Anhänger von Benes als auch die Kommunisten der Bildung einer neuen nationaltschechischen Regierung, die Frank plante, zuvorkommen wollten und den Aufstand auslösten.

b. Der Verlauf des Aufstandes

Bis zum 4. Mai herrschte unter der tschechischen Bevölkerung Prags Ruhe; allerdings war ein selbstbewußteres Auftreten der Tschechen unverkennbar.
In den Morgenstunden des 5. Mai kam es in der Innenstadt zu Zusammenrottungen, und die Menge begann unter dem Jubel der Zuschauer, deutsche Schilder und Aufschriften zu entfernen oder zu übertünchen. Gleichzeitig tauchten in den tschechischen Vierteln Fahnen mit den tschechischen Nationalfarben und daneben auch solche der Alliierten auf. Deutsche Streifen und einzelne Soldaten wurden entwaffnet und, wenn sie von der Schußwaffe Gebrauch machten, niedergemacht. Um eine systematische Aktion schien es sich vorerst noch nicht zu handeln.
Erst als es einer bewaffneten Gruppe gelang, die schwache deutsche Wachmannschaft des Senders Prag II zu überrumpeln und diesen in Besitz zu nehmen, erfolgte über die mit der Sendeanlage gekoppelten Lautsprecher in den Straßen der Stadt der Aufruf zum bewaffneten Aufstand mit der Losung: ... "Tod den Deutschen! ... Tod den deutschen Okkupanten! ... Aufstand! Aufstand!"
Die Stadt verwandelte sich im Nu in einen brodelnden Hexenkessel. Viele der über das ganze Stadtgebiet verteilten deutschen Dienststellen wurden von den Aufständischen überwältigt oder ergaben sich kampflos. In wenigen Stunden war der größte Teil der Stadt, mit Ausnahme des Regierungsviertels um den Hradschin, des SD-Hauptquartiers im Petschek-Palais, der am Stadtrand gelegenen Kasernen und einiger Straßenzüge in Dejwitz, die vorwiegend von Deutschen bewohnt waren, in der Hand der Insurgenten, denen sich Soldaten der Regierungstruppe und Protektoratspolizei anschlossen und die nun die sogenannte Revolutionsgarde (RG) bildeten.

Die ersten bewaffneten Aktionen der Aufständischen wurden wohl von geheimen Kommandostellen der Widerstandsbewegung dirigiert, waren aber nicht überall aufeinander abgestimmt. Wieweit dabei westlich orientierte Gruppen des "nationalen Widerstandes" (Národni Odboj) und kommunistische gegeneinander arbeiteten, läßt sich noch nicht im einzelnen überblicken.
Schließlich gelang es dem sogenannten Nationalrat unter Vorsitz von Prof. A. P., der von der Kaschauer Regierung unterstützt wurde, auch solche Widerstandsgruppen zur Zusammenarbeit zu bewegen, die sich nicht mit dem Kaschauer Programm identifizierten. Der Nationalrat übernahm die Regierungsgewalt in den von Aufständischen beherrschten Stadtteilen; die militärischen Operationen leitete in seinem Auftrag General Kutlvasr. Der Erfolg der Insurgenten wurde nicht zuletzt durch die unerwartet rasche Überrumpelung zahlreicher deutscher Stützpunkte in der Stadt begünstigt, bei der ihnen auch Waffen in die Hände fielen.
Zögernd nur setzte die deutsche Gegenaktion ein und wurde durch die Verwirrung in der obersten Führung und den Mangel an kampfkräftigen Truppen gehemmt, von denen der größte Teil bereits den amerikanischen Linien zustrebte. Der Wehrmachtsbevollmächtigte beim deutschen Staatsminister für Böhmen und Mähren, General Toussaint, alarmierte die in der Nähe Prags stehenden Truppen, vor allem die auf dem Truppenübungsplatz Beneschau und um Böhmisch Brod stationierten Verbände der Wehrmacht und der Waffen-SS, die in aller Eile in Richtung Prag in Marsch gesetzt wurden, aber auf den von Aufständischen blockierten Straßen nur langsam vorankamen.
Ihr in den folgenden Tagen von Panzern unterstützter Gegenstoß war im Anfangsstadium erfolgreich - Holleschowitz, Liben und Pankrác fielen wieder in deutsche Hand - blieb dann aber vor den in Windeseile auf allen wichtigen Straßen errichteten tschechischen Barrikaden liegen. Auch der Versuch, den Sender wieder in deutsche Hand zu bekommen, scheiterte.
Dennoch brachte der deutsche Gegenangriff die Aufständischen in eine kritische Situation, und sie sandten über den Rundfunk Hilferufe an die bereits in Pilsen stehenden Amerikaner. Die in London verbliebenen tschechoslowakischen Politiker versuchten die Amerikaner auf diplomatischem Wege zum Entsatz Prags zu bewegen. Aber selbst Churchills Bemühungen, Eisenhower für den Vorstoß nach Prag zu gewinnen, blieben ergebnislos, da die Sowjets ihre Zustimmung für den weiteren amerikanischen Vormarsch über die zugestandene Demarkationslinie hinaus verweigerten, um die Besetzung Prags durch ihre eigenen Verbände durchführen zu können.
Den bedrängten Aufständischen wurde aber von anderer Seite unerwartete Hilfe zuteil: von den in Böhmen liegenden Formationen der russischen Befreiungsarmee des Generals Wlassow. Die Wlassow-Armee war jahrelang innerhalb der nationalsozialistischen Führung sehr umstritten gewesen; erst gegen Ende 1944 wurden einige wenige Divisionen aus russischen Gefangenen und Überläufern von ihr aufgestellt, eine davon in Beraun in der Nähe von Prag in Stärke von 18.000 Mann unter dem General Bunischenko.
Sie wurde in den Tagen des Aufstandes nach Prag geführt und griff am 7. Mai auf seiten der Aufständischen in die Kämpfe ein. Welche Gedankengänge Wlassow zu diesem Schritt bestimmten, läßt sich nur vermuten; möglicherweise erwartete er den Einmarsch der Amerikaner, deren Sympathien er gewinnen wollte. Er gab, vielleicht von den Tschechen aufgefordert, der Division den Befehl, die sich verzweifelt wehrenden Aufständischen zu entlasten und verhinderte damit ein weiteres Vordringen der deutschen Truppen und die Befreiung der deutschen Internierten und Gefangenen, die sich in tschechischer Hand befanden.
Die damit vorbereitete Wendung konnten auch deutsche Flugzeuge nicht mehr aufhalten, die die Verteidigungszentren der Aufständischen bombardierten. Die Luftangriffe forderten vor allem Opfer unter der Zivilbevölkerung und steigerten dadurch die Erbitterung der Tschechen, die sich gegen die internierten Deutschen entlud.

Bereits am späten Abend des 5. Mai hatte Frank durch Vermittlung des Internationalen Roten Kreuzes den Nationalrat zu Verhandlungen aufgefordert unter der Bedingung, daß die Aufständischen ihre Positionen räumten und die Waffen niederlegten.
Da die Tschechen ablehnten, erklärte sich Frank schließlich bereit, eine Delegation des Nationalrats im Czernin-Palais, seinem Amtssitz, zu empfangen. Die nun folgenden Verhandlungen brachten aber keine Annäherung der beiderseitigen Standpunkte, da die Parlamentäre die Forderung Franks nach Evakuierung der deutschen Frauen und Kinder unter dem Schutz des IRK sowie freie Rückzugstraßen für die deutsche Armee nur dann garantieren wollten, wenn von deutscher Seite alle Feindseligkeiten eingestellt würden.
Als die allgemeine militärische Lage keine andere Wahl mehr zuließ, unterzeichnete General Toussaint am Nachmittag des 8. Mai das für die damalige Situation der Deutschen günstige Protokoll über die Kapitulation der ihm unterstehenden Streitkräfte. Den deutschen Truppen wurde freier Abzug gewährt, die Frauen und Kinder wurden dem Schutz des IRK unterstellt, das sie betreuen und für ihren Abtransport sorgen sollte.
Die abziehenden Truppen erhielten den Befehl, auf sämtlichen zur Verfügung stehenden Fahrzeugen so viele Zivilisten wie möglich mitzunehmen.
Dennoch konnte bis zum 9. Mai, als überraschend die Panzerspitzen Konjews aus nördlicher Richtung vor Prag auftauchten, nur ein Bruchteil der deutschen Zivilbevölkerung die Stadt verlassen. In die aus Prag abziehenden Nachhuten stießen die sowjetischen Panzer hinein und überrollten sie. Als die sowjetischen Truppen die Stadt erreichten, begannen hier unbeschreibliche Massenausschreitungen gegen die zurückgebliebenen Deutschen.

c. Das Schicksal der deutschen Bevölkerung Prags in den Tagen des Aufstandes

Der Aufstand kam für viele Prager Deutsche völlig überraschend. In den gleich nach seinem Beginn offenbar systematisch durchgeführten Großrazzien wurden die deutschen Familien, ohne Rücksicht auf ihre politische Haltung und persönliche Einstellung zum tschechischen Volk, aus ihren Wohnungen geholt und in Schulen, Kinos oder Kasernen interniert. Sie konnten in den meisten Fällen nicht einmal die notwendigste Kleidung, geschweige denn Verpflegung mitnehmen.
In den provisorischen Internierungslagern fehlten alle Voraussetzungen zur geordneten Unterbringung für längere Zeit; besonders kraß waren die Mißstände in den vorwiegend unterirdisch gelegenen Kinos der Stadt, wo die Internierten, meist Frauen und Kinder, eine qualvolle Zeit von mehreren Tagen nur bei künstlicher Beleuchtung und in den Stuhlreihen sitzend verbringen mußten.
Hinzu kamen unmenschliche Verhörmethoden und oft bewußt angewandte Schikanen, Mißhandlungen durch die meist jugendlichen Wachmannschaften und den eindringenden Pöbel. Da Verpflegung für die Internierten nicht oder doch nicht ausreichend zur Verfügung stand, wurde der Hunger bald unerträglich, und am meisten litten die Kinder darunter. Die um sich greifende Verzweiflung führte zu zahlreichen Selbstmorden.
Besonders schwer war das Los derjenigen Deutschen, die während des Aufstandes oder in den folgenden Wochen wegen begangener oder auch nur unterstellter Verbrechen gegen den tschechoslowakischen Staat oder das tschechoslowakische Volk - ein Begriff, unter dem sehr vieles zusammengefaßt wurde -, aus sonstigen Gründen oder reiner Willkür in die Prager Gefängnisse, unter denen die Strafanstalt Pankrác am meisten gefürchtet war, eingeliefert wurden.
Die Behandlung der Internierten oder Verhafteten durch fanatisierte und der allgemeinen Psychose des Aufstandes in besonderem Maße verfallene Elemente war grausam. Mit der Anwendung von Drangsalierungsmethoden, in denen man oft das nationalsozialistische System kopierte, wurde nicht gespart.
Mittlerweile hatte die Razzia gegen alle Deutschen das gesamte Stadtgebiet erfaßt, das nach

dem 8. Mai vollständig von der Revolutionsgarde besetzt war. Auch diejenigen, die während der Tage des Aufstandes in ihren Wohnungen oder Verstecken geblieben waren, wurden nun aufgespürt und interniert. Die Wohnungen der Internierten wurden sofort beschlagnahmt und von tschechischen Familien belegt.
Viele Deutsche begaben sich auf den Aufruf des Prager Rundfunks hin in tschechische "Schutzhaft" in dem guten Glauben, auf diese Weise den ärgsten Verfolgungen des entfesselten Mobs zu entgehen. Ihre Enttäuschung über die folgende Entwicklung und über die Haltung der tschechischen Vertreter des IRK, das gemäß der Prager Kapitulationsurkunde den Schutz und Abtransport der deutschen Zivilbevölkerung übernehmen sollte, war ebenso groß wie die derjenigen, die glaubten, daß sich die nationalen Leidenschaften nach wenigen Tagen beruhigen und wieder Ruhe und Ordnung einkehren würden.
Um den sowjetischen Panzern den Weg in die Stadt freizumachen, mußten die während des Aufstands errichteten Barrikaden beseitigt werden. Zu diesen Arbeiten zog man die internierten und gefangenen Deutschen heran. In größeren und kleineren Trupps wurden sie von bewaffneten Tschechen an ihre Einsatzorte gebracht.
Für diese Frauen und Männer begann jetzt ein furchtbarer Leidensweg. Die Kolonnen wurden bereits auf dem Anmarschweg vom Mob überfallen, der, sehr oft von den Bewachungsmannschaften ungehindert, die wehrlosen Menschen in grausamer Form mißhandelte, so daß einzelne Opfer schon hier den Tod fanden. Während der Aufräumungsarbeiten gingen die Torturen weiter und forderten wieder Todesopfer. In den Lagern verbreiteten sich Angst und Entsetzen, als die Zurückkehrenden von den Mißhandlungen berichteten.
In der allgemein von Haß vergifteten Atmosphäre distanzierten sich manche Tschechen, mit denen die einheimischen Deutschen auch während der Protektoratszeit in gutem Einvernehmen gelebt hatten und auf deren Fürsprache sie nun rechneten, von ihren deutschen Freunden und Bekannten, und die nationalen Parolen, die jedes Eintreten für die Deutschen als Kollaboration und als Verbrechen am nationalen Befreiungskampf brandmarkten, nötigten diejenigen, die die Exzesse gegen die deutsche Bevölkerung verurteilten und sich von ihnen fernhielten, zur Passivität.
Nicht überall jedoch konnte die von radikalen Elementen gesteigerte Psychose der Rache die Lebensgemeinschaft von Deutschen und Tschechen im persönlichen Verhältnis von Mensch zu Mensch zerstören. Viele Berichte lassen erkennen, daß sich Tschechen schützend vor ihre deutschen Bekannten stellten, sie nach Ausbruch des Aufstandes in ihre eigenen Wohnungen aufnahmen oder in sichere Verstecke brachten. Sie setzten dabei ihr Leben aufs Spiel; denn eine Aufdeckung ihres Verhaltens hätte sie unweigerlich zu Kollaborateuren gestempelt.
Die während des Aufstandes und in den Tagen danach kurzer Hand vorgenommenen Massenexekutionen ohne Gerichtsverfahren an den der Kollaboration beschuldigten Tschechen beweisen, wie sehr sich jene, die den Deutschen beistanden, in Gefahr begaben. Auch später setzten sich einzelne nationalbewußte und für die revolutionären Behörden unverdächtige Tschechen für internierte deutsche Bekannte ein. Einzelne Kommandanten oder Verwalter der Internierungslager bemühten sich auch, das Los der Häftlinge durch Beschaffung von Verpflegung vor allem für die Säuglinge und Kleinkinder zu bessern.
Die zuerst in Kinos, Schulen und Kasernen festgehaltenen Prager Deutschen wurden nach einigen Tagen meist in große Sammellager wie das Stadion Strahov, in dem sich zeitweilig 10.000-15.000 Internierte befanden, Reitschule und Stadion Slavia gebracht, wo sich ihre Lage nicht verbesserte. Sie litten hier weiterhin unter quälendem Hunger. In den Nächten drangen Gruppen sowjetischer Soldaten ungehindert oder gar begünstigt von tschechischem Wachpersonal ein und schändeten Frauen und Mädchen.
Zusammen mit Prager Deutschen wurden die zahlenmäßig nicht zu erfassenden Massen der deutschen Flüchtlinge, die auf der Flucht vor der Roten Armee aus Mähren, dem östlichen

Sudetenland, der Slowakei und besonders aus Schlesien in Prag vom Aufstand überrascht worden waren, in den Prager Lagern interniert oder in Gefängnisse gebracht. Das gleiche Los traf die nach dem Waffenstillstand auf der Rückkehr von der Flucht in der Umgebung der Hauptstadt aufgegriffenen Trecks oder die aus den Prag passierenden Zügen herausgeholten deutschen Rückkehrer. Ihre Lage war in besonderem Maße dadurch erschwert, daß sie ohne jeden Rückhalt in der Stadt waren.
Grausame Rache wurde an den aufgegriffenen Angehörigen der Waffen-SS, des SD und anderer nationalsozialistischer Organisationen genommen. Sie wurden von der fanatisierten Menge oft grausam gefoltert oder wie andere deutsche Uniformierte und Zivilpersonen gleich an Ort und Stelle niedergemacht. Gerüchte und Nachrichten über Erschießungen und Folterungen tschechischer Geiseln durch deutsche Wehrmachts- und Waffen-SS-Einheiten, die gegen die Aufständischen kämpften, steigerten die Erbitterung der Massen gegen die Deutschen.
Bald nach den Tagen des Aufstandes begann die "Säuberung Prags von den Deutschen". Diese wurden teils als Zwangsarbeiter in die Landwirtschaft, teils in das aus der Zeit des nationalsozialistischen Regimes bekannte Konzentrationslager Theresienstadt verbracht, wo viele von ihnen den Tod fanden. Nicht viel besser waren die Zustände in den am Stadtrand gelegenen Prager Lagern, von denen Hagibor besonders genannt werden muß.
In diesen Lagern verblieben die internierten Prager Deutschen bis zu ihrer Austreibung und Ausweisung. …<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die tschechischen Gewalttaten und Zwangsmaßnahmen (x010/43-44): >>Böhmen und Mähren-Schlesien (standen) seit dem Prager Aufstand vom 5. Mai 1945 im Zeichen nationalistischer Haßgefühle sowie eines Vergeltungsdranges insbesondere gegenüber den Sudetendeutschen, die als Verräter des tschechischen Staates betrachtet wurden.
In Abschnitt VIII des Kaschauer Programms der tschechischen Regierung der Nationalen Front der Tschechen und Slowaken vom 5.4.1945 wurde die deutsche und magyarische Minderheit zu einem großen Teil als "das gefügige Werkzeug einer gegen die Republik gerichteten auswärtigen Eroberungspolitik" bezeichnet, "von denen sich vor allem die tschechischen Deutschen direkt zu einem Ausrottungsfeldzug gegen das tschechische und slowakische Volk hergaben."
Geschürt wurde der Haß durch Reden und Broschüren politischer Persönlichkeiten sowie durch Presseartikel, worin zu einer kollektiven Bestrafung der Deutschen für begangene Verbrechen aufgefordert wurde. Bei den Ausschreitungen gegenüber den Deutschen mag bei manchen der Täter entfesselte nationalistische Leidenschaft, bei anderen blinder politischer Fanatismus eine Rolle gespielt haben, viele waren jedoch von opportunistischen Motiven und niedrigsten Instinkten bestimmt. Darauf weisen die zahlreich überlieferten Nachrichten über sadistische Handlungen hin.
An den hier gegenüber der deutschen Bevölkerung verübten Gewalttaten waren beteiligt:
- die teilweise kommunistisch beeinflußte Revolutionsgarde, ... ihre Angehörigen nannten sich Partisanen, obwohl sie größtenteils erst nach Beendigung der Kampfhandlungen der Garde zugeströmt waren;
- Soldaten und Offiziere der in der Sowjetunion unter General Svoboda gebildeten tschechischen Befreiungsarmee;
- die SNB (Wache der nationalen Sicherheit), die die Funktion des Staatssicherheitsdienstes sowie der Gendarmerie und Polizei ausübte, und schließlich
- auf den Straßen der tschechische Mob.
Zu den Gewalttaten gehörten Tötungen, verübt in verschiedenster Weise durch Erschießen, Erhängen, Erschlagen, Ertränken, brutale und sadistische Mißhandlungen, ferner Vergewaltigungen von Frauen. Die Ausschreitungen richteten sich zunächst gegen die deutsche Bevölke-

rung in ihrer Gesamtheit ...<<

Die Lage in Wagstadt beim Herannahen der Front; Evakuierung der Bevölkerung in den Kreis Hohenstadt, sowjetischer Einmarsch in Mährisch Rothwasser am 10. Mai 1945, Lebensverhältnisse im Mai 1945 und Rückkehr nach Wagstadt im Juni 1945

Erlebnisbericht des L. R. aus der Stadt Wagstadt im Sudetenland (x005/6-12): >>Mein Heimatort Wagstadt, Regierungsbezirk Troppau, war bis Ende des Jahres 1944 von besonderen Kriegsereignissen ziemlich verschont geblieben. Deutsche und Tschechen gingen einer geregelten Arbeit nach.

Im Januar 1945 wurde die Stimmung in der Bevölkerung aufgeregter, Durchzüge von flüchtenden Zivilisten aus dem Kattowitzer Gebiet beunruhigten die Gemüter. Die Schulen wurden geschlossen, Arbeiter und Angestellte zum Volkssturm gerufen, beim Landratsamt ein permanenter Nachtdienst eingeführt.

Angehörige der SA wurden Anfang Februar nach Ratibor geschickt, sie brachten flüchtende Frauen und Kinder mit Kraftwagen aus dem bedrohten Gebiet. Die Turnhalle des Deutschen Turnvereins, auch die Schulen, soweit sie nicht zu Lazarettzwecken gebraucht wurden, waren nun Durchgangslager, die von der NSV und sanitär vom DRK betreut wurden. Auch gebrechliche Wagstädter schickte man nun nach Blauda, Kreis Hohenstadt/Mähren. Mütter und Kinder aus Wagstadt wurden in den Hohenstädter Kreis gebracht. Dies alles ging recht geordnet vor sich, und auch im Aufnahmegebiet war Vorsorge getroffen.

In den Monaten März und April rückte die Front immer näher. Man hörte fernen Geschützdonner, die Nächte waren oft erhellt durch Brände in nördlicher und östlicher Richtung. Die Heeresgruppe Schörner nahm ihr Quartier im Kreis.

Mitte April brach die große Divisions-Schlächterei, die auch ohne Familie dastehende Volkssturmleute verpflegte, neuerdings auf und zog weiter nach Westen. Einige Male hatten in diesen Tagen Flieger russischer Herkunft in den Abendstunden die Stadt heimgesucht, wobei Sachschaden verursacht und Menschen getötet wurden. Am 29. April 1945 kamen sie schon nachmittags, richteten erheblichen Schaden an und töteten und verwundeten eine Anzahl von Männern und Frauen.

Jetzt war es mit der Ruhe vorbei. Mit Kraftwagen, auch mit der Bahn, evakuierte man die restlichen Frauen und Kinder. Aufnahmegebiet war Stadt Liebau. Die Bauern treckten mit bespannten Fuhrwerken auf der Straße.

Zahlreiche Männer, auch Dienstgrade des Volkssturmes, verließen die Stadt, denn sie wollten wissen, daß ihre Familien auch richtig unterkämen. Eine ziemliche Anzahl von ihnen stellte sich später in Stadt Liebau wieder bei ihren Einheiten ein. Ich möchte betonen, daß der Volkssturm keine kämpferischen Aufgaben erfüllen konnte, da er mangelhaft ausgerüstet und nur mit einer Anzahl von Gewehren verschiedener Systeme bewaffnet war. Ich war als Bataillonsführer mit einer Pistole bewaffnet, die mir Frau H. geschenkt hatte.

Die letzten Männer rückten am Morgen des 30. April ab. Infolge eines Auftrages einer Parteidienststelle mußten sie das wertvolle Vieh aus den Orten Wagstadt, Bielau, Klantendorf und Seitendorf, das in den Ställen hungerte, abtreiben. Es ging alles zu Fuß bis Stadt Liebau, zwei Tage hatten wir tüchtigen Schneefall.

Am 5. Mai tauchten auch dort russische Flieger auf, die durch Bombenwürfe viel Verwirrung hervorriefen, und es gab wieder Tote und Verwundete. Abgehetzt und halb irre erschien Frau T., die in Wagstadt geblieben war und die Russen erlebt hatte. Sie verschärfte mit ihren Schilderungen von Vergewaltigungen die Angst der zurückgebliebenen Frauen.

In Stadt Liebau blieb der Großteil der Wagstädter Bevölkerung mit ihrem Pfarrer und wurde dort von der Roten Armee überrollt.

Was dabei geschah, kann ich aus Augenschein nicht schildern. Ich war mit einem Rest von

Volkssturm-Männern nach Sternberg weitergezogen. Am Nachmittag des 6. Mai gab ich den Männern Entlassungspapiere, und sie trachteten in den Hohenstädter Kreis zu ihren Familien zu kommen. Auch ich traf mich dort mit Frau und Tochter, aber schon in den Morgenstunden des 7. Mai kam der Befehl, daß alle Deutschen weiter müssen.
Jetzt ging es schon sehr ungeordnet zu, jeder mußte selbst sehen, wie er weiterkam. Wir zogen zu Fuß über den Hambalek mit einem Handwagen, auf dem wir die letzten Habseligkeiten aufgeladen hatten. In Mährisch Rothwasser sah ich zum letzten Mal Landrat Dr. C. mit Frau und Tochter, auch Förster Sch. aus Waldheim, mit ihren Autos vorüberfahren. Sie sind in diesen aufgeregten Tagen spurlos verschwunden.
Noch einmal brachen wir auf, kamen nach Grulich, aber die Straßen waren restlos verstopft, und auf den Feldern rechts und links lagerten Leute sowie Vieh zwischen den Fuhrwerken. Neuerdings sammelte die Wehrmachtsstelle Männer zum letzten Kampf.
Ich ging mit einem Angehörigen zurück nach Mährisch Rothwasser, wo uns die Russen in der Nacht vom 9. zum 10. Mai einholten.
Am Morgen des 10. Mai erhielten wir den ersten Besuch. Russen kamen in die Wohnungen, verlangten nach Alkohol, und einer ließ den gesamten Schmuck von einigen Familien mitgehen, die dort beisammen waren. Unsere Wohnung lag gegenüber den Kasernen, in welche die Russen eingezogen waren. Am Vormittag wurde ich von den Tschechen verhaftet und in der Kaserne festgesetzt.
Am Vormittag wurde ich von den Tschechen verhaftet und in der Kaserne festgesetzt. Im Laufe des Nachmittags wurden noch andere Männer aus Mährisch Rothwasser, Weißwasser und Mährisch Karlsdorf eingebracht. Zwei Tage saßen wir (dort) ohne Nahrung. ... Als die Russen weitergezogen waren, brachte uns eine tschechische Wache nach Schreibendorf. Wir wurden dort verhört, verprügelt und entlassen.
Die Nähe der Kasernen, wo immer wieder neue Russen einzogen und abzogen, war für die Frauen sehr gefährlich. Noch vor meiner Entlassung in Schreibendorf waren Frau und Tochter nach Mährisch Karlsdorf geflüchtet, das abseits der großen Heerstraße lag. Die Sachen, die wir unter großen Anstrengungen bis hierher gebracht, blieben in einem Versteck in Mährisch Rothwasser. Im Karlsdorfer Gemeindehaus fanden wir Unterschlupf. ...
Wir schliefen zu 9 in einer Bodenkammer auf dem blanken Fußboden. Im Erdgeschoß des Hauses war die Gemeindekanzlei, im 1. Stock wohnten zwei Mietparteien, bei denen sich allabendlich durch lange Zeit hindurch 20 bis 30 Frauen zum Übernachten einfanden. Jede Nacht kamen die Russen aus Rothwasser ins Dorf, suchten nach Frauen, und das gellende Schreien der verfolgten und bedrängten Frauen hallte durch die Nacht.
Meine Frau kannte persönlich die mehr als 70jährige Frau, die durch einen jungen Mongolen vergewaltigt und so zerbissen und mißhandelt wurde, daß sie lange Zeit krank war. Im Gemeindehaus war nachtsüber eine tschechische Wache, die sich gegenüber den Frauen sehr anständig benahm. Zu dieser Einstellung mögen kleine Zigaretten-Spenden - diese waren damals sehr rar - das ihrige getan haben. Einige Male waren die Russen im Haus, aber diese wurden von der Wache abgefertigt mit der Bemerkung "im Haus wären nur Kanzleien."
Im Ort war das Verhältnis zwischen den einheimischen Tschechen und Deutschen so, daß man nie hörte, daß tschechische Männer sich an deutschen Frauen vergingen. Wenn es zu Brutalitäten kam, waren es gewöhnlich Tschechen, die aus anderen Orten zugezogen waren.
Inzwischen waren wir um alles mühsam bis hierher geschleppte Hab und Gut gekommen. Als wir unsere Sachen bergen wollten, fanden wir nur noch klägliche Überreste, zerrissene Koffer, zertretene und beschmutzte Fetzen unserer Kleider, einige Wäschestücke im Haus und auf der Wiese verstreut. Damals plünderte oder stahl fast jeder.
Die deutschen Männer und Frauen wurden jetzt zur Arbeit eingesetzt. Ich hatte mit anderen deutschen Männern unter einem tschechischen Aufseher Straßensperren zu räumen. Es war

eine schwere Arbeit, die Sperren aus der Erde zu holen. Essen mußten wir uns mitbringen. Ich lebte damals zumeist von dem, was ich von den einheimischen Männern geschenkt bekam, denn Flüchtlinge hatten keine Vorräte, und zu kaufen gab es vorerst nichts.
Ich staune heute noch über die Findigkeit der Frauen. Meine wußte zum Abendessen doch etwas aufzutreiben. Geld hatten wir noch. Die Russen schlachteten auf den Wiesen viele Rinder ab. Blut, Köpfe, Innereien und Knochen überließen sie dem heimischen Metzger, der die Arbeit tat.
Man mußte dann immer zur rechten Zeit da sein, um davon etwas zu bekommen. Später wurden auch verwundete Pferde, welche die Wehrmacht zurückgelassen hatte, geschlachtet und das Fleisch an Deutsche verkauft. Appetitlich war es ja nicht, wenn die Fliegenschwärme auf den Fleischstücken saßen - verkauft wurde ja immer im Freien -, aber eine tüchtige Waschung im Dorfbach spülte alle Bedenken mit hinweg.
Brot und Kartoffeln waren für Flüchtlinge vorerst nicht zu haben. Sehr übel waren Leute mit kleinen Kindern dran, denn offiziell war Milch nicht zu haben. Es stand im Dorf viel Rindvieh auf den Weiden, das die Russen zum Abtransport zusammengetrieben hatten. Von den Frauen, die das Vieh hüten und melken mußten, konnte man ab und zu etwas Milch bekommen. Nur durfte man sich nicht von den Russen erwischen lassen.
Die erste Panzersperre, die wir wegräumten, stand bei der tschechischen Schule in Schreibendorf. - An diesem Tage wurde die tschechische Schule festlich eröffnet. Als kurz vor 12 Uhr das "Kde domov muj" erklang, dachte ich wehmütig daran, ob ich wohl auch noch einmal meinen Beruf werde ausüben können.
Als die Kinder aus der Schule strömten, bimmelte es auf der Dorfstraße. Ein sonderbarer Zug kam heran. Vorn (ging) der Gemeindeausrufer mit einer Glocke, dahinter (ging) ein deutscher Gendarm in tadelloser Uniform mit allen Dienstgradabzeichen und Auszeichnungen. Die Hände hatte (man ihm) hinter dem Rücken gefesselt, eine Kuhkette reichte von den Hand- zu den Fußfesseln, die ihm nur kleine Schritte erlaubten. Begleitet wurde der Gefesselte von bewaffneten Tschechen, die ihn vor ein nettes Einfamilienhaus führten. Ein Tscheche ging hinein, und die Frau des Gendarms, angeblich eine einheimische Tschechin, stellte einen Napf mit Essen auf die Stufen, die zur Haustür hinaufführten.
Kniend beugte sich der Gefesselte über die Schüssel und mußte buchstäblich wie ein Tier fressen. Da er ... seit längerer Zeit nicht rasiert war und ihm die Essenreste nachher an den Bartstoppeln hingen, war der Mensch erbärmlich anzusehen. Die Schuljugend begleitete den Zug auf dem Rückweg zum Arrest. - Später gab es angenehmere Arbeiten im Wald. Eine größere Partie von Männern schälte im Wald gefällte Baumstämme und stapelte diese auf für den Abtransport. Der tschechische Aufseher R. war menschlich und kein brutaler Treiber.
Dann kam der Pfingstsamstag. Im Dorf erschien ein Partisanenkommando, angeblich Studenten aus Königgrätz, in roten Hosen, bewaffnet mit Ochsenziemern und Gummischläuchen. Der Bürgermeister des Ortes, ein Deutscher mit Namen W., bestellte alle deutschen Männer von 16 bis 60 Jahren zur Schule.
Dort standen sie mit erhobenen Armen, wurde einer müde und ließ die Arme sinken, knallte ein Schuß über die Köpfe. Gruppenweise wurden wir in ein Schulzimmer hineingelassen. Die Partisanen vertrieben sich die Wartezeit mit Späßen. Hitlerjungen mußten am Fußboden robben, Männer den deutschen Gruß leisten und sich dann gegenseitig ohrfeigen.
Fielen die Schläge nicht nach dem Wunsch der Tschechen aus, zeigten sie dem Rücksichtsvollen am eigenen Körper, wie man zuschlagen müsse. Einzeln kamen wir dann in ein anderes Zimmer. Der Bürgermeister verlas Namen und Herkunft. Wir wurden kurz verhört. Ein Kommissionsmitglied schrieb mit Kreide eine Zahl auf den Rücken des Opfers. Trat das Opfer dann aus der Türe, flog es sofort von Fausthieben getrieben in ein anderes Zimmer.
Dort standen die Schulbänke in zwei langen Reihen. Jeder wurde über die Bänke gezerrt, und

zwei bis vier Mann hieben los. Das Opfer mußte laut zählen, kam aber kaum mit. Mit 25 Hieben war ich noch gut dran, trotzdem konnte ich mehrere Tage nicht auf dem Rücken liegen. Schlechter war mein Kamerad H. mit 40 Hieben dran, denn man schlug ihm die Krampfadern an den Beinen durch, daß er stark blutete. Der alte Oberlehrer des Dorfes U., der fast 70 Jahre alt war und dem Aufruf irrtümlich Folge leistete, bekam auch seine Schläge, so daß er längere Zeit an einer Nierenerkrankung laborierte. Die Pfingstfeiertage über "arbeitete" das gleiche Kommando in Mährisch Rothwasser und Grulich.
Mein Kamerad H. wollte zurück nach Wagstadt. Auf dem Weg wollte er die Orte aufsuchen, in die er … Vorräte gelagert hatte. Meine Frau hatte Hausbesitz, und wir beide wollten sehen, was davon noch da war. Die Frau des Finanzrates R. aus Troppau schloß sich uns an. Beim tschechischen Kommissar baten wir um einen Geleitschein für den Hin- und Rückweg. Er gab sie uns, warnte uns aber vor dem Unternehmen. Er betonte einige Male, wir sollten lieber hierbleiben.
Die tschechischen Kommissare hatten unter den Angebereien der eigenen Volksgenossen zu leiden. Der erste Kommissar P. war schon nach einigen Tagen seines Amtes entsetzt, weil er im Reich gearbeitet hatte. Der zweite Kommissar war vielen Tschechen zu human.
Am 3. Juni verließen wir ... Mährisch Karlsdorf. Es ging nur zu Fuß. Deutsche durften nicht mit der Bahn fahren, durften kein Fahrrad benutzen. Schon im Ort hinter Schreibendorf griff uns eine Straßenwache auf. Wir waren der Wache schon wegen unserer Körpergröße verdächtig. Der Geleitschein mit dem Namen des ihnen bekannten Tschechen öffnete uns nach längeren Verhandlungen - H. sprach ein ausgezeichnetes Tschechisch - wieder den Weg. In Hermesdorf vor Mährisch Schönberg erlebte H. die erste Enttäuschung. Alle Waren in den Magazinräumen, die einem dortigen Kaufmann gehörten, auch die verlagerten Waren meines Freundes, waren verschleppt oder vernichtet.
Am nächsten Morgen durchschritten wir Mährisch Schönberg. Die Einwohner fegten die Straßen und Plätze. Der dortige russische Kommandant hielt auf gute Ordnung. Es soll dort auch zu geringeren Ausschreitungen gekommen sein als in anderen mährischen Orten. Am Abend kamen wir nach Mährisch Neustadt. ... Die Witwe eines Amtsrichters nahm uns auf. Das Haus, in dem sie wohnte, war, wie fast alle in der Umgebung, ausgeplündert. Die Haustüren waren gewaltsam erbrochen, die Fenster eingeschlagen, die Vorräte aus den Häusern geholt, die Möbel vielfach verschleppt.
Am nächsten Morgen trafen wir auf dem Wege nach Sternberg ein Mädchen. Sie war noch nicht 20 Jahre, hatte weder Hut noch Mantel, ging barfuß, und ihre Füße bluteten. Sie war aus der Gegend von Ratibor. Aus ihrem Wohnort war sie nach Westen geflüchtet, aber bald von den Russen überholt worden. Als sie in ihren Wohnort zurückmarschierte, lockten sie Russen mit dem Versprechen in ihr Auto, sie in ihrem Wohnorte abzusetzen. Sie wurde aber bis nach Böhmen verschleppt und von den Russen oft mißbraucht, wie sie Frau R. mitteilte. Endlich konnte sie entfliehen und war nun auf dem Weg nach Hause. Sie bat uns, sich uns anschließen zu dürfen, weil sie große Angst vor den Russen hatte, die noch immer in ihren Autos die Landstraßen unsicher machten.
In Sternberg ging es drunter und drüber. Die Schwägerin meines Kameraden, bei der wir für die Nacht bleiben wollten, riet uns, den Ort zu verlassen. Die Russen feierten ein Siegesfest. Sie selbst und viele Frauen der Nachbarschaft rüsteten sich für einen Aufenthalt im Wald, sie konnten in dieser Nacht nicht in ihren Häusern bleiben. Am Bahnhof lag ein Berg von ... Fahrrädern, die man den Deutschen abgenommen hatte. Ein Russe kletterte in dem Räderberg umher, er suchte sich ein heiles Rad. Wie viele Räder er bei dem Suchen zertrampelte, daß weiß ich nicht. An der Beute werden die Russen wenig Freude gehabt haben.
Wir übernachteten in einem abseits gelegenen Gehöft. Dann marschierten wir nach Bautsch weiter. Auf halbem Weg kamen wir durch ein Dorf, es war wohl Lodenitz oder Barn, ich weiß

es nicht mehr. Aus der großen Schule klang deutsches Gespräch, selbst ein deutsches Lied. Da mußte ich hinein.
Auf dem Gang traf ich die Lehrerin G. aus Troppau, die hierher evakuiert worden war. Schon wenige Tage nach der russischen Besetzung hatte der russische Ortskommandant Schüler, Lehrer und Lehrerinnen zusammengerufen und ihnen zwei Tage Frist gegeben, die Schule zu säubern. Nachher mußte der Unterricht sofort aufgenommen werden. Er wurde in deutscher Sprache erteilt. Schulaufseher war ein tschechischer Gendarmerie-Aufseher, der auch täglich in die Schule kam.
In Bautsch übernachtete ich mit den anderen bei Fräulein B. Das Städtchen hatte schwere Tage durchgemacht, und es war wieder in heller Aufregung. Die Haushalte mußten Geschirr, Besteck, Wäsche, Lampen und dergleichen zu einer Sammelstelle bringen. Nur den unbedingt nötigsten Bedarf durfte man behalten.
Gesprächsthema war auch der Freitod von zwei Troppauer Lehrerfrauen und die Niedermetzelung einer Oberlehrerfamilie aus Schwansdorf. Die Leichen waren in einem Schieferbruch an der Mohra gefunden worden.
Am nächsten Tag wurden wir von einer tschechischen Straßenkontrolle in Tschirm bei Wigstadtl gestellt. Das Gepäck wurde durchsucht, wir wurden um manches wieder erleichtert, und erst nach langen Verhandlungen durften wir weiter, denn einer der Tschechen glaubte in mir einen Wigstadtler erkannt zu haben. Die Sprachkenntnisse meines Begleiters waren wieder von großem Vorteil.
In Wigstadtl suchte ich die Frau meines Bruders auf, die erst am Tag vorher aus Böhmen zurückgekehrt war und eine verwüstete Wohnung vorgefunden hatte. Von ihrem Mann, meinem Bruder, wußte sie nichts, der war bei der Wehrmacht. Nach kurzem Aufenthalt ging's weiter. Und in Gerlsdorf vor Fulnek wurden wir wieder einmal verhaftet und für die Nacht eingesperrt.
Am nächsten Morgen durften wir aber doch weiter, umgingen die niedergebrannte Stadt Fulnek auf Umwegen. Wir waren von den deutschen Einwohnern gewarnt worden und kamen unbehelligt nach Klantendorf. Dort blieb mein Wandergenosse bei Verwandten, und ich ging auf Feldwegen nach Brawin. Dort übernachtete ich beim deutschen Bauern S., dessen Gehöft durch Beschuß teilweise zerstört war.
Endlich, am Sonntag, dem 9. Juni, kam ich verstohlen in unser Wohnhaus. Das Haus war ausgeraubt. Die meisten Möbel, auch die 2 Klaviere, waren weggeschafft. In einem Schlafzimmer standen noch die Möbel, aber Matratzen, Wäsche, Betten, Teppiche, Kleider und Geschirr waren weg. Meine Bücher lagen zerrissen und angefault im Hofe. Im Hause war, wie ich hörte, eine russische Dienststelle einquartiert. Nachher hatten die Tschechen aus den umliegenden Dörfern das Beste weggeholt, einzelne Kleidungsstücke und Geschirr sah ich auch bei deutschen Nachbarn. Sie haben sich damit aber kaum bereichert, sondern sie nahmen die Dinge aus Not.
Das Bekleidungswerk uns gegenüber soll erst einige Tage nach den Kampfhandlungen einem gelegten Brand zum Opfer gefallen sein. Nach gehörten Meinungen soll dieser zur Verschleierung von Räubereien gelegt worden sein. Am Nachmittag feierten die Tschechen die Befreiung Wagstadts durch einen Festzug und ein Fest in der deutschen Turnhalle. Eine Nacht schlief ich bei Bekannten noch in Freiheit. ...<<

Der Einmarsch der Roten Armee in Mährisch Ostrau

Erlebnisbericht des A. H. aus Mährisch Ostrau (x005/25-27): >>Wochenlang vor Ostern (2.4.1945) und auch nach den damals so traurigen Osterfeiertagen vernahmen wir Daheimgebliebenen aus der Hultschiner Gegend dumpfen Kanonendonner, nebenbei meldete der Rundfunk immer wieder Anflug feindlicher Bomber auf Mährisch Ostrau, dies vorwiegend in den

Abendstunden, so daß wir praktisch jeden Abend im Luftschutzkeller saßen; gemütlich war es dort bestimmt nicht, da wir bei den Einschlägen in den Nachbarhäusern … immer damit rechnen mußten, daß wir nun dran kamen; die Kellerwände erzitterten, oft wurden wir hin- und hergewirbelt. Frauen und Kinder weinten vor Angst, die Männer versuchten immer wieder ins Freie zu treten, um die unheimlichen Vögel zu beobachten, doch der Luftschutzwart trieb uns immer wieder zurück. Oft mußten wir bis 12 Uhr nachts im Keller sitzen.
Am Morgen, übernächtigt, hungrig ins Freie tretend, sahen wir die Bescherung: Ruinen da und dort, noch rauchend. Die Bewohner mit einigen geretteten Habseligkeiten warteten auf die Kommandos, welche den Obdachlosen eine vorübergehende Schlafstelle zu verschaffen hatten. Manche dieser Familien wurden bis dreimal bombardiert.
Erst gegen Ende April, als alle Volkssturmmänner an der sich nahenden Front eingesetzt wurden (nur wenige kamen gesund zurück), hörten die Luftangriffe auf, dafür vernahmen wir von der Hultschiner Seite verstärkten Kanonendonner, und es begann nun die Beschießung von Ostrau mit Artillerie, oft flog so ein Geschoß durch 8 Wände, wie ich selbst an meiner Fabrik erleben durfte. Schon am 21. April 1945 sind die Russen in Troppau einmarschiert. Unsere Truppen leisteten immer wieder Widerstand, leider vergeblich.
Vormittag, am 30. April, wurde es in der Stadt unheimlich ruhig, wir waren dies seit Monaten nicht gewöhnt, ahnten aber nichts Gutes, selten sah man einen Menschen auf der Straße, man ahnte, daß es dem Ende zugehen würde. Mit der weiteren Umgebung hatten wir keine Verbindung mehr, auch die Presse brachte nichts mehr zur Lage, viele Ämter flüchteten mit ihren Akten nach West- und Südmähren und anderen Orten. Auch das war vergeblich, wie es sich bald herausstellte.
Kurz vor 5 Uhr nachmittags marschierten die Russen von Petershofen kommend in Oderfurt ein, in geordneten Kolonnen, an der Spitze grün uniformierte Soldaten mit vielen Orden behängt, nach ihnen dann normale Soldaten in ihren erdfarbenen Uniformen, man sah es ihnen an, daß sie lange Märsche hinter sich hatten und vielleicht Monate nicht anständig geschlafen haben. Die Begrüßung durch die tschechischen Mitbewohner war nicht besonders enthusiastisch, man sah zu, sonst nichts, kein Blumenwerfen oder Hochrufe.
Von den Deutschen sah man überhaupt niemand auf der Straße, denn obwohl noch vor Stunden auf Waffenbesitz die Todesstrafe angedroht war, erschienen auf einmal junge Leute mit leichten Gewehren bewaffnet, marschierten entlang den russischen Kolonnen und schossen auf jeden, der nach Deutschtum aussah; so sah ich bald einige Tote oder Verwundete an der Breslauer Straße liegen.
Wir hängten rasch weiße Tücher aus den Fenstern, aber gar bald fanden sich Verräter, welche den Russen die Wohnungen der Deutschen zeigten. Um die Leichen kümmerte sich niemand, sie blieben tagelang liegen, nur den Kopf mit einem Fetzen zugedeckt.
Die Russen kamen etwas verspätet an, Grund? Sie mußten vorerst die von deutschen Truppen in die Luft gesprengte Brücke über die Oder bei Petershofen eine … Holzkonstruktion bauen; der Kanonendonner aber flackerte wieder auf, man schoß nun auf die sich zurückziehenden deutschen Truppen, welche gegen Hrabová, Kuntschitz zogen.
Zweimal kamen deutsche Soldaten zu mir, ich möge ihnen einen Raum als Verbandslokal für Verwundete bereitstellen, doch kaum angefangen, flüchteten sie weiter; ein Kraftfahrer wollte noch eine Kanne Benzin haben, ich mußte ablehnen, da beide Autos im Hof seit Wochen staubtrocken waren, und so flitzten die Kübelwagen und sonstigen Kraftfahrzeuge durch Oderfurt gegen Ostrau - Witkowitz, um der Gefangenschaft oder dem sicheren Tod zu entgehen; aber alles war vergeblich, denn der Russe kam von allen Seiten nach Ostrau, und so kamen fast alle Deutschen in Gefangenschaft, so selbe nicht noch in den letzten Kriegsstunden abgeschossen wurden.
Den ersten Tag benützten die Russen, sich erstens einmal auszuschlafen, meist in Wohnun-

gen; so bekam auch ich 5 Mann ins Quartier. Sie fragten nicht viel, warfen die Rucksäcke ab und legten sich auf den nackten Fußboden nieder, vorher (hatten sie) mir gezeigt, wie ihre in Fetzen gehüllten Füße rochen oder stanken, dabei immer wieder das Fenster schließend, wenn ich es wiederholt wegen des Gestankes öffnete.
Am zeitigen Morgen trotteten sie … davon, nahmen mit, was ihnen nehmenswert war, was ich absolut nicht zu hindern versuchte. Fahrrad, Wecker, Taschenmesser, einer nahm auch den weißen Fetzen vom Fenster mit, wohl als Fußfetzen.
Es war der traurigste 1. Mai, den ich je erlebte. Zu Mittag erschienen zwei Russen mit ihren fast 2 m langen Gewehren und (sagten) kurz: "Du mitkommen, Du Deutscher!" Als alter Feldwebel wußte ich, daß hier keine Widerrede half, und wir nun 18 Mann stark marschierten in das Beamtenhaus der Witkowitzer Gruben auf der Troppauer Str. Nr. 55. Dort zwängte man uns in die Waschküche, nasser Betonfußboden; und so gingen wir die ganze Nacht auf und ab, ohne etwas gegessen zu haben, die letzte Zigarette wurde so geraucht, daß jeder Herr einen Zug rauchen durfte.
Wer die Herren waren, weiß ich nicht mehr, wir haben uns nicht vorgestellt. Es war auch kein Animo (Interesse) dazu vorhanden, denn jeder dachte daran, was mit ihm geschehen werde. In der Früh holte mich ein Kalmücke zum improvisierten Gerichtshof in der Wohnung eines der Grubenbeamten, und nach kurzer Verhandlung bzw. Frage und Antwort ließ mich der russische Oberstleutnant laufen.
Das war am 2. Mai 1945; nun sah ich beim Nachhausegehen schon mehr Leichen auf den Straßen, aber auch viele tote Russen, für welche man direkt am Rathausplatz Gräber grub und dort also mitten in der Stadt bestattete. Monate blieben sie dort begraben.
Die Stadt glich nun einem Hexenkessel, überall sah man Männer und Frauen in Kolonnen streng bewacht in die Arreste ziehen, brutal aus den Wohnungen gerissen; die Wohnungen wurden nun geplündert, überall sah ich Hausrat auf den Straßen liegen, so bei Dr. von U., bei Baumeister H. lagen kostbare Bücher, Briefmarkensammlungen im Regen, auch die schönen Villen in (der) Parkstraße dasselbe Bild.
Haufenweise deutsche Bücher, ja ganze Lexikons, Fotografien, Bilder und in jeder deutschen Wohnung ein Soldat, welcher das Übriggebliebene bewachte, aber Zeit fand, sich aus kostbaren Zimmerkredenzen die Mahagonibrettchen herauszuschneiden und einen Koffer zu machen! Die Plünderung war den Soldaten drei Tage erlaubt, doch einige Unternehmungslustige plünderten noch viele Tage später, auch mich, besonders des Nachts, vier Anzüge und fast alle Wäsche gab ich her.
Mancher Soldat hatte bis 12 Armbanduhren auf der Hand und war so gutmütig, 3 bis 4 Uhren zu geben, wenn er dafür eine größere Uhr, meist einen Wecker, bekam! Über das Schicksal vieler Frauen und Mädchen aus allen Kreisen will ich nicht schreiben, es war für die Betroffenen entsetzlich.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Sternberg am 6. Mai 1945
Erlebnisbericht des Pianisten Wilhelm M. aus der Stadt Sternberg in Mähren (x005/27-30):
>>5. Mai 1945: Seit den frühen Morgenstunden geht das Gerücht der bevorstehenden Besetzung durch die Russen um.
Vormittag wird bekanntgegeben, daß die Stadt nicht verteidigt wird. Das Wehrmeldeamt hat die Stadt bereits verlassen. Gegen 13 Uhr werden beim Verlassen des Rathauses Kreisleiter Josef H. durch Bauchschuß und Bürgermeister Dipl.-Ing. Alois P. durch Armschuß verletzt. Die Täter waren Antifaschisten. Den Bewohnern wird empfohlen, die Stadt zu verlassen.
Gegen 17 Uhr Beginn des Einmarsches der Russen vom Osten und Süden her. Die Stadt wird kurz beschossen, die Bewohner flüchten in die Umgebung. Keinerlei Kämpfe, da die Stadt von deutschen Truppen frei ist. Beim Gasthaus "Filzlaus" fliegt ein Munitionslager in die Luft

und zerstört dasselbe. Meine Familie und ich finden Unterkunft im Försterhaus hinter Krokersdorf und sehen abends gegen Südwesten brennende Dörfer. Die Russen ziehen in endlosen Kolonnen gegen Mährisch Schönberg. Im Försterhaus wird nicht geplündert, es werden bloß alle Futtermittel für Pferde beschlagnahmt.
6. Mai 1945: Tag und Nacht marschieren die Russen in nordwestliche Richtung. Wir werden immer wieder nach deutschen Truppen gefragt. (Es ereignen sich) keinerlei Übergriffe durch die russischen Kampftruppen, die nur Uhren mitnehmen. Ein hoher russischer Offizier, ... der sehr gut deutsch spricht, erzählt uns, daß Stalin der Truppe 3 Tage Plünderungsfreiheit zugesagt hat.
7. Mai 1945: Die russischen Aufmarschkolonnen reißen nicht ab. Aus Sternberg werden Leute mit der Mitteilung in die Nachbarorte geschickt, daß alle Bewohner heimkehren sollen, ... (weil sonst) ihre Wohnungen beschlagnahmt werden. ... Gegen 14 Uhr (erfolgt ein) letzter Tiefflliegerangriff gegen die sowjetischen Kolonnen durch eine deutsche Maschine. ... Der Angriff fordert zahlreiche Tote und Schwerverletzte, 2 Stalinpanzer werden vernichtet und brennen aus.
Wir kehren nach Sternberg zurück, unsere Wohnung ist belegt, die Zustände in der Stadt sind fürchterlich. Seit 2 Tagen wird geplündert. Vom Haus meiner Mutter ... können wir beobachten, daß in der Nacht die Sparkasse von Russen geplündert wird. Aus dem Rathaus und der Sparkasse werden Akten und Bücher haufenweise auf die Straße geworfen. Die Kassen und Schrankfächer der Sparkasse werden aufgebrochen bzw. gesprengt. Die Haustür der gegenüberliegenden Buchdruckerei A. ist verbarrikadiert, die Russen lehnen Leitern an das Haus und dringen im 1. Stock ein.
Gegen 22 Uhr läuft eine ... Frau schreiend durch die Straßen, russische Soldaten verfolgen sie. ... Im Nachbarhaus wütet die Soldateska. ... Das Haus meiner Mutter wurde am Tag vorher von einem Tschechen, der seit mehr als 10 Jahren darin wohnte, in sein Eigentum übernommen. Am Tag vorher wurde es von Russen "durchsucht", alle Konservengläser wurden geöffnet und auf die Straße geworfen. ... Der Tscheche hißte eine tschechoslowakische Fahne, worauf das Haus von weiteren Plünderungen verschont blieb.
9. Mai 1945: ... Die Stadt sieht grauenhaft aus. Sämtliche Geschäfte sind geplündert, die Auslagen zerschlagen, haufenweise liegen Kisten und Kartons auf den Straßen. Vor dem Stadthof liegen alle Bücher der ehemaligen Stadtbücherei. (Sie müssen später von den Tschechen gesammelt worden sein, denn etwa 1948 oder 1949 las ich in der "Schwäbischen Donau - Zeitung", Ulm, daß ein Flüchtlingslager aus der Schweiz eine Bücherspende erhielt; etwa 600 Bände enthielten den Stempel "Stadtbücherei Sternberg, Ostsudetenland".)
Russinnen in Offiziersuniform versehen den Dienst als Verkehrspolizisten. Ununterbrochen fahren Wagen mit geplündertem Hausrat gefüllt, durch die Stadt. Tschechen durchsuchen die Häuser nach ehemaligen Parteigenossen und führen sie ins Lager. Niemand wagt sich auf die Straßen. Es ist nicht mehr zu übersehen, wen man verhaftet hat, da die Betreffenden meistens nachts aus den Häusern geholt werden. Immer mehr Namen von Mitbürgern werden bekannt, die aus Angst ... Selbstmord verübt haben.
Am 11. Mai müssen sich laut Befehl der russischen Kommandantur alle früheren Wehrmachtsangehörigen ... melden. Ich gehe mich melden, werde aber wieder weggeschickt, da der Kommandant abwesend ist. Melde mich am nächsten Tag wieder, ein tschechischer Partisan führt mich vor.
Zuerst werden mir alle Taschen entleert und die Personaldaten aufgeschrieben. Dann werde ich mit einem mir unbekannten Sternberger in den Keller eines Hauses ... geführt. Ein russischer Posten übernimmt uns, wir müssen uns mit dem Gesicht zur Wand drehen, der Russe klappert mit der MP. Es ist grauenhaft still im halbdunklen Keller. Etwa 5 Minuten müssen wir mit erhobenen Händen, Gesicht zur Wand, stehen.

Dann kommt ein zweiter Russe dazu und macht uns mit dem Gewehrkolben verständlich, daß wir uns umdrehen sollen. Der erste russische Posten gibt uns ein Stück Wurst und Brot. Daß wir nicht essen konnten, ist nicht verwunderlich. Wir kommen in einen Verschlag, in dem schon rund 15 Menschen wie die Heringe eingepfercht sind. Ab und zu holen die Russen Leute zur Arbeit.
Von der Straße aus werden uns Lebensmittel und Kleidung zum Kellerfenster hereingeschoben. Unerfindlich ist es, wie unsere Angehörigen so schnell unseren Aufenthalt erfuhren. Trotz aller Bedrohungen ... gehen die Frauen immer wieder auf die Suche nach ihren Männern. Ich werde mit anderen Häftlingen auf "Arbeit" geschickt.
Die Russen plündern das Laboratorium des Zahntechnikers Bruno B. und das Gesundheitsamt. Dabei müssen wir ihnen die geraubten Sachen verladen helfen. Im Gesundheitsamt steht ein neuer Röntgenapparat, den die Russen scheinbar nicht kennen. Mit vorgehaltener MP umkreisen sie vorsichtig den Apparat. ... Als sie sich von der Harmlosigkeit des Apparates überzeugt haben, geben sie uns den Befehl, den Röntgenapparat von einem Fenster des 1. Stockes auf die Straße zu werfen. ...
Immer wieder werden Deutsche von den Tschechen aus den Häusern abgeholt und ins Lager verschleppt, wo sie in unbeschreiblicher Weise mißhandelt werden. Der Gemeindeangestellte St. wird z.B. zwischen 2 Stühle gebunden, hin und her geschaukelt und dabei von 2 Tschechen mit Gummiknüppeln so lange geprügelt, bis am Körper kein weißer Fleck mehr zu sehen ist. Sogenannte Antifaschisten führen die Tschechen in die Häuser bzw. machen sie auf Volksgenossen aufmerksam, die noch nicht in den Lagern sind.
Am Pfingstsonntag, 20. Mai 1945, werden wir Inhaftierten … in das … Lager Olmütz … geführt.
An einem Tag gegen Juniende hat sich ein bezeichnender Vorfall abgespielt: Vom Lager Olmütz werden wir zu Aufräumungsarbeiten in den Olmützer Vorort Chvalkovice geschickt. Am Heimweg ins Lager Olmütz mußte wie üblich gesungen werden. Die Russen haben immer anbefohlen, was zu singen war: Horst-Wessel-Lied, Westerwald, Volk ans Gewehr, Wir fahren gegen Engelland usw.
Rauchen im Zug war erlaubt. Ein Kriegsgefangener entnimmt einer versilberten Zigarettendose eine Zigarette. Das sieht vom Gehweg aus ein Tscheche, der auf den Kriegsgefangenen zuspringt, ihm die Dose entreißt und mit der Faust einige Male ins Gesicht schlägt, wobei er den Kriegsgefangenen gröblichst beschimpft.
Der russische Begleitposten wird aufmerksam, geht mit vorgehaltener MP auf den Tschechen zu und zwingt ihn, dem Kriegsgefangenen die Zigarettendose wieder zurückzugeben. Einer von uns Gefangenen muß den Tschechen durchsuchen, der einen Schlagring, eine Pistole, Zigaretten und Geld in den Taschen hat. Die Zigaretten gibt der Russe dem von dem Tschechen mißhandelten Kriegsgefangenen, alles Übrige steckt der Russe ein und befördert mit einem Fußtritt den Tschechen in den nächsten Straßengraben mit den Worten: "German Soldat. Du Schwein!"<<

Vorgänge in Mährisch Schönberg nach der Besetzung durch sowjetische Truppen und Verschleppung in die Sowjetunion

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Josef K. aus der Stadt Mährisch Schönberg (x005/34-37):
>>Der 8. Mai 1945 war ein selten schöner Maientag, ein Tag, an dem die Natur ihr schönstes Kleid angelegt hatte, als wollte sie durch ihre strahlende Wärme und Lebenslust den ersehnten Frieden für die bis dahin gequälte Menschheit ausbreiten. Aber es standen die Russen vor der Stadt, und es kam anders.
Am Morgen eilte meine Frau zu einem Bäcker, ... um Brot zu "erstehen". Ab und zu fielen Gewehrschüsse; es hieß, die Russen seien schon in Frankstadt. Nach Radiomeldungen sollte

da und dort bereits Waffenstillstand geschlossen sein bzw. habe die deutsche Armee kapituliert. Manche hofften, daß der Krieg vor der Heimatstadt ein Ende finden werde.
Kurz nachdem meine Frau das Haus verlassen hatte, setzte aus Richtung Frankstadt-Johrnsdorf lebhaftes Maschinengewehrfeuer ein. Da ich meine Frau in Gefahr glaubte, lief ich ihr nach und holte sie nach Hause. Etwas später begannen russische Panzer und Pakgeschütze die Stadt zu beschießen. Auch hörte man das Heulen und Pfeifen schwerer Geschosse über der Stadt. Wir suchten Schutz im Keller. Ununterbrochen schlugen Granaten in die benachbarten Häuser, und wir hörten das Bersten und Krachen von Mauern und Dächern. Fast kein Haus blieb unbeschädigt. Gegen Mittag eilten kleinere Gruppen unserer Soldaten in westlicher Richtung durch die Stadt und wenig später sah man auf dem Rathausturm eine weiße und eine rote Fahne. ... Dann flaute der Gefechtslärm nach und nach ab.
Ungefähr um 15.00 Uhr rollten die ersten russischen Panzer durch die Stadt, und wenig später standen die ersten Russen im Haus und verlangten "casy, casy" ("Uhren, Uhren"). (Wir erhielten) erste Nachrichten über Vergewaltigungen. Die Frauen wagten nicht mehr, das Haus zu verlassen und versteckten sich, sobald sich ein Russe dem Haus näherte. In der Schillerstraße wurden die Geschäfte geplündert.
Dem Umstand, daß einer unserer Mitbewohner etwas russisch sprach und viele Eindringlinge zum Weitergehen bewegte und daß das Haus einem Amerikaner gehörte, der auch darin wohnte, verdanken wir es, daß uns diese erste Plünderungs- und Vergewaltigungswelle verschonte. ... Am Abend dieses 8. Mai hatte unsere Hausfrau meine Frau umarmt und meinte: "Nun haben wir das Schrecklichste überstanden." - Später wählte das Ehepaar den Freitod -.
In unser Haus kam eine russische Patrouille, besichtigte die Wohnungen und gab allen den Auftrag, innerhalb von einer halben Stunde das Haus zu verlassen. Auf einen Handwagen luden wir das Allernotwendigste und zogen zu einer befreundeten Familie am Petersberg. Das ganze Wohnviertel mußte geräumt werden. Ein russisches Kommando belegte die Häuser. Schlagbaum und Posten sperrten die Straßen.
Als ich nach einigen Tagen nach unserer Wohnung Ausschau hielt, war der Schlagbaum weg, die Straße frei, und auf der Bank vor dem Haus saß ein russischer Unteroffizier, der mir ordnungsmäßig die Schlüssel der Wohnung übergab. Zur Ehre dieses Kommandos muß ich sagen, daß in der Wohnung nichts fehlte, nur waren die Einrichtungsstücke durcheinander gestellt.
Nun mußte ich mich beeilen, der Aufforderung, alle Waffen abzuliefern, nachzukommen. Es war ein schwerer Gang für mich, und mein Herz blutete, als ich sah, wie ein Jugendlicher von der "straz" meine geliebten Jagdwaffen wie Alteisen auf einen Haufen warf.
Die Deutschen zeigten sich nur in den dringendsten Fällen auf der Straße. Sie mußten eine Armbinde tragen. Neben der russischen Militärpolizei patrouillierten tschechische Jugendliche ("straz") in den Straßen. Aber die russischen Soldaten vergewaltigten unvermindert Frauen und Mädchen jeden Alters und plünderten und raubten, was ihnen begehrenswert erschien.
Ich war Zeuge, als eine russische Kolonne in der Mühlfeldstraße ... hielt, die Soldaten von den Fahrzeugen sprangen und in den anliegenden Häusern alle erreichbaren Frauen und Mädchen vergewaltigten. Meinen Versuch, in einem Haus ihrem Treiben entgegenzutreten, hätte ich beinahe mit dem Leben bezahlen müssen. Auf den Fahrzeugen saßen auch einzelne ordensgeschmückte weibliche Soldaten, die dieser Vorgang anscheinend ganz unberührt ließ.
Einige Tage nach dem Einmarsch der Russen sah man die Soldaten in Scharen, mit großen in Leinen gewickelten Paketen, zur Bahn ziehen. Sie hatten die Erlaubnis, ihr Beutegut an ihre Angehörigen zu senden.
Die ehemaligen Kriegsgefangenen und dienstverpflichteten Arbeiter aus Rußland wurden von den Russen sehr schnell erfaßt und einem sehr strengen militärischen Drill unterworfen. Man ließ ihnen kaum eine freie Minute. Ich konnte aus dem Fenster die Härte der Ausbildung beo-

bachten. Einmal bat mich einer dieser Rekruten, ihm zu helfen, damit er wieder zu dem Bauer komme (bei Ziegenhals), bei dem er bislang beschäftigt war.
Einer der russischen Ausbilder - ein Oberleutnant mit Frau - quartierte sich in unserer Wohnung ein. Dadurch blieb meine Familie vor weiteren Belästigungen sowohl der Russen als auch der Tschechen zunächst verschont.
Für meine Frau und Tochter wurde es nur dann kritisch, wenn noch andere Offiziere zu Besuch kamen und der Wodka aus Molkereikannen geschöpft wurde. In solchen Situationen war der einzige Schutz das in den Armen gehaltene Enkelkind.
Am 13. Mai wurde ich auf der Straße von einer "straz" angehalten und angewiesen, mich beim Stadtbauamt zur Arbeit zu melden. Von da an habe ich täglich mit einem Arbeitskommando die verschiedensten Arbeiten verrichten müssen. So im Herrengarten Granaten verladen, im Schießstättegarten LKW reinigen, in der Jahnstraße Telefon- und Telegraphenmaterial zum Abtransport verpacken u.a.m.
Schließlich war ich bei der Zuschüttung des Löschteiches im Schillerpark eingesetzt. Am 30. Mai erkannte mich dort im Vorübergehen einer meiner ehemaligen Schüler. Er war Halbtscheche, sein Vater ein bekannter Kommunist aus Reitendorf. Er ging auf mich zu, und ich begegnete ihm, nichtsahnend, sehr freundlich.
Er aber geiferte mich an und warf mir vor, ich hätte seinerzeit als sein Klassenvorstand die Bildung einer kommunistischen Zelle an der Schule verhindert. Er sei jetzt Kreissekretär der KPC, habe genug Machtmittel und werde dafür sorgen, daß ich sofort verhaftet werde, um dann als Arbeitssklave zu schwitzen. Ich zweifelte nun nicht daran, daß er diese Drohung wahr machen werde, obwohl ich mich nicht entsinnen konnte, daß ich jemals diesem Jüngling auch nur ein Haar gekrümmt hätte.
Kaum eine halbe Stunde später führten mich zwei Geheimpolizisten von der Arbeitsstätte zur Kriminalpolizei. Es folgte meine Vernehmung durch einen Polizeikapitän, der sich sehr nett zeigte und mir sagte, diese Schulangelegenheit gehe die Polizei nichts an und sei übrigens verjährt. Als ich das für mich vollkommen unbelastende Protokoll unterschrieben hatte, sagte er, er glaube, es werde ihm bald auch so ergehen wir mir. Er bedauere es, mich bis zur Vernehmung des Anzeigers zurückhalten zu müssen. In der ganz kleinen Zelle, in die ich nun geführt wurde, waren bereits 19 Personen, darunter eine Frau, zusammengepfercht.
Nach drei Tagen hatte meine Frau meinen Aufenthalt ausgekundschaftet und erwirkte eine kurze Begegnung mit mir. Man erlaubte ihr, mir einige Lebensmittel und Zigaretten zu geben.
Am folgenden Tag sagte beim Antreten ein Polizeioffizier zu mir, ich werde am Nachmittag entlassen, da gegen mich nichts vorliege. Wie mir meine Frau mitgeteilt hatte, war eine Hausdurchsuchung kurz nach meiner Verhaftung ergebnislos verlaufen.
Am Nachmittag mußten abermals alle Häftlinge antreten. Wir wurden unter russischer Bewachung nach Blauda geführt. Dort fanden nachts Verhöre vor der NKWD statt. Im Gegensatz zu vielen Mithäftlingen wurde ich nicht mißhandelt. Ja, man gab mir sogar alle abgenommenen Sachen, einschließlich Uhr, zurück. Nun war ich der festen Meinung, daß alles für mich gut stehe und ich wirklich entlassen werde.
Am 6. Juni brachte man mich noch mit einem Teil der Häftlinge in das Schönberger Gerichtsgebäude. Durchsuchung bis aufs Hemd, alles wurde mir abgenommen, Hosenknöpfe abgeschnitten, von einem jugendlichen Russen wurde ich mißhandelt und mit dem Tod bedroht. Eine Verbindung mit der Familie war nicht möglich.
Dort verbrachte ich bei Wassersuppe und ungefähr 300 g Brot täglich die Zeit bis zum 10. Juni. An diesem Tag wurde ich mit einer Gruppe von etwa 70 Häftlingen über Dubitzko … nach Olmütz getrieben. Einen Teil setzten die Russen im Kreisgericht ab, der Rest, bei dem ich mich befand, kam ins Kriegsgefangenenlager. Das Tor wurde geöffnet und wir hineingeschoben.

So wurde ich "Woina Plenny" (russischer Kriegsgefangener) und einer von den Millionen Arbeitssklaven, die der Russe ins Hinterland verbrachte und unbarmherzig bis zur Erschöpfung oder Vernichtung verbrauchte. Für die Familie war ich verschollen. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Mährisch Trübau am 9. Mai 1945

Erlebnisbericht des Bürgermeisters Franz H. aus der Stadt Mährisch Trübau (x005/38-43):

>>Ein nicht enden wollender Flüchtlingsstrom aus Oberschlesien, dem ehemals österreichischen Schlesien und Ostmähren flutete seit März 1945 über unsere Heimatstadt Mährisch Trübau.

Viele Dienststellen, besonders aus Cosel, Ottmachau, Ratibor, Troppau usw. ließen sich bei uns nieder, und es mußte für sie, ihre Leute, Tiere und Kraftwagen Unterkunft und Verpflegung besorgt werden. So wuchs die Bevölkerungszahl täglich, man sah auf den Gassen fast keine Trübauer mehr, sondern nur Fremde. Dazu kamen noch allerhand Wehrmachtsabteilungen, Kommandos der Polizei, Gruppen der Organisation Todt und dergleichen.

Die Einwohnerzahl stieg in den ersten Maitagen auf ungefähr 25.000; ich wundere mich heute noch, wie es möglich war, immer wieder ein Plätzchen zur Unterbringung der Menschen und all dessen zu finden, was sie mitbrachten. Sogar in meinem Amte hatte ich einige Dienststellen geschlossen mit ihren Leuten untergebracht und einen Permanenzdienst eingerichtet.

Die eingesessene Bewohnerschaft, besonders die Frauen, bestürmten mich dauernd, alles zu veranlassen, daß die Stadt selbst nicht noch in den Krieg hineingezogen werde. Ich stand in Verbindung mit dem Platzkommandanten, einem alten Reiteroberstен, der im ehemaligen Versorgungshaus seine Dienststelle aufgeschlagen hatte, bis er selbst jede Fühlung mit seinen Vorgesetzten verlor und abrückte. So war ich auf mich allein angewiesen und war trotz aller Widerstände von mancher Seite fest entschlossen, alles zu tun, daß nicht noch weitere unnütze Blutopfer und Zerstörungen das über unsere Heimat hereingebrochene Elend zu vergrößern.

Am 8.5. hörte man im Rundfunk, daß die deutsche Armee kapituliert habe und daß ab 9.5.1945 allgemeiner Waffenstillstand eintreten werde.

In dem Chaos war diese Nachricht ein kleiner Trost, glaubte man doch überall, daß die Front um diese Zeit stehen bleibt und damit weiteres Unheil vermieden wird. Am 8.5., gegen 23 Uhr, erschien in meiner Kanzlei ein Oberstabsarzt der Wehrmacht und ersuchte um Räume für ein Feldlazarett. Ich erzählte ihm von der erwähnten Rundfunkmeldung, die auch er freudig aufnahm. Wir vereinbarten eine Unterredung um 7 Uhr früh, um die weiteren nötigen Maßnahmen zu treffen, worauf wir uns verabschiedeten.

Ich glaube, er legte sich in seinen im Vorhaus eingestellten Wagen, und ich ging gegen l Uhr nachts nach Hause. Endlose Kolonneu aller Wehrmachtsteile wie auch Flüchtlinge kamen von der Olmützer Straße her und überquerten den "Praterstern" beim Gymnasium. Übermüdet und voll Sorge um das weitere Schicksal der Stadt und ihrer Bewohner ging ich zur Ruhe, um zeitig früh wieder im Amt zu sein.

Vor 7 Uhr des 9.5. ging ich meinen üblichen Weg zur Gemeinde. Zu meiner großen Bestürzung rollten bereits russische Autos über die Kreuzung beim Gymnasium, wo Herr P. in der Uniform eines Zugführers der ehemaligen tschechoslowakischen Armee stand und den Verkehr regelte. Er sagte mir, daß er der Chef aller Partisanen des Trübauer Kreises sei, und daß ich in mein Amt gehen und dort auf ihn warten möge.

Ich wunderte mich über P., der ... immer den loyalen Reichsbürger hervorgekehrt hatte. ... Doch nicht nur er, sondern sogar einige Deutsche, ja selbst Parteileute, ... gingen nun nach dem Einmarsch der Russen mit Maschinenpistolen bewaffnet und mit dem tschechoslowakischen Hoheitszeichen herum und taten in unterwürfigster Weise und Liebedienerei Dienst bei den neuen Machthabern.

Nach kurzer Zeit kam P. mit dem ehemaligen sozialdemokratischen Krankenkassendirektor F.

und einigen mir unbekannten jungen Leuten in meine Kanzlei und forderte mich höflich auf, sofort eine weiße und eine Sowjetfahne auf dem Amtsgebäude zu hissen.
Ich ließ ein weißes Leintuch und eine rote Fahne ohne Hammer und Sichel aushängen. F. und seine Mitläufer entfernten sich darauf. Dem neuen Allgewaltigen über Stadt und Kreis übergab ich als Zeichen unfreiwilliger Unterwerfung meine Pistole und die Schlüssel zu meinem Schreibtisch.
Die Pistole übernahm P., die Schlüssel sollte ich, wie er sagte, vorläufig behalten und dem neuen Bürgermeister übergeben, auf den ich bis etwa elf Uhr warten solle. Dann ließ er mich allein, und ich hatte Muße, vom Fenster aus das Plündern der Russen in den Geschäften des Stadtplatzes und ihre Jagd nach Frauen und Mädchen zu beobachten.
Um elf Uhr erschien der neue Bürgermeister. Es war der Gärtnereibesitzer Z., ein früherer österreichischer und nach 1918 tschechoslowakischer Gendarmeriewachtmeister, der sich während der Reichszeit Sch. nannte und dessen Kinder bei der Hitlerjugend gewesen waren. Ihm übergab ich die Schreibtischschlüssel und verabschiedete mich mit den Worten: "Ich wünsche Ihnen für Ihr Amt recht viel Glück, hoffentlich haben Sie mehr Erfolg als ich."
Daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen war, erfuhr ich später durch Zufall, als ich in die Wohnung des Herrn Z. gehen mußte, um dort zwei Männern aus dem Arbeitslager, die in der Gärtnerei beschäftigt waren, einen Bescheid des Velitel zu überbringen.
Nach kurzem Gespräch erfuhr ich von Z., daß er nicht mehr Vorsitzender des Ortsnationalausschusses (Bürgermeister) sei. Seine Amtszeit hatte nur ein paar Wochen gedauert. Wie im Kreis fand auch in den führenden Stellen der Stadt ein häufiger Wechsel statt, weil sich die tschechischen Parteien und ihre Günstlinge gegenseitig heftig bekämpften.
So mußte auch P. weichen, er wurde sogar einige Male verhaftet. Gegen ihn wurde als angeblichen Deutschenfreund heftig intrigiert. Wie ich später erfuhr, wurde auch das Braunerhäusel zweimal von Partisanen - diesmal hießen sie "penderovci" - überfallen und ausgeplündert, schließlich auch die Bewohner, die Familien S. und P. aus Heim und Besitz verjagt und das Braunerhäusel in ein Kindererholungsheim umgewandelt.
P. fand später Beschäftigung beim staatlichen Forstamt, dann in der Staatsbank (ehemalige Sparkasse) und erhielt 1952 seinen Besitz wieder zurück; die Gastwirtschaft blieb aber geschlossen. So hat P., der tatsächlich in den kritischen Tagen manches Unheil von den Deutschen abwenden konnte, durch die Machtkämpfe … und für seine Tätigkeit um die "Befreiung des tschechischen Volkes von den bösen Deutschen" vieles erleiden und dulden müssen.
Auf dem Stadtplatz traf ich Herrn St. aus dem Braunerhäusel, der mich einlud, mit ihm zu kommen und mir sagte, daß meine Frau und meine Kinder und viele andere Trübauer oben im Wald beim Braunerhäusel wären. Ich hatte Frau und Kinder bereits am 8.5. in die ehemalige Schießhütte in der Nähe des Hellgrabens geschickt, wo sie auf mich warten sollten. Es war gut, daß sie Herr St. mit zu sich hinausgenommen hatte, denn diese Hütte wurde gleich am 9.5. von allen möglichen fremdvölkischen Elementen ausgeplündert und verwüstet.
Im Wald fand ich einige Hundert Trübauer, die dort Schutz suchten und fanden. Wir mußten auch die Nächte im Freien verbringen. In unserem Schlupfwinkel hörten wir immer wieder die fürchterlichen Nachrichten von den Geschehnissen in der Stadt und in den Dörfern. Wir erfuhren von den Mißhandlungen aller Deutschen, von den Vergewaltigungen, von der Erschießung der deutschen Männer in Markt Türnau, ... von den vielen Selbstmorden und anderen Greueln. ...
Am 12.5, an meinem 56. Geburtstag, ging ich mit Frau und Kindern zurück in die Stadt in unsere Wohnung. Wenn uns das auf dem Heimweg Gesehene nichts Gutes ahnen ließ, so waren wir doch beim Betreten unserer Wohnung einfach starr, welcher Anblick sich uns bot. Die massive Eingangstür (hatten sie) zerschlagen, alle Türen zu den einzelnen Räumen, zu den Schränken, Laden und dergleichen gewaltsam erbrochen, diese gründlich entleert, kurzum die

ganze ... Wohnung (hatte man) ausgeraubt und vollkommen besudelt.
Was mögen da wohl für Orgien gefeiert worden sein! Wer solches nicht selbst gesehen hat, wird nicht glauben, wozu "Kultur" aus dem Osten und Haß gegen alles Deutsche imstande sind. Langsam machten wir vom Boden bis in den Keller sauber. ... Unter den Kohlen fand ich noch einige Kleiderreste und Eßbestecke. Alles, was in der Wohnung gewesen war, (hatte man) weggeschleppt oder unbrauchbar gemacht. So verbrachten wir den 12. und 13. Mai mit Aufräumungsarbeiten und richteten uns aus den Resten notdürftig ein Zimmer ein. Das Traurigste an dem großen Verlust war, daß sämtliche Urkunden, Zeugnisse der Familie sowie unersetzliche Erinnerungsstücke und Andenken mitverschwunden waren.
An diesem 13.5.1945, gegen 15 Uhr, erschien ein Partisanenkapitän - es war … der Förster Jaroslav P., der Schwiegersohn meines Schwagers Emil Sch. in Markt Türnau -, erklärte mich für verhaftet und brachte mich zu einem Major der russischen Staatspolizei im Hause der Frau Margarete M. am Stadtplatz.
Zu meinem Erstaunen entließ mich der Major nach kurzem Verhör mit dem Auftrag, morgen um 10 Uhr wiederzukommen, jedoch in die neue Bibusvilla. Zeitgerecht war ich dort und wurde neuerlich über verschiedene Parteiamtswalter und mein Urteil über die Rote Armee befragt.
Ich antwortete so, daß ich keinem meiner früheren Mitarbeiter und auch mir selbst nicht schadete. Den überaus vornehmen Offizier interessierte besonders meine Offizierslaufbahn im ersten Weltkrieg und die Organisation der ehemaligen k.u.k. Armee. Er entließ mich abermals und bestellte mich wieder für den folgenden Tag. So ging es bis Freitag.
Er stellte mich und meine Familie unter seinen Schutz, aber als ich ihn bat, mir dies schriftlich zu geben, lehnte er es mit dem Bemerken ab, er habe keinen Stempel seiner Dienststelle. An diesem Freitag fragte er mich nach allgemeiner Unterhaltung, ob ich denn nicht einige Schnapsvorräte hätte. Ich sagte ihm, daß mein ganzes Hab und Gut gestohlen worden sei, daß ich daher auch keinen Alkohol mehr habe, versprach ihm aber eine Flasche Kognak, die ich noch in meinem Luftschutzgepäck vorgefunden hatte. Er bestellte mich wieder für den nächsten Tag und bat mich, den Kognak mitzubringen.
Abends saß ich mit meiner durch die üblen Ereignisse verängstigten Frau im Garten; plötzlich stand ein kleiner russischer Soldat vor uns, den ich als einen Soldaten aus der Umgebung des Majors erkannte. Er verlangte den Schnaps, wahrscheinlich hatte sein Herr schon heftiges Sehnen danach, ich gab ihm die Flasche und ging nicht mehr zu dem Major.
Trotzdem wir aller Habseligkeiten beraubt waren, kamen immer wieder tschechische junge Leute und durchsuchten unser Zimmer, ob nicht noch etwas für sie zu ergattern wäre. Besonders in der Nacht gab es oft unter dem Vorwand "Kriminalpolizei" bewaffneten Besuch, der immer wieder das Wenige, das wir uns wieder zusammengesucht hatten, durchstöberte.
Solche, oft Stunden dauernde Durchsuchungen, die mit größten Beschimpfungen verbunden waren, konnten einen verrückt machen. Es bedurfte großer Beherrschung, um nicht ausfällig zu werden. So erschien eines Nachts eine Gruppe bewaffneter Tschechen, fragte, ob wir nicht Soldaten verborgen hätten und begann gleich mit dem Absuchen der Räume. Ich sagte den Plünderern: "Ja, wir haben in unserer Wohnung Soldaten, aber russische." Meine Frau weckte die Russen inzwischen, und es kam zu einem heftigen Streit, bis schließlich die Russen ihre verbündeten Abenteurer fortjagten und wir so zur Ruhe kamen.
Unsere beiden Kinder hatte ich, um sie vor den Russen zu schützen, ins Krankenhaus geschickt, wo Inge auf der Diphtherie- und Traute auf der Typhusabteilung der Internen bei Dr. B. als Pflegerinnen schafften, so daß ich mit meiner Frau allein war. In unsere Wohnung hatte man noch das obdachlos gewordene Ehepaar Professor S. gesteckt.
Am 20.5. mußte ich mit vielen anderen Männern täglich auf dem Stadtplatz vor der Sparkasse antreten, wo der tschechische Leiter des Arbeitsamtes die einzelnen Gruppen einteilte. Ich

wurde einer Abteilung zur Aufräumung des Museums zugewiesen. Was sich in diesem Gebäude heimatlicher Kultur zugetragen hatte, ließ uns alle erschrecken. Wohin man blickte, überall (hatte man) alles zerschlagen und mutwillig zerstört. ...
Der große Globus (bestand nur noch aus) tausend Scherben, die Büsten ... (hatte man) entsprechend bearbeitet. (Sie waren) nun ohne Nasen und Ohren, die Ölgemälde zerrissen, ... kurzum Verwüstungen höchsten Grades, wohin man schaute. ... Die herrlichen großen Ölbilder mit Messern von oben nach unten aufgeschlitzt. ... Bilder und Reliefs als Zielscheiben benutzt und zerschossen, sogar mit Pfeilen der Waffensammlung muß viel "geübt" worden sein.
Die ungefähr 25.000 Bände zählende Bibliothek war aus den Regalen geworfen und stark beschädigt. ... Tierisch war die Verwüstung in der Schönhengster Webstube. Die weibliche Trachtenpuppe lag in eindeutiger Stellung im Bett und die männliche auf ihr. Im Uhrenzimmer fehlte jeder der ausgestellten Uhren das Werk. So mancher der naiven Moskowiter mag sich ein solches Uhrwerk beigebogen haben, um sich daraus eine oder mehrere Taschenuhren machen lassen zu können. Für Taschenuhren und Fahrräder waren ja die Sieger besonders empfänglich. Im Vortragsraum lag der Flügel mit abgebrochenen Beinen verkehrt vor den ersten Bankreihen im Parkett, die Fenster waren z.T. zerschossen, besonders auf der Seite gegen die Nowakgasse.
Viele Körbe mit Scherben trugen wir hinaus in den Park zum Zuschütten der seinerzeit dort ausgehobenen Splitterschutzgräben. Gottlob blieb das Archiv unbeschädigt, da im Sitzungszimmer die Notverwaltung der Stadt Troppau untergebracht war. Über 14 Tage arbeiteten wir an der Reinigung und Aufräumung der Zimmer, am Einordnen der Trümmerstücke und versuchten dem Ganzen wieder ein nur halbwegs museales Aussehen zu geben.
In der zweiten Woche unserer Arbeiten hatten wir ein nicht gerade angenehmes Erlebnis. Wie üblich kamen wir eines Tages nach 7 Uhr hin, einer holte die Schlüssel bei der tschechischen Gendarmerieabteilung in der ehemaligen Reichsautobahnraststätte, und da fanden wir das Museum von fremden Partisanen, natürlich schwerbewaffnet, umstellt.
Wir durften das Gebäude nicht betreten, mußten vor dem Nebeneingang warten und wußten natürlich nicht, was los sei. Schließlich mußten wir eintreten, uns im Lichthof in einer Reihe aufstellen, wurden nach Namen und Wohnung gefragt und durften uns nicht rühren. Unter den Partisanen erkannte ich einen Kraftwagenfahrer, der früher den Troppauer Bürgermeister geführt und viele Gemeindefahrzeuge zu uns nach Trübau in Sicherheit gebracht hatte.
Nun spielte er als Partisan eine führende Rolle und verfügte über die armen Troppauer in Trübau, deren größter Teil später auf seinen Befehl zu Fuß, jeder seiner Habe beraubt, nach Troppau zurück mußte.
Von ihm erfuhren wir nun auch den Grund der Maßnahmen an diesem Tage: Aus den Mauern des Museums war angeblich in der Nacht auf Tschechen geschossen worden, es müßten daher noch unbedingt irgendwelche deutsche Soldaten im Museum verborgen sein. So mußte nun Kamerad Dr. L. von unserer Arbeitsgruppe, ausgerüstet mit einer starken elektrischen Taschenlampe, begleitet von zwei Partisanen mit schußfertiger Maschinenpistole, jeden Winkel des Museums vom Boden bis zum Keller ableuchten, um die bösen, versteckten deutschen Soldaten zu finden.
Leider, oder Gott sei Dank, ohne Erfolg! In Wirklichkeit hatten betrunkene Partisanen den nächtlichen Feuerzauber ausgelöst. Wir standen weiter im Lichthof und bekamen schließlich den Auftrag, die zerschlagenen Fenster mit Brettern zu vernageln. Nicht gesagt wurde uns allerdings, woher wir Bretter, Nägel und sonstiges Werkzeug nehmen sollten. Inzwischen machten einige Partisanen in unseren Wohnungen zum Schrecken der Frauen Hausdurchsuchungen, um vielleicht … die gesuchten deutschen Soldaten zu finden. Wir wurden dann heimgeschickt und konnten die folgenden Tag ohne Störung unsere Arbeit fortsetzen.

Am 7.6. sahen wir beim Antreten auf dem Stadtplatz tschechische Soldaten, die alle Zugänge abgesperrt hielten und ständig weitere Männer brachten. Der Haufen wurde immer größer, bis (man) schließlich alle in der Stadt befindlichen deutschen Männer zusammengetrieben hatte. Es waren ungefähr 600. Das Kommando über die Soldaten führte ein wüst aussehender Stabskapitän, der Bestiak hieß, im wahrsten Sinne des Wortes wirklich eine Bestie. Niemand wußte, was mit uns geschehen würde.
Um 13 Uhr wurde die Kolonne in Bewegung gesetzt, und ein bewaffnetes Aufgebot brachte uns zum Bahnhof. Meine stets um mich besorgte Frau gab mir während des Marsches einen Mantel und eine Aktentasche mit Kleinigkeiten. Ohne mich von ihr verabschieden zu können, ging's zum Bahnhof, wo schon ein Zug mit Viehwaggons zu unserer Verschickung bereitstand. Wie Tiere wurden wir in die Waggons hineingezwängt, und gleich begann die Fahrt ins Ungewisse, Richtung Triebitz. Nach der äußerst anstrengenden Fahrt wurden wir gegen 23 Uhr in Kolin auswaggoniert. ...<<

Zustände in Troppau von August 1944 bis Mai 1945

Erlebnisbericht des Kaufmanns Dr. August Kurt L. aus der Stadt Troppau im Sudetenland (x005/46-48): >>Ein paar Stunden später kamen wir nach Müglitz. Rasch holten uns unsere Zurückgebliebenen in den Fabrikhof hinein, und wenig später waren die Tore geschlossen und wir - gewissermaßen - in einer Art "Sicherheit".
In unsere Wohnung im Hause Ludwig W., das am Hauptplatz lag, konnten wir aber jetzt nicht mehr zurück. So waren wir denn auch ohne Betten, die dort geblieben waren, und ohne vieles andere von dem ursprünglichen Notgepäck. Während wir im Fabrikgebäude beisammen saßen und für uns alle ein gemeinsames Lager auf dem Fußboden bereiteten, fuhren draußen auf der Reichsstraße ohne Unterlaß Tausende und Tausende russischer Fahrzeuge vorbei, zum Teil in zwei, ja drei nebeneinander fahrenden Reihen. So viel Militär auf einmal hatten wir noch nie gesehen. Kämpfe gab es natürlich nicht mehr.
Wie sich im einzelnen nun die "Besetzung" und die Einrichtung der Verwaltung abspielten, konnte ich (der ich weder Tschechisch noch Russisch sprach und der - wie alle Männer - bemüht war, sich nicht zu zeigen) unmöglich feststellen.
Unvergeßlich wird jedenfalls die erste Nacht bleiben, wo wir, hinter herabgelassenen Gardinen stehend, indes die Kinder hinten übermüdet und ahnungslos schliefen, jene endlosen Massen russischen Militärs im Eilmarsch an uns vorbeiziehen sahen.
Die wichtigste Aufgabe war es nun, zu vermeiden, daß die Russen einen überhaupt richtig bemerkten und als Deutsche feststellten. Ich darf sagen, daß nun diejenigen, die Tschechisch konnten oder Tschechen waren, einen richtigen "Nachtdienst" einrichteten. Kamen Russen ans Tor und wollten Einlaß, wurden sie tschechisch begrüßt.
Es half uns, daß einer unserer deutschen Müglitzer Bekannten, der mit von der Partie war, noch einige russische Brocken aus seinen Kriegsgefangenenjahren 1916-1921 in Sibirien in Reserve hatte. Und wenn die Russen nicht abzuweisen waren, führten sie sie in jene zwei großen Räume, wo auf dem Boden all die Kinder und ein paar alte Frauen ausgebreitet lagen. (Die jungen Mädels lagen Tag und Nacht oben auf dem dichtgefüllten Heuboden des alten Lagerhauses versteckt.)
So gingen die ersten Tage relativ glücklich an uns vorbei, während in den Häusern der inneren Stadt keine Nacht verging, da nicht Frauen und Mädchen von den russischen Soldaten mißbraucht und geschändet wurden. Besonders dort, wo die Russen Alkohol gefunden hatten, waren sie auch den Frauen gegenüber nicht zu halten, wobei nicht einmal das Alter eine erhebliche Rolle spielte.
Hier ist sehr viel Böses und sehr viel Unglück geschehen, auch wenn unser unmittelbarer Kreis dank der Vorsichtsmaßnahmen, der Hilfe der mit uns von früher verbundenen Tsche-

chen und eben mit Gottes Segen von Vergewaltigungen verschont blieb. Auch andere Unbill trat hinzu.
Wir unsererseits waren ja in Müglitz unbekannt. Das war unsere Rettung. In Troppau wäre ich sicher auf der Strecke geblieben. Den Direktor der Müglitzer Siemens-Schuckert-Werke, F., holten sie und prügelten ihn stundenlang. Erst Wochen später sahen wir ihn erstmals wieder; immer noch war sein Rücken tief dunkel unterlaufen und wunde Stellen au vielen Stellen sonst.
In der Annahme, daß ein Fabrikdirektor Schmuck haben müsse, war er geprügelt worden, weil er dessen Versteck nicht angab. Es war nichts anzugeben. So schlug man ihn eben auf alle Fälle, bis er nicht mehr weiterkonnte. - Sehr üble Fälle von Vergewaltigungen erfuhren wir durch einen benachbart wohnenden älteren Müglitzer Arzt, mit dem wir uns angefreundet hatten und der meines Wissens heute nicht mehr lebt. Er hatte die Opfer ja nachträglich zu behandeln, und so wußte er Bescheid. Da sich diese Fälle ununterbrochen wiederholten, bestand eine ausgesprochene Panikstimmung unter allen Deutschen.
Wir wohnten zuletzt in einem Fabrikschuppen, im Hinterhaus des Komplexes, im ersten Stock. Ich werde niemals vergessen, wie einem die Angst die Kehle zuschnürte, wenn man, besonders nachts, plötzlich russische Soldaten im Hof sah, weil man niemals wußte, was im nächsten Augenblick geschehen würde.
Trafen einen die Russen auf der Straße, und brauchten sie irgendeine Hilfe (Transportbegleitung der endlosen Herden von Vieh, das man den Bauern abgenommen hatte und nun in Richtung Rußland zurücktrieb), so griffen sie einen so auf, wie man stand, man konnte niemanden verständigen und mußte einfach als Viehtreiber … mitmarschieren.
Ein Jugendfreund, damals auch schon 50 Jahre alt, kränklich und sehr kurzsichtig, blieb viele Tage weg. Niemand wußte, was mit ihm geschehen war. Als er endlich wiederkam, war er zu Fuß bis Krakau marschiert. Dort wurden die Herden abgeliefert und die "Treiber" durften gehen. Unberechenbar, wie die Russen waren, einmal hilfreich, einmal böse, nahm ihn, der sich allerdings tschechisch verständigen konnte, ein russischer Fahrer mit seinem Lastwagen mit, so daß er eins zwei und ohne große Kontrollen wieder in Müglitz auftauchte.
Es gab auch erhebliche Unterschiede unter den einzelnen russischen Truppen. Nicht alle waren feindlich. So stellte uns ein Kavallerie-Rittmeister mit mittelgutem Deutsch die Ermächtigung aus, daß wir gar nichts aus dem vorhandenen Lager an Russen abzugeben haben. Wer etwas wolle, habe es zu kaufen. Der Krieg sei zu Ende. Wir atmeten auf.
Zwei Tage später kamen andere Truppen, und die (schriftliche) Ermächtigung wurde uns einfach zerrissen; das Plündern begann von neuem. Manchmal waren sie auch wie die Kinder. Sie kamen in die Küche, tagsüber, um irgend etwas. Es entspann sich eine Freundlichkeit. Da sahen sie eine gute Reithose, die dem (nicht anwesenden) Mann einer der Frauen gehörte. Der Russe wollte sie haben. Er sagte: "Kaufen, was willst Du dafür?" Damals gab es für uns kein Fleisch, keine Butter, man war froh, wenn man Brot und Kartoffeln bekam und sich irgend etwas dazu organisieren konnte. Der Russe bot an: "Einen Schinken!"
Keiner von uns glaubte es. Er ging weg und kam nach 10 Minuten mit einem Riesenschinken wieder. An diesem Tag war für ein paar Stunden Freude im Haus - und Angst. Wo war der Schinken her? Der Russe war in den nächsten tschechischen Fleischerladen gegangen (wo wir Deutschen gar nicht hindurften) und hatte sich den Schinken dort einfach "genommen". Wehe, wenn es herauskam, bei wem er geblieben war!
Die Russen hatten ja in den ersten Tagen alles "genommen", was ihnen gefiel. Das waren vor allem die "Uhren", die sie nahmen, wo es welche gab, egal ob der Plünderer schon ein, zwei Uhren hatte oder nicht. Auch jeden anderen Schmuck nahmen sie. Und Alkohol, wo es nur welchen gab. Im übrigen nahmen sie … nicht einfach alles. Aber man war nie sicher. Und in jenen ersten Tagen kämpfte man ja noch um jedes Stück Besitztum. Noch war uns die er-

schreckende Erkenntnis nicht aufgegangen, daß uns tatsächlich gar nichts mehr gehörte.
Vielleicht lagen die Dinge anderwärts anders. Bei uns war während der Kriegsjahre das Verhältnis zu den Tschechen kein häßliches gewesen. Manches, was die Funktionäre des Dritten Reiches an antitschechischen Maßnahmen dekretierten, schien uns unerfreulich.
So kam es, daß selbst Deutsche, die bis 1938 (solange der Staat tschechisch und wir die Benachteiligten waren) in offener Front gegen die Tschechen standen, nun daran gingen, ihnen zu helfen. Denn wir hatten den Tschechen ja zwanzig Jahre lang vorgeworfen, daß sie uns nicht nach den Regeln der demokratischen Gleichberechtigung behandeln. Und nun hielten wir uns selbst nicht daran. Vielfach ganz im Gegenteil. So entstand eine gewisse ungeschriebene Solidarität zwischen den unpolitischen Menschen beider Nationen, die hier ja jahrelang zusammengelebt hatten. Man half einander.
Stillschweigend, aber zuverläßlich. Ich, der kaum eine Silbe Tschechisch sprach, hatte das absolute Vertrauen meiner tschechischen Angestellten in den Jahren, da die deutsche Macht völlig unbestritten war. Nun, da es zu Ende ging, hatten viele Umstände gezeigt, daß - bei aller angeborenen Ängstlichkeit vor den neuen Machthabern und bei aller Bereitschaft, sich auch vorteilhaft zu verbessern - doch ein Gefühl der Anständigkeit geblieben war.
Aber das, was einige gut meinten, nützten andere nur aus. So kam es, daß wir Deutschen die Russen-Invasion eben als eine zeitgebundene Katastrophe ansahen, daß wir begierig die Botschaften hörten, wann endlich das Feldheer abgezogen sein und die "normale" tschechische Regierung das Heft übernehmen würde.
Man glaubte die Tschechen doch zu kennen. Wenn es auch gelegentlich Übergriffe gäbe, im Grunde würde dann wieder die alte mitteleuropäische Ordnung sein wie auch bis 1938.
So ergab es sich, daß man manchen ... freundlichen tschechischen Besuchern mit kindlichem Vertrauen entgegenkam.
Da hieß es auf einmal: Morgen werden alle deutschen Schreibmaschinen, Radios u.ä. von den Russen beschlagnahmt. Gebt sie uns. Wir nehmen sie in Verwahrung. Bei den Tschechen dürfen die Russen nichts wegnehmen. - Brav rückte man die an den sorglichsten Stellen im Heu, in abgelegenen Kellern, oder wer weiß wo versteckten Dinge heraus, ließ sich durch irgendeinen Quittungszettel eine Beruhigung geben und atmete gewissermaßen auf, daß nun kommen könne, wer wolle, das alles wäre nun fürs erste "gerettet".
Aber niemand kam und suchte. Alles war Bluff gewesen. Die klugen Tschechen hatten sich damit - ohne Gewalt und ohne mühseliges Suchen - in den Besitz dessen gesetzt, was sie haben wollten; denn niemals mehr sah man etwas davon wieder.
In der Angst vor den Plünderungen hatten damals viele persönliches Besitztum irgendwie eingemauert. Auch im Eisenkeller der Firma Ludwig W. gab es einen ausgezeichneten Winkel, den man - ohne Hausplan - kaum finden konnte. Dort hatten wir alle, als die Front unmittelbar vor Müglitz war, unsere wichtigsten Kleider, Wäsche, Wertsachen u.a. hingepackt; das Ganze zugemauert und Eisenwaren davor.
Und dann kamen die Russen. Sicher, sie haben oftmals sehr findig gesucht; aber die Feldtruppen waren in Eile. Es gab so viel offen greifbare Beute, daß sich kaum jemand die Mühe machte, so genau zu suchen. Trotzdem - der Ruf der Russen war so furchtbar, daß es nur eine Frage der Zeit schien, bis sie kommen würden. Und - zu den Tschechen hatte man damals irgendwie ein heute kindisch erscheinendes Vertrauen. Sie waren doch keine Asiaten; sie waren jahrhundertelang mit uns im selben Raum angesiedelt; man hatte ihnen - seitens der deutschen Bevölkerung - während der Kriegsjahre nie etwas getan. ...
Man rechnete mit Sondersteuern, die die Deutschen höher belasten würden; man rechnete damit, daß sich die Tschechen in allen Firmen ein Mitspracherecht sichern würden; man befürchtete schon allerlei an Ungutem und Feindseligkeiten. Aber man war gewissermaßen des einen sicher; rauben (wie die Russen) würden die Tschechen in keinem Fall; wir standen mit

ihnen ja nicht im Krieg; sie hatten das 1918 auch nicht getan.
In diesem Vertrauen gingen viele Deutschen, auch unser guter Herbergsvater W., selbst zu den örtlichen tschechischen Behörden, die damals noch ganz im Schatten der Russen amtierten und selber Angst hatten, weil oft kein Unterschied gemacht wurde zwischen Tschechen und Deutschen, und meldete diesen zugemauerten Keller einfach an.
Sofort hieß es: Das ist zu "gefährlich". Das finden die Russen sicher. Das müssen wir öffnen und alle Sachen wegschaffen an einen zentralen tschechischen Ort. Ich sehe noch Vater W., wie er ganz stolz und glücklich war zu sehen, daß nun wenigstens diese guten Sachen vor russischem Zugriff gesichert wären. –
Wir waren nicht dabei. Wir trauten uns damals noch nicht den Weg über die Müglitzer Straßen von unserem Fabrikhof ins Stadtinnere zu machen. Nach ein paar Tagen hatten wir draußen gar keine Wäsche mehr. Da ging meine Frau, mit Kopftuch und einem uralten Mantel einer alten Frau, stadtwärts und hörte bei W., daß alles abgeholt worden sei. - Es muß wohl nicht erst gesagt werden, daß auch dies alles nie wieder auftauchte.
Mit dieser Enttäuschung unseres Vertrauens in die staatliche und persönliche Zuverlässigkeit der Tschechen brach auch alles zusammen, um dessentwillen wir nicht geflohen waren.
Ich höre noch die mahnende Stimme meines tschechischen Lagerverwalters im August 1944 (desselben, der im April 1945 mit einem zweiten die Ankunft der Russen im Keller unseres Hauses abwartete, um Plünderungen zu verhindern, und den sie dann bis zur durchgeführten Brandlegung kurzerhand eingesperrt haben, so daß auch seine Bemühungen umsonst waren): "Bleiben sie hier, Herr Doktor", sagte er, "was hat das für einen Sinn, jeden Tag eine Kiste mit ein paar Sachen irgendwohin nach Deutschland zu schicken, wo es nur zerbombt werden wird. Wenn Sie von hier weggehen, dann werden Sie vielleicht irgendwo ein paar Teppiche finden, aber davon kann man nicht leben.
Bleiben Sie hier, Sie haben niemand etwas getan, man wird ihnen auch nichts tun. Aber wenn Sie fortgehen, wird es nicht möglich sein zurückzukommen." Und so wurde nicht einmal etwas weggeschickt. Natürlich kann niemand von "ein paar Teppichen" leben; aber hätten wir sie hier, es wäre wenigstens etwas. So war alles weg. Aber man glaubte gerne diesen tröstenden Worten und - blieb; denn man hatte ja tatsächlich nichts zu verbergen, hatte niemandem ein Unglück zugefügt oder sich politisch betätigt.
Also glaubte man auch, daß ein "mitteleuropäischer Staat" - wie es die Tschechei ja immerhin gewesen war - auch mitteleuropäische Begriffe haben würde, selbst wenn es gewisse Härten für uns Deutsche geben sollte. Und in diesem Kinderglauben handelte man in jenen ersten Russentagen, von Woche zu Woche hoffend, daß endlich die Tschechen das Regiment der Verwaltung übernehmen würden.
Ja, sie übernahmen die Verwaltung; aber die gutgesinnten Tschechen standen völlig machtlos vor den neuen Herren. Viele von ihnen liefen dann auch mit fliegenden Fahnen ins neue Lager über und beteiligten sich brutal an dem Raub und den Unmenschlichkeiten. Was sich damals in den sog. "Lagern" abspielte, war unbeschreiblich. Und die, die so sauber und charaktervoll blieben - es gab auch diese Tschechen - die mußten schweigen und konnten nur unter der Hand mit Kleinigkeiten helfen. Der tschechische Lagerverwalter ... sagte später zu mir: "Hätte ich Sie doch niemals davon abgehalten, wegzugehen. In Troppau weinen die Steine!"
In jenen Wochen mußten die deutschen Müglitzer sich alle melden, und die wilden Aussiedlungen begannen. Wir selbst konnten, dank der Bemühungen unserer Angestellten, vorerst bleiben, bis man uns amtlich nach Troppau holte, wo für mich dann eine Gefängniszeit bitterster Art von etwa neun Monaten begann, bis man mich - mangels irgendwelcher Unterlagen - einfach entlassen mußte.
Die Russen waren etwas Unheimliches. Man wußte nie, wie man mit ihnen dran war. Aber sie waren manchmal auch hilfsbereit, selbst gegen Übergriffe der Tschechen. Und was sie nah-

men, das war eben Kriegsbeute. Die Tschechen aber, die neben uns gelebt und keinen Krieg mit uns geführt hatten, nahmen uns alles. ...<<

Flucht vor den alliierten Bombenangriffen nach Wischau, Besetzung durch sowjetische Truppen

Erlebnisbericht der Stenotypistin Steffi G. aus Mährisch Ostrau (x005/49-52): >>Seitens meiner Firma … wurde ich am 11. April 1944 von Königgrätz nach Brünn abkommandiert. Dort verblieb ich bis Ende März 1945.

Meine Mutter schrieb mir aus Mährisch Ostrau, wo ich zu Hause war, daß sie mich besuchen will, nachdem jetzt Mährisch Ostrau stark bombardiert wird und wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen werden. Sie kam bald darauf zu mir und wollte bei mir nur eine Woche bleiben. Als sie dann zurückfahren wollte, ging es nicht mehr, die Bahnstrecke wurde unterbrochen, ist zum Teil zerstört worden durch die Bombenflieger. In Brünn fing es auch schon an mit den Fliegerangriffen.

Da blieb der Mutter nichts anderes übrig, als bei mir zu bleiben. Die Fliegerangriffe wurden immer stärker und stärker. Da wir nicht einen richtigen Bunker hatten, schliefen wir schon die Nächte durch im Keller. Kein Auge konnte in der Nacht geschlossen werden. Immerzu hörte man die Einschläge und die Tiefflieger. In der Nähe von unserer Wohnung war der Fliegerhorst, und da war unser Haus der Gefahr ausgesetzt, einen Treffer zu bekommen.

Zufällig kam eines Tages der Sohn von meiner Hausfrau mit einem Militär-Lastauto zu Besuch. Er hatte den Befehl, mit dem Auto nach Wischau zu fahren. Dies war ca. 25 km von Brünn entfernt. Er sah die Gefahr, in der wir schwebten und riet uns zu, mit ihm nach Wischau zu fahren.

Wir haben uns nur die notwendigsten Sachen mitgenommen, da wir annahmen, daß es nicht lange dauern wird und wir wieder zurückkommen werden. Die Fahrt ist geglückt, ohne welche Hindernisse zu haben. In Wischau angekommen, übernachteten wir bei einer tschechischen Familie, die mit meiner Hausfrau sehr gut bekannt war. Bei dieser verblieben wir zwei Nächte.

Daraufhin bekamen wir eine Wohnung vom Wohnungsamt zugeteilt, und zwar ebenfalls zu einer tschechischen Familie. Es waren … ältere Eheleute, die hatten zwei Söhne. Der Vater dieser Söhne war vollständig blind. Zuerst war die Familie sehr unfreundlich zu uns, denn sie wollten niemanden aufnehmen. Nachdem wir es aber amtlich bestätigt gehabt hatten, so mußten sie uns die Wohnung überlassen, und zwar bestehend aus l Küche und l Zimmer.

Meine Hausfrau ist mit ihren Angehörigen weitergefahren. Sie flohen vor Furcht vor den Russen. Meine Mutter drängte auch auf Weiterfahrt, aber ich war nicht dazu zu bewegen, da ich mir sagte, daß dies gar keinen Sinn mehr hat, da oder weiter werden uns sowieso die Russen mit ihrem Vormarsch überrumpeln, und vielleicht kann es für uns wo anders viel ärger ausfallen. Wir hatten außerdem noch einen kleinen Hund (Zwergrasse) … namens Scholi. Also waren wir zu dritt an der Zahl und überließen alles dem Schicksal. So blieben wir da bis zum Einmarsch der Russen.

Auch in Wischau fing es an zu prasseln und zu knattern, Bomben sind ziellos geflogen, kein Alarm konnte gegeben werden, da die Front schon sehr nahe war. Die deutschen Truppen wußten gar nicht mehr, wo sich der Russe aufhielt, denn die tschechischen Partisanen hatten die Telefonleitungen der Deutschen durchgeschnitten und so dem Feind zum Vormarsch geholfen.

Die Familie, bei der wir wohnten, hatte einen sehr guten Luftschutzkeller, sah wie eine Grotte aus, so daß es darin nicht gefährlich war. In diesem Luftschutzkeller mußten wir Tage und Nächte verbringen, ohne auf die Straße zu kommen, da ständig bombardiert wurde. Die letzten zwei Nächte, das war zwischen dem 28. April und 30. April 1945, waren am schrecklich-

sten.
Am 28.4.1945 fiel eine Bombe in unseren Hof und zerschmetterte den ganzen Kaninchen- und Hühnerstall, und von der Küche fiel das Dach herunter. Das war ein gewaltiger Krach. Wir dachten, wir kämen aus dem Keller nicht mehr heraus, da der Eingang bestimmt verschüttet sei. Als es dann etwas ruhiger wurde, versuchten wir herauszukriechen, um nachzusehen, was geschehen wäre. Als wir oben waren, hatten wir zunächst den Eindruck, daß das ganze Haus eingestürzt sei. Aber dann sahen wir, daß nur die Küche einen Schaden erlitten hatte.
Wir wollten aber dann nicht mehr im Keller bleiben, und wir flüchteten in das nahegelegene Krankenhaus, in welchem wir, nachdem kein anderer Platz frei war, im Badezimmer vorläufig Schutz genommen hatten. Die Kranken waren alle in den Kellerräumen untergebracht, die Krankenzimmer in den oberen Stockwerken waren alle leer.
Die Front war schon ganz nahe herangerückt; ich wußte schon, daß wir den Krieg nicht mehr gewinnen konnten und riet jedem deutschen Soldaten zu, er solle nicht mehr kämpfen, da es sinnlos wäre. Manche hielten es für ratsam, sich zu verstecken, manche aber gingen nach vorne. Die russische Artillerie schoß auf das Krankenhaus, da … deutsche Soldaten aus den Fenstern mit MG schossen. Meiner Ansicht nach war es nicht gerechtfertig, von einem Krankenhaus zu schießen und eine Festung daraus zu machen. Es war selbstverständlich, daß der Feind zurückschießen würde und so das Krankenhaus gefährdete. Später flüchteten die deutschen Soldaten …
Zirka 5 Minuten nach dieser Flucht hörte ich im Hause dunkle, wilde Männerstimmen durcheinanderschreien und schaute aus dem Fenster hinaus, und da sah ich den ersten russischen Soldaten, der mit wilden Augen und mit vorgehobenem Gewehr überall Ausschau hielt.
Bald darauf kamen weitere russische Soldaten. Das waren lauter Mongolen mit schief geschlitzten Augen und wulstigen Lippen. Wie ich das sah, pochte mir das Herz vor Angst. Dann kamen noch immer mehr Russen, gingen von einem Raum zum anderen, durchstöberten alles und wo was zu klauen war, da klauten sie.
Die Kanonenschüsse ließen nach, nur Revolverschüsse hörte man noch von allen Richtungen. Auch zu uns kamen Russen, sie schauten uns an und glaubten, wir seien Kranke. Deshalb hatten sie uns nichts getan. Im Gegenteil reichten sie uns die Hände und grüßten mit den russischen Worten "Zdrazd".
Die zwei Söhne der Hausfrau, bei der wir wohnten, gingen hinaus, um Ausschau zu halten, was da eigentlich los war. Als sie zurückkamen, berichteten sie, es solle draußen fürchterlich zugehen, man habe ihnen die Uhren abgenommen und in der Wohnung soll es wüst aussehen. Außerdem fragen sie nach deutschen Frauen. Ich zitterte vor lauter Angst, daß mich die tschechische Familie verraten würde. Aber es geschah nichts dergleichen.
Wir einigten uns später, daß wir vorläufig nicht hinausgehen sollten … Nach einer geraumen Weile kam zu uns ein russischer Offizier, und sprach uns an. … Da ich gut Tschechisch konnte, verstand ich manches, was er erzählte. Er zeigte uns vor allem Fotos von sich und seinen Angehörigen. Er erzählte, er käme direkt aus Wien, er sei Kompanieführer; Wien sei schon in russischer Hand. Außerdem zeigte er mir ein deutsches Bajonett mit der Aufschrift "Alles für Deutschland", welches er an sich genommen hat, als er den deutschen Offizier erschossen hätte.
So ist es jedem deutschen Soldaten ergangen, der in die Klauen der Russen kam. Er zeigte auch mitunter, … sehr viele Zigaretten, Revolver von deutschen Soldaten, welche er erschossen hätte … Er hatte auch Schnaps, und rühmte sich, daß es ihm gut ginge und er alles besitzen würde. … Schließlich hatte er (es) auf mich abgesehen gehabt, ließ mich nicht aus den Augen und meinte, ich solle mit ihm hinausgehen, er wolle mir im obersten Stockwerk tote deutsche Soldaten zeigen, die sie erschossen hätten. Ich … weigerte mich. Meine Mutter bat ihn, er sollte von mir ablassen, weil ich krank sei. Er ließ sich nicht so leicht abschütteln.

Aber schließlich kam mir meine Hausfrau zu Hilfe, indem sie mir sagte, ich solle ihren Mann, da er doch blind war, nach Hause führen; so gingen wir alle mit. Ich war froh über diese Wendung und leistete ihrer Bitte natürlich gleich Folge. Beim Vorübergehen an dem russischen Offizier zupfte mich dieser an meinem Rockzipfel und zeigte mir mit der Hand, ich solle mit ihm gehen. Ich sagte ihm, daß es doch nicht ginge, er sehe doch, ich müßte den alten Mann nach Hause führen. So ist es mir gelungen, ihm zu entschlüpfen. Von anderen hörte ich, daß er mich später noch überall gesucht hätte. In der Wohnung sah es furchtbar aus. Alles lag durcheinander, vieles war gestohlen, meine Papiere waren alle zerrissen …
Dann gingen wir in den Luftschutzkeller und stellten fest, daß auch dort die Russen waren und alles durchgewühlt hatten. Aber das erste war, daß uns der Hund entgegengelaufen kam in aller Frische. Ich freute mich, daß er noch lebte, denn ins Krankenhaus konnten wir ihn nicht mitnehmen.
Wo wir hinsahen, war überall Grauen zu sehen. Wir brauchten zwar nicht mehr im Luftschutzkeller zu schlafen, sondern in unserer Wohnung mit der ganzen Familie, da sie ihre Zimmer an russische Soldaten abgeben mußte. Da wenig Platz war, schlief ich in einer Wiege; und nachts, da pochten die Russen an der Tür und an den Fenstern und wollten Einlaß. Die russischen Offiziere, die nebenan bei uns wohnten, verjagten diese.
Am Tag war es noch viel schlimmer, da gingen die Russen ein und aus; ich habe mich von diesen ferngehalten, offen gesagt, sie ekelten mich an, und hatte große Furcht. Ich sah, wie viele mit gierigen Augen nach mir blickten, wie Tiere kamen sie mir vor. Ich war ständig in der Wohnung und ließ mich gar nicht blicken.
Als unsere russischen Offiziere wegzogen, kamen gleich danach andere ältere Soldaten in die Wohnung und schliefen dort. Diese waren auch anständig, sie verlangten, daß ich ihnen Kuchen backen solle, stellten natürlich Mehl und alles zur Verfügung. Ich habe es auch getan und hatte Freude darüber. So ging es eine Woche hin und her mit der Besatzung. Dann war es ziemlich still. …<<

Einmarsch der Roten Armee in Trautenau

Erlebnisbericht des Wirtschaftsprüfers Dr. D. R. aus Trautenau (x005/58-59): >>… Die reichsdeutschen Funktionäre, mit Ausnahme einiger weniger Funktionäre, verließen in den zeitigen Morgenstunden des auf den Abzug des Militärs folgenden Tages die Stadt. Am selben Tag, nachmittags, traf unter Führung eines Majors der tschechischen Armee eine Übernahmekommission ein und nahm von der Stadt und dem Bezirk Besitz.
Es wurde ein tschechisch-deutsches Zirkular verfaßt und am Stadtplatz unter Hissung der tschechischen Fahnen und Absingung der tschechischen Staatshymne die Besitzergreifung öffentlich verkündet.
Diese Ankündigung und die nächsten Amtshandlungen ließen aber sofort erkennen, daß von dem versprochenen Schutz der deutschen Zivilbevölkerung und deutschen Eigentums keine Rede sein konnte. Tschechisches Militär kam erst viel später, nachdem die Russen die Stadt und den Bezirk bereits wieder verlassen hatten. Es waren das die berüchtigten SNB-Verbände, die das deutsche Volk systematisch ausraubten und die Austreibung durch viele Monate mit Waffengewalt fortsetzten.
Als am 9. Mai die Russen in die Stadt einrückten, fehlte nicht nur die erwartete Intervention der Tschechen, um die Russen an den gefürchteten Gewalttaten zu hindern. Sowohl die Russen als auch die mit ihnen eindringenden polnischen und anderen Plünderer drangen rücksichtslos in die deutschen Wohnungen ein, raubten und plünderten auch viele Geschäfte und schreckten nicht zurück, wehrlose Frauen zu schänden und deutsche Bewohner rücksichtslos zu töten. Es ist sogar erwiesen, daß die Tschechen den Plünderern deutsche Wohnungen namhaft machten und sie dorthin führten und sie damit dem Verderben auslieferten.

Wenn die tschechischen Abgesandten bei Beginn der Verhandlungen noch darauf hingewiesen hatten, daß den Deutschen seinerzeit im Oktober 1913 bei der Besetzung sudetendeutscher Städte kein Leid zugefügt wurde und sie auch am Eigentum keinen Schaden erlitten, und wenn wir diesen Versprechungen auch jetzt geglaubt hatten, so sind wir einem Volksbetrug zum Opfer gefallen, wie er schlimmer nicht sein konnte. Leider waren die Tschechen viel besser orientiert über die Verhandlungen in Jalta und das Programm und die Absichten der tschechischen Revolutions-Regierung als wir selbst. Die Austreibung der Deutschen war schon viel früher beschlossen worden. …<<

Geschehnisse im Kreis Tetschen nach dem Einzug von sowjetischen Truppen

Erlebnisbericht der Maria H. aus Riegersdorf, Kreis Tetschen (x005/62-64): >>Als am 8. Mai 1945 nachmittags das russische Heer auf der Teplitzer Straße von Königswald und von Eulau kommend nach Leukersdorf marschierte, war alles in heller Aufregung.

Ich wohnte zu dieser Zeit mit meinen Kindern, 8 und l Jahr alt, bei meinen Eltern in Königswald, während in meiner eigenen Wohnung in Riegersdorf, bei Flegel-Schellmann, eine Flüchtlingsfamilie wohnte. Während des Durchmarsches ging alles gut. Die Männer des Hauses standen bereit, wasserverlangenden Russen dasselbe zu reichen. Als es dunkelte, verhielten wir uns ruhig und still. Familie H. ging nach Steinsdorf schlafen. Frau B. geb. Sch. und ich versteckten uns auf den Boden. Von da beobachteten wir.

Sehr viele Russen gingen zu R. … Bei Bauer K. brannten sämtliche elektrischen Birnen, und Gejohle und Geschrei drang bis zu uns herauf. Auch in den anderen Häusern geisterten Lichter durch das ganze Haus, und manchmal war ein Gepolter, als ob Möbel umgeworfen würden. Hilfsschreie von Frauen und Mädchen, Kinderweinen hörten wir, und immerzu wurde geschossen. Wir zitterten bis ins Herz hinein. Ob auch die Russen hier hereinkommen? Der Gedanke daran ließ uns erschauern, und immer wieder schrie jemand um Hilfe, und keiner konnte diesen armen Menschen helfen.

Als Mitternacht vorüber war und der Durchmarsch beendet, schlichen wir uns nach unten. Ich mußte Gewißheit haben, ob meine Eltern in Gefahr waren. Die Kinder schliefen, alles war still. Da schlug ein Gewehrkolben an die Tür. Wir hörten russische Laute. Entsetzt eilten wir nach oben. Doch hatte ich keine Ruh und schlich bald nach unten. Nichts rührte sich. Mein Vater murmelte immer wieder: "Das ist die Blutnacht von Königswald." Es war schrecklich. Meine Mutter und ich beteten zu Gott um Hilfe. So graute der Morgen. Allmählich wurde es draußen still.

Als wir mit Nachbarn zusammenkamen, erzählte Frau R., sie war mit ihrer 15jährigen Tochter aus dem Fenster gesprungen, um so den Russen zu entgehen. Beim Bäcker K. waren Scheiben eingeschlagen und die Wohnung verwüstet. Im Haus des Lehrers P. hatte man sämtliche Flüchtlingsfrauen vergewaltigt. Vom Walter B. schleppten viele Leute Kisten. Sie lagerten in der Scheune. Auch ich ging und holte mir zwei. Es wimmelte dort nur so von Menschen. Auch Russen kamen und holten welche, doch halfen sie auch alten Leuten solche wegtragen. Es war Schweinefleisch in kleinen Dosen, das uns noch sehr nützen sollte. Manche ergatterten 8 bis 10 solcher Kisten und schleppten sie auf einem Wagen weg.

Am Nachmittag gab uns N. Bretter, und wir schufen ein Versteck ganz unter dem Dach. Dahin brachte K. die geretteten Betten, und alle Frauen und Mädchen aus der näheren Nachbarschaft schliefen fortan dort oben. Die dazu benötigte Leiter wurde mit hinaufgezogen, und keiner fand uns.

So lebten wir 14 Tage. Nur in der zweiten Nacht ging ich zu meinem Bruder nach Steinsdorf schlafen, denn ich redete fortwährend laut und gestikulierte dauernd mit den Händen herum. Unterdessen räumten Polen meinen Kleiderschrank aus. Meiner Mutter drohten sie mit einem langen Messer. Sie mußte sich ganz ruhig verhalten.

Die übrige Wäsche verstaute ich nun in einer Kiste im Schuppen. Auch sämtliche Fahrräder und Handwagen waren aus der Scheune gestohlen worden. Wir trauten uns nicht auf die Straße. Nur an dem Apfelbaum, der zum Küchenfenster hereinwinkte, merkten wir, daß es draußen schön sein mußte, er blühte wie noch nie zuvor, doch mir war jegliches Gefühl dafür abhanden gekommen. Oftmals wurden Herden von Rindern oder Pferden auf der Straße von den Russen getrieben.
Nach 14 Tagen besetzten die Tschechen alle Ämter. "Jede nicht bewohnte Wohnung wird beschlagnahmt", hieß es. So machte ich mich auf, weil auch die Straßen nicht mehr so vollgestopft waren, in meiner Wohnung nach dem Rechten zu sehen. Bei Sch. lebten 8 Franzosen. Sonst war keiner zu sehen. Meine Wohnung stand offen, doch vermißte ich nichts. Acht mir unbekannte Decken lagen im Schlafzimmer. Sie gehörten der NSV, wie sich herausstellte, und ich gab sie später an S., der 12 Stück an meine Flüchtlingsfrauen abgegeben hatte. …<<

Sowjetischer Einmarsch in Komotau am 8. Mai 1945, Flucht nach Sachsen im Mai und Rückkehr ins Sudetenland im Juni 1945

Erlebnisbericht des schweizerischen Staatsangehörigen Rudolf G. aus dem Kreis Komotau im Sudetenland (x005/64-73): >>Unter dem näherrollenden Grollen der Schlacht im deutschen Schlesien verließ ich mit einem der allerletzten westwärts fahrenden Züge meinen langjährigen Wirkungsplatz in Reichenau und gelangte am Abend in die zuständige Kreisstadt Zittau. Was ich mitnehmen konnte, hatte ich als Reisegepäck in Zittau nach Komotau bzw. Klein Priesen aufgegeben.
Mit bangen Gefühlen fuhr ich nachts bei Grottau über die sächsisch-sudetendeutsche Grenze nach Reichenberg. In der gleichen Nacht brachte ich mit dem Zug die Strecke Reichenberg - Teplitz hinter mich. Er brachte mich an Niemes, Böhmisch Leipa vorbei nach Tetschen-Bodenbach. Namen, die mir nicht fremd klangen, die mich vielmehr an Tage und Stunden glücklicher Erlebnisse erinnerten.
Der nächtlichen Fliegertätigkeit wegen kam der Zug nur sehr langsam vorwärts, doch passierten wir Aussig und Teplitz anstandslos. In Dux gab es langen Aufenthalt vor und nach dem Bahnhof, und die Brüxer Gegend wurde bereits am Morgen nur im Schrittempo befahren. Um ca. 6 Uhr morgens endete diese Fahrt mit einem Tieffliegerangriff wenige Kilometer vor Komotau. Menschenleben waren glücklicherweise keine zu beklagen, aber die Lokomotive und Schienen waren arg zugerichtet - ich strandete mit Bauchlandung wie viele andere in einem nahen Gebüsch.
Meine Gedanken kreisen immer um Zuscha und meine Braut, von der ich schon wochenlang nichts mehr gehört habe. Zu Fuß erreiche ich nach etwa 2 Stunden das kleine, reindeutsche Dorf Zuscha, welches gut 12 km östlich Komotau im Dreieck Komotau - Potscherad - Saaz liegt. Zu meiner großen Beruhigung finde ich alle Angehörigen meiner Braut und diese selbst bei guter Gesundheit.
Es ist Mitte April 1945, man weiß, daß der Krieg für Deutschland verloren ist, und nur unverbesserliche Optimisten können noch an ein Wunder glauben. Aber man hat die Hoffnung, es mögen westliche Armeen bis hierher vordringen. Den Rhein haben sie ja längst überschritten und stehen in zügigem Vormarsch direkt auf Böhmen zu. Ob die westlichen Alliierten wissen, welch wichtige Rolle Böhmen schon immer gespielt hat?
Ende April schlage ich vor, unsere bewegliche Habe auf 2 Fuhrwerke zu verladen, um damit dem Westen zuzusteuern. ... 4 Pferde standen damals noch im Stall. Davon will L. aber nichts wissen, und andere Bauern lachen mich aus. ... Im übrigen würde man mit den Tschechen schon fertig werden. Nun, ich mußte mich natürlich fügen, umsomehr als ich annehmen durfte, daß diese Grenzlandbewohner besser Bescheid wüßten als ich als Ausländer.
Am Tage der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands fuhr eine motorisierte Verpfle-

gungskompanie in unser Dorf. Es waren die letzten deutschen Soldaten, die ich im Verband gesehen habe. Sie verbrannten auf unserem Hofplatze ... militärische Dokumente, verteilten verschiedene Bäckerei- und Fleischereimaschinen und Geräte unter die Bevölkerung, ließen außerdem auf unserem Hof eine komplette Einrichtung zur Herstellung von elektrischer Energie stehen und fuhren davon.
Wie sie sagten, wollten sie sich dem vorrückenden Ami in der Nähe von Saaz ergeben. Gegen Abend kamen sie in größter Verwirrung und höchster Eile wieder. Sie seien knapp dem Russen entronnen. Die Russen in Saaz! Das war die erste erschreckende Nachricht vom baldigen Kommen (der Roten Armee). Die deutschen Soldaten fuhren sogleich in Richtung Komotau. Vielleicht haben sie doch noch irgendwo den Ami gefunden.
Ein Junge ... war am Nachmittag in Komotau. Er ... brachte die Nachricht, der Amerikaner sei 10 km westwärts Komotau von Karlsbad herkommend gesehen worden. Die Flüchtlingskolonnen hätten aber den gesamten Verkehr zum Stocken gebracht. - Das Sudetenland war ja Sammelbecken für all die Millionen Flüchtlinge aus Schlesien geworden ... - Unsere Hoffnung stieg gewaltig an, vielleicht kommt doch der Ami bis zu uns. Was wäre das für ein Glück!
Indessen hörte man zunehmenden Gefechtslärm, Kanonendonner, ... Maschinengewehre aus der Brüxer Gegend. Es war zur Gewißheit geworden, daß sich hier in unserer Gegend, falls die Gerüchte um den Ami zutrafen, die beiden Kriegsmächte treffen mußten.
Der Krieg war offiziell vorbei, aber immer noch donnerten die Kanonen, schwiegen die MG nicht und mußten in letzter Stunde hüben und drüben Menschen sterben. Um 21.00 Uhr hörten wir auf einmal das tiefe Brummen schwerer Motoren und das Mahlen stählerner Ketten auf harter Straße.
Verwandte meiner Braut tauchten plötzlich aus Holtschitz bei uns auf. Sie dachten bei mir als schweizerischem Staatsangehörigen besseren Schutz zu finden. Zudem befanden sich in ihrem Dorf zahlreiche Tschechen, teils ansässig, teils als zugezogene und hergeschickte Arbeitskräfte. Es kam dort schon tags zuvor zu Ausschreitungen gegen die deutsche Einwohnerschaft. Sie brachten auch die Nachricht, daß der Russe im Anmarsch sei.
Auf einmal rannten Leute im Dorf herum - von unten nach oben, von oben wieder nach unten. So ähnlich mögen die Römer gerufen haben, als Hannibal plötzlich vor den Toren Roms stand. "Die Russen kommen, die Russen kommen!" ... Auf schweren Stalinpanzern hingen erdbraune Gestalten, 20-30 an der Zahl auf jedem Panzer. Die Panzer fuhren im Viereck auf, die mitfahrenden Infanteristen schwärmten sofort nach allen Richtungen aus.
Die Panzer mit aufgesessener Infanterie fahren, da sie keinen Widerstand zu fürchten haben, sofort weiter. ... Meine Uhr zeigt 22.00 Uhr. Eine Stunde später trifft ein neuer Verband ein. Diese beginnen gleich mit dem Durchsuchen der Häuser nach Uhren, Ringen und sonstigen kleinen beweglichen Wertgegenständen. Sie nehmen mit, was sie in ihrer Eile finden, drohen mit vorgehaltener Pistole mit Erschießen, falls innerhalb von 5 Minuten nicht sämtliche Uhren abgeliefert sind.
Ich sehe Russen, die bereits an beiden Armen einige Armbanduhren umgebunden haben. Fast mußte ich lachen, wenn die Situation nicht gar so gefährlich aussehen würde. Bereits taucht unser Polenarbeiter mit zwei gemeingefährlich aussehenden, uns fremden Ostarbeitern auf. Er geht mit ihnen hemmungslos im ganzen Haus herum - plündern. Als er mit zwei meiner Mäntel, samt Lederhandschuhen und Hut hinauswill, stelle ich ihn zur Rede. Er grinst mich nur spöttisch an und haut ab.
Meine Zeiss-Ikon (Super-Ikonta) haben vermutlich auch diese drei gefunden. Sie ist am Morgen weg. Vater hat zwei Uhren eingebüßt, unsere auf dem Hofe mitarbeitende Tante (an Stelle der längst verstorbenen Mutter meiner Frau) muß ebenfalls ihre Uhr abgeben. Wir begeben uns im Anschluß an diese erste Plünderung in den Kartoffelkeller, doch bleiben wir dort nicht

gar lange, da uns dieser Zufluchtsort zu unheimlich vorkommt.
Von dort schleichen wir uns (meine Braut und ich sowie drei Leute aus Holtschitz) in den Garten, wo wir uns in den Sträuchern verbergen. Zwei Uhr früh (9.5.45) flüchten wir uns aufs freie Feld hinaus und verbergen uns hinter einem hohen Strohschober. Fast trete ich auf einen hier liegenden, kranken, alten Russen in graubrauner Uniform.
Er stöhnt, ist krank, weigert sich aber aufzustehen und die 100 Schritt bis zur Straße zu gehen, wo die russischen Kolonnen unaufhörlich vorbeiziehen. Sie nehmen keine Kranken mit, sagt er meiner Frau, die soviel Tschechisch kann, daß sie sich mit dem Russen verständigen kann. Tatsächlich haben wir auch in den nächsten zwei Tagen nie ein Vehikel gesehen, das wir als irgendwie Ambulanzfahrzeug hätten taxieren können.
Beim Tagwerden kehren wir heim, wo inzwischen einige Russen ihre erste Visitenkarte hinterlassen haben. Es sieht in der ganzen Wohnung wie in einem Saustall aus. Unser alter Vater ... wurde in dieser Nacht unsanft aus dem Bett geworfen, 2 Russen schliefen (dort) ... in Uniform und Stiefeln. ... Den Backofen ... verwechselten die Russkis scheint's mit dem Abort. Russky kultura, da kann man halt nix machen! Oben auf dem Boden findet einer dürre Zwetschgen. Er füllt ein Nachtgeschirr damit und reicht die Früchte seinen Kameraden herum. Dafür tritt einer aus dem Haus, eine schöne … Suppenterrine in der Hand. Er leert den Inhalt (das Ergebnis seiner Notdurft) auf dem Misthaufen.
Irene, eine gut Deutsch sprechende Ukrainerin, die seit 1940 bei uns arbeitet, weint. Nach dem Grund ihrer Traurigkeit befragt, sagt sie, daß sie uns bald verlassen müsse, sie müßten alle wieder heim. Die andere Ukrainerin, weit weniger intelligent, läßt alles in stoischem Gleichmut über sich ergehen. Die kleine Russin aber, die immer faul und frech gewesen war, tritt halbwegs als Besitzerin des Hofes auf. ... Der alte Russe, der ebenfalls bei uns in Arbeit stand, war spurlos verschwunden. ... Er hatte sich ständig mit der kleinen Russin gezankt. ... Nun mußte er die Rache dieser kleinen Hexe fürchten. Darum ist er ... heimlich weggegangen.
Das Dorf ist vorübergehender Ruheplatz für von drei Seiten durchziehende Truppen der Roten Armee. Sie kommen von Komotau her, andere von Dresden her über Brüx und die dritten aus Richtung Kaaden - Postelberg. Alle ziehen sie hier weiter in Richtung Prag, wo sich ein gewisser Schörner (Generalfeldmarschall) noch nicht ergeben wolle.
Mit seiner ehemals friedlichen Ruhe ist es aus im Dorfe Zuscha. Die "einheimischen" Ostarbeiter - allen voran die Polen - organisieren zügelloseste Plünderung(en) und hetzen die an und für sich friedfertigen Russkis gegen die deutschen Einwohner auf. So nach und nach wird alles umgewühlt, fortgetragen, verschleppt oder sinnlos zerstört, was den Plünderungskommandos in die Hände kommt.
Während meine Braut sich mit den meisten anderen Mädels des Dorfes in einem Nachbarhof versteckt hält, haben wir daheim keine ruhige Minute mehr. Ich bange um die Sicherheit meiner Braut. Das Nachbarhaus, Krämerladen und Wirtshaus des Dorfes, wird seit dem Morgen früh systematisch ausgeplündert. Das einst wohlhabende Ehepaar K. ist bettelarm geworden. Treppauf, treppab geht's bei ihnen. Rotarmisten und Ostarbeiter tragen ... Wäsche, Kleider, selbst Möbelstücke und Säcke mit Lebensmitteln fort.
Am Beispiel der vorerwähnten Verpflegungskompanie habe ich den Zusammenbruch der einst ruhmreichen deutschen Wehrmacht erlebt, nun mußte ich auch noch zusehen, wie wildgewordene Horden einer Siegermacht hemmungslos plünderten und wüsteten. Ist das noch zum Aushalten? Ach, waren wir damals ahnungslos, was unser aller noch erwarten sollte! ... Die Russen haben Schnapszuteilung bekommen. ... Es ist das Schlimmste zu befürchten.
Am Nachmittag, während wir draußen um unser aller Schicksal bangen und auf der Straße seit 8.5.1945 nachts fast ununterbrochen Kolonne um Kolonne in raschem Tempo durchzieht, wird zu Hause unter Anführung der Polen geplündert. Ob auch unsere schöne, teure Aussteuer … weg ist? Im Laufe des Tages beschlagnahmt man alle Pferde und raubt den Bauern damit

die besten Arbeitskräfte.
Die frischgebackenen Brote sind verschwunden, Fleisch- und Mehlvorräte zum großen Teil dazu. Schwere, schwere Sorgen drücken uns alle. Dazu die Angst um meine Braut und unsere anderen Frauen. Beim Dunkelwerden kehre ich mit meiner Braut zum Hof zurück, entschlossen, fortzugehen. In der Heimat können wir in Frieden und Freiheit ein neues Leben anfangen. ... Vater rät uns, möglichst rasch zu verschwinden. Er sei alt, ihm würde nichts geschehen, und die Tante käme ihres Alters wegen wohl auch ungeschoren weg. Mit dem bekleidet, was wir gerade trugen und mit ganz wenigen Habseligkeiten ... brechen wir auf. Es ist 22 Uhr.
200 m von daheim nächtigen wir hinter einem Strohhaufen. Schlaf finden wir natürlich keinen. Die Ungewißheit unseres Fluchtweges, die Sorgen um die Zurückgebliebenen, das harte Lager und die Kühle der Nacht verunmöglichen den Genuß eines erquickenden Schlafes. Plötzlich schrecken wir auf. Deutlich ist der Angstschrei zweier oder gar mehrerer Frauen zu vernehmen. Wir fühlen uns hier nicht mehr sicher und schleichen weiter weg in ein hohes Kleefeld.
10. Mai 1945: Wir treten unseren Fluchtweg ... an. ... Auf einer Anhöhe liegen russische oder tschechische Posten auf der Lauer. Wir ziehen ungesehen durch eine Mulde an ihnen vorbei. ... In einer Waldmulde stoßen wir auf eine geflüchtete Familie aus der Ortschaft Kaitz. Sie erzählen Schreckliches ... über den tschechischen Mob. ... Vom Dorfe her ist dauernd wilde Schießerei und Geschrei zu hören. ... Der eine Begleiter erweist sich als deutscher ehemaliger KZ-Gefangener. Er erzählt ... schreckliche Einzelheiten. ...
Wir wußten damals noch wenig von diesen KZ-Greueln und konnten seine Erzählungen fast nicht glauben. Doch belehrte uns der andere Begleiter bald eines anderen. Dieser entpuppt sich als ein einstiger baltischer Diplomat, und sein privater Paß lautet auf einen Freiherr von S. Er hatte von Dresden aus flüchten müssen, kam in Brüx mit seiner Familie mitten in die Schießerei, die wir am 8. Mai bei uns gehört hatten, verlor seine Frau und seinen Sohn und floh nun allein weiter.
In einem Haus außerhalb von Görkau verteilt ein ehemaliger englischer Kriegsgefangener Tabak unter uns. Dessen vornehme Geste wirkt inmitten dieser schrecklichen Sintflut des Grauens wie eine unbegreifliche Wohltat auf uns alle. Nach kurzer Beratung ziehen wir weiter durch Görkau. ... Überall (herrscht) Aufruhr, Aufbruch, Angst, Entsetzen und qualvolles Bangen um die Zukunft. "Latrinenparolen" tun ihr übriges, die vom Schicksal Geschlagenen noch mehr zu verängstigen.
Kurz vor Görkau haben sich noch einige unserer Kolonne angeschlossen. Sie ziehen es vor, über Komotau westwärts zu ziehen. Zum Glück gehen wir nicht mit, denn sie sind, wie uns später bekannt wurde, in Komotau den Häschern in die Hände gelaufen und mußten sich, mit vielen Tausend anderen Flüchtlingen wie eine Viehherde getrieben, auf den Jahnturnplatz begeben. Sie haben in der Folge furchtbar Schreckliches durchmachen müssen.
Beim Aufstieg ins Gebirge machen wir Rast. Unsere drei Begleiter haben Hunger - wie wir zwei -, haben aber nichts zu essen. Wir verteilen Brot und öffnen zum Gebrauch aller unsere einzige Büchse Fleisch. Über Hannersdorf gelangen wir um ca. 10 Uhr vormittags in die Nähe von … Göttersdorf, wo wir an einem kühlen Bächlein am Wegrande unseren Durst löschen und die heißgelaufenen Füße waschen.
200 m quer über die Wiese hinweg gehen die Russen bei J. (Gasthaus, Metzgerei und Sägerei) aus und ein. Auf dem Grundstück weiden unzählige Pferde. Frau J. ist eine Kusine meiner Braut. Wieder hören wir von Vorkommnissen, die uns das Blut in schnellen Stößen durch die Adern jagen lassen. Wir getrauen uns nicht zur Kusine Marie hinüber und beauftragen einen Dorfeinwohner, unsere Lieben daheim zu gegebener Zeit via Marie zu grüßen.
Wir ziehen weiter, kommen an einem einsamen Hause vorbei und sind eben Zeuge, wie die

Haustür aufgerissen wird. Heraus tritt eine junge Frau mit wildaufgerissenen Augen, aufgelösten Haaren, an der Hand ein vielleicht l0jähriges Mädchen, welches ganz verstört dreinschaut. Die Mutter schreit in einem fort: "Mein Kind, mein Kind, sie haben mir mein Kind vergewaltigt!" Gleich darauf tritt ein Rotarmist heraus, eine MP unter den Armen und grinst mit teuflischer Fratze hinter der zu Tode gequälten Frau her.
Uns fährt grauenvoller Schrecken in die Glieder - wir sind kaum mehr fähig, den Platz schnell genug zu verlassen. Immer hören wir diesen furchtbaren Schrei aus gequälter Mutterbrust, und immer haben wir das Gefühl, jetzt müsse gleich eine MP-Salve losgehen. Aber es geschieht nichts mehr. Die Frau mit dem geschändeten Kind ist im nahen Walde verschwunden, ab und zu hört man entfernt noch ihre furchtbare Klage. Wir ziehen langsam weiter, dann immer eiliger und in Waldesnähe eilen wir wie gehetzt in den Wald hinein. Wir sind zutiefst erschüttert und müssen uns erst einmal eine halbe Stunde hinlegen, um uns zu beruhigen.
Das Erzgebirge mit seinen herrlichen Wäldern hat uns aufgenommen. Schützend hält der Wald seinen weiten, grünen Mantel um uns, verhüllt uns den Blick auf die Täler und die fruchtbare, weite Ebene dort unten, wo die Vorfahren meiner Braut nachweisbar seit 300 Jahren auf dem gleichen Hofe Bauern waren. Dort, wo jetzt ein wildgewordener nationalistischer Pöbel seine unbeschreiblichen Orgien mit dem Blut und den Tränen der deutschen Urbevölkerung feiert.
Wir meiden die Straße, welche sich von Sachsen her quer über das Erzgebirge in die Ebenen Nordböhmens hinzieht. Wir hören ... die Geräusche eilig fahrender Militärfahrzeuge. ... Qualvolle Schreie beweisen uns, daß diese von mitgeschleppten deutschen Frauen stammen. Wir ziehen uns noch tiefer in die Wälder zurück, immer bedacht, die allgemeine Richtung nach Deutschland zu halten.
Gegen Abend kommen wir an einer einsamen Waldmühle vorbei. Einige Russen machen sich anscheinend einen Spaß daraus, dort sich befindende Frauen in der ihnen gewohnten Weise zu quälen. Man möchte sich als Riese fühlen, hinuntersteigen und diese ganze östliche Brut in wildem Zorn erschlagen. Aber wir sind uns unserer Ohnmacht allzugut bewußt, und in diesen Tagen infernalischen Schreckens ist sich jeder selber der Nächste.
Wir machen einen großen Bogen um diese Stätte des Grauens, ... gelangen beim Dunkelwerden in eine dichte Waldniederung. Dort legen wir uns dicht zusammen, hüllen uns in eine Decke ein und versuchen zu schlafen. Scheinwerferlicht und fremde Rufe lassen uns bald nicht im Zweifel, daß hier Tschechen mit ihren russischen "Befreiern" am Werke sind, die Wälder nach Frauen zu durchkämmen, die sich vor ihrem Zugriff versteckt haben.
Unendlich langsam vergeht die Nacht, und beim ersten Tagesgrauen ziehen wir hungrig und müde weiter. Das letzte Brot wird aufgezehrt. Plötzlich kommen wir unerwartet an eine Straßenbiegung. Zu spät haben wir einen russischen Posten, der bei einem umgekippten Fahrzeug Wache hält, erkannt. Wir werden scharf angerufen, und mit erhobenen Händen nähern wir uns den Russkys. Es sind ein Offizier, ein Unteroffizier und ein Soldat. Sofort suchen sie uns ab, finden bei mir meine ziemlich neue Schweizer-Armbanduhr und bezeichnen meine Braut als deutsche Wehrmachtsangehörige und möchten sie gefangennehmen.
Ich zeige meinen Schweizerpaß. Sie schauen in an - verkehrt. Freiherr von S. erklärt ihnen, daß ich Schweizer sei und meine Braut meine Frau und wir uns auf dem Weg in die Heimat befinden. Nach einigem Hin und Her lassen sie uns laufen. Erleichtert um Uhren, einigen Schmuck und auch um die große Gefahr, getrennt zu werden.
Noch eine Nacht liegen wir im sicheren Hort sudetendeutscher Erzgebirgswälder. Dann überschreiten wir anderntags bei Rübenau, einem kleinen Dorf, die sächsische Grenze. Ein großer Alpdruck verläßt uns, wir wissen, daß wir den Klauen (des) ... Tschechenpöbels entronnen sind.
Nach Stunden erreichen wir in Thalheim im sächsischen Erzgebirge eine mir befreundete

Schweizerfamilie, die hier eine Textilfabrik und ansehnlichen Land- und Hausbesitz ihr eigen nennt. Hier trennen sich unsere Wege. Der ehemalige KZ'ler, der sich als ausgezeichneter Kamerad erwiesen hatte, und der hochgebildete Freiherr ziehen allein weiter. Wie gerne hätten wir ihnen einige Tage Ruhe und Erholung bei jener Schweizerfamilie gegönnt. Aber wir kamen auch nur als Geschlagene und Bettler.
Drei Wochen später zogen wir zwei weiter nach Chemnitz, wo ich vor Jahren die Staatliche Färbereischule besucht hatte. Ich erkannte die geschändete Stadt kaum wieder. … Als wir vorbeikamen, wurde gerade die Schillerpost geplündert. Mit großer Mühe fand ich in dem riesigen Trümmerhaufen den Weg zu meiner ehemaligen Wirtin. Sie war nicht mehr da, aber Nachbarsleute nahmen uns liebevoll auf.
Anderntags schlichen wir uns auf verborgenen Pfaden aus den russischen Postenketten heraus und erreichten gegen Abend ein amerikanisches Auffanglager, ca. 15 km westwärts von Chemnitz in Burgstädt. Wir wurden mit Heimkehrenden anderer Nationen in einem dachlosen Gebäude zusammengepfercht.
Nach zwei Wochen vergeblichen Wartens auf einen Abschub nach dem Süden rissen wir aus und gelangten zu einer befreundeten Familie näher bei Chemnitz. Ich durfte dort noch die Heimkehr ihres einzigen Sohnes miterleben. Er kam über Bayern heim und hatte den Fall Prags noch miterlebt gehabt, konnte sich mit einer größeren Einheit quer durch Böhmen nach Znaim schlagen, und es gelang ihm dort mit wenigen, heil die Grenze nach Deutschland zu überqueren.
Tag für Tag kamen bei uns seltsame Gestalten vorbei. Alte Männer mit jüngeren Frauen, alten Weiblein, größeren und kleineren Kindern. Sie trugen in Rucksäcken armseligen Hausrat. ... Manchmal auch kamen welche mit Karren und seltsamsten Handwagen, vollgepackt mit Hausrat aller Art. Auf Befragen kam immer die Antwort, daß sie Sudetendeutsche seien. ... Also war es doch war, was wir vor Tagen erfahren mußten, daß die Alliierten sich geeinigt hätten, das Sudetenland von seinen Urbewohnern zu "säubern". Welch infernalisches Unternehmen!
Ich ... begab mich allein bei Weipert über die Grenze. Aber bereits die erste Berührung mit einem ehemals reindeutschen Erzgebirgsdorf ließ mich erkennen, daß sich in der kurzen Zeit unserer Abwesenheit Grundlegendes verändert haben mußte. Keine deutsche Ortsbezeichnung, keine deutsche Straßenbezeichnung, selbst sämtliche Geschäftsschilder waren entfernt und durch tschechische Bezeichnungen ersetzt worden. Befand ich mich noch auf unserem alten Planeten? Mir kam alles so unglaubhaft, unwirklich vor, daß ich mich ernsthaft fragen mußte, ob ich eigentlich wach sei oder träume.
In Komotau, wo ich mich einigermaßen zurechtgefunden hatte, wenn ich mich nach den deutschen Straßenbezeichnungen richten konnte, mußte ich mich erst einmal auf eine Bank setzen. Chomutov hieß es da auf einmal, und kein bekanntes Gesicht konnte ich mehr sehen - alles sprach in einer für mich furchtbar fremden Sprache, Russen promenierten stolz wie Pfauen in den Straßen herum. Was mochte diese deutscheste aller deutschen Städte in diesen Tagen und Wochen gelitten haben? Ich schlich mich davon in Richtung Zuscha.
Unterwegs traf ich mit einem alten Bekannten zusammen. Er schlich sich eben aus einem anderen Dorf heraus, trug eine weiße Armbinde am rechten Arm, worauf ein großes schwarzes "N" gemalt war. So müssen nun alle Deutschen herumlaufen, gab er mir zur Antwort. ... Den über 70jährigen Mann, ehemals größter Bauer im deutschen Dorf Zuscha, hatte man von seinem Hof gejagt. ... Nun war er auf dem Wege "nach Hause", um dort als Bettler um die Herausgabe irgendeiner liebgewesenen Kleinigkeit zu bitten. Scheu, wie gejagtes Wild, benahm er sich, und ... (erzählte) mir mehr über das namenlose Unglück, ... welches in diesen Tagen und Wochen über das sudetendeutsche Volk hereingebrochen war.
Wir kamen schließlich nach Zuscha. Ich fand sowohl den Vater als auch die Tante wie die

Familie Sch. auf dem väterlichen Hofe an. Ein Bursche von vielleicht 20 Jahren fragte mich tschechisch in barschem Tone nach meinem Begehr - es stellte sich heraus, daß er "der neue und rechtmäßige Besitzer dieses tschechischen Hofes sei …"
Ein ehemaliger Zirkusreiter aus Prag spielte sich nun auf einem mustergültig geführten deutschen Bauernhof als fachkundiger "tschechischer Verwalter" auf. Er gab mir zu verstehen, daß ich hier nichts zu suchen habe, alle deutschen Höfe … verstaatlicht seien und ich gut daran tun würde, bald wieder zu verschwinden. … Ich erklärte, daß ich nach Prag fahren würde, um dort die Herausgabe all unseren Eigentums in die Wege zu leiten um dann mit meiner Frau zurückkommen. Das wirkte wie eine Explosion.
Keine Viertelstunde später wurde ich verhaftet. Sechs Mann, bis zu den Zähnen bewaffnet, holten mich auf die Gemeindekanzlei. Dort suchten sie herauszubekommen, wo ich herkomme, was ich im Schilde führe und wer ich übrigens sei usw. usf. Ich ließ sie über eines nicht im unklaren, nämlich, daß ich entschlossen sei, von Prag aus die Herausgabe unserer Wirtschaft und aller bereits gestohlenen und beschlagnahmten beweglichen Sachen zu verlangen. Sie waren sehr geschlagen, berieten sich tschechisch, was ich natürlich nicht verstehen konnte.
Ein ganz Geriebener verlangte nochmals meinen Paß zu sehen, erklärte diesen für gefälscht, und ich wurde erst einmal verhaftet und als gefangengesetzt erklärt. Welch groteske Situation. Mir war keineswegs wohl dabei, und mit düstersten Gedanken saß ich in einem kleinen Nebenzimmer erst einmal fest.
Auf einmal kam mir ein guter Gedanke, ich pochte kräftig an die Tür. Man war gnädig, öffnete und fragte nach meinem Verlangen. Ich gab zu verstehen, daß ich unverzüglich gesucht werde, wenn ich morgen früh nicht auf der Schweizer Gesandtschaft (damals noch Generalkonsulat) in Prag erschienen sei. Sie würden zuallererst hier suchen, weil ich hier zuletzt ansässig gewesen sei und ich außerdem meine jetzige Anwesenheit in Zuscha von Komotau aus gemeldet hätte.
Nach einigem Hin und Her wurde ich freigelassen, allerdings mit der strikten Weisung, bis am Morgen zu verschwinden. Das tat ich denn auch, allerdings nicht, wie sich diese gedacht hatten, sondern auf schnellstem Weg suchte ich den Weg über das Erzgebirge, um meine Braut zu holen. Eine Woche später waren wir zusammen in Zuscha. ...<<

Kampeinsatz des Volkssturms im Böhmerwald, Zustände nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen in Waier von Ende April bis Anfang Mai 1945
Erlebnisbericht des F. J. aus Waier, Kreis Bischofteinitz im Sudetenland (x005/81-84): >>Wie überall im Reich wurde auch in Waier im Böhmerwald der Volkssturm aufgestellt, und zwar für Waier und Umgebung eine Kompanie, deren Kommando ich auf Wunsch der Volkssturmmänner, von denen viele schon im Ersten Weltkrieg in meiner Kompanie dienten, übernehmen mußte.
Unausgesprochen wußten wir alle, besonders die einstigen Kriegsteilnehmer, daß auch der Volkssturm den Zusammenbruch nicht mehr aufhalten konnte, weshalb die obersten Vorgesetzten des Volkssturms im Kreisgebiet mit ihrem militärischen Wichtigtun und militärischen Unsinn viel belächelt wurden. Unsere Männer taten jedoch als letztes Aufgebot ihre Pflicht als Volkssturmmänner bis zum bitteren Ende.
In den letzten Kämpfen an der alten Reichsgrenze gegen Bayern waren wir mit dem Volkssturm aus Mainz einem Ski-Jäger-Bataillon, dem Oberst W. unterstellt. In den Bergwäldern wurde der Amerikaner beinahe zwei Wochen lang aufgehalten, ohne Artillerie und sonstige schwere Waffen auf unserer Seite. Auf beiden Seiten gab es noch viele Tote, allein unter den Zivilisten 28 Tote durch feindliche Artillerie-Beschießung.
Bis zum Zusammenbruch war das Leben in Waier und Umgebung für Kriegsverhältnisse

ziemlich normal, nur durch evakuierte Familien ohne Männer aus Berlin, dem Rheinland und Westfalen mußten die Einheimischen etwas enger zusammenrücken. Auch zwangsverpflichtete Holländer, Tschechen und Russen hatten wir in Waier zum Holztransport zur Bahn eingesetzt, die aber gut untergebracht und meist besser verpflegt waren als die einheimischen Deutschen, da sie als Schwerstarbeiter mit den besten Lebensmittelkarten ausgestattet waren. Sie fühlten sich auch alle unter den Deutschen sehr wohl und ließen es sich gut gehen.
Als Anfang Februar ein Transport von Flüchtlingen aus Schlesien vom 14 km entfernten Bahnhof Weißensulz mit Lastautos und Pferdefuhrwerken durch tiefen Schnee nach Waier und Umgebung unter großen Schwierigkeiten gebracht wurde, war das letzte Stübchen in Waier mit Menschen dicht besetzt. Schreckliche Erlebnisse hatten diese Armen mitgemacht. Viele, besonders schlesische Kleinstkinder sind unterwegs gestorben oder erfroren. Unter anderem erzählten diese schwerstgeprüften Menschen, daß die Tschechen ihnen auf den Bahnhöfen im Innern Böhmens, wo der Transport anhielt, sogar die Reichung von Wasser verweigerten. Die Schulklassen waren durch die Kinder der Evakuierten und Flüchtlinge aus Schlesien sehr überfüllt.
An einem Morgen der letzten Tage im April 1945 bekam ich von Oberst W. den Befehl, daß sich die Truppen um 10 Uhr vormittags vom Feind absetzen, die Zivilbevölkerung die Keller aufsuchen und nicht verlassen soll, bis der Amerikaner einmarschiert ist.
Die Bevölkerung wurde diesbezüglich verständigt; mit dem Bürgermeister, einem Gemeinderatsmitglied und dem Ortsgruppenleiter wurde verfügt, daß im Ort nur eine weiße Fahne am ersten Haus gegen Bayern, von wo der Feind anrollte, also am Schulgebäude, gehißt werde. Wie teilnahmslos sich nun nach 10 Uhr vormittags die meisten Landser durch Waier und über Felder und Wiesen auf die Höhen von Rindl zurückzogen, dabei Waffen und Munition wegwarfen, ging einem als Kriegsteilnehmer tief zu Herzen. Ein abgehärmter Leutnant erzählte mir weinend: "Alles ist verloren, 200 Mann sind in der Nacht zum Feind übergelaufen."
Der Amerikaner nahm beim Rückzug der Deutschen nun Waier unter Artilleriebeschuß, weshalb wir mit der weißen Fahne, einem weißen Tischtuch aus dem Gasthof, zur Schule wollten. Einige unserer Soldaten beschossen uns jedoch von den Höhen bei Rindl. Kriechend im Straßengraben erreichten wir das Schulhaus, und der Bürgermeister schwenkte vom ersten Stock aus einem Fenster die weiße Fahne gegen die mit Panzern anrollenden Amerikaner, worauf sie das Artilleriefeuer auf Rindl und die umliegenden Berge verlegten. –
Zwei Gefangene, ein Engländer und ein Australier, wurden mir vor etlichen Tagen von einem deutschen Unteroffizier übergeben, die in der Metzgerei und Gastwirtschaft untergebracht wurden. In den letzten Tagen waren sie als Köche in der Schulküche beschäftigt, wo für unsere Soldaten gekocht wurde. Sie waren mit ihrem Schicksal sehr zufrieden, um so mehr, da sie wußten, daß ihre Gefangenschaft zu Ende ging.
Da der Engländer (Londoner) ziemlich gut Deutsch konnte, so bestimmten wir, daß beide in ihren weißen Kochuniformen mit uns den Amerikanern entgegengehen müssen, wo der Engländer die Ansprache des Bürgermeisters ins Englische übersetzen sollte. Beim Halten des ersten Panzers sagte der Bürgermeister: "Ich als Bürgermeister von Waier übergebe den Ort und versichere, daß kein deutscher Soldat mehr in dem Ort ist."
Der Engländer übersetzte die Worte auf englisch und gab sich mit seinem Kameraden den Amerikanern zu erkennen. Der Offizier auf dem Panzer, der uns Deutsche keines Blickes würdigte, gab jedem Gefangenen ein Päckchen Zigaretten und holte sie auf den Panzer. Die Gefangenen gaben uns jedem eine Zigarette (die erste Ami-Zigarette) und reichten uns zum Abschied die Hand.
Der Offizier gab dem Bürgermeister in sehr gebrochenem Deutsch den schroffen Befehl, daß sämtliche Waffen bis abends am Bürgermeisteramt abzuliefern sind, daß keine Person nach 7 Uhr abends außer Haus sich zeigen darf und keine Tür im Haus verschlossen sein darf. Alle

Häuser vom Keller bis zum Boden wurden durchsucht. Der östliche Teil des Dorfes mußte binnen einer Stunde von den Zivilisten geräumt sein und wurde vom Amerikaner besetzt. Die Geschütze wurden vor den Häusern in Stellung gebracht und die Höhen gegen Ronsperg unter Artilleriefeuer genommen.
Die Kampfgruppen (der Amerikaner) waren zwar unnahbar, aber nicht so gehässig wie nachfolgende Etappeneinheiten. So sollten eines Tages Offiziere im Schulhaus einquartiert werden; die Offiziersdiener hatten die Sachen ihrer Herren, besonders Schlafsäcke, schon im Schulhaus untergebracht. Nach kurzer Zeit kamen drei Offiziere, davon ... ein Arzt, der allein Deutsch konnte. Der Feldgeistliche nahm im Wohnzimmer meinen deutschen Offiziersdegen trotz meines Protestes an sich, mit der Begründung, daß an demselben ein Hakenkreuz sei. Der Arzt quälte mich und meine Frau auf gemeinste Weise.
So bot meine Frau den drei Offizieren Platz zum Sitzen an. Der Arzt sagte gehässig: "Bei Deutschen setzen wir uns nicht." Er duzte uns, schimpfte uns "Hitlerschweine" und "Nazibestien" usw. Als er ein Bild unseres gefallenen Sohnes auf meinem Tischchen als Soldat fand, nahm er es an sich und schimpfte: "Das ist auch ein Hitlerschwein!" Als wir ihm sagten, daß er in Rußland gefallen und unser einziges Kind sei, meinte er: "Siehst Du, wenn Du das Hitlerschwein getötet hättest, hättest Du Deinen Sohn noch."
Besonders erbost war er, als er von Konzentrationslagern, besonders von Buchenwald sprach und ich sagte, daß ich nur von Dachau gehört habe. "In Amerika wußte jedes Kind davon, und Du Schwein willst von Buchenwald nichts wissen?" Alle Schlechtigkeiten, die man sich nur denken kann, warf er mir und meiner Frau ins Gesicht.
Durch die Glastür zum Vorzimmer sahen wir zwei weitere Offiziere ankommen und hörten von den drei anwesenden Offizieren sagen: "Der Chef!" Eine hohe, schlanke Offiziersgestalt, blond mit blauen Augen, trat mit einer Verbeugung vor meine Frau und vor mich, stellte sich und seinen Begleiter vor. Meine Frau faßte wieder Mut und bat die Herren, Platz zu nehmen. Der Offizier, wahrscheinlich ein Oberst, konnte leider nicht Deutsch, weshalb er den Arzt fragte, was meine Frau sagte. Als er es übersetzt bekam, nahmen er und alle anderen Platz, nur der Arzt blieb stehen.
Der "Chef" bot meiner Frau und mir Zigaretten an, fragte uns über dies und das, sah das Bild meines Sohnes, fragte nach ihm und sprach sein Beileid aus, so daß mir und meiner Frau die Tränen kamen. Nach längerer Zeit verabschiedeten sich die Offiziere mit Handschlag. Nur der Arzt gab uns keine Hand. Gegen Abend kamen wieder die Offiziersdiener und brachten die Sachen ihrer Herren weg. Wahrscheinlich hatte der Arzt sie verhetzt, denn sie zogen ins Gasthaus. Ich konnte den Haß des Arztes gegen uns Deutsche verstehen, denn er war Jude.
Als die Amerikaner ihren Vormarsch ins Landesinnere Böhmens fortsetzten, kamen die Tschechen. In Waier waren nur mehr Etappensoldaten der Amerikaner, die ... sich nahmen, was ihnen behagte. So wurde mir eine wertvolle Stainergeige entführt.
Eines Tages kam ein großer Lastwagen voll mit tschechischen Gendarmen, Finanzern und Soldaten. Alle waren bis an die Zähne bewaffnet, auch mit Maschinengewehren, die Soldaten in Fantasieuniformen, teils von SS, SA, Volkssturm und Wehrmacht. ... Die schönsten Wohnungen wurden besetzt. Zuerst waren sie höflich und ängstlich. Tagtäglich trafen tschechische Verstärkungen ein, auch sehr viele Zivilisten.
Als über hundert tschechische und Soldaten in Waier waren, wurden sie frech, und die Plünderungen, Drangsalierungen und Schlägereien waren an der Tagesordnung. Besonders oft wurde das Kaufhaus Wartha in Schwarzach geplündert. Die gemeinsten Schläger - auch Frauen und Mädchen wurden verprügelt, wenn keine Amerikaner zugegen waren - waren halbwüchsige 17- bis 19jährige Jungen mit Hundepeitschen, angeblich Studenten. Manche Verhaftete wurden auf der Gendarmerie fürchterlich geprügelt, so daß man das Wehklagen im ganzen Dorfe hörte. ... Als kein Amerikaner mehr in Waier war, ... wurden allein 22 Männer und

Frauen in das berüchtigte Konzentrationslager ... bei Chrastavice ... gebracht.<<

Ereignisse in Neuern vor und nach dem Einmarsch der US-Truppen.

Erlebnisbericht des Oberlehrers Josef B. ans Neuern , Kreis Markt Eisenstein (x005/84-102):

>>Dienstag, 24. April, Georgitag.

Die Fabriken wurden heute stillgelegt, die Arbeiter gingen heim. Von Bayern herein hört man Kanonendonner. Heute kann kein Holz angefahren werden vom Bahnhof. Niemand arbeitet.

In Klattau ist der Bahnhof zerstört. Der Vorstand wurde gestern tot herausgegraben. Tags zuvor hatte er noch Klopfzeichen gegeben. … In Neuern haben alle Fuhrwerke zu tun, Vorräte aus dem Protektorat herauszuschaffen … Dort wurden zwischen Häusern Panzersperren gebaut. Viele Leute sind aus Klattau auf die Dörfer geflüchtet. Das deutsche Militär hat dem Landratsamt das Benzin weggenommen.

In Neuern wurde gestern der Volkssturm von Haus zu Haus zusammengeholt. … Um 10 Uhr kam die Nachricht von der Übergabe Chams;

12 Uhr: Auch Furth ist bereits übergeben. Da können die Amis heute abend schon in Neuern sein! - Auf dem Bahnhof sind große Vorräte angelangt: 30 Waggons Zucker, Mehl, Gries, Konserven. Der Zucker wird teils von den Kaufleuten übernommen, teils an die Leute ausgegeben, 100 kg zu 75 RM, vom Bahnhof abzuholen. Der Andrang dort war ungeheuer, alles war mit Wagen dort, viele mußten leer zurück, fuhren aber dann noch einmal, wieder umsonst, wagten es ein drittes Mal, bis sie Erfolg hatten.

Die Amis hatten sich von Cham über Kötzting und Viechtach nach Regen gewandt. Gestern ist Troppau gefallen.

Mittwoch, 25. April.

Den Leuten ist leid, daß die Amis nicht kamen, das hätte die Spannung gelöst. So wartet man weiter ins Ungewisse hinein.

Durch Neuern zog ein Zug schwarzer Gefangener … Die Schwarzen hatten Mäntel, oliv gefärbt, rote Kappen, dicke Lippen, was auf die Jugend starken Eindruck machte. Hie und da trugen zwei Mann ein Kesselchen mit einem Kohlenfeuer darunter; ein roher Zuschauer schlug es den armen Teufeln hinunter.

Ein anderer Transport brachte Juden aus Theresienstadt durch Neuern. Die kamen mit der Bahn, meist Frauen. Von diesen wurden mehrere Tote auf dem Neuerner Judenfriedhofe begraben, andere beim Bahnhof. Der Totengräber M. hatte dort die Gruben gegraben. Es war von der SS verboten, diesen Halbverhungerten Essen zu geben. Die meisten hatten bereits seit fünf Tagen nichts mehr zu essen bekommen.

Fuhrwerke sind rar, da die Pferde mit Beschlag belegt waren. Wir trieben einen Kleinhäusler auf, … der uns das Holz mit seinen Kühen vom Bahnhof brachte.

Um halb 12 kommt ein Tiefflieger und macht gewaltigen Rumor über unserm Villenviertel. Alles läuft hinaus und rasch wieder hinein.

Die Schreiberinnen beim Landrat in Klattau bleiben heute daheim. Die Tschechen haben dort die Amtsführung übernommen, die Deutschen sind alle fort. In Neuern hat jemand die Büste Hitlers vom Saal des Rathauses heruntergeworfen und sie ging in Scherben. Ein SS-Mann drohte dem ganzen Personal mit Erschießen, wenn die Büste nicht binnen einer Stunde wieder aufgestellt wäre.

Ein anderer SS-Mann drohte dem Bürgermeister: "Geben Sie mir ein Fahrrad, binnen 5 Minuten, oder ich schieße Sie nieder!"

Der Bürgermeister sprang danach herum: "Geschwind ein Fahrrad her, er will mich erschießen! Ein Fahrrad her, er schießt mich tot!" (Nachtrag:) … Es waren mehrere SS-Leute auf der Flucht, die Fahrräder forderten. Der Bürgermeister drohte ihnen später mit der regulären SS und weigerte sich, ihnen Fahrräder zu beschaffen, worauf sie sich zu Fuß weiter helfen muß-

ten.
Aus Klattau werden alle Deutschen abgeschoben. Das deutsche Militär ist abmarschiert. Die Protektoratsgrenze ist für Zivil gesperrt.
Mittags kam Fräulein B. mit drei Soldaten, die höchst aufgeregt waren; sie wünschten eine Karte des Böhmerwaldes mit eingezeichneter Sprachgrenze. Sie wollten nicht den Tschechen in die Hände fallen. Sie erhielten zwei Karten, in die ich die Sprachgrenze einzeichnete.
Zeitbild: Es hängen große Entscheidungen in der Luft, es sind schicksalsschwere Tage. Alles läuft aufgeregt hin und her, jedermann trägt irgendeine Armbinde, jeder dritte ein Gewehr.
14.30 Uhr: Flakfeuer von Westen her. Der Deutschlandsender schweigt. Immer neue Scharen von Russen kommen und ziehen zum Wlassow-Lager hinauf, mit Koffern und Säcken beladen, wie von der Bahn gekommen, die Hälfte davon sind Weiber, Jungen; es sind … gegenwärtig 1.000 Personen im Lager, sagt der Kunsthistoriker B., der mit einem zweiten Herrn die Koffer bei uns einstellte. Beim Gasthause K. … ist ein Jugendlager. Dieses HJ-Jungvolk zog zum Osser hinauf, um ihn zu verteidigen, meist Burschen aus Neuern von 14-16 Jahren. Ihr Anführer und Peiniger war B. von der unteren Reichsstraße. Eine aufgebrachte Mutter machte ihm böse Vorhaltungen.
Die Holzfuhren, drei zu je 3 m, sind gekommen. Die Fuhrleute bekamen als Trinkgelder nahezu 100 Zigaretten. … Die Meldereiter der Russen sprengen herum, auch der Volkssturm hat es eilig.
Unsere Holzauflader, die vom Bahnhof kommen, erzählen: Auf dem Bahnhof steht schon längere Zeit ein Zug, beladen mit Juden aus Theresienstadt. Sie sterben vor Hunger hin wie die Fliegen, werden beim Bahnhof begraben, aber so oberflächlich, daß Arme und Füße herausragen. Ein Zug elender Jüdinnen wankte aus dem Reich herein über die untere Brücke. Sie wurden beim Parteiheime (altes Schulhaus) gelabt.
Eine Frau W. aus Ratibor, die schon vierzehn Tage lang in Janowitz im Eisenbahnzug hatte bleiben müssen, fragte nach einem … Wohnraum. Dr. B. führte sie ins Lager hinauf, samt ihren zwei hungrigen Kindern. Er brachte dann eine elektrische Bratpfanne und mehrere Konserven, die er sich dann wieder abholte. Ich mußte ihm ein englisches Buch leihen, "Shakespeare Tales".
Draußen starker Kanonendonner. Panzerspitzen sind schon in Eisenstein.
Vor 8 Uhr abends: Tiefflieger kreisen über unserem Viertel, schießen fleißig mit Bordwaffen. Ein Trupp Russen kommt vorbei, zum Lager hinauf, eine Troika mit Gepäck, auch das Lastauto von Härtung.
Viertel zehn. Gesang in der Stadt. Dann Auswanderung Evakuierter mit Sack und Pack und kleinen Wagen auf der Glashütter Straße, die ist frei. Vollmondnacht.
Es heißt, diese Nacht kämen die Amis von zwei Seiten, aus Richtung Furth und Eisenstein. Im Lager herrscht Bereitschaft, es darf niemand hinaus.
Donnerstag, 26. April.
Morgens liegt Reif. Geschützdonner, … dazwischen minutenlanges Schweigen … Süden oder Südwesten her. Diese Nacht gab es im Russenlager eine Schießerei. Morgens wurden mehrere Russen in die Stadt geführt in den Arrest.
6 Uhr morgens. Eine Menge Militärwagen mit Pferden und durchfrorener Mannschaft fuhren vorbei, gegen Freihöls zu.
Rundfunk: Die Einkreisung von Berlin ist beendet. Die Russen bei Göding und Brünn. Zerstörung des Bahnhofes Berchtesgaden samt dem "Adlerhorst". Fortschritte gegen München, auch in Italien …
9 Uhr: Tiefflieger schießen stark, andauernd aus Maschinengewehren. Ich packe meinen Koffer für die etwa notwendige Flucht: Kleider, wichtige Kleinigkeiten, Wäsche, Strümpfe.
11 Uhr, nach Oberneuern. Fremdsprachige SS, Soldaten mit Feldküchenwagen, diese rau-

chend; von Klattau her kommt auch ein Trupp junger Krieger, viele, viele Mädchen, noch Kinder, flüchtend, schwer mit Rucksäcken, Koffern und Gepäck beladen, wahrscheinlich ein allzuspät geräumtes KLV-Lager (Kinderlandverschickung), dann Tiefflieger, auf der Milliker Straße wurde der lange Zug mit Maschinengewehrfeuer überschüttet (von Toten nichts gehört). Wir waren aber entsetzt durch das langdauernde Rattern der Bordwaffen.
… Alle paar Minuten gibt es in der Nähe starke Explosionen.
Die Jüdinnen, die durch Neuern zogen, haben erbärmlich um Brot gebettelt. Es folgen lange Autozüge: Polizeitruppen, Soldaten, Flüchtlinge, Gefangene, Zuchthäusler in Sträflingskleidern (gestreift), ein KLV-Lager aus Podebrad, junge Burschen, die sich mühsam dahinschleppten!
Freitag, 27. April.
In der Stadt große Bewegung. Allgemeine Frage: Wird Neuern verteidigt werden oder nicht? Viele Fuhrwerke, viele Durchwanderer.
Um 2 Uhr: Zettel in alle Häuser. Aufruf der SS, Neuern zu verteidigen "bis zum letzten Stein".
Gegen Abend kamen von Klattau herüber 1.000 Kinder, diese wurden in der Unterneuerner Kirche zum Teil untergebracht. Nachmittags war starke Kanonade an der Grenze; jeder Schuß rief einen noch stärkeren Widerhall zwischen den Bergen Rantscher und Gewintzy hervor.
Überall wird gepackt und Sachen in die Keller geschleppt, auch vergraben.
Rundfunk: In Berlin dringen die Russen vor. Brünn und Eger sind erobert, Bremen besetzt, Aufstand in Italien, Verona besetzt, die Etsch überschritten, 60.000 deutsche Gefangene. Göring legte seine Ämter nieder, besonders die Führung der Luftflotte, seines Herzleidens wegen.
Um 10.30 Uhr … wurden von der SS in Hämmern (Steinbruch) erschossen:
1. Frau Spediteurin H. ... Es soll ein Komplott zur Ermordung des SS-Leutnants bestanden haben, der Neuern verteidigt haben wollte. Durch ihr Verschulden (Geschwätzigkeit) war die Sache bekannt geworden.
2. Der Amtsrichter Sch.
3. Der Inhaber des Kinos in Neuern, ebenfalls namens Sch.
Der Verteidiger von Neuern, Leutnant L., ein junger Bursche, war mit 180 Mann gegen Chudiva abgerückt. - Nachts starke Regengüsse.
Für die Verteidigung der Stadt waren die Leute vom Volkssturm (Lehrer G., der aus Bayern gekommene, der Rasierer B. (auch ein Fremder), der Mann von der DAF (Deutsche Arbeitsfront) Z., der aus K. stammte. Die ganze Bevölkerung war dagegen - mit Ausnahme einiger Weiber. Frau G. sagte zu mir: "Neuern muß verteidigt werden, der Führer lebt ja noch!" Die Frau des Rasierers U.: "Neuern muß ja verteidigt werden, es ist ja eine offene Stadt!" …
Dagegen war die ganze Bevölkerung. Deren Sprecher war der Geometer Ing. B. Der hielt dem Leutnant die Zwecklosigkeit der Sache vor: "Ich selber war im Weltkrieg Oberleutnant, aber solche Dummheiten hat es damals nicht gegeben!"
Da auf jeden Widerspruch die Todesstrafe stand, entfloh B. auf einem Rad, wurde aber im Wirtshause in Flöß von der SS eingeholt. Er verteidigte sich und erschoß einen der Verfolger, wurde aber dann ermordet. Im Stadel des Wirtes lag er, bis er abgeholt wurde. Bei seinem Begräbnisse sagte Pfarrer Sch.: "Ich kann über seinen Tod nicht reden, aus begreiflichen Gründen. Die Chronik der Stadt Neuern aber wird seiner treu gedenken."
Georg B. war ein Neuerner Bürgerssohn. Er stammte aus dem Hause Nr. 64 alt, 126 neu in Unterneuern. Er war ein offener, gerader Charakter, eine rauhe Schale, ein guter Kern! Ehre seinem Andenken.
Samstag, 28. April.
Rundfunk: Über Augsburg wurde die österreichische Grenze bei Füssen erreicht. Vier Fünftel

des Reiches sind in Feindeshand. Turin gefallen. Himmler hat den Amerikanern und Engländern die bedingungslose Kapitulation angeboten. Sie wurde nicht angenommen, weil Rußland dagegen war. Bei Torgau haben sich die Amerikaner mit den Russen vereinigt.
Aus meinem Haus sind die Familien M. und P. nach Rothenbaum abgezogen; ich blieb allein mit dem Berliner Ehepaar W. zurück.
Herr Sch. aus dem Russenlager erzählte von der Verhaftung des Kinoinhabers Sch.: "Ich war selbst dabei. Es erschien ein Oberleutnant im Lager und holte ihn. An Ursachen für seine Erschießung wurden mir bekannt:
1. Große Schiebungen. Der Keller seines Wohnhauses (Oberlehrer Z. Nr. 390, neben der Molkerei) war voller Waren, alle von Frau H. (Konserven, Wein usw.).
2. Er war gegen die Verteidigung Neuerns und hatte ein Programm der Übergabe ausgearbeitet, bei der er eine große Rolle gespielt hätte. Er hatte eine Liste von Personen zusammengestellt, die dann Neuern regieren sollten."
Die Wlassow-Soldaten sind heute mit ihren Fahnen zu Fuß über Freihöls gegen Spitzberg abgezogen. Ihre Fuhrwerke zogen über Millik auf der Bezirksstraße über Oberneuern.
Zum Tierarzt H. kam ein SS-Mann und forderte die Herausgabe des Autos. Der war nicht daheim. Er drohte der Frau mit Erschießen, wenn er den PKW nicht bekomme. …
In München war ein Aufstand ausgebrochen, der aber niedergeschlagen werden konnte.
Ich sah zwei lange Züge gefangener nordafrikanischer Truppen, die mit Mühe ihre Gepäckwagen zogen. Ziel: über Eisenstein nach Bayern.
Nach 5 Uhr von der Bürgerschule her einige Gewehrschüsse. Dann zahlreiche Kanonenschüsse von der Grenze im Westen. Dann (war es) wieder ruhig.
Der Tag war kriegerisch nicht bewegt. Es herrschte unheimliche Ruhe wie vor dem Sturm, war der allgemeine Eindruck. Abends um halb 6 Uhr begann das Schießen im Westen wieder, setzte dann aus und begann um 10 Uhr nachts wieder.
Rundfunk: Himmler hat kapituliert.
Sonntag, 29. April.
Rundfunk: Berlin dem Ende nahe. Augsburg und Landsberg gefallen. Bei Passau wurde die österreichische Grenze überschritten. Vormarsch im Raum von Pilsen. –
Morgens wieder Geschützdonner. Um Mitternacht soll es einen gewaltigen Krach gegeben haben, wird erzählt. Um 8 Uhr gehe ich nach Oberneuern, zu Familie B. Am Wege dahin sagte mir der Magaziner der optischen Fabrik Holub: "Heut wird es noch spaßig werden!"
Bei B. wird eben die kleine Sigrid gebadet. So gegen 9 Uhr kracht es. Das erste Geschoß hat oben bei der Kirche eingeschlagen. Ich sagte: "Geht in Euren Keller!" … "Jetzt muß ich heim!"
Trotz besorgter Warnungen lief ich heim, durch das Geschützfeuer, das über mir wegging. Beim Trafikhäuschen … schleuderte mich der Luftdruck eines nahen Einschlages an das Häuschen. Ich hatte es nicht mehr weit … Familie W. saß bereits im großen Keller in den Rohrstühlen. Ich war sehr blaß. Ich machte Licht, stellte Stühle bereit, auch Werkzeuge. Familie W. nahm ihr Frühstück im Keller ein.
Um halb 10 Uhr war Geschützpause. Ich sah hinaus, sah Leute mit beladenen Karren in den Wald hinauf flüchten. Nach 10 Uhr begann die Fortsetzung des Feuerns, batterieweise, immer sechs Schuß nacheinander. Abschuß, … bis fünf oder sechs zählen, dann Zischen über dem Dache und Einschlag.
Der Tag war kühl, bedeckt, ohne Sonne. Die elektrische Beleuchtung versagte schon nach den ersten Einschlägen um 9 Uhr. Um halb 11 Uhr gegen Westen gesehen. Auf dem Spital wehte die Fahne des Roten Kreuzes.
Nachmittags: Als alles still war, wagten wir uns ums Haus herum und sahen die eingeschossenen Fenster. Draußen blühen die Bäume so schön.

Vor halb 12 Uhr kam Dr. B., brachte einen elektrischen Rasierapparat, und … die elektrische Bratpfanne. Die Leute vom Lager saßen alle getarnt am Waldrand, auch der Pastor, Herr von S. … Der Ami, meinte er, kann 5-6 km entfernt stehen. Das war bisher nur leichte Artillerie.
Es laufen wieder Leute dem Wald zu, an unserem Haus vorüber, zuerst Herr H. mit seiner Frau, dann kamen sie herdenweise.
Unterdessen waren die Geschütze näher herangerückt. Vor l Uhr zwei Schüsse: … und schon Einschlag. Die Schüsse zischten und rauschten über unser Haus hinweg. Dann zwei Bumser auf einmal, dann drei, vier, ganze Salven. Das war ein Sonntag!
Dann wieder längere Pause. Jetzt werden wohl die Panzer schon einfahren. Es kommen Flieger, Beobachter. Dann wieder Schüsse, wieder Flieger, wieder Beschießung. Nun schon mit Bordwaffen, ein Regen kleiner Kaliber aufs Dach, als ob ein Sack Erbsen darüber ausgeschüttet wurde. Ein Schuß, dann wieder Kleinfeuer.
Wir sitzen im Keller, gehen dann in den Angriffspausen hinauf. Nach einem Schuß sehe ich hinter dem Haus des Schlossers Karl eine braune Staubwolke aufsteigen.
Vor halb 2 Uhr ein Schuß, der das ganze Haus erzittern läßt.
Wir essen als Mittagsmahl gemeinsam Kartoffeln und dazu eine Konserve, die uns Herr Sch. gebracht hatte.
Gegen 3 Uhr folgte direkte Beschießung durch Panzer, dann durch Maschinengewehre, unendliches Klopfen, dazwischen Kanonenschüsse und Kleingewehrfeuer. Nun Pause. Wir gehen hinauf und sehen Panzer die Glashütter Straße herunterfahren, nach allen Seiten schießend.
Schon unsere Alten hatten immer erzählt, daß nach Neuern der Feind immer über St. Katharina und Glashütten heruntergekommen wäre, schon zur Schwedenzeit.
In unser Viertel bog kein Wagen ein.
Auf der Glashütter Höhe brannten Häuser, so bei Sch. … Endloses Maschinengewehrgeratter war aus der Stadt zu hören: Die Panzer rollten durch die Straßen und schossen in alle Fenster.
Als dann das Schießen verstummt war, wagten wir uns aus dem Hause und schauten uns die eingeschossenen Fenster der Westseite an.
Ich hängte ein weißes Tuch auf der Straßenseite oben aus dem Fenster.
Von Vorübergehenden erfuhr ich, daß das Licht überall ausgegangen sei. Die Tochter des Dienstmannes T. machte mich darauf aufmerksam, daß das Aushängen weißer Tücher bei Todesstrafe verboten sei.
Ich darauf: "Wäre das den Amerikanern nicht recht?"
"Nein, aber der SS, die hat es doch verboten!"
Ich sagte: "Jetzt sind die Amis da, die haben Neuern erobert, da hat die SS nichts mehr zu sagen!"
Es kam aber anders; die Amis hatten nur einen kurzen Besuch gemacht.
Sie trauten dem Wetter nicht und fuhren wieder ab.
Hauptmann Sch. und Zollsekretär Ö. kamen vorbei und sagten, es brenne irgendwo in der Stadt.
Man sah Amis mit schußbereitem Gewehr die Glashütter Straße hinaufgehen, einer vorsichtig hinter dem anderen. Man sah Männer mit Tragbahren gegen das Spital hinaufgehen, diese dann wieder niederstellen und weglaufen, wenn geschossen wurde. Mehrere Schüsse. Alles rannte wieder auseinander. Dann nahmen die Männer die Bahre wieder auf und trugen sie weiter. H. rannte bei uns vorbei, zurück, der Stadt zu, drehte sich plötzlich um und schrie: "Die schießen ja!"
Die Erlösung aus dem Keller und die überstandene Gefahr feierten wir, indem wir Drei … ein Stamperl Schnaps tranken und nachher schwarzen Kaffee zur Beruhigung von Herz und Nerven. Beim Nachbar W. stand das Haus leer, sie waren alle bergauf geflüchtet.

Um 5 Uhr ging ich nach Oberneuern.
Es brannte die Optische Fabrik, lange vorher hatte sie leicht geraucht. Es brannte auch das alte Schulhaus (Parteigebäude). Die Leute waren entsetzt, weil die Amis wieder abgezogen waren. … Da, fürchtete man, werde Neuern nicht geschont bleiben. Oberneuern war ein Bild der Verwüstung. Vor dem Glasergeschäft A. sah ich drei Tote auf der Straße liegen. Es wurden Tote und Verwundete getragen, die ersteren hinauf in den Friedhof, die anderen ins Spital. So eine tote alte Frau, eine jüngere verletzte Frau … Der Gärtner Otto Sch. war bei seinem Glashaus getroffen worden, hatte beide Füße verloren, war tot. Beim Nachbar M. hatte ein Treffer die Westseite des Hauses zerschlagen. Die Leute rannten kopflos und wie närrisch herum.
Ich … ging durchs Haus, es war menschenleer, voller Glasscherben, die Scheune durch einen Volltreffer zerstört, die Leute saßen, vor Angst zitternd, im Stall. Kathi war schon fortgelaufen, um mich zu suchen, denn sie meinte, ich müßte auf dem Heimweg vormittags getroffen worden sein.
Frau B., die Schwägerin, Witwe meines Bruders Eduard, wollte mit ihrer Schwiegertochter und dem Kind in den Luftschutzkeller im Pfarrhof. Ich schob den Kinderwagen hinauf, die anderen wankten nach, es war dort alles überfüllt, alles voll Kranker und Verwundeter.
"Ihr müßt zu mir, da ist Platz genug!" Ich schob den Wagen mit der Kleinen, ein halbes Jahr alt, durch die Gasse beim Gasthof H. hinunter, über die brennende Brücke bei der Optischen Fabrik, die in Flammen stand, vorbei über die Angelbrücke …
Die Nichte Thilde (Lehrerin, Frau meines Neffen Franz, der eingerückt war) war krank, ebenso ihre Schwiegermutter; wir betteten die erstere aufs Sofa im großen Zimmer und richteten im Keller (in der Waschküche) Lager her, zuerst Verdunkelungspapier aufgebreitet, Matratzen und Betten darauf.
Die Bewohnerin aus Nr. 16, Frau B. mit ihrer Tochter Anna waren mitgekommen und halfen überall mit. Wir Gesunden machten uns die Lager im großen Keller.
Dr. B. kam abends wieder, brachte Konserven, Wein, Kerzen und Zünder. Auch Frau W. gab er zwei Konserven. Ich dankte ihm, dem Freund in der Not, und nannte ihn einen Engel, da er mit einem grüngefleckten Tarnmantel behängt war, dessen Flügel wehten.
Wir verbrachten die Nacht im Keller. Dabei hörten wir immer wieder Schüsse aus der Ferne.
Die Brände und deren Ursachen: Als die Panzer von Glashütten wegfuhren, gegen Neuern, wurde aus einem der ersten Häuser der Gruppe auf der Höhe mit den Nummern 432 und 298, 299 (Weberbauernhäuser) aus dem Fenster der Wohnpartei Z. eine Panzerfaust auf einen amerikanischen Panzer abgeschossen. Darauf eröffneten die Panzer das Feuer gegen die Häuser zu beiden Seiten der Straße, und es brannten zwei der Weberbauernhäuser ganz aus, ein drittes links vom Wege und das ganze Anwesen, Haus und Scheuer des Schneiderbauern A. Nr. 537.
… Das Parteihaus kam in Brand durch den Beschuß.
Beim Froschbauern in der Reichsstraße brannte eine Scheuer weg. Das entsetzte den Hofbesitzer Nr. 107 alt, 208 neu, Karl P. derart, daß er sich erhängte.
In Oberneuern schoß aus dem Hause 17 … ein SS-Mann, der später … flüchtete und von einem Ami vergebens verfolgt wurde. Dann gab es noch Schießereien beim Kriegerdenkmal und in der Nähe der Schmiede in Unterneuern.
Es äußerte sich starker Unwille des Volkes gegen die "Helden", die Neuem so schwer geschädigt hatten.
Von den Häusern war das Haus des Glasers Karl A., Nr. 25, so schwer beschädigt, daß der Einsturz der Vorderseite drohte.
Montag, 30. April.
Ich machte um halb 6 Uhr Licht im Keller und ging in die Wohnung hinauf, Frau W. war in der Küche. Dann wurde Kaffee getrunken.
Alles fragte gestern, ob die Stadt übergeben worden sei. Niemand konnte Auskunft geben.

Weht die weiße Fahne auf dem Kirchturme? Nein! Morgens um 7 Uhr ging die Nichte Kathi B. mit anderen Frauen ins Haus Nr. 16, und sie holten hier allerlei Dinge: Wäsche, Zucker, Mehl, Verbandzeug für die kranke Thilde usw. Kathi hatte große Angst; sie hatte ja viel Not in dem kalten und engen Stall ausgestanden. Am meisten hatte die Verborgenen der Schuß erschreckt, der ihnen das Dach des Stalles über dem Kopfe weggerissen hatte. Dies war erst bei der Beschießung am Nachmittag geschehen. Es hatte da viel Staub und dicke Luft gegeben, daß sie alle kaum atmen konnten.
Oberneuern war mit seinem weithin sichtbaren, hochragenden Turm das Hauptziel der Beschießung gewesen. Die Hauptstraße war erst durch den Beschuß der durchfahrenden Panzer an den Fenstern beschädigt worden. Beim Geschäft T. (Nr. 188) war das ganze Geschäft zerstört und durch einen Schuß das ganze Schaufenster auf die Gassen hinausgerissen worden, … alles geplündert.
Aus dem Hause der Partei (Nr. 53, alte Schule) war eine Menge von Vorräten während des Brandes herausgetragen worden, besonders Konserven. Die Flüchtlinge haben sich dabei besonders hervorgetan, es war doch alles herrenloses Gut!
Der Tomanschneider (Dienstmann) erzählte gestern: "Man kann doch nicht von mir verlangen, daß ich mit meinen 8 Männlein Volkssturm 7 schwere Panzer arretieren kann, noch dazu ohne Waffen! Dafür haben sie mich mit meinen Leuten verhaftet. Sie waren sehr anständig zu uns und ließen uns wieder laufen. Dafür nahmen sie den Oberleutnant fest, der beim Bäcker Z. war. Den Patzer hat ein Feldwebel gemacht, der beim Wirtshaus Sch. (Nr. 167) auf einen Panzer schoß. Der ist ihm dann nachgefahren bis zum Schmied hinunter (164), und dort haben sie tüchtig ins Haus hineingepfeffert, so daß es … verwundete Kinder und Weiber gegeben hat; es sind gut hundert Schuß gefallen dabei."
Gleich der erste Schuß fiel gestern in den Friedhof. Es war während der Frühmesse. Dabei wurde ein Fenster durch einen Steinsplitter beschädigt. Beim Verlassen der Kirche traf es mehrere Leute. Aus Millik drei, darunter den Bauern St., der um einen Fuß kam, dann die Pfeffermüllnerin und eine Frau G.. Niemand weiß Genaues über den Verlauf der gestrigen Vorgänge.
Die Frau des Fachlehrers B. führte ihren Sohn an der Hand. Der fiel plötzlich um, ein Granatsplitter hat ihm den Hals durchsägt. Der Bäcker Max M. wollte besorgt seiner Tochter entgegengehen, der bekam einen Granatsplitter in den Bauch und starb daran. Der Bauer G. aus Chudiva (in meinem Alter) starb erst später an einer Bauchwunde. Auf der steinernen Brücke erschlug ein Treffer eine alte Frau usw.
Wird Neuern weiter verteidigt werden? Das ist die allgemeine Frage. Ich sprach zweimal mit dem Ortsleiter Major B. Der wußte auch nichts. Er sagte, er habe mit den Amis sprechen wollen, die waren aber über die untere Brücke und die Reichsstraße wieder über Glashütten davongefahren. Er und der Bürgermeister hatten das Nachsehen.
Verlassene Häuser wurden hie und da geplündert. Dem Hutmacher E., der alles in den Keller gebracht hatte und dann nach Holletitz gegangen war, wurden alle Betten, Kleider usw. gestohlen. Nur ein leerer Koffer soll ihnen geblieben sein.
Die Molkerei wurde ausgeräumt. Die fremden Frauen brachten die Eiervorräte weg; jemand soll sich fünf Kisten geholt haben. Kathi schöpfte sich zwei Liter Rahm ein und holte dann noch Magermilch. Niemand war da zum Einkassieren.
Dem Zipser Deutschen, Herren T., der im Hause 16 wohnt, wurden zwei goldene Uhren, Ringe und anderes gestohlen, derweil er mit den Seinen außer Haus war.
14.30 Uhr: Draußen donnern in der Ferne die Kanonen. Sonnig und kühl. Der Ortsleiter Major B. geht zu einer Sitzung der NSV, die die Versorgung der vielen Flüchtlinge organisieren soll. Er klagt über den Mangel an Mitarbeitern. Über die Lage weiß er nichts, die hängt vom Verhalten der Amis ab, deren Absichten ihm nicht bekannt sind.

Um 5 Uhr nachmittags übernahm SS-Oberleutnant P. im Russenlager das Kommando. Heute war um 5 Uhr die Sitzung, in der über die Übergabe entschieden werden sollte. In dieser Sitzung wurde aber nur über die Versorgung gesprochen.
Gestern war die Tischlerin A. auf dem Friedhof gestorben, einige sagen vor Schreck, andere, es hätte ihr den Kopf abgerissen. Es starb gestern beim Weg aus der Kirche der 16jährige Sohn des Postbeamten G. Den alten Wenzel W. traf es auch, er war sofort tot.
Viele Leute laufen zum Wald hinauf, Decken unterm Arm oder sonst bepackt.
Gerücht: Neuern hat 24 Stunden Frist zur Übergabe - wenn nicht, so wird es in Schutt und Asche gelegt.
Frau S. zieht einen Handwagen zum Förster Sch. hinauf, wo sie übernachten wird. Sie warnt mich eindringlich, nicht in Neuern zu bleiben.
Gärtner S. wandert hin und her, sucht und findet allerlei Spuren der Beschießung an Zäunen, Mauern und auf der Erde und sammelt dabei Granatsplitter.
Hinter meinem Garten auf der Wiese sehe ich ein Loch von einem Einschlag. Im oberen Zimmer, Westseite, Schuß durch ein Fenster, zwei Scheiben zertrümmert in der Wohnung W., Loch unter der Decke …
Veranda: Mehrere Scheiben hin (vier), von Norden, von der Straße her war ein Granatsplitter durch die Holzwand gedrungen, dann durch eine zweite Holzwand, wütete dann unter Holzstäben (Skistöcken) und Papperollen, schlug eine Grube in der Westmauer und fuhr wieder durch eine dritte Holzwand in den Raum der großen Veranda, wo er einen Liegestuhl zerriß, dann durch ein Südfenster des Nachbarhauses hinüberflog, usw.
Nachmittags starker Donner im Nordwesten. Neumark? Fortdauer bis abends.
In der Optischen Fabrik: In den Brandruinen gab es nachmittags einen furchtbaren Krach. Es war ein Stück Zwischenmauer eingestürzt … Die Brücke … ist halb weggebrannt … An einem Fenster der Ostseite der Mühle (Fabrik) war das Glas geschmolzen und hing wie kleine Eiszapfen herunter. In Oberneuern hatten mehrere Häuser … Feuer gefangen, konnten aber gerettet werden …
Die Feuerwehr hatte am Parteigebäude gelöscht, an der Fabrik nicht, die für Neuern wichtiger war und früher angefangen hatte zu brennen und wo das Feuer hätte anfangs leicht erstickt werden können. Da war eben die Gefahr größer wegen der Beschießung.
Der Totengräber zählte mir 14 Tote auf.
Abends waren wir zuerst im Keller; ich ging aber bald hinauf und schlief in meinem Zimmer.
Ganz Neuern ist ausgewandert - in alle umliegenden Orte, besonders in die höher gelegenen und südlichen: Freihöls, Hochwies, Waldwiesen, Bayereck, Dörrstein, Hinterhäuser. …
Vor 8 Uhr: Während ich die Notizen schreibe, sehe ich Leute bergwärts eilen. Ich bleibe bei den Meinen und gehe, wenn es sein muß, mit ihnen zugrunde. Im Keller bei mir fühlen sich die Verwandten wohl und sicher. …
Dienstag, 1. Mai.
Gerücht: In Neuern seien zwei deutsche Panzer; je zwei andere sind gegen Eisenstein und Glashütten durchgefahren.
Ich traf motorisierten Arbeitsdienst; … 20-30 fahren gegen Freihöls, wo eine Panzersperre an der Bezirksstraße ist und Soldaten eingegraben waren. Dorthin war schon ein Wagen mit Panzerfäusten gefahren.
Diese Arbeitsdienstleute kamen um 11 zurück und fragten nach der Straße nach Drosau.
Um 10 Uhr starker Geschützdonner.
Gerücht: Neumark sei abgebrannt (wahr), Neumark gestern in Flammen gestanden (nicht wahr).
Neuern wandert aus. Auch Vieh wird weggetrieben. Dem Schneiderbauern auf der Höhe ist alles verbrannt, auch das Vieh im Stall. Die Flüchtlinge stehlen sehr viel in den leeren Häu-

sern.
Es fehlen Särge. Man sagt, die Leute müssen sich ihre Toten selber eingraben.
5 Uhr nachmittags Feindalarm. Glockenläuten. Alles rennt gegen den Wald hinauf, wir fliehen in den Keller. …
Die Amis waren nur bis Spitzberg gefahren, um die englischen Diplomaten abzuholen. Diese waren dort sechs Jahre lang interniert gewesen.
Abends war vollständige Ruhe.
Diebe gehen herum, plündern verlassene Wohnungen, die Kaufläden; sie suchen vor allem Lebensmittel. Der Volkssturm bewacht die Geschäfte. Die Molkerei ist geschlossen, Leute kommen um Milch, warten vergeblich.
Die Narren, die allein gegen die Amis aufgetreten waren, haben viel Schaden angerichtet. Sie sind nicht auffindbar. Im Spital: Der Barackenanbau war mehrfach durchschossen. Die Kranken waren in den Keller gebracht worden.
Die Amis sprachen mit den gefangenen Franzosen. Sie hätten Neuern bei ihrer Durchfahrt nicht beschossen, wenn sie nicht angegriffen worden wären. Die SS war beim Angriff der Amis meist in die Wälder geflüchtet.
Vor sieben Uhr abends war das Begräbnis des Max M. Der Mann hatte früher bei jedem Rummel dabei sein müssen, nun ist er ein Opfer seiner Neugier geworden. Er war auf einem Mistwagen hinaufgefahren worden zum Friedhof. Um 7 Uhr wurde sein Verwandter Wenzel W. begraben. Der hatte den Leichenwagen. An den Begräbnissen nahmen nur die nächsten Verwandten teil. Wir gingen bald zu Bett. Im Keller blieben nur die zwei Mädchen mit der kleinen Sigrid.
Mittwoch, 2. Mai.
Das Haus des optischen Arbeiters S. Nr. 12 ist übel zerschossen; es fehlt der ganze Dachstuhl. Von der Optischen Fabrik ist nur das große ehemalige Mühlgebäude weggebrannt. Das neuere Haus … mit den Kanzleien blieb unversehrt, ebenso die niedrigen Baracken. Gang durch Neuern vormittags. Auf der Betonbrücke Einschlag, Blutspuren, wo es auf der Westseite eine Frau erschlug. Hier und da sind die Fenster mit Brettern verschlagen.
Landwirtschaftskasse: Einschlag durchs Fenster, die Schreibmaschine zerschlagen. Der Ringplatz in Unterneuern ist ganz unbeschädigt. …
Es wird erzählt, der Führer sei tot, Dönitz sein Nachfolger, Mussolini erschossen.
Bei der Rathaus-Ecke eine Beratung: Bürgermeister Fritz F., Gendarmeriemeister U., Stadtinspektor H. und andere Männer. Der Bürgermeister schreit aufgeregt, er habe keine Hilfe von keiner Seite, es sei niemand aufzufinden. Ich ging weiter und grüßte nicht einmal …
Bei R. im städtischen Elektrizitätswerk: R. schimpft furchtbar auf den Führer und die ganze Räuberbande. Alles war von Anfang an ein Bluff, angefangen vom Brand des Reichstagsgebäudes in Berlin und dem angeblichen Attentat in München. Wo sich der Bande Gegner zeigten, wären sie sogleich unschädlich gemacht worden.
Wir hörten Radio. Die Meldung vom Tode des Führers im Kampf in Berlin. Aufruf des Dönitz an das deutsche Volk und an die Deutsche Wehrmacht.
R. machte mir ein starkes Blech zurecht, für die Tür im Hause 16, damit sie versperrbar wurde. Auf dem Heimwege starke Kanonenschläge im Westen.
Aus Rothenbaum war Besuch gekommen. Man hatte die Beschießung Neuerns mit dem Feldstecher verfolgen können.
Der Arzt Dr. G. war mit dem Rad in Neumark gewesen. Er berichtete von der Zerstörung dieses Ortes. Brandbomben! Die SS war im Gutshof; auch aus den Höhen hinter dem Tannaberg war gegen die Amis gefeuert worden.
Daheim angekommen war das Licht wieder da!
… Pfarrer Sch. erzählte, daß heute noch Neuern übergeben werde … Er wußte das von SS-

Oberleutnant P.
Daheim traf ich die Schriftstellerin M. Ich mußte ihr für ihren Hausherrn, Oberlehrer i.R. Wenzel S., der nicht aus dem Haus kann, Neuigkeiten aufschreiben.
In Neuern werden Aufrufe ausgeteilt zur Herstellung der Ordnung, Niederlegung der Waffen des Volkssturms, Eröffnung der Betriebe, behelfsmäßigen Herstellung der Häuser. Vom Stadtkommandanten P. …
In Chudiva waren amerikanische Panzerspähwagen und teilten Schokolade an die Kinder aus.
Die Leute sind noch nicht beruhigt. Bis gegen Abend war der Schnee zum größten Teil weggeschmolzen.
Donnerstag, 3. Mai.
Morgens das Radio wieder hergestellt. Schlimme Nachrichten: Berlin und München erledigt. Hitler und Goebbels haben Selbstmord begangen. In Italien ist der Krieg zu Ende. Eine Million Gefangene. Im Westen eine Viertelmillion Gefangene, darunter 150 Generale und Admirale.
Viele Leute wandern wieder langsam nach Neuern zurück, um nach ihren Sachen zu sehen.
Der Bäcker Altmann, der auf dem Erlhof in St. Katharina ist, wird heimberufen, um die Bäckerei wieder zu eröffnen, da ihm sonst der Betrieb aus der Hand genommen würde. Die Botin lief aber wieder heim, als sie bereits auf der … Glashütter Straße starkes Schießen hörte.
11 Uhr: Drei starke Bomberverbände überfliegen Neuern, halb 12 Uhr - neue Bomber in der Richtung Pilsen. Und wieder neue Wellen.
Hitler genießt keinen guten Nachruhm: "Wir sind belogen und betrogen!" sagen die Leute.
Überall auf den Straßen kehrt man vor den Häusern Glasscherben zusammen auf den Gehsteigen.
Im Rathaus lange Schlangen vor den Kartenstellen.
Die Städtische Sparkasse kann nicht eröffnet werden, weil die Beamten abwesend sind. Direktor Kreibich liegt krank in Unterneuern bei seinem Schwager G. (Nr. 129). Ich traf meinen ehemaligen Schüler K., der mir eine dicke Schnitte Fettbrot aufdrängte. Ich ließ es mir daheim gut schmecken.
Über Klattau waren gestern Tiefflieger: 24 Tote.
Die deutschen Beamten des Landratsamtes sollen ihre Stellen wieder antreten. Sie kommen nicht, da es keine Verkehrsmittel gibt.
Dreiviertel 2 Uhr: Geläute, Feindalarm. Man fürchtet Bombenabwürfe.
Es herrscht große, ängstliche Spannung.
15 Uhr: Man hört Panzer rollen, dann nichts mehr.
15.30 Uhr: Kanonenschuß von Westen (Glashütten) her, nach fünf Minuten ein zweiter Schuß, vor 4 Uhr Schuß auf Schuß, ganze Salven im Süden.
Kampf an der Hammerer Straße, bei den Spiegelschleifen, gegenüber Freihöls. Kampf um die Panzersperre. Über Freihöls kreuzen sich die Geschosse, die der SS vom Rantscher herunter, die der Amis von der Straße hinauf. –
(Nachtrag:) Ein Freihölser (der Wagner Alois K.) erzählte als Augenzeuge dieser Kämpfe mir am 20.5.: Auf deutscher Seite kämpfte der Arbeitsdienst. Dessen Oberststurmbannführer ist gefallen, ferner 30 Mann. Ein Mann war hinter dem Betongerinne des Traxlerwerkes herausgeschossen auf einen amerikanischen Panzer. Der ging sogleich in Flammen auf, und die Leute verbrannten darin. Die Amis haben sie in der Nacht weggeschafft.
Die Arbeitsdienstler wurden in der Nähe begraben. Am Bruckhof brannte ein Stadel nieder, auch die Schweineställe. Viel Schaden hat der Hanneshof erlitten. … Der alte Spiegelschleifer N. verlor vor dem Hause stehend den halben Kopf durch einen Flakschuß. Er fiel um, die Hände in den Taschen, wie er dort gestanden war und gegafft hatte. -
Halb 6 Uhr: Dr. B. kam und rasierte sich mit seinem elektrischen Rasierapparat, verbiß die

Schmerzen und erzählte von einem Freund, der in Petrowitz war mit 40 Frauen. Der war in der Nähe des Bahnhofes Neuern durch einen Schuß in Gefahr gekommen, das Geschoß war aber ein Blindgänger gewesen.
Einzug der Amerikaner.
Es war am Donnerstag, dem 3. Mai, 6 Uhr abends. Lehrer G. kam und rief zur Gartentür herein: "Alle Waffen sind bis 8 Uhr abzugeben. Wer sich nach 8 Uhr auf der Straße zeigt, wird erschossen. Niemand darf Neuern verlassen!"
… Jeder Mensch, dem man begegnet, sagt erleichtert: "Gott sei Dank, daß endlich einmal Ruhe ist!"
Einige sagen lachend: "So, nun sind wir amerikanische Staatsbürger!"
Frau G. steht auf dem Platz beim Gasthof Haas, lacht übers ganze Gesicht, ringt die Arme und ruft: "Gott sei Dank, daß sie endlich da sind, da werden wir doch endlich Ruhe haben! Jetzt wird die ewige Schießerei aufhören!"
Überall stehen Gruppen von Leuten und Amerikanern herum. Einige rufen: "Da schaut, was sie mir gegeben haben!" und zeigen Zuckerln her. Wahrscheinlich solche, die die Amis bei Schwecke & Haas genommen hatten.
Bei B. (16) war die Haustür aufgebrochen, auch die anderen Türen, beim Plündern, auch die Schränke. Es war alles durchwühlt und durchsucht. Aus dem Glaskasten war der geringe Goldschatz, der in einem Glas verwahrt war, verschwunden.
Vor dem Gasthaus Peter A. Nr. 23 stand die größte Gruppe von Leuten. Der Bürgermeister war sehr rührig, er flog nur so herum. Er schickte Boten mit weißen Binden auf die Dörfer hinaus mit der Botschaft, es solle nach 8 Uhr niemand hinausgehen. Waffen wurden in Menge abgeliefert. Ein Wagen voller Säbel und Flinten wurde fortgefahren. Die Amis zeigten sich Ehrendolche der HJ. Die Panzer und Spähwagen standen vor der Brücke, kleinere Wagen jagten herum.
Deutsche Gefangene und solche aus dem Russenlager wurden genau durchsucht und ihnen alles abgenommen. Die Tschechen zeigten strahlende Gesichter.
Ein Amerikaner schaffte die Zuschauer weg, sie sollten "home" gehen. Gruppen wurden auseinandergejagt. Einige hatten negroide Gesichter, die meisten der Amis waren fesche Leute. Gleich am ersten Abend begannen bereits Mädchen, sich mit den Amis anzufreunden.
Dr. B. hatte sich … hinten hinaus durch die Lücke im Zaun entfernt - mit großer Vorsicht. Drei Wagen waren zum Lager hinauf gefahren und ließen sich dort von allen Leuten die "papers" (die Ausweispapiere) zeigen. Das Schießen dauerte bis abends fort, weil im Steinbruch … die Panzerfäuste vernichtet wurden. Die beschlagnahmten Waffen wurden vor der Stadt … vernichtet.
Rundfunk: Berlin ist gestern nachmittag um 3 Uhr gefallen. Hamburg und Oldenburg wurden in gütlicher Vereinbarung genommen.
Bei uns wurde den Einwohnern der Ausgang von 8-10 vormittags und 4-6 Uhr nachmittags erlaubt. "Wann werden wir denn … einkaufen können?" fragen sich die Leute.
Prag wurde zur Lazarettstadt erklärt. Ganz Norddeutschland ist vom Feinde besetzt. Die Amis marschieren gegen Linz.
Der alte W. sagte dazu: "Det kann ich nich alles jloben!" und ging kopfschüttelnd zu Bett.
Robert B., Architekt in Neuern, beim Bauamt in Eisenstein beschäftigt, sagte: "Es ist gut, daß sie einmal da sind. Ich habe zu tun, alle Bauschäden in Neuern aufzunehmen."
Donnerstag nachmittags sah ich, wie zwei rohgetischlerte, nicht angestrichene Särge zum Lager hinaufgeführt wurden. Kurz darauf kam das Fuhrwerk zurück, es brachte die Särge, nun gefüllt, zum Friedhof. Ein Posten mit dem Fahrrad, dieses führend, dabei, sonst ohne jede Begleitung. Zwei alte Leute aus dem Lager waren gestorben, darunter ein Mann von 93 Jahren. - Bei den letzten Begräbnissen lagen die Särge bereits versenkt in den offenen Gräbern,

zur Einsegnung bereit.
Die Amerikaner fuhren wieder ab. Warum?
Freitag, 4. Mai.
Gestern waren die Amis am späten Nachmittag mit ihren Panzern wieder abgefahren.
Um halb 9 Uhr sah ich viele Leute wie besessen wieder den Häuserer Weg hinaufrennen. Was ist denn da wieder los?
Ein Besuch erzählt: "Die Waffen-SS ist wieder da. Sie hat gestern die Amis überfallen und versprengt, nun wird es erst gefährlich werden!"
Neue Spannung, neue Gefahr! Es geschah aber vorläufig nichts.
Dr. B. erzählt, Oberleutnant P. sitze wieder im Rathaus. Er war gestern mittags fort und abends wieder gekommen. Die Amerikaner hätten die SS verjagt, aber nun sei sie wieder da. Gestern haben die Amerikaner mit einem Kolbenschlag im Lager die Schreibmaschine zertrümmert, die Telefonleitung abgeschnitten, alle Karabiner verbrannt.
Es ist Ruhe, man sagt, die Ruhe vor dem Sturm. Ob die Amerikaner heute wiederkommen oder erst in einigen Tagen? Können wir denn nie zu endgültigen, festen Zuständen gelangen?
Halb 3 Uhr: Wieder ferner Donner. SS-Mannschaften gehen herum. Leute laufen hin und her, holen ihr Gepäck heim, andere tragen es weg.
Um 4 Uhr: Man hört wieder Schüsse fallen.
Nachtrag zu gestern nachmittag: Es wurde Neuholletitz, die Gegend um den Bahnhof und Bistritz beschossen, in Bistritz brannte ein Haus ab.
Freitag: Die SS will sich in den Zufahrtsstraßen der amerikanischen Panzer festsetzen und aus den Kellern feuern. Es sind Kämpfe um Häuser zu erwarten. Ich verbarrikadierte die Kellerfenster gegen die Straße mit starkem Prügelholz, in zweifacher Reihe.
Die Lebensmittelläden sind offen, die Molkerei, die Bäcker und Fleischer. Der Bäcker Altmann ist noch am Erlhof.
Sage: Es gab in Neuern wenige Tage einen Soldatensender "Martha" … Er wurde, als sich Tieffflieger zu sehr für ihn interessierten, nach Eisenstraß gebracht. Er war anscheinend von der deutschen Heeresverwaltung errichtet.
SS-Leute krauchen hinter unserer Holzschar herum und verschwinden dann wieder.
Später sah man lange Reihen von Panzern und anderen Wagen gegen die Glashütten hinauf ziehen. Wir liefen alle bis zum Gasthaus W., da kamen deutsche Panzerabteilungen aus dem Inneren Böhmens gezogen gegen die Grenze hinauf. Die Soldaten zogen in die Gefangenschaft und hatten frohe Gesichter, hatten weiße Fahnen. Die Leute sagen: "Jetzt ist der Krieg aus!"
Sechs Uhr. Ein trauriges Bild vom Untergang der deutschen Armee! Die Soldaten teilten aus, was sie im Überfluß hatten, damit es die Amis nicht kriegen sollten: Käse, Zigarren, Zigaretten, einer warf eine schöne neue Brieftasche den Leuten zu, von ihren Wagen aus. Die Soldaten wurden von den vielen Leuten begrüßt. Sie riefen: "Wir kommen bald wieder!" oder "Wir fahren heim ins Reich!" - "Wir fahren nach Amerika!"
Ein NS-Heißsporn behauptete: "Die machen einen Angriff gegen die Amerikaner!"
Lachend klärte man ihn auf: "Sie haben ja weiße Fahnen! Der Krieg ist aus!" - der aber: "Da muß ich aufs Rathaus zum Oberleutnant!"
Es war ein großartiges, aber trauriges Schauspiel, das Ende der großen Armee. Die meisten Leute machten schwermütige Gesichter. Nun sollte erst noch das Fußvolk kommen. Das aber wanderte in die russische Gefangenschaft.
Nun begann die große Rückwanderung der Leute vom Gebirge herunter, beladen mit großen Bündeln von Betten, mit allen möglichen Fuhrwerken. Die meisten der Ausflügler kommen aber erst morgen.
Samstag, 5. Mai.

Heute um 8 Uhr früh trat die Kapitulation des deutschen West-Heeres in Kraft. Kopenhagen und Haag befreit. Die Russen rücken gegen Olmütz vor. In der Stadt wird überall aufgeräumt. Der Schieferdecker bessert Dach für Dach aus. Er hat keinen Gehilfen.
In der Angel liegen Panzerfäuste, Gewehre, Patronengurte, Munition. Die Lehrerin Fräulein Hackl kommt wohlbepackt aus Freihöls zurück. Ihre erste Frage an mich: "Wann bekommen wir die Pension?" "Wahrscheinlich nie wieder!" mußte ich antworten.
Gegen Mittag war in Oberneuern der Platz durch eine Kette von Amerikanern abgesperrt, es wurde Haus für Haus nach versteckten SS-Leuten abgesucht, aber auch sonst nach verborgenen Dingen gesucht. In der Gartenseite gingen sie schon herum.
Ein Hilfspolizist informiert: "Niemand darf das Haus verlassen und auf die Gasse, weil die Amerikaner einmarschieren."
Weiter: "Niemand darf Neuern verlassen. Den Amerikanern ist Wohnung und Bett zu geben, wenn es verlangt wird. Wo nötig, soll man für sich beim Nachbar Wohnung suchen." Unser Viertel blieb einstweilen von Einquartierung verschont. In Neuern hatte ein Fuhrmann erzählt, es seien Schwarze im Anmarsch. Hat sich aber als unwahr erwiesen.
Um halb 4 Uhr kamen zwei Amerikaner, pochten ungestüm an die Tür. Ich mache rasch auf, und sie fragen noch "Pistol und Foto". Ich sage: "Welcome, Gentlemen!" Sie lachen und fragen weiter: "Speak english?" - "A littl!"
Im Zimmer reißen sie alle Schubladen auf. Dem einen gab ich ein Stamperl Likör, da muß ich zuerst selber nippen. Der andere darf nichts kriegen. In der Schublade des Schreibtisches liegt eine alte Taschenuhr. Die nimmt der Große ohne ein Wort an sich und steckt sie in die Tasche. Der andere entdeckt eine Schachtel mit kleinen Lichtbildern. Beide fordern nun von mir: "Foto, Foto!" Sehr dringend. Ich gebe ihnen meinen alten Apparat 9 mal 12, der gefällt ihnen nicht. Im Keller suchen sie "Snaps", finden keinen.
Die oberen Zimmer waren fast leer, nur finden sie da in einem Kleiderschrank das Futteral eines Foto-Apparates. Nun fahren die zwei wie wild auf mich los, einer zieht die Pistole, ich zeige aber auf das Bild des eingerückten Neffen und sage: "This is not my home. - He is in war!" (Das ist nicht meine Wohnung! Er ist im Krieg!) Da lassen sie von mir ab. Ich war sehr aufgeregt. Die zwei gehen dann ins Nachbarhaus zu W. Hier haben sie mehr Erfolg. Die Waffe nötigt den jungen W., ihnen die in den Kohlen vergrabenen Sachen, einen Feldstecher, eine Leica u.a. auszufolgen.
Am selben Tag kam noch ein zweiter Besuch.
Später sah man zwei Amerikaner vorbeigehen, der eine hatte ein Mädchen um den Hals, den anderen führten gar zwei Luder in der Mitte, lauter Evakuierte, keine Hiesigen.
Abends kurz vor 10 kamen nochmals zwei Amis mit Gewehren unter dem Arm. Ohne ein Wort zu reden stürmten sie durch alle Räume, sahen sich die auf dem Sofa liegende kranke Thilde scharf an, ob sie nicht ein getarnter Soldat wäre, stöberten auch oben die … Familie W. auf, die schon im Bett lagen; erst als sie gingen, sagten sie "all right" und ich darauf "good night", und weg waren sie.
Uhren: … Ein Amerikaner zeigte den beiden Bäcker-Töchtern A. seine beiden Unterarme, die voller Armbanduhren waren; die Fanny sagte: "Da ist auch die meine dabei!" Er streckte ihr die beiden Arme hin: "Suchen Sie!" Die Mädchen liefen aber weiter …
Nachmittags kam eine Frau mit einem Mädchen und einem Kind in einem Kinderwagen. Sie suchte eine Wohnung. "Und wenn es nur ein kleines Löcherl ist!" Die Frau tat uns leid, wir hatten aber selber alle Räume besetzt. Wir zeigten ihr den Weg ins Lager hinauf, wo man sie aufnahm.
Das Radio meldet aus Prag: "Hier Aufstand gegen die deutsche Besatzung!" Es wurde die tschechische Wehrmacht und Polizei angerufen. In Prag hat sich ein Nationalausschuß gebildet, der die Regierung der tschechoslowakischen Republik in die Hand nehmen will.<<

Zustände während des tschechischen Aufstandes in Prag, Internierung in der Prager Strafanstalt Pankrac im Mai 1945

Erlebnisbericht des Beamten F. B. aus Prag (x005/107-131): >>Als ich mich gestern Abend auf meinem Heimweg aus dem Büro dem Stadtinneren näherte, blieb ich plötzlich wie gebannt stehen - wir schrieben den 4. Mai 1945 - die Szene, die ich sah, hatte ich schon einmal gesehen, es war am 27. Oktober 1918.

An einer Ecke war ein Friseur gerade an der Arbeit, die ihm seit Bestehen des Protektorats aufgezwungene deutsche Firmentafel zu überpinseln. Eine Gruppe von jungen Burschen quittierte diese Heldentat mit aufmunternden Zurufen, ein paar Bürgersfrauen lächelten befriedigt, und der hinzutretende Polizist hielt dem kühnen Anstreicher die Leiter, was ihm eine Ovation der Zuschauer eintrug.

Bis tief in die Nacht erörterte ich mit meiner Frau, was wir tun sollten; sie, eine des Tschechischen nur ganz wenig mächtige Reichenbergerin, wollte sofort zu ihren Eltern fahren, ich hielt dies für Wahnsinn, denn gerade dort befürchtete ich, wenn auch nur für die ersten Tage, so doch ein ausgesprochenes Blutbad, hatte man doch 1938 wirklich viele Tschechen aus dieser Stadt evakuiert, die sich meist in Turnau und Umgebung ansässig gemacht hatten und mit deren Rache ich rechnete. Ich will nur gleich gestehen, das war ein Trugschluß, aber leider nicht der letzte - wohl aber war es meine letzte Nacht in einem Bett für fast ein ganzes Jahr lang.

Am Morgen des 5. Mai 1945 fuhr ich wie gewöhnlich um 6.30 Uhr früh ins Büro; meiner Frau hatte ich auf alle Fälle geraten, das Haus nicht zu verlassen. Ohne die geringste Behelligung kam ich zu dieser frühen Morgenstunde in mein Büro. Ich war einer der wenigen Anwesenden, die mich vor einer Woche noch wegen Feigheit mit Anzeige bedrohenden Nazikollegen aus dem Reich waren nicht erschienen. Es war ein eigenartiges Gefühl. ...

Viele aufgeregte höhere Herren bestürmten den Kassenraum. Ich zahlte aus, solange ich noch Geld in der Handkasse hatte. Um 11 Uhr klingelte mein Telephon. "Bist Du wahnsinnig?", hörte ich die aufgeregte Stimme eines guten tschechischen Bekannten sagen: "Du sitzt im Büro, und am Wenzelsplatz erklingt schon die Hymne unserer befreiten Heimat! Hau alles hin und schau, daß Du nach Hause kommst!"

... Am 5. Mai machte ich zum ersten Mal keinen täglichen Abschluß. Ich übergab die Kassenschlüssel einem jungen Angestellten und verließ sang- und klanglos mein Büro.

Auf dem Platz vor dem Büro waren Maschinengewehre der SS aufgestellt, und Spanische Reiter verstellten die Zufahrtsstraßen. Ich wurde mit der Warnung durchgelassen: "In der Stadt wird geschossen!" Durch schmale Gassen, ... längs der Häuserwände gehend, erreichte ich die Brücke beim Nationaltheater. Da pfiffen auch schon die ersten Kugeln um meine Ohren. Tschechen, mit Revolvern, Messern, ja sogar Beilen bewaffnet, strömten zur Brücke: "Die Deutschen schießen beim Nationaltheater aus Tanks!"

Wutentbrannte Männer, verängstigte Weiber und neugierige Kinder liefen durcheinander. Ein Bursche verkaufte weiß-rot-blaue Kokarden, Fähnchen und Abzeichen - die Leute rissen sie ihm aus den Händen. Ich versuchte mein Glück über Smichov, um die Moldau zu überqueren, ich mußte ja nach Hause. Plötzlich sah ich Menschen in die Haustore rennen – ich sah ein SS-Auto, daß in rasendem Tempo durch die Straßen fuhr, ein junger SS-Soldat feuerte aus einer Maschinenpistole Schreckschüsse nach rechts und links. ... Die Wut der Menge machte sich in wüsten Beschimpfungen Luft. Ich lief weiter, bei der Jirasek-Brücke wurde aus einem Fenster geschossen, die Menge stürmte das Haus.

Am Karlsplatz kam ein Trupp deutscher Soldaten, lachend übergaben die Landser ihre Revolver an die Tschechen. Man klopfte ihnen auf die Schultern und ließ sie unbehelligt weitergehen. ... Ich kam bis zum Hotel Beranek. Hier ging es nicht mehr weiter. Aus allen Häusern wurde geschossen, tschechische halbwüchsige Burschen, oft in jeder Hand einen Revolver,

verlangten von jedem Ausweise. Ich versteckte mich in einem Haustor - oben auf der Stiege ertönten markerschütternde Schreie, dann ein Schuß und Ruhe. – Ein junger Mann mit einem Raubvogelgesicht kam die Treppe herunter, die linke Hand steckte noch schnell etwas in die Hosentasche. Ein altes Weib, offenbar die Hausmeisterin, keifte: "Haben Sie ihr's gegeben, der deutschen Hure? Recht so, alle müssen krepieren!"
Die Frau mit ihren Beschimpfungen rettete mich, ich schlüpfte aus dem Haus und eilte trotz Kugelregen weiter. Menschen mit blassen Gesichtern kommen mir massenweise entgegen. Jemand ruft: "Gehen sie nicht weiter, hinter der Ecke schießt so ein deutscher Hund mit einem Maschinengewehr, aber wir kriegen ihn vom Dach des Nachbarhauses – es sind schon 3 Partisanen oben!" ... Das Maschinengewehr schoß nicht mehr. Ich ging weiter – einige Menschen standen um einen anscheinend Toten herum – hier konnte ich wieder nicht weiter, denn es wurden Ausweise verlangt – also zurück in die Nebenstraße. ... Wieder knallte es – ich mußte wieder Deckung suchen.
Ein junger, eleganter Tscheche sprach mich an: "Ich fürchte, daß die Regierung, die Gasse nicht halten wird, und dann wird Blut fließen, viel Blut. Mein Gott, ich war jetzt 2 Jahre in Deutschland. Ich bin Musiker von Beruf, es ist mir dort sehr gut gegangen. Ja, die Führer soll man erschießen, aber doch nicht alle Prager Deutsche! Meine Großmutter war auch eine Deutsche – das ist ja Wahnsinn und Mord!"
Dann zeigte er mir Bilder von seiner Tournee in England vor 1938; ich sah ohne Brille so gut wie nichts, aber ich hätte vor Aufregung auch mit Brille nicht mehr gesehen, denn in selben Moment schleppten 2 Männer einen verwundeten Deutschen ins Haustor. Ob der arme Teufel sich gewehrt hatte, ob er nur zufällig des Weges daherkam – wer wußte es!
Menschen drängten sich in den Hausflur, Weiber kreischten und hieben mit Einkaufstaschen auf den regungslos daliegenden Mann ein, dessen Gesicht bald blutig geschlagen war. Ich nutzte den entstandenen Tumult und entkam auf die Straße.
Nach 10 Minuten war ich nicht mehr weit von meiner Wohnung entfernt. Aus unserer Gasse erscholl wildes Geknatter. "Auf dem Dach sind die Hurenhunde", erklärte mir eine Frau, "und schießen wie Bestien, aber wir kriegen sie alle!" Im nächsten Moment erstarrte mir das Blut in den Adern. 2 Burschen ... führten, nein, besser gesagt, schleiften meine Frau mit sich. Hinter ihnen aber marschierte in Reitstiefeln, ... ein Bajonett in der Hand – ein alter Freund von uns; er erkannte mich, ich sah es ihm an, aber er wollte mich nicht sehen. Die Gruppe marschierte an mir vorbei.
Die stille Nebenstraße, in die sie einbogen, kannte ich gut, dort wohnte ja unser Freund. Mit schlotternden Knien folgte ich nach. Plötzlich salutierten die 2 höchstens 15-16jährigen Jungen, mein Freund stütze meine Frau und trat mit ihr in ein Haus – in sein Haus – ein, sie war gerettet. Nach bangen 10 Minuten betrat auch ich das Haus, niemand hatte mich beachtet. Ich läutete an der Wohnungstür, und im nächsten Augenblick hielt ich meine noch immer halb bewußtlose Frau in den Armen.
Unsere Freunde hatten uns zwar das Leben gerettet – aber sie waren selbst radikale Tschechen, die uns ihre Gesinnung deutlich fühlen ließen. Unser Zustand hatte sie aber offenbar doch beeindruckt, und wir durften die Nacht auf dem Fußboden in der Küche ... verbringen.
Das Radio brüllte ohne Unterbrechung, unsere Nerven waren am Zerreißen. Bald ertönten Volksweisen, ... bald Ansagen: "Die Schlacht um Prag ist in vollem Gange. Brüder, errichtet Barrikaden gegen die deutschen Panzer, die sich auf der Straße von Beneschau gegen Prag bewegen! Die Radiostation halten wir fest in der Hand, die SS ist nurmehr im untersten Stockwerk eingenistet!"
Dann folgten Aufrufe in englischer und russischer Sprache um Hilfe gegen die Deutschen. "Deutsche schwere Artillerie beschießt das Krankenhaus Bulovka!" Dann sprach ein deutscher Filmschauspieler: ..."Genossen, stellt sofort das Feuer ein, verschont Prag, die schöne

Stadt, in der auch wir Deutschen eine Heimat gefunden haben und in der wir als freie Bürger auch später leben wollen!" Dann wieder Marschmusik. Plötzlich fallen Bomben, ... höchstens 7 Stück. ... Der alte Teil des Rathauses stand in Flammen.
Das Radio tobte: "Deutsche Bomben auf unser Prag - Tod allen Deutschen!" - "Die SS kämpft auf Befehl Franks weiter, sie treiben die tschechische Bevölkerung vor den Panzern einher. Brüder, zu den Waffen! Wir kämpfen allein um unser Prag - die großen russischen Brüder müssen bald da sein." So und ähnlich ging's die ganze Nacht. Meine Frau war vor Übermüdung eingeschlafen. Ich, der ich jedes Wort verstand, konnte keine Ruhe finden. 2 Jahre hatte ich nicht mehr geraucht, jetzt zündete ich mir die erste Zigarette an. ...
Früh sah ich aus einem Fenster der Wohnung Soldaten längs der Wohnung schleichen. Es waren braune, zerlumpte Gestalten – Soldaten der russischen Befreiungsarmee des Generals Wlassow, die auf deutscher Seite gegen die Rote Armee eingesetzt werden sollten, so erklärte mir mein tschechischer Bekannter, "die kämpfen jetzt für uns und nicht für den Führer!"
Noch eine Nacht verbrachten wir in der Küche, wieder hetzte ... (man im) Radio: "Die SS steckt die Burg, das jahrhundertealte Wahrzeichen von Prag, in Brand!" - "Die SS nagelt Kinder an die Wände, Tod allen SS-Leuten!" "Ja," sagte unser Beschützer, "wir haben was von Euch gelernt - Propaganda!
Und jetzt machen wir Geschichte, und zwar slawische Geschichte, wir, die letzte Bastion des größenwahnsinnigen Hitler, wir befreien uns selbst vom deutschen Joch!" Was sollte ich sagen?, etwa, daß ich unter deutschem Joch 30.000 Kronen monatlich verdient hatte oder daß er nicht einen Tag nach der Lebensmittelkarte wie wir Deutschen leben mußte? Ich hätte noch viel sagen können, ... aber ich schwieg. Ich hatte nur eine Sorge. Wie komme ich mit meiner deutschen Frau aus diesem Inferno? ...
Am ... Morgen jubelte der Radiosprecher: "Die deutsche Wehrmacht ergibt sich, die SS ist aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben ... Es lebe Stalin und die glorreiche russische Armee!" Und dann kam die böse Meldung: "Alle Bürger, die Deutschen Schutz gewähren, werden zur Verantwortung gezogen, die Wohnungen müssen den kontrollierenden SNB-Leuten geöffnet werden."
Jetzt war es mit unserer Verborgenheit zu Ende, denn schaden wollte ich dem Retter meiner Frau nicht. Ich wollte gleich losziehen, doch sollten wir uns noch stärken, so meinte die Frau des Hauses. Als wir gerade beim Essen saßen, meldete das Radio: "Alle Deutschen müssen sich innerhalb von 24 Stunden beim Internationalen Roten Kreuz in Prag III ... melden!" Wir atmeten auf: Bis dorthin würden wir noch kommen.
Wir waren schon marschbereit – da läutete die Wohnungsglocke Sturm. Die Tür wurde geöffnet, ich sah durch den Spalt 2 bis an die Zähne bewaffnete Männer, die mich trotz allem belustigten, besonders die Wichtigkeit des einen war geradezu köstlich. Er trug einen großen Sowjetstern an der Kappe, in jeder Hand einen Revolver und hatte ein altes österreichisches Bajonett umgeschnallt. So stand der SNB-Mann vor mir. ... Es war wirklich kein "sonny boy", wie der Volksmund diese revolutionäre Garde bald nach den Anfangsbuchstaben SNB (Straz Narodni Bezpecnosti – Wache der Nationalen Sicherheit) nannte.
Jetzt konnte mich nur mein tadelloses Tschechisch und eine Portion Frechheit retten; ich trat ins Vorzimmer und begrüßte die Ankömmlinge; meine alte tschechisch-slowakische Offizierslegitimation hielt ich dem Wichtigen vor die Nase; er konnte bestimmt nicht lesen, aber sah sich die Sache lange an, dann gab er mir die Legitimation salutierend zurück - in Ordnung, obzwar auf der zweiten Seite der Legitimation ganz groß zu lesen war: "Nationalität: Deutsch."
Inzwischen hatten diese beiden Ehrenmänner meine Frau erspäht. "Wer ist das?" "Na, wer wird das schon sein, im Frühjahr - mein Mädel natürlich!" "Hast aber einen feschen Frosch!" meinte, mir zuzwinkernd, mein neuer Freund. Die Revision war beendet, aber einen Cognac

mußte ich doch noch trinken, ehe wir unseren Marsch antraten!
Zuerst mußte der Hausflur überprüft werden - geht in Ordnung - kein Mensch ist im Hause zu sehen, also keine Gefahr für unsere Gastgeber. Wir schlüpften auf die Straße, es war 18 Uhr; der erste Mensch, dem wir begegneten, war ein ehemaliger tschechischer Kollege von mir – gottlob war er stockbesoffen und ging achtlos an uns vorbei. Meine zitternde Frau hatte unter dem Frühjahrsmantel eine weiß-rot-blau-gestreifte Bluse an, sie ließ den Kragen deutlich sehen, vielleicht half es doch!
Jetzt hatten wir die Hauptstraße erreicht, der Wind wirbelte viel Staub auf – auch günstig, nur vorwärts zum Roten Kreuz auf der Kleinseite! ... Quer auf der Straße lagen 3 Wagen der Straßenbahn Nr. 11 samt Anhängern, halb zerbrochen, die Räder hingen zwecklos in der Luft, das Straßenpflaster und die Fahrbahn waren aufgerissen und aufgeschichtet, Leitern, alte Tische, alles lag im wirren Haufen durcheinander. "Barrikaden", flüsterte meine Frau.
Also das waren die im Radio geforderten Barrikaden, die deutsche Panzer aufhalten sollten. Rechts und links standen Posten, junge Burschen, teilweise mit deutschen "Afrika-Uniformen" bekleidet, mit Handgranaten im Gürtel und einem Revolver in den Händen. Sie blickten in Richtung Georgplatz, von wo ein dumpfes Rollen zu hören war; wir kamen unbehelligt vorbei.
Am Georgplatz standen Tausende von Menschen, alles schrie, winkte und tobte - jetzt sahen wir es auch: russische Panzer in unübersehbarer Kette, vermischt mit Trainwagen, wälzten sich in unsere Richtung. Auf den Panzern (sah man) blutjunge russische Soldaten und junge tschechische Mädel, winkend, kreischend, an den Soldaten hängend wie Wespen, dann Trainwagen mit bärtigen Kutschern, die Zigaretten herabwarfen und mit Flaschen zum Trinken aufforderten.
Ein unvergeßliches Bild: Staub, Papierfetzen, Flaschen, Zigaretten zeichneten den Weg der einmarschierenden Sieger - dazu die tollgewordene Bevölkerung, jedoch lauter mir altem Prager fremde Typen, meist ohne Kopfbedeckung, mit roten Tüchern und Bändern. Alles trug Sowjetsterne, kein Mensch nahm von uns Notiz. Wir schwenkten ab in die Seitengassen - auch hier Kolonnen um Kolonnen. Und wieder winkende Mädchen und betrunkene Männer. Wir mußten auch stehenbleiben, bekamen Zigaretten und tranken aus einer Flasche, die von Mund zu Mund gereicht wurde. Wir dankten und eilten weiter, es ging nurmehr durch Seitenstraßen.
Es war alles wie im Delirium. Wir kamen durch, über die neue Brücke erreichten wir die Kleinseite; meine Frau war total erschöpft, auch mir zitterten die Knie. An einem Baum hing ein Mann, ich glaube, er trug eine Parteiuniform – nur weiter! Jetzt stockte alles, ... Maschinengewehrfeuer, russische Infanterie beschoß den Gartenabhang. Fenster klirrten und splitterten. Es gab Verwundete, von den Dächern wurde geschossen, niemand wußte, wo der Feind war. Hier ging es absolut nicht weiter. Wir mußten zurück über die Insel Kampa, wieder Barrikaden und verschreckte Menschen.
Ein junger Mann sprach uns an. Der würde uns nichts tun, daß sah man. Er war sehr bleich. ... Er sagte: ... "Die SS kämpft noch am Hradschin." Das war uns egal, wir mußten jetzt durch, es war inzwischen 9 Uhr geworden. Fast wie an der Front kamen wir sprungweise vorwärts, ich erkannte das seit dem Ersten Weltkrieg nicht mehr gehörte Surren der Geschosse – nur weiter! Noch über den menschenleeren ... Platz und wir waren da.
Vor dem Tor der Thunovska standen 2 Wachen. Ich bat auf tschechisch um Einlaß. "Was willst Du?" "Wir sind Deutsche und wollen uns laut Radio beim Roten Kreuz melden." Der Mann, ein ältere Mensch, schaute mich lange an, dann sagte er: "Du bist doch kein Deutscher!" "O ja", sagte ich, "Prager Deutscher!" "Na, frag mal da drinnen!" Wir schlüpften hinein. Rot-Kreuz-Schwestern mit Verbänden und Flaschen liefen durcheinander.
Ein Herr fragte mich, was ich wollte. Ich wiederholte meine Bitte. Er lachte höhnisch und

sagte: "Radio, das möchte Euch passen! Für alle Nationen der Welt gibt es ein Rotes Kreuz, nur für Deutsche nicht!" Ich verlegte mich auf Bitten. Im Umdrehen sagte er mir schneidend: "Schaut, daß Ihr hinauskommt, wenn Euch die Russen hier erwischen, dann habt Ihr es aus dem Kopf, aber dafür etwas im Kopf!" Ratlos standen wir da. "Raus, die Russen kommen!", brüllte jemand. Wir waren wieder auf der Straße.
Der ältere Mann vor dem Tore sagte mir: "Schaut, daß ihr von der Gasse verschwindet! Wer nach 9 Uhr Abend angetroffen wird, wird ohne Anruf erschossen." Was jetzt? Meine Frau flüsterte mit klappernden Zähnen: "Gleich hier nebenan ist ein Gastwirt, den kenne ich ... – versuchen wir es doch dort!" Wir hatten Glück; der Wirt wollte gerade die Rollbalken schließen, erkannte meine Frau und ließ uns hinein. Waren wir gerettet? Ja, die Wirtin, eine hübsche Frau, versprach, uns zu beherbergen. Ihre Töchter, die gerade erst gekommen waren, erzählten schreckliche Dinge. Meine Frau verstand es nicht, um so besser.
Wir bekommen ein Fettbrot und Bier. Ich beginne schon zu hoffen, da trommeln Gewehrkolben an die verschlossenen Holzjalousien. - "Russen!" Tödlicher Schrecken ergreift alle. "Wenn sie Euch finden, schießen sie uns alle über den Haufen - schnell in den Keller, unten sind Kisten und Waschtröge, versteckt Euch, und wenn sie Euch finden, kein Wort, daß Ihr uns kennt!"
Leise tasten wir uns beim Licht einer Taschenlaterne in den tiefen Keller des sicher 300 Jahre alten Kleinseitner Hauses, noch im Herabsteigen hören wir die Einlaß begehrenden Russen. Der Rollbalken geht hoch, sie sind drinnen, sie verlangen "Wodka". Was wird geschehen? Wir hören sie sprechen, die Mädchen quietschen, dann ist es ruhig. –
Ein Russe singt mit schöner, tiefer Stimme; aber es müssen mehrere da sein, wir hören Schritte, die Kellertür wird aufgestoßen, jemand leuchtet herunter; der Lichtstrahl ist knapp neben uns, der Wirt erklärt etwas. Und jetzt geschieht etwas, was ich bis zu meinem Tode nicht vergessen werde: Ich weiß plötzlich mit absoluter Sicherheit, das ist nicht unser Ende - ich werde ganz ruhig und unheimlich kaltblütig. Vorsichtig ziehe ich meine bewußtlose Frau an mich, ein Waschtrog ist meine Deckung, und schon höre ich: "Pivo davaj, charascho!" ("Bier her, gut!") Drei Schritte aufwärts, dann fällt die Türe ins Schloß; wir sind für diesmal gerettet.
Meine Frau erholt sich, zittert aber immer noch vor Angst und Kälte. Wir stehen jetzt beide wie Ölgötzen, nach meiner Uhr ist es 1/2 10 Uhr abends. Oben wird gesungen und gekichert. 10 Uhr - schwere Schritte kommen näher und entfernen sich wieder, es wird still - schrecklich still. Wir stehen und warten. Ich glaube, entfernt einen Schrei gehört zu haben - vielleicht irre ich mich; dann wieder Stille - furchtbare Stille.
Ich hatte nur einen Wunsch: eine Zigarette. Meine Frau zeigte mit der Hand nach oben; man konnte trotz der Dunkelheit die Umrisse eines schmalen Fensters und ein Eisengitter erkennen, also nichts mit der Zigarette. Von weitem hörten wir Schritte, wieder wies meine Frau nach oben; sie hatte recht, das waren Schritte auf der Straße - Spornerstraße hieß sie einst, als ich noch zur Schule ging - die Schritte kamen näher und entfernten sich wieder, offenbar Militärpatrouillen.
Wir lange wir so stumm aneinandergeschmiegt dastanden, kann ich nicht sagen, vielleicht hatten wir beide ein bißchen gedöst. Auf einmal hörten wir schlürfende Schritte, ein Schlüssel knackste im Schloß - was war das wieder? Meine Uhr zeigte die fünfte Morgenstunde, es dämmerte schon. Eine Frauenstimme sagte leise: "Gib acht, Leonore, sonst stürzt Du noch!" Mein Gott, Deutsche!
Mit einer Kerze in der Hand näherten sich zwei alte Damen unserem Versteck. Ich sagte leise: "Bitte, erschrecken Sie nicht, wir sind auch Deutsche und haben uns hier versteckt." Eigentlich erschraken die beiden alten Damen gar nicht so sehr, als ich gefürchtet hatte, die Jüngere - ich schätzte sie so gegen 60 - sagte leise: "Wir kommen nur unseren Koffer holen, wir wohnen hier im Haus und haben ein paar Sachen unter den Kohlen versteckt. Waren die Russen auch

hier?"
Und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: "Bei uns waren sie, alles hat man uns genommen, und meiner Schwester sogar die Ohrringe aus den Ohren gerissen, die Ärmste hat so geschrien - alles umsonst!"
Ich hatte also doch richtig gehört. "Bitte", fragte ich, "was gedenken Sie zu tun?" "Wir holen nur die Koffer, dann wollen wir uns auf unserem Polizeikommissariat in Schutzhaft begeben, unsere Nachbarin hat es gestern auch so gemacht."
"Wir werden wohl dasselbe tun müssen, bitte, schließen Sie uns das Haustor auf, wir versuchen es auch, bevor wieder die Russen kommen."
Die Jüngere nickte, und langsam setzten wir unsere steifgewordenen Glieder in Bewegung. Die Dame führte uns zu einer zweiten Stiege, die nur für die Hausbewohner bestimmt war, dann durch einen typisch Altprager Hausflur zum Haustor. Endlich hatte sie mit zitternden Fingern den richtigen Schlüssel gefunden, schwer und kreischend drehte er sich im Tor - milde Mailuft strömte uns entgegen, wir waren draußen. "Viel Glück und vielen Dank!"
Die Straße war bedeckt mit Papieren, Kokarden und zerrissenen Papierfähnchen, aber sonst wie ausgestorben. ... Ein Gendarm in der alten tschechoslowakischen Uniform hielt uns am Maltheserplatz an. "Wohin?", fragte er mich. "Zum Kommissariat." Er ließ uns ziehen. Vor dem Hause der Polizei angekommen, waren wir erstaunt und doch irgendwie beruhigt, denn dort standen schon etwa 10 Menschen, elegante, verängstigt dreinblickende Männer und Frauen – Deutsche.
Einen der Herren kannte ich, er stammte gleich mir aus einer uralten deutsch-prager Familie, sie besaß eine alte, bestbekannte Apotheke. "Sie kommen mir bekannt vor", so sprach mich der Herr an. "Ja, wir Prager kennen uns ja fast alle, zumindest vom Sehen." "Wir mußten aus unserer Wohnung sofort heraus, nichts durften wir mitnehmen, nicht einmal einen kleinen Koffer, nur meine Zahnbürste habe ich und paar Tuben Gift - für alle Fälle."
Endlich wurde das Tor aufgeschlossen, mit Murren über die zeitlichen Besucher öffnete der Schutzmann beide Torflügel; wir durften uns auf die Stiegen setzen. "Ihr seid Deutsche, also wartet, ihr kommt gleich dran!" Eine Frau packte Butterbrote aus, wir bekamen auch ein Brot und aus einer Thermosflasche guten, süßen Kaffee. "Wir, sagte sie, "durften alles Eßbare mitnehmen, und die Wohnung wurde versiegelt; aber wenn man uns verhört hat, dürfen wir wieder zurück, hat uns ein deutschsprechender russischer Offizier versprochen."
Das war Wasser auf meine Mühle, und die langersehnte Zigarette im Mund, nickte ich meiner Frau zu, was soviel heißen sollte, wie: "Siehst Du, habe ich doch recht behalten, vielleicht sind wir in ein paar Stunden wieder in unserer schönen, gepflegten Wohnung und haben dann Hitler, den Krieg und alles Drum und Dran hinter uns."
Inzwischen kamen neue Ankömmlinge hinzu; eine reichsdeutsche junge Frau, hochschwanger, erklärte mit vielem Pathos einem Polizisten, daß sie jetzt in diesen Tagen gebären werde. Zum Teil hat sie der gute Mann wohl nicht verstanden, zum Teil war sie ihm lästig, kurz, er fuhr sie barsch an: "Ruhe! Setzen Sie sich auf die Stufen!"
Mit großem Stimmaufwand und Tränen beschwerte sich die werdende Mutter bei uns über die typisch österreichische Schlamperei, wo sie doch vor der Entbindung stehe, und drohte, daß ihr Mann, der derzeit bei der SS in Beneschau diene, schon Ordnung schaffen werde! Sancta simplicitas! Die Frau verkörperte so ungefähr das, was die Piefkes an politischer Beschränktheit und Größenwahn in der ganzen Welt von sich gaben. Ich antwortete nicht, sonst hätte ich grob werden müssen. –
Eine Tür wurde geöffnet. "Alle Frauen hier herein, Dokumente vorweisen!" Meine hübsche Frau hatte sich inzwischen gänzlich erholt und war ruhig und gefaßt, ruhiger als ich, weil ich wegen ihrer mangelnden Kenntnis der tschechischen Sprache um sie bangte.
Aus dem Zimmer war bald der bekannte Polizeiton zu hören, vermischt mit deutschen Lauten

und Weinen. Endlich wurden die Frauen. Es waren ungefähr 10 Frauen, an uns vorbei auf die Straße geführt. Ein Polizist ging vorn, einer hinten, so marschierten sie ab. Meine Frau war voll guten Mutes. Man hatte ihr gesagt, in 2 Stunden kämen wir nach. Gottlob war es noch früh am Morgen und die Straßen noch ziemlich leer. Noch einmal winkte sie mir zu. Ob ich sie wohl je wiedersehen würde? Mir war trotz meiner Gewißheit, das Richtige getan zu haben – nämlich nicht zu fliehen – irgendwie bang ums Herz.
Jetzt kamen wir an die Reihe. Bei mir ging's glatt. ... Ein Herr hinter mir, der kein Tschechisch verstand, wurde angebrüllt, und da die Lautstärke der Frage seine Unkenntnis nicht änderte, bekam er eine schallende Ohrfeige. "Ein Prager, der nicht Tschechisch kann, da seht Ihr, was Ihr für Gauner seid!", so wurde die Züchtigung gerechtfertigt. Mir aber fiel meine Frau ein – Gott im Himmel, steh' ihr bei!
Schließlich waren wir alle registriert, zu dritt hieß es nun antreten. ... Wir 15 Mann marschierten gleich mit 4 Polizisten um die Ecke und wurden in den Hof des alten Palais Auersperg geführt. Der lange breite Gang, der in den Hof führte, war voller Menschen, die Luft war schrecklich. ... Eine versoffene Stimme brüllte fast ohne Unterbrechung, dazwischen knallte es, und ich hörte zum ersten Male männliches Stöhnen und Schmerzensschreie.
Auf alle Fälle befühlte ich meine Giftampulle, die mir unterwegs der Apotheker zugesteckt hatte. "Wenn es nicht anders geht", meinte der alte Herr. Ich war aber fest entschlossen, erst zu diesem Mittel zu greifen, wenn es wirklich nicht mehr anders gehen sollte. Schließlich hatte ich 4 Jahre Weltkrieg in vorderster Linie hinter mir, auch wenn es schon 20 Jahre zurücklag.
Inzwischen rückten wir langsam vorwärts. Ich konnte jetzt ab und zu in den Hof sehen. Im ersten Augenblick hätte ich beinahe gelacht, so unerwartet war der Anblick, der sich mir bot. Ich sah einige alte Herren, wie Gamsböcke springend, Holzscheite sammeln und wieder hüpfend wegtragen. Da sagte jemand neben mir: "Ja, das ist KZ-Schule - das kann fein werden!" ...
Vor uns standen jetzt nur noch etwa 10 Mann. Jeder mußte zu einem Tisch vortreten, seinen Namen nennen und den Taschenninhalt auf einen zweiten Tisch legen. Dann wurde von einem jungen Burschen, der einen Knüttel in der Hand hielt, kontrolliert. Einer hatte die goldene Zigarettendose nicht abgegeben, was ihm einen furchtbaren Hieb mit dem Knüttel über die Finger eintrug, dann folgte noch ein Fußtritt und schon war der Nächste an der Reihe. Ich hätte gern meine Zigaretten behalten, war aber zu feige dazu und kam daher ohne Hieb und Tritt über die Empfangsformalitäten hinweg.
Im Hof standen schon ... viele Schutzhäftlinge, streng, militärisch ausgerichtet. Ich trat hinzu. Jetzt öffnete sich eine Tür, heraus trat wohl einer der widerlichsten Männer, die ich je im Leben gesehen hatte, und ich hatte im Ersten Weltkrieg verschiedene Menschentypen kennengelernt, aber ... soviel Abstoßendes wie bei diesem kleinen untersetzten Mann, war in keinem Antlitz gewesen. In der linken Hand hatte er einen Revolver und in der rechten Hand trug er eine sogenannte neunschwänzige Katze mit kleinen Metallkugeln an den Enden.
Dieses Tier hielt eine kurze Ansprache, ... wobei sich sein feistes Gesicht zu einem Lächeln verzog: "So, da habe ich Euch, Ihr Hurensöhne! 4 Jahre habt ihr mich im KZ gequält, jetzt seid ihr an der Reihe!" Leider verstanden einige diese ... tschechische Ansprache nicht, aber die haßerfüllten Augen – ein Auge irrte immer wieder nach links ab – waren nicht mißzuverstehen.
Vom ersten ... bis zum letzten Gefangenen, alle beehrte er mit Fragen, deren Beantwortung er dann entweder mit einem Schlag mit der Peitsche, einem Fußtritt oder einem Hieb mit dem Revolvergriff quittierte; verschont blieben nur einzelne, meist die, deren Vorgänger ihn zu sehr erbost hatten und wo er besonders feste und häufigere Züchtungen ausgeteilt hatte. Ich hatte, wie schon oft im Leben - ich bin an einem Sonntag im Mai geboren - Glück.

Mein Vordermann hatte ihn durch seinen hundertprozentig tschechischen Namen zur Weißglut gebracht, und er schlug unter wüsten Beschimpfungen eine ganze Weile auf den großen dicklichen Mann ein, der seinen Peiniger fast um doppelte Haupteslänge überragte. Kein Schmerzensschrei entrang sich seinen längst blutig geschlagenen Lippen.
Vielleicht hatte ihn der Genius Beethovens so unempfindlich gegen körperliche Schmerzen gemacht, war er doch seines Zeichens Musik- und Gesanglehrer; ich hatte ihn vor vielen Jahren Lieder von Hugo Wolf mit tiefer, inniger Stimme singen hören und bildete mir ein, daß sein zerschundenes Gesicht heute denselben Ausdruck hatte wie damals am Podium des Deutschen Männergesangsvereins.
Mein Interview fiel im Hinblick auf meinen Vordermann direkt kläglich aus. Ich bekam nur einen mäßigen Fußtritt und schon war der Nächste an der Reihe. Endlich waren alle durch, und wir durften im Laufschritt hinter einer Tür verschwinden. Es war wohl einst ein Pferdestall, wo wir uns jetzt befanden. Hier standen, lagen oder saßen an die 30 Männer herum, die meisten (hatte man bereits) übel zugerichtet.
Ein auffallend hübscher, großer Mann mit schwarzen Locken hielt einen 14jährigen Burschen in den Armen und wiederholte beständig: "Jetzt hab' ich Dich gefunden, jetzt dürfen sie uns nicht mehr trennen, sie sollen nur kommen, diese Bestien!"
Dieser hysterische Auftritt machte den Eindruck des halbdüsteren Raumes noch schrecklicher. Kurz darauf öffnete sich die Tür und jemand rief: "Die letzte Gruppe sofort wieder im Hof antreten!" Draußen ging es inzwischen wüst zu. Drei Männer mit entblößtem Oberleib, Hände hoch, standen an der Wand und wurden von drei jungen Burschen geschlagen. Das Wimmern der Gezüchtigten, der Blutgeruch in der schwülen Hofluft - es war grauenvoll! Im gleichen Augenblick ertönte das Kommando: "Links um! Laufschritt marsch!"
Wir liefen ... durch das alte Tor des Nostizpalais und trabten in den Hof. Hier waren schon etwa 100 Menschen versammelt und standen in ... Gruppen herum, die erregt debattierten. Bewachungsorgane waren keine da, nur in der ehemaligen Portierloge saßen - wie ich später sah - vier "sonny boys" bei reichlich gedecktem Tisch. Unser Aufseher war verschwunden. Wir atmeten auf. Ich sah sofort Bekannte. ... Da stand der fast 70jährige ehemalige tschechoslowakische Gesandte Dr. F., ein Mann, den Hitler ... unter ständige Bewachung durch die Gestapo gestellt hatte.
Dort stand auch ein deutscher Weihbischof mit seinem Gebetbuch in der Hand, zwei Sparkassenbeamte, deren einer als Apostata (Abtrünniger) unter uns Prager Deutschen galt, da er vor zehn Jahren eine radikale Tschechin geheiratet und seither die deutsche Gesellschaft gemieden hatte - alle waren sie eingefangen worden, in den Wohnungen, auf der Straße, je nachdem. Einige Häftlinge hatten breite blaue Ringe um die Augen, die sicherlich nach Faustschlägen entstanden waren. ... Ihre Gesichter waren todernst. ... Mir ging es genauso wie diesen Männern, die zum Großteil Prager Deutsche waren: Wir hatten uns das alles so ganz anders vorgestellt!
Übrigens hatte ich einen ganz anständigen Hunger, eine Zigarette wäre mir allerdings fast noch lieber gewesen. Ich erkundigte mich bei einem der Herren. "Was fällt ihnen ein? Wir sind schon den zweiten Tag hier und haben noch keinen Bissen gegessen; man sagte uns, die Sieger hätten jetzt andere Sorgen, als die deutschen Huren zu füttern, wir seien ja dick genug und sollten erst mal die Sonderzuteilungen abhungern, die wir im Protektorat so lange gefressen hätten."
Ich muß ja sagen, etwas Wahres war daran; mich hatte die ganze Zeit die Sonderzuteilung an Deutsche gestiert, aber andererseits sahen unsere Aufseher, ob ehemalige KZler oder nicht, durch die Bank blühend aus, während wir alle einen unterernährten Eindruck machten. Wer die Verhältnisse in Böhmen kannte, der wußte, wieso das kam; hatten sich doch die Tschechen während der ganzen Zeit des Bestandes des Protektorates vorbildlich gegenseitig gehol-

fen, und die Zahl derjenigen, die nur von den Kartenzuteilungen lebten, war ein verschwindender Prozentsatz - die Ärmsten der Armen, die auch früher im Frieden sich nie recht sattessen konnten. Ich ging von Gruppe zu Gruppe, fast überall traf ich Bekannte, alles keine Nazis, Männer meist im Alter von 50 bis 70 Jahren, alles andere war ja eingerückt.
Gegen 7 Uhr abends erschienen 4 Gardisten auf dem Hof. "Jetzt geht's wieder ins Hotel", meinte ein Herr, sogar fließendes Wasser haben wir." Es zeigte sich jedoch bald, daß es um etwas anderes ging. Wir mußten antreten. Dann inspizierten die Herren Gardisten unsere Sachen. Einige mußten die Schuhe ausziehen, andere die Mäntel. Ein besonders, gut angezogener Häftling mußte sogar den Anzug ausziehen. Er erhielt dafür einen blau-weiß-gestreiften Sträflingsanzug; wie ich später erfuhr, handelte es sich um die ehemalige Bekleidung in den deutschen Konzentrationslagern. ...
Nach dieser Revision durften wir beim Brunnen Wasser trinken. Danach wurden wir zu einer Tür geführt und mußten viele uralte Steinstufen in einen Keller hinabsteigen. Die Luft war hier feucht und modrig. Der Boden war zum Teil mit Wasser bedeckt, denn von den Steinwänden fielen Wassertropfen. Dann ging es noch ein paar Stufen tiefer in einen Raum, wo Holzbänke und Tische standen. Bevor ich mich so richtig zurechtgefunden hatte, war alles besetzt. Ich konnte mich noch zur Not mit 2 Herren auf eine Steinstufe setzen.
Nicht weit von mir sah ich in dem fahlen Licht, das durch die Kellerfenster eindrang, den Herrn Weihbischof. Er stand hochaufgerichtet an der Wand, seine Lippen bewegten sich – er betete. Viele Häftlinge schliefen trotz der frühen Stunde, es dürfte kaum später als 20 Uhr gewesen sein, andere erzählten ihre Erlebnisse. Ich konnte feststellen, daß ich eigentlich noch recht glimpflich davongekommen war; besonders diejenigen, die in den Vorstädten ... verhaftet worden waren, erzählten schreckliche Dinge, so daß das erzwungene Austrinken von Spucknäpfen, das mir anfangs so abscheulich erschienen war, ganz in den Schatten gestellt wurde.
Mein Magen knurrte entsetzlich, aber vielleicht eben deshalb schlief ich selbst bald ein. Das eintönige Geschwätz eines alten Professors, eines geradezu widerlichen Schmierfinken, der zum zehnten Mal erzählte, er wäre ein persönlicher Freund des tschechischen Dichters Emil Frida gewesen und müßte schon deswegen morgen oder spätestens übermorgen entlassen werden, trug sicher auch dazu bei. ...
Mit steifen Gliedern, am ganzen Körper vor Kälte und Nässe klappernd, wurden wir um 6 Uhr früh auf den Hof getrieben. Die warme Morgensonne tat uns ordentlich wohl und die Schale mit schwarzem Kaffee samt einem Stück Brot, die wir uns holen durften, ließen unsere Lebensgeister bald vollends erwachen.
Ich hatte inzwischen von Dr. K. erfahren, daß auch Frauen hier eingesperrt seien, darunter auch seine Frau, doch seien diese oben in den Zimmern untergebracht und hätten für die Wachmannschaft zu kochen und … aufzuräumen. Dr. K. hatte übrigens tags vorher von seiner Frau etwas Eßbares bekommen und versprach, auch mir etwas zu verschaffen.
Die Sonne legte sich jetzt mit aller Kraft in das alte Mauerwerk, und bald saßen und lagen wir in kleinen Gruppen auf den so schön durchwärmten Steinplatten auf der Sonnenseite des großen Hofes.
Um 7.30 Uhr hieß es antreten. Es wurden 15 Mann zum Wegräumen der Barrikaden ausgesucht, ich war nicht dabei. Ich ahnte ... nicht, daß ich da wieder einer bösen Sache entgangen war. Erst als ich die Abkommandierten um 12 Uhr wieder einmarschieren sah, wußte ich alles. Kaum einer, der nicht verletzt worden war. "Sogar vier Frauen, die bei uns waren, haben sie zuerst kahlgeschoren, dann zum Teil ausgezogen und dann noch geschlagen", sagte einer der Männer, und "die Weiber, diese Hyänen, das sind die Schlimmsten!" ...
Dr. K. kam an mir vorbei. Ich erkannte an seinem Blick, worum es ging; ich verließ schweigend meine Gruppe und ging ihm nach. Hinter einer Arkade versteckt, stand eine Schüssel

und drinnen dampften 4 riesige, blühend weiße Hefeknödel. ... "Essen Sie", sagte Dr. K., "ich kann nicht mehr, ich habe schon 8 Stück gegessen." Ich glaube, ich habe noch nie so schnell 4 riesige Hefeknödel verschlungen, auch haben sie mir bestimmt noch nie im Leben so gut geschmeckt. Ich dankte mit vollem Munde.
"Eine Zigarette kriegen Sie auch noch", sagte Dr. K. Auf meinen verwunderten Blick hin fuhr er fort: "Das Pack ist ... bestechlich, wenn ich 10.000 tschechische Kronen hätte, so wäre ich morgen wieder in der Wohnung." ... Die Zigarette schmeckte mir wunderbar, so gut, daß ich sie allein ausrauchte, obzwar mich die Blicke von mindestens 10 Nikotinikern sehnsüchtig durchbohrten. Erst den Stummel übergab ich dem Unentwegtesten und auch das, ehrlich gesagt, schweren Herzens.
Am Nachmittag um 14 Uhr wurden wieder zehn Mann gebraucht, diesmal war ich dabei. Gott sei mir gnädig! Auf alle Fälle befühlte ich meine Giftampulle, sie war in Ordnung.
Vier Männer in grünen Finanzeruniformen führten uns auf die Straße; vorher hatte ein fünfter, offenbar der Kommandant, jedem von uns ein Hakenkreuz mit Kreide auf den Rücken gemalt. Der Kommandant sah übrigens trotz einer geradezu riesigen Hakennase gar nicht so übel aus. ...
In Dreierreihen betraten wir die Straße. ... Wir mußten nicht weit marschieren. ... Wir mußten offenbar ehemalige deutsche Dienststellen ausräumen, das Material auf die Straße tragen und auf Lastautos laden. In den Räumen war es herrlich. Die Arbeit war zwar schwer, für uns ausgehungerte ältere Menschen sogar sehr schwer, aber hier war heilige Ruhe, niemand trieb uns an, niemand schlug uns. Draußen bei den Lastautos, da standen schon die Hyänen, fast lauter Weiber, und schlugen auf uns ein, wenn wir schwer keuchend die Möbel auf die Lastautos hoben. ...
(Ich sah) gerade auf die Tennisplätze, auf denen ich ... in tschechischer Gesellschaft als deutscher Gast oft gespielt hatte. Hatte ich vielleicht laut aufgeseufzt oder waren mir doch ein paar Tränen in die Augen geschossen? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß plötzlich der Mann mit der Hakennase, die Peitsche in der Hand, hinter mir stand. Ich wollte schnell verschwinden. "Was machst Du da?" "Ich schaue auf die Tennisplätze, wo ich noch vor einem halben Jahr als freier Mensch spielen durfte." "Du lügst, hier haben nur tschechische Beamte gespielt!" "Jawohl, ich bin ja auch einer gewesen, 20 Jahre lang!"
Und jetzt geschah etwas Sonderbares; die Augen des Mannes schauten plötzlich ganz anders drein. ... "Geh hinauf in den vierten Stock und ordne dort die Akten und vor 18 Uhr komm mir nicht herunter!" Seine Augen zwinkerten, und meine wurden jetzt wirklich naß. An diesem Tag habe ich fast nichts mehr getan. ... Um 17 Uhr kam plötzlich ein junger Finanzer zu mir - ich erschrak; sollte er den Auftrag haben, mich zu holen? "Da hast!", sagte er und verschwand. Ich hielt ein riesiges Butterbrot und 2 Zigaretten in der Hand. Um 18 Uhr war Abmarsch; johlend empfing uns die Menge auf der Straße, meist halbwüchsige Burschen und Weiber, Weiber aller Altersklassen. Mir schwante nichts Gutes.
Unser Kommandant, der Mann mit der großen Nase, trat vor. "Leute laßt die Kerle in Ruhe, sie haben gearbeitet. Aber euren Spaß sollt Ihr haben - sie werden jetzt im Stechschritt nach Hause marschieren, so wie ich es mußte, als ich im KZ war." Mit Gelächter wurde der Vorschlag angenommen, wir warfen die Beine hoch. Ein armer schwacher Lehrer, der neben mir marschierte, lispelte ständig vor sich hin: "Herr, verleihe mir noch diese letzte Kraft!" Die Menge johlte toll vor Vergnügen über unseren Stechschritt, aber es fiel kein Schlag, und unbehelligt gelangten wir wieder in unseren Hof. Der Kommandant zwinkerte mir zu, ich nickte dankbar - er hatte uns gerettet.
... "Was gab es denn hier?", fragte ich einen alten Herrn. "Ach Gott, die Revolutionäre Garde war hier. 2 junge, schwerbewaffnete Burschen haben uns gequält. Wir mußten laufen, uns dann vor die Wand stellen. ... Sie schossen dann zur Belustigung mit ihren Revolvern ober-

halb unserer Köpfe in die Mauer. ... Ein alter Mann ist dabei nach einem Herzschlag gestorben, soeben hat man ihn mit einer Bahre weggetragen.
Um 19 Uhr gab es einen Teller Suppe, diejenigen, die gearbeitet hatten, bekamen ein Stück Brot dazu. Dann ging's wieder in den Keller. Ich vermißte den Weihbischof. "Den hat man am Nachmittag im Wagen weggeführt. Er darf in einem Kloster die Haft abbüßen." Wie mächtig ist doch die katholische Kirche! Ich eroberte eine Bank und schlief sofort ein.
Am ... Morgen gab's neue Überraschungen. Die Österreicher durften weiße Vorstöße um die Hüte binden und sich auf einem Teil des Hofes sammeln. Viele von uns erfaßten die Gelegenheit und wurden plötzlich Österreicher. ... Um 11 Uhr erschien ein Abgesandter der österreichischen Gesandtschaft, die "Österreicher" formierten sich und marschierten in Dreierreihen ab. Was würde mit uns geschehen? ...
Um 16 Uhr erschienen 8 Milizionäre. "Antreten", hieß es, dann marschierten wir auch ab. ... Auf der Straße war es ungewöhnlich still. Als wir auf den Platz vor dem Wehrmachtskommando ankamen, wußten wir, warum. Hier standen die Menschen Spalier. Wir wurden kaum beachtet. ... Jetzt sahen auch wir den Grund des Volksinteresses. Der Anblick, der sich uns bot, war auch für mich faszinierend.
In einem merkwürdig anmutenden langsamen Schritt, nicht soldatisch, eher wie buddhistische Priester beim Opfergang, kamen ungefähr 100 russische Soldaten daher. ... Lauter fesche, große, junge Menschen in dunklen Uniformen, die Kappen, Achselklappen und Ärmel mit gelben Aufschlägen geziert, gingen singend die Straße hinunter. Herrliche ... Männerstimmen sangen ein wehmütiges russisches Lied; die Mitte des Zuges vereinte die Solisten, der Chor fiel immer wieder ein, es war ein wahres Konzert, voll geheimnisvoller Sehnsucht und Fremde, für mein musikalisches Herz ein eigenartiger Genuß.
Ich sah mich jung im Weltkrieg an der Front - so sangen einst ihre Väter im Graben, als es 1917 hieß, Kerenski habe mit uns Frieden geschlossen. Fast 30 Jahre waren seither vergangen; hätte ich je gedacht, diese Lieder wiederzuhören, und zwar in Prag als politischer Gefangener! Andächtig lauschte die Menge, manche zogen instinktiv die Hüte, nur wir schlichen weiter - ein Haufen gebrochener Menschen.
Nach fast halbstündigem Marsch kamen wir vor ein Kloster. Eine Wache öffnete die Tür. Wir traten in die Gänge des uralten Klosters. Hier wimmelte es von Menschen, Frauen, Kinder, Greise und Männer lagerten im Klosterhof, in den Gängen und auf den Stiegen. Dort winkte eine Bekannte; mein Gott, das war doch ... eine Halbjüdin, also die auch! Im Reich verfolgt und jetzt wieder, was sollten diese armen Menschen erst sagen!
Ich fragte nach meiner Frau, die Antwort konnte ich nicht mehr hören, denn ein Hieb mit dem Gummiknüppel auf den Rücken und ein wütendes Gekeife belehrten mich, daß ich mit den Frauen nicht sprechen durfte. ... "Schlafen kann jeder, wo er will", lautete das Kommando. "Die Weiber gehen alle in den 1. Stock, die Männer bleiben unten."
Die Nacht war mild, die Sterne funkelten. Wir drängten uns dicht zusammen und schliefen bald ein, (denn wir waren) reichlich müde.
Um 6 Uhr früh wurden wir geweckt. Der Andrang zu den wenigen Klosetts war unbeschreiblich. Dann wurden wir Männer gezählt, geordnet und abmarschbereit auf den Hof gestellt. ... Wir zogen am alten Czernin-Palais vorbei zur ehemaligen SS-Reitschule. Blumensträuße, halbverwelkt, zierten eine Ecke des Platzes, auf einer Tafel stand: "Hier fielen für die Befreiung ihrer Heimat als Helden ..." Es folgten drei Namen. Also hier war erst vor wenigen Tagen gekämpft worden!
Gott sei Dank. Die Reitschule war nicht so weit entfernt, und als die Menge sich besann und uns mit den üblichen Beschimpfungen und Schlägen zu bedenken begann, war ich nur mehr 10 Schritte vom Eingang in die Reitschule entfernt und kam ohne Schlag hinein.
Die riesige Reitschule war voller Papierstrohsäcke. Eine Wachmannschaft von ca. 10 Mann

nahm uns in Empfang. Wir erhielten Befehl, uns auf den Papierstrohsäcken Liegestätten herzustellen und auch für weitere Ankömmlinge solche Lager zu errichten. Ein Doppelposten beim Eingang ließ niemanden herein, und so konnten wir ungestört an unsere Arbeit gehen. Es gab viel zu tun, aber mir gefiel es hier eigentlich ganz gut; der riesige Raum war an den Seiten mit Fenstern versehen, es war hier luftig und sonnig, und die kaum 100 Mann verschwanden fast in diesem Raum.
Mittags gab es Suppe und Brot, am Abend schwarzen Kaffee. Ich hatte mein Lager am Rand des freizulassenden Ganges errichtet, mein Nachbar war ein Tscheche, ein sogenannter Kollaborant; übrigens ein urkomisches Geschöpf, groß und ungeschlacht an Gestalt, hatte er einen riesigen Kopf mit einem breiten Gesicht, einen Rüssel von einer roten Nase, weit abstehende Ohren, in Fettpolstern verschwindende Schweinsäuglein und einen wulstigen Mund - eine Zitrone zwischen den Zähnen, und er hätte in jedem Fleischhauergeschäft als Schweinskopf zur Reklame liegen können.
Dabei war er ein gutmütiger Riese, der ständig Tränen vergoß und mir hundertmal am Tage versicherte, er hätte es nur wegen seines zehnjährigen Sohnes getan, er hätte sonst nie Vorstand werden können; aber weil er dem Klub zur Zusammenarbeit mit den Deutschen beigetreten sei, sei er es gleich geworden, und so hätte sein Sohn, wie es sein Ideal war, studieren und Polizeirat werden können, anders als er selbst, der von der Pike auf als Hilfspolizist im alten Österreich anfangen mußte. So oft er mir die Geschichte erzählte, rannen seine Tränen in Strömen, und sein Gesicht wurde immer roter und aufgedunsener. Endlich schlief er ein und schnarchte wie ein Büffel.
Viel interessanter war mein anderer Nachbar, der Kopf an Kopf mit mir lag. Er war höchstens 1,50 m groß, schlank und geschmeidig wie eine Katze, das rechte Ohr zierte ein goldener Reifen; sein Teint war dunkelbraun, seine braunen Augen sprachen Bände, und das blauschwarze wollige Haar vervollständigte den Eindruck eines hundertprozentigen Zigeuners.
Ich hatte jedenfalls einen neuen Freund gefunden, er brachte mir eine Zigarette. "Ich bringe noch mehr, die Wachen geben mir schon, die wissen schon, daß ich kein 'Politischer' bin und bald verschwinden werde."
Über dem Tor stand in großen Lettern ein Spruch. ... Er lautete ungefähr wie folgt: "Wem Gott die Schönheit der Welt will zeigen, den läßt er auf dem Pferderücken am Morgen in den Frühling reiten." ...
Inzwischen kamen stündlich neue Häftlinge, anfangs nur Männer, später auch Frauen und Kinder. Die Kinder waren schmierig und übernächtigt, die meisten weinten vor Hunger. Die Kleidung vieler verriet die früheren guten Verhältnisse, doch wie schnell verkommt der Mensch, wenn er so herumgeschoben wird wie wir und diese armen Kinder, denen die Mütter in Todesangst den Mund zuhielten, weil sie deutsch nach Brot schrien. Bald waren wir etwa 500 Menschen. ...
Für alle gab's nur ein Klosett. Organisationstalente nahmen sich der Sache an. ... Alles schön angestellt; der deutsche Ordnungssinn setzte sich auch hier durch, folgsam wie Schafe standen die meisten geduldig in der Schlange. Ungeduldige wurden durch die eigene Justiz zur Vernunft und Disziplin gezwungen. Die Wachmannschaft hatte inzwischen gewechselt, ... mir gefielen die diebeslüsternen Augen des neuen Kommandanten nicht. Bald sollte ich erkennen, daß ich mich nicht getäuscht hatte.
Es dürfte gegen 9 Uhr abends gewesen sein, als der neue Kommandant alle Männer antreten ließ. Ich hatte eine Ahnung, daß das nichts Gutes bedeuten konnte; auf alle Fälle ließ ich meinen Ehering und meine Krawattennadel im Sand unter meinen Papiersäcken verschwinden. Die Brieftasche behielt ich bei mir.
Wie Aasgeier stürzten sich die neuen Aufseher auf uns. Wer noch einen Ring oder sonst etwas Goldenes bei sich hatte, mußte alles vor sich hinlegen. Wer nicht schnell genug Folge leistete,

dem wurde mit Ohrfeigen und Stockhieben nachgeholfen. Es war ein hübscher Goldschatz, den der Kommandant zum Schluß in einem Säckchen wegtrug. Dann kamen die Frauen an die Reihe. ... Bei ihnen wurde fast nichts gefunden. Doch der Herr Kommandant war ein geriebener Halunke. Die Mannschaft mußte die Liegestätten der Frauen absuchen, und wieder füllte sich sein Sack mit Gold und Edelsteinen.
Viele Frauen weinten, die Kinder schrien durcheinander - es war ein Jammer! Ich legte mich auf mein Lager und starrte in die Höhe. Ich wollte nichts mehr hören und sehen. ... Es war ja alles vergeblich! Meine Brieftasche hatte man mir zurückgegeben, sie war zu schäbig, und der Inhalt war - rückwärts versteckt - offenbar übersehen worden.
Langsam senkte sich die Dämmerung auf uns nieder. Durch die großen Fensterscheiben sahen wir Leuchtraketen aufsteigen, leuchten und verglimmen. Russische Soldaten vergnügten sich so und glaubten, der Bevölkerung nie gesehene Wunder vorzuführen. Noch ein Spiel schien sie sehr zu ergötzen: sie schossen durch die Fensterscheiben kreuz und quer in unsere Reitschule. Das Klirren der Scheiben und die Angstschreie der Kinder und Frauen erfüllten unser Gefängnis. Endlich, gegen 11 Uhr nachts, wurde es ruhiger. ...
Zwei Stunden später gab's wieder Krach - die Wachmannschaft unterhandelte mit betrunkenen Russen, die Einlaß begehrten. Die Unterhandlungen währten nicht lange, dann waren so sechs bis acht Russen eingedrungen. Mit Taschenlaternen wurden wir angeleuchtet. ...
Trotz Bitten, Weinen und Flehen hatten sie bald gegen zwanzig junge Mädchen, darunter 14jährige Kinder, beisammen. Mit vorgehaltenen Revolvern trieben sie die Frauen vor sich her. "Zum Kartoffelschälen geht Ihr!", so versicherte der tschechische Kommandant - wir wußten es besser.
Gegen 9 Uhr Vormittag kamen die meisten Frauen wieder zurück, mit stummem Mund und leidgequälten Augen sanken sie auf ihre Lagerstätten. Eine junge Tschechin, die Frau eines Deutschen - er lag nicht weit von mir -, war die einzige, die munter und guter Dinge war. Ich sah sie bei ihrem Mann niederknien und aus einem Kopftuch Sachen auspacken: Fleisch, Butter, Brot, Zigaretten. Der Mann, ein spindeldürrer Bursche mit einem blutunterlaufenen Auge, aß mit zitternden Händen, dann streichelte er die Haare seiner Frau, sie hatte Tränen in den Augen. …
Dieses Martyrium dauerte 14 Tage. Das Essen wurde schlechter und weniger, dafür kamen die Russen jetzt auch am Tag. Oft mußten auch wir Männer antreten und uns manchmal sogar nackt ausziehen. Wer noch halbwegs brauchbare Sachen besaß, mußte daran glauben. Mich kostete es eine grüne Krawatte, ... schlimmer waren jene dran, die ohne Hemd oder ohne Hose dastanden. ... Ein langer Ukrainer kam und spiele 3 Nächte hindurch auf einer Ziehharmonika traurige Lieder, manchmal tanzte er auch, aber sonst war er harmlos und ließ Frauen und Männer ungeschoren. An Schlaf war allerdings nicht zu denken. ...
Eines Tages erschien ein Herr in Polizeiuniform. "Es wird verhört", so sprach sich's schnell herum. Es war das erste- und letztemal, daß uns jemand verhörte. Wir mußten Namen und Geburtsjahr nennen, angeben, ob Wehrmacht oder SS, ob Partei- oder SA-Mitglied. Wir, die negativ antworten konnten, wurden auf einer Liste erfaßt. Ich war schon wieder voll Zuversicht. Mein Nachbar mit dem Schweinskopf war auch auf der Liste. "Sie werden sehen, morgen gehen wir nach Hause!"
Am nächsten Morgen wurden wir namentlich aufgerufen und in Dreierreihen aufgestellt. "Alle Sachen mitnehmen!" lautete der Befehl.
Nach zweistündigem Warten marschierten wir ab, viel beneidet von den Zurückbleibenden. Wir gingen nicht weit: im alten Garnisonsarrest am Hradschin landeten wir nach ca. 10 Minuten. Im Hof standen schon zwei … kleine Gruppen … Wir durften uns frei bewegen. Im Garten nebenan waren entwaffnete Soldaten und Offiziere zu sehen, einige in einer mir fremden Uniform, einige in der Uniform der tschechischen Protektoratsarmee, die gezwungenermaßen

auf deutscher Seite Wachdienste und andere Hilfsdienste verrichtet hatte.
Nach langem, stundenlangem Warten wurden wir in einen Gang geführt und zu zehn Mann in kleinen Zellen eingesperrt, dafür aber bekamen wir ein ordentliches Stück Brot und eine gute Suppe. Das Gerücht "Morgen werden wir entlassen!" machte auch hier die Runde.
Am nächsten Tag wurden wir um 8 Uhr früh wieder in den Hof geführt und konnten uns den ganzen Tag über frei bewegen. Die Wachmannschaft - reguläre tschechoslowakische Soldaten, meist ältere Jahrgänge - kümmerte sich nicht um uns, die Verpflegung war gut, nicht viel weniger als die Soldaten selbst bekamen. Weitere kleine Gruppen langten im Laufe des Tages ein, wir dürften ungefähr die Stärke von 100 Mann erreicht haben.
Noch eine Nacht verbrachten wir in den Zellen, am nächsten Morgen wurden wir nochmals namentlich aufgerufen und mußten in Dreierreihen antreten; um 12 Uhr ... war Abmarsch. Vorn, hinten und zu beiden Seiten von Soldaten flankiert, setzten wir uns in Bewegung. Über die ... Karlsbrücke, den Quai entlang, marschierten wir in Richtung zum Nationaltheater. Das Publikum begnügte sich diesmal mit Beschimpfungen und Drohungen, da die Soldaten Ausschreitungen verhinderten.
Mit Rieseninteresse schaute ich mir alles an. Ja, war denn das überhaupt noch Prag? Doch, noch thronte der herrliche Hradschin über der Moldau, noch standen die alten Häuser und Palais, aber wie sahen die Straßen aus! Staub, Papier, Pferdemist bedeckten die Fahrbahnen. In den meisten Fenstern hingen rote Fahnen mit dem Sowjetstern und Bilder von Stalin und Dr. Benes. In den Parkanlagen weideten Pferde und lagerten russische Soldaten mit oft ganz jungen Mädchen im Arm. Schlachtvieh wurde blökend durch die Straßen getrieben.
Die Geschäfte waren zum Großteil geschlossen. Die Menschen – die einst so gut gekleideten Prager – gingen ... in offenen Hemden durch die Straßen, viele mit kleinen Sowjetsternen geschmückt. Die Barrikaden waren notdürftig aufgeräumt. Die Pflastersteine lagen locker, oft in Haufen, auf der Fahrbahn der Straßenbahn. Autos, meist mit eleganten russischen Offizieren besetzt, fuhren ewig hupend durch die Stadt.
Über die Nationalstraße marschierten wir zur Polizeidirektion. ... Ein Mann, der neben mir ging, sagte: "Na also, jetzt geht es zur Polizeidirektion, und dann kommen wir nach Hause." Auf dem Hof der alten Polizeidirektion wurden wir von sehr aufgeregten, meist alten Polizisten in Empfang genommen. Mit viel Geschrei und einigen Maulschellen wurden wir in Gruppen von 30 Mann aufgeteilt und in Zellen abgeführt. Auf den Türen stand: "30 Mann". Als wir hereinkamen, waren sicher schon 20 Mann drin. ...
Es war eine bunte Gesellschaft, die uns dort empfing. – Es waren fast lauter Tschechen. Sie lagen auf einer Pritsche, die längs einer Wand stand. In der Zelle waren noch 3 Bänke und ein Klosett, von einer Blechwand umgeben. In der Ecke unterhalb eines kleinen Fensters lag ein großer, auffallend dunkelgebräunter Mann mit einem bärtigen, freundlichen Gesicht. "Gospod pan Doktor" - so titulierten ihn die Zellengenossen. Er war, wie ich später erfuhr, ein slowakischer Tierarzt.
Er hatte am 4. Mai 1945 seine Frau mit dem Wagen aus Podebrad, einem Herzheilbad, abgeholt; in Prag wollte er übernachten. Hier hatte man ihn samt seiner Frau und dem Chauffeur aus dem Wagen herausgesetzt und hierher gebracht. Nun zerbrach er sich seit Tagen den Kopf, warum dies geschehen sei. Er war schon recht mißmutig, besonders deswegen, weil immer wieder neue Ankömmlinge kamen und nach 24 Stunden wieder verschwanden, während er unbeachtet weiterbrummen mußte.
Neben ihm lag ein schlanker, dunkellockiger junger Bursche mit hohen, bis zu den Knien reichenden Schnürstiefeln und einer uniformartigen Bluse, ein akademischer Maler, wie ich später erfuhr, ein Partisan, wie er sich nannte. Daneben lag ein junger Bursche, blond, bleich. mit verkommenen blauen Augen, ein notorischer Lump, und doch der unumschränkte Diktator in dieser Zelle - wie sich bald zeigte - kein schlechter, hielt eine kurze Ansprache an uns Neuan-

kömmlinge. ...
"Liebenswerte Kameraden, Deutsche, Tschechen oder was immer für ein Gesindel Ihr sein mögt! Von jetzt habt Ihr Euch meinem Kommando zu fügen - gute Kameraden sind willkommen, Schweinehunde werden verprügelt. Ich habe in diesen Räumen schon einige Jahre meines Lebens verbracht. ... Wer von Euch hat was zum Rauchen bei sich? Er hat alles bei mir abzuführen, es wir gemeinsam verraucht, auch Fressalien werden aufgeteilt. Wir sind hier Edelkommunisten - wehe dem, der sich ausschließt!" Der Bursche hat Wort gehalten, alles wurde ehrlich geteilt. Er selbst behielt nicht mehr und nicht weniger, als jeder andere Zellengenosse bekam.
Eine Stunde später wurde ein RG-Jüngling in voller Uniform - einst die deutsche Afrika-Uniform - von 2 Polizisten mit einem Fußtritt in unsere Zelle befördert, ein widerlicher Geselle. Er erklärte, es müßte ein Irrtum vorliegen, er hätte nichts verbrochen; gerade, als er einen deutschen Hurensohn weidlich verprügelt hatte und abführen wollte, hätten ihn Polizisten verhaftet und hierher gebracht.
Jetzt aber leuchtete unser Führer diesem Lumpen heim. "Kusch, Du Schwein!", unterbrach er ihn kurz. "Sicher hast Du gestohlen. Ich kenne das, ich habe schon mehr gestohlen als Du, aber unschuldige, wehrlose Menschen habe ich noch nie verprügelt! Was hast Du an Zigaretten bei Dir?" "Keine!", kam es trotzig aus dem Munde des Uniformierten. Mit einem Satz war der Diktator bei ihm und hielt eine volle Schachtel mit deutschen Zigaretten in der Hand, die er mit affenartiger Geschwindigkeit aus einer der Taschen des Neuen herausbefördert hatte. "Also so einer bist Du!" ...
Und schon klatschte eine Ohrfeige ins Gesicht des Revolutionsgardisten. Mit funkelnden Augen stürzte sich der Bursche auf unseren Kommandanten, aber ... 6 Arme hielten ihn fest, und es regnete nur so Kopfhiebe, Backpfeifen und Fußtritte. Wer weiß, wie es ihm noch ergangen wäre, wenn nicht der slowakische Tierarzt Einhalt geboten hätte. Der Verprügelte zog sich zähneknirschend in eine Ecke zurück. ...
Mich hatte die ganze Szene mit großer Genugtuung erfüllt; der Lump sollte spüren, wie es ist, wenn man verprügelt wird und sich nicht wehren kann und darf.
Der junge Maler karikierte mich inzwischen mit Bleistift auf einem Stück Papier. Die Karikatur war ausgezeichnet, er hat sie mir geschenkt. "Im Kriminal" schrieb er darunter, und merkwürdig - fast alles habe ich eingebüßt, die Karikatur habe ich noch heute und verwahre sie als kostbares Andenken.
Am nächsten Tag kam es so, wie der Doktor prophezeit hatte: wir wurden namentlich aufgerufen und verließen die Zelle - der Slowake weinte laut.
Auf dem Hof standen Lastautos bereit, junge Partisanen trieben uns mit Stockhieben auf die Wagen. Wir standen dort gepreßt wie die Heringe, dann fuhr das Auto los. Wir fuhren durch die Altstadt; hier sah ich an Gaslaternen merkwürdig verschrumpelte kleine Leichen hängen - später erfuhr ich, warum sie so klein waren: man hatte die lebenden Menschen mit Benzin übergossen und dann angezündet. Wir fuhren durch die ganze Stadt, von Passanten bestaunt und verhöhnt. ...
Als wir ... in Richtung Pankrac zufuhren, da wußte ich, was unser Schicksal war. Dort stand die im ganzen Land berüchtigte Strafanstalt Pankrac, von der Gestapo ausschließlich für politische Gefangene verwendet. Wenn das unser Ziel war, dann Gnade uns Gott!
Jetzt war kein Zweifel mehr möglich, ... schon rollten wir durch das Gittertor zum Haupteingang des Gefängnisses. Ein großer eleganter Mann, der einen ungefähr 13jährigen Burschen an der Hand hielt, sagte zu mir: "Ich heiße S. und bin Direktor einer großen Fabrik. Ich bin Tscheche. ... Man wird uns wohl nach der Personalaufnahme entlassen." ...
Vor dem Haupteingang wurden wir von einer Rotte von jungen Revolutionsgardisten empfangen; alle hatten Gerten, Peitschen oder Gummiknüppel in der Hand. Wir rollten langsam in

den ersten Vorhof, die Meute begleitete uns. Herr Direktor S. drängte sich vor und rief den Burschen tschechisch zu: "Hallo, wir sind Tschechen!" Ein langer Lackel sprang vor und schlug Herrn S. mit einem Stock quer übers Gesicht: "Da hast Du, Du Mistvieh!" Der Gezüchtigte taumelte, Blut spritzte aus seiner Nase, sein Bub schluchzte laut.
Ich sprang trotz meines Alters als einer der ersten vom Lastauto herunter. ... Hinter mir formierten sich in langer Reihe die anderen Gefangenen. Ich hörte Schläge, Wimmern und Flüche. ...
Längs der Hofmauer standen deutsche Frauen, mit dem Gesicht zur Wand, die Hände hoch erhoben. ... Wir marschierten im Gänsemarsch ein paar Stufen hinauf, ein eisernes Gitter wurde zurückgeschoben. In einem langen Gang mußten wir uns längs einer Wand aufstellen. ... "Halt!", ertönte ein Kommando, dann "Rechts um!" Ich stand mit dem Gesicht zur Wand. Ich kannte die Kommandos, aber nicht allen war die tschechische Sprache geläufig, das hatte wüste Beschimpfungen, Verhöhnungen und Fußtritte zur Folge. "Hände hoch!" ...
Neues Geschimpfe und schmerzliches Wimmern war zu hören. Ich stand still mit erhobenen Armen, keine 10 cm von der Mauer entfernt – mir schwankte der Boden unter den Füßen; ob ich das lange aushalten würde? ... Da hörte ich das laute Geschrei: "Wirst Du die Hände hochhalten, Du Hure!" Dann hörte ich ein Klatschen. Ich reckte die Arme so gut ich konnte, die Kontrolle ließ mich ungeschoren. So standen wir ... schon eine halbe Stunde. ... Ich glaubte schon, es nicht mehr aushalten zu können, aber die Angst vor Hieben war stärker als die Müdigkeit. Dann wurde mir schwarz vor den Augen – ich schwankte gegen die Mauer, aber die Arme hielt ich hoch.
Mir fielen die Geschichten ein, die ich von indischen Fakiren gelesen hatte, in den Händen kribbelte es so merkwürdig, aber die Müdigkeit war verschwunden. Unendlich langsam verging die Zeit, Türen wurden geöffnet und wieder zugeschlagen, Papier knisterte, ich hörte Leute reden, man hatte unsere Namenslisten in der Hand. … Schreibmaschinen klapperten; und wir standen und standen. Wie ein Zug von stummen Geschöpfen standen wir da, verlor einer das Bewußtsein - schwups, hörten wir Wasser plätschern, dann ein paar Schimpfworte und dann ein Stöhnen. "Siehst Du, Du Hund, wie es geht!"
Wie lange noch? ... Hände herunter! Wie leblos hingen die Arme herunter, kein Gefühl in den Fingern, als ob es nicht meine Arme seien, so kam es mir vor. Ein Aufseher führte uns in eines der Zimmer. ... Endlich kam ein Beamter. Name, Geburtsdatum, Beruf, Nationalität – so lauteten die Fragen. ...
Wieder kam der Aufseher, wir gingen an den Kameraden vorbei, einige lagen bewußtlos am Boden. Ein neues Gittertor wurde aufgeschlossen, ein neuer langer Gang nahm uns auf; dann mußten wir alle Taschen leeren und alles vor uns hinlegen. Mit viel Mühe räumte ich alle Taschen aus, zum Schluß legte ich meinen Ehering auf den Haufen. Wie mochte es nur jetzt meiner Frau gehen, die Ärmste mit ihrem fünffach gebrochenen Fuß - ich verbot mir zu denken! Nur jetzt nicht schwach werden.
Ein alter Aufseher mit vielen Sternen auf dem Kragen, schritt die Reihe ab, die Sachen wurden in Papiertüten gelegt, die Tüten mit den zugehörigen Nummern versehen. Aber sonst ließ man uns in Ruhe - ich lehnte den Kopf an die kühle Mauer, ich war sehr müde, und mir war so dumpf im Schädel; in den Händen fing es wieder an zu kribbeln, aber die Finger wurden schon elastischer.
Mein Nachbar flüsterte: "Diese Bestien!" Ich sah erst jetzt, daß er ganz blutig geschlagene Knöchel hatte. So standen wir flüsternd in einer Reihe; der alte Aufseher trug an uns immer je vier Pakete vorbei, er hörte uns flüstern, aber er sagte nichts. Die Prozedur erforderte viel Zeit, das Flüstern wurde lauter, vergeblich versuchten Gewitzigte durch Psst!-Rufe die Stimmen zu dämpfen, und da war es auch schon zu spät.
Ein junger Aufseher lief bis zu mir nach vorne: "Ruhe!" brüllte er, "Umdrehen zur Wand,

Hände hoch!" Da hatten wir den Salat - mühsam gingen die Arme hoch. Ich stellte mich ganz knapp an die Wand und lehnte die Handflächen an die Mauer - so war's zu ertragen, hoffentlich merkt es niemand. Nach bangen 10 Minuten ertönte eine ruhige tiefe Stimme: "Die ersten hundert sind kontrolliert!" Links um, Hände herunter, vorwärts marsch!
Wieder öffnete sich eine Tür, wir waren im Inneren angelangt. Vor uns lag ein riesig langer Gang, rechts und links waren Eisentüren, unten mit Schubriegeln versehen, in der Mitte waren Vierecke ausgeschnitten, aber mit den zugehörigen Holzstücken verschlossen, jedoch von außen zu öffnen.
Wir mußten Treppen aufwärts steigen. Wieder das gleiche Bild, rechts und links Zelle an Zelle, aber nur eine schmale - wie man in Prag sagte – Pawlatsche (Stege) ermöglichte den Zugang. In der Mitte des Ganges waren Drahtnetze gespannt, so daß man darunter den ebenerdigen Gang sehen konnte. Noch ein Stockwerk höher mußten wir steigen, wieder dasselbe Bild; ein großes "C" war am Ende des Ganges angebracht.
Einzeln mußten wir vorwärts gehen, ich als erster kam bis ans Ende des Ganges; die Zelle hatte die Nummer 295. Auf einmal rief jemand: "Zurück, die letzten sechs Zellen sind für die Tuberkulösen!" Also zurück, jetzt stand ich vor der Zelle Nr. 289 - mein Geburtsjahrgang fiel mir ein. Wieder verging eine gute halbe Stunde, meine Füße waren schwer wie Blei. Endlich hörte man Schlüssel klirren, ein junger Aufseher stieß mich zur Seite, daß ich ans Geländer taumelte, dann schloß er die Zelle auf, entfernte den Riegel, die Zelle war offen - in dem Moment fuhr ich zusammen, mit lautschallender Stimme meldete jemand: "Achtung! Herr Befehlshaber, ich melde 6 Mann - alles in Ordnung!"
Dann erwischte mich der Jüngling am Kragen, ein sanfter Fußtritt und ich stolperte in die Zelle hinein - hinter mir fiel die Tür ins Schloß, der Schlüssel drehte sich kreischend, der Riegel wurde vorgeschoben, zwölf entgeisterte Augen stierten mich an. Flüsternd nannten mir die sechs Männer ihre Namen.
"Ich heiße H.", sagte der erste. Er war ein Mann von imponierender Größe, 42 Jahre alt und seines Zeichens Prokurist einer großen deutschen Ein- und Verkaufsgesellschaft in Prag. In Karlsbad gebürtig und lange Jahre in Wien beschäftigt, beherrschte er zwar fließend Englisch und recht gut Französisch, dagegen waren seine Tschechischkenntnisse mehr als mangelhaft. Auffallend war seine übergroße Ängstlichkeit und seine abnormale Gefräßigkeit, wie ich bald feststellen konnte. Er wirkte entschieden sympathisch, aber sprach mit mir nur im Flüsterton; diese Tonart bevorzugten übrigens alle meine neuen Zellengenossen bis auf einen.
L., der zweite meiner neuen Leidensgefährten, die mich begrüßten, war Direktor und Hauptaktionär einer großen tschechischen Firma, die Küchenöfen aller Art produzierte; ein Großteil aller Prager Hotelküchenöfen stammte aus dieser Fabrik. L. war trotz des rasierten Schädels ein bildschöner Mann um die 40 herum; über mittelgroß mit einer edlen Adlernase, blitzenden blauen Augen und prächtigen Zähnen. Man sah dem Mann trotz der abgefetzten Kleider eine gewisse Eleganz an; bestimmt hatte er viel Glück bei Frauen. Er sprach ein fließendes, aber geradezu entsetzliches Tschechisch, denn er stammte aus Troppau, und in dieser Gegend ist das sogenannte "Wasserpolnisch" beheimatet, ein schreckliches Gemisch von Tschechisch, Deutsch und Polnisch.
Der Dritte im Bunde war ein Slowake, 46 Jahre alt und mehr als schlank. Sein kleiner, schmaler Kopf und die unruhig flackernden grauen Augen, seine katzenartigen Bewegungen und die fahle gelbe Hauptfarbe wirkten vom ersten Moment an abstoßend. Der erste Eindruck ist meist der bleibende. So ging es mir auch mit diesem Herrn K. aus Nitra in der Slowakei. Übrigens der einzige von uns allen, der vielleicht mit einem Schimmer von Recht in dieser Zelle saß. Von Beruf "Taxichauffeur", war er später als Fahrer bei der Gestapo dienstverpflichtet. Ich habe dem Mann jedenfalls von der ersten Stunde an mißtraut und bin überzeugt, daß er gelegentlich seine Stellung ohne Gewissensbisse zur eigenen Bereicherung mißbraucht hat.

Dem vierten Zellengenossen, namens F., sah man sofort den gepflegten Beamten alten Schlages an. Die grauen Schläfen, die großen braunen Augen, die hohe schlanke Gestalt, die lässigen Bewegungen hätten den 50jährigen eigentlich sympathisch erscheinen lassen, doch hatte ich ein gewisses Gefühl, als ob der Mann in seinem Beruf wohl zu den fähigen, aber nicht zu den angenehmsten Beamten des Dritten Reiches gezählt haben dürfte. Er stammte aus dem Böhmerwald und hatte es wohl hauptsächlich durch sein aalglattes Wesen in kurzer Zeit zum Rechnungsoberdirektor des Magistrats der Hauptstadt Prag gebracht.
W., der nächste Mann, war ein Reichsdeutscher aus Schlesien. Sein Gesicht verriet alles; er war Viehhändler und Häusler, 56 Jahre alt, und trotz der kleinen Gestalt sicher einer der kräftigsten von uns; seine schwieligen Hände verrieten die viele Arbeit, die sie schon geleistet hatten. Er war mürrisch und wenig gesprächig, aber im Grunde seines Herzens ein guter Kamerad.
Der letzte Mann war wohl irrtümlich in unsere Zelle geraten. Er war gar kein politisch Inhaftierter, er hatte - wer weiß, was er verbrochen hatte, jedenfalls saß er bereits einige Male hinter Gittern: in der ersten Republik, im Reich, und jetzt wieder. Er war Tscheche, verstand aber ganz gut Deutsch, nur mit dem Sprechen ging's nicht recht. Sein Äußeres war verheerend. Klein von Gestalt und gedrungen, der Kopf saß fast ohne Hals auf seinen breiten Schultern, die Augen schauten nach verschiedenen Richtungen; er ging linksseitig, wie man so sagt, "über den Onkel", meistens sehr langsam, aber er konnte auch flink sein wie eine Eichkatze. Er gebrauchte seine schmalzig klingende Stimme in voller Stärke und sprach das typische Prager Vorstadttschechisch.
Zu mir, der ich dieses Kauderwelsch ebenso beherrschte wie er, hatte er vom ersten Moment an eine etwas herablassende Zuneigung. Etwas mußte ihm der Neid lassen: Er war kein Deutschenhasser, er war nur ein geschworener Feind aller Organe, die die bürgerliche Ordnung berufsmäßig zu überwachen hatten. Uns alle schätzte er zufolge unserer gänzlichen Unbescholtenheit recht gering, stellte uns aber gerne all seine Gaunerschläue zur Verfügung. Jedenfalls haben wir alle viel von ihm gelernt.
Ich sagte vorerst kein Wort, sondern schaute mir meine neue Behausung gründlich an. Die Zelle war recht düster, denn der schmale Fensterschlitz mit seinen Gittern ließ nur wenig Licht herein. Unterhalb des Fensterschlitzes standen ein kleiner rechteckiger Tisch und ein sehr wackliger Stuhl. An der linken Längsseite war ein hochgeklapptes Eisengestell, und unter diesem lagen drei zur Hälfte ausgeronnene Strohsäcke und drei nach Soldatenart gefaltete Decken. An der rechten Längsseite war in Manneshöhe eine Holzstellage angebracht, auf der, sorgfältig ausgerichtet, sechs Schalen Stauden; unterhalb hingen an Nägeln die wenigen Kleidungsstücke, die den Zelleninsassen belassen worden waren. In der einen Ecke war ein zweigliedriger Heizkörper angebracht, jetzt belegt mit sechs Hüten, in einer anderen Ecke - man staune! - eine blendend weiße Abortschüssel mit Wasserspülung.
Die schwere Eichentür hatte im oberen Drittel ein viereckiges Guckloch, nur von außen zu öffnen; unten und oben waren breite Eisenbänder angebracht. Von außen wurde die Tür mit großen Schlüsseln versperrt und durch einen ... Riegel ... gesichert. Im ersten Moment war der Eindruck niederschmetternd, ebenso die schlechte Luft - und doch war ich glücklich! Ich kam mir wie geborgen vor, ich hatte zuviel erlebt bei meinen Märschen durch die Stadt. Hier schlug mich niemand, niemand spie mich an, niemand beschimpfte mich. ... 6 Menschen, die das gleiche Schicksal hierher verschlagen hatte, ... überschütteten mich mit Fragen.
H. war der erste, der mir die Hand reichte. "Was gibt's draußen Neues? Woher kommst Du? Was bist Du, besser gesagt, was warst Du? Wird draußen noch geschossen?" Ich mußte zuerst bißchen Atem holen, auch schmerzten … die Arme von dem fast zweistündigen Hochhalten, und der Tritt in den Steiß machte sich jetzt erst durch einen stechenden Schmerz bemerkbar. Was sollte ich auf die vielen Fragen antworten? Geschossen wird wohl noch immer, aber

nicht mehr auf Menschen, oder wenn, nur in vereinzelten Fällen.
Ich antwortete: "Die Menge auf den Straßen - ja, die ist noch immer die gleiche; jeder Transport von Deutschen wird beschimpft und geschlagen, und wenn sich die SNB nicht beteiligt, so duldet sie es lächelnd - wir sind ja in ihren Augen keine Menschen; und der Ausspruch "Der beste Deutsche ist der tote Deutsche," gilt genauso wie in den ersten Tagen." ...<<

Zustände während des tschechischen Aufstandes in Prag im Mai 1945, Abtransport nach Sorau im Juni 1945

Erlebnisbericht der Nachrichtenhelferin A. L. (x005/138-140): >>Im April 1945 wurde ich als Nachrichtenhelferin nach Prag versetzt. In den ersten Maitagen bekam ich, nachdem ich meine Entlassung aus der Wehrmacht (Nachrichtenhelferin) beantragt hatte, meine Entlassungspapiere. Am folgenden Tag wollte ich in meine Heimat nach Schleswig-Holstein zurückkehren. Ich saß gerade beim Friseur, als draußen auf der Straße ein Lärmen und Schreien einsetzte. Tschechische und rote Fahnen wurden gehißt. Der Umsturz erfolgte so plötzlich, daß man nicht zur Besinnung kam.
Ich wollte so schnell wie möglich zum Bahnhof und stieg in eine Straßenbahn. Es fuhr aber alles durcheinander und als ich mich auf Deutsch nach dem Bahnhof erkundigte, wurde ich sofort aus der fahrenden Straßenbahn gestoßen.
Zum Glück landete ich vor einem deutschen Lazarett. Deutsche Soldaten, die den Vorfall aus dem Fenster beobachtet hatten, brachten mich zunächst in Sicherheit. In einem Saal hatten sich inzwischen viele Deutsche, Soldaten, Frauen und Kinder, die nicht mehr in ihre Unterkunft bzw. Wohnung konnten, gesammelt. ...
Am 9. Mai mußten alle Frauen ohne Kinder, die Älteste war 75 Jahre, auf dem Hof antreten, ich befand mich auch darunter. Wir wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt und dann mit erhobenen Händen bis zur Moldaubrücke durch die Straßen gejagt. Sobald jemand die Arme sinken ließ, wurde er von den Begleitmannschaften mit dem Gewehrkolben bearbeitet. Noch schlimmer gebärdete sich der Pöbel auf der Straße.
Hier taten sich besonders ältere Frauen hervor, die mit allen möglichen Gegenständen, wie Eisenstangen, Knüppeln und Hundepeitschen bewaffnet waren. Einige von uns wurden so geschlagen, daß sie zusammenbrachen und liegenblieben. Der Rest, darunter war auch ich, mußte an der Moldaubrücke Barrikaden abbauen.
Die tschechische Polizei bildete um die Arbeitsstelle eine Kette, doch wurde diese vom Pöbel durchbrochen, und so waren wir vollkommen schutzlos den Mißhandlungen ausgesetzt. Einige sprangen in ihrer Verzweiflung in die Moldau; auf sie wurde sofort das Feuer eröffnet.
Wir sollten schwere Eisenrohre tragen, die wir gar nicht imstande waren hochzuheben. Dafür gab es wieder fürchterliche Schläge. Dann mußten wir große Pflastersteine aufeinanderlegen und tragen. Von den Schlägen waren die Arme so kraftlos, daß die Steine immer wieder herunterfielen. Ein Tscheche hatte eine große Schere, und damit schnitt er uns der Reihe nach die Haare ab; ein anderer goß uns rote Farbe über den Kopf. Vorher wurden mir schon 4 Zähne ausgeschlagen. Fingerringe wurden uns mit Gewalt von den geschwollenen Fingern gerissen. Andere wieder hatten es auf unsere Schuhe und Kleidung abgesehen, so daß wir schließlich fast nackt waren, denn selbst Unterwäsche wurde uns vom Leib gerissen, junge Burschen und Männer traten uns mit Füßen in den Unterleib.
Ich versuchte in meiner Verzweiflung ebenfalls ins Wasser zu springen, doch wurde ich zurückgerissen und von neuem geschlagen. Auch kann ich mich erinnern, daß ein Tscheche die Vorgänge mit einer Filmkamera festgehalten hat. ... Als ich wieder einen Pflasterstein aufheben wollte, sah ich einen Pfennig vor mir liegen, und beim Anblick dieses Kupferpfennigs faßte ich wieder Mut. Ich konnte es selbst nicht verstehen, aber der Pfennig gab mir in dieser verzweifelten Lage trotz Schmerzen, Hunger und Durst wieder Hoffnung.

Als die Barrikaden abgebaut waren, mußten wir uns in einer Reihe auf die Brücke setzen. Ein Grauen erfaßte uns. Für einen kurzen Moment dachte ich, daß es nun endgültig aus sei und daß man uns der Reihe nach in die Moldau wirft. Aber der Glückspfennig hatte mich nicht enttäuscht. Wir wurden wieder mit erhobenen Händen zum Lazarett zurückgetrieben. Die deutschen Ärzte, die noch da waren, haben geweint, als sie uns in diesem Zustand sahen.
Ich brach zusammen, meine Kräfte hatten mich verlassen. Als ich zu mir kam, konnte ich nichts sehen, so war mein Gesicht angeschwollen. Auch hatte ich schwere innere Verletzungen davongetragen, abgesehen von den äußerlichen Wunden. In diesem Lazarett lag ich noch einige Wochen. Es waren keine Medikamente vorhanden. Die Verpflegung bestand aus Wassersuppen und selten gab es Brot. Für die Säuglinge war natürlich auch keine Milch vorhanden. Der tschechische Verwalter war jedoch ein Mensch, der uns ab und zu heimlich Brötchen und Weißbrot brachte; es war natürlich nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Er stand dabei Ängste aus, daß er … verraten und angezeigt würde.
Wir wurden in Viehwagen verladen und nach Sorau in Schlesien transportiert. Männer und Frauen waren in den Wagen zusammenpfercht, ohne Decken und ohne Stroh. ... Wir bekamen fast alle die Ruhr. Viele starben unterwegs. In größeren Stationen wurden die Toten von Arbeitskommandos weggebracht. Die Angehörigen durften die Wagen nicht verlassen. Eine Konservendose diente ... dazu, unsere Notdurft zu verrichten. In Dresden brachte die Bevölkerung Verbandszeug und Lebensmittel, aber das reichte ja lange nicht aus. Einigen, die laufen konnten, gelang es, hier auszurücken. In Sorau wurden wir ausgeladen.
Am folgenden Tage jedoch wurden die Deutschen von den Polen ans ihren Wohnungen gejagt. Ich schleppte mich auf zwei Stöcken zum Bahnhof, um über die Oder-Neiße-Linie zu kommen. Da war mir ein Russe, der etwas Deutsch sprach, behilflich. Er versteckte mich im Bremserhäuschen eines Güterwagens, brachte mir Verpflegung sowie ein Männerhemd und eine Arbeitsjacke. Trotzdem stand ich große Angst aus, doch er verhielt sich die ganze Fahrt über anständig.
In Cottbus verließ ich den Zug, um nach Berlin zu kommen. Am nächsten Tag erreichte ich auf dem Dach eines Transportzuges Berlin. Von dort kam ich unter großen Strapazen im Juli 1945 in die Westzone.<<

Zustände während des tschechischen Aufstandes in Prag im Mai 1945, Internierung im Polizeigefängnis, Abtransport der Internierten nach Tynice bei Böhmisch Brod, Zustände und Ereignisse in diesem Lager

Erlebnisbericht des Dozenten Dr. K. aus Prag (x005/140-149): >>Am 8.5.1945 entgingen wir, meine Frau und ich, nur durch ... Zufall dem Tod. Wir hielten uns mit den anderen deutschen Bewohnern unseres Hauses im Luftschutzkeller auf, in dem wir schon oft viele Stunden verbracht und uns sicher gefühlt hatten. An diesem Tage ... wurde ich von einer unerklärlichen Unruhe befallen und redete allen zu, daß wir uns in unsere Wohnungen begeben sollten. Ich hatte keinen Erfolg, und man schien zu glauben, meine Nerven hätten mich verlassen.
Um mein lästiges Drängen ... zu beenden, halfen uns schließlich die anderen, mit unserem Luftschutzgepäck unsere Wohnung zu erreichen. Eine Viertelstunde später drangen ... Partisanen in unseren Luftschutzkeller ein und erschossen alle anwesenden Deutschen, 2 Männer, 4 Frauen und ein 4jähriges Kind. ...
Am ... Vormittag wurden wir von 2 Partisanen aus unserer Wohnung abgeholt. Abgesehen davon, daß sie uns ständig Revolver vorhielten, behandelten sie uns nicht grob oder auch nur unhöflich. Sie sagten, daß auf der Straße Lastautos warteten, die uns nach Österreich bringen würden. ... (Sie wollten sich anscheinend) das Jammern und Klagen ersparen, um ihr unangenehmes Geschäft zu erleichtern. Wir dürften, sagten sie, mitnehmen, was wir an Geld besäßen und an Kleidern und Wäsche tragen könnten.

Da es bei meinem Alter von 67 und dem meiner Frau von 60 Jahren nicht viel war, fragten sie, ob wir jemanden hätten, der uns einen größeren Koffer tragen könnte. Wir antworteten, der Sohn des Hausbesorgers hätte öfter solche Dienste für uns besorgt. Sie holten ihn, und er war bereit, einen großen Lederkoffer mit einem Teil unserer Kleider, Wäsche und Schuhe zu den Autos zu tragen.
Auf der Straße wurden wir von einer aufgeregten Volksmenge erwartet. Als sie den Kofferträger erblickten, schrien sie, ein Tscheche sei kein Lastträger für einen Deutschen. Ich wurde geohrfeigt, und der Mann mit dem Koffer kehrte in das Haus zurück. Ich habe nie wieder etwas von dem Koffer und seinem Inhalt gesehen, ebensowenig von unserer aus vier großen Zimmern bestehenden Wohnung, welche in ihrer für unsere Verhältnisse komfortablen Einrichtung einen Teil der Ersparnisse eines langen, an Arbeit und Sorgen nicht armen Lebens enthielt.
Wir haben nichts mitgenommen als 2 kleine Handtaschen mit dem Allernötigsten und glücklicherweise 2 Decken. Auf dem Weg zum Polizeigefängnis, in das wir geführt wurden, begleiteten uns die Schimpfworte des spalierbildenden Volkes, und ich erhielt noch einmal Ohrfeigen, diesmal ohne ersichtlichen Grund.
Im Gefängnis wurden wir und unsere Handtaschen durchsucht. Als ich meine Brieftasche zurückerhielt, fehlten ... 10.000 Kronen und in den Handtaschen die meisten Schmucksachen. Das Silber wurde uns damals zunächst noch gelassen. Bei den späteren zahlreichen Kontrollen, die immer schärfer wurden, je armseliger der jeweilige Rest war, verschwand es jedoch gänzlich. Sogar ein zweiter Anzug, ein drittes Hemd galten, als immer weniger bei uns zu holen war, als unerlaubter Luxus und wurden konfisziert. Die Prager deutsche Intelligenz – in Prag gab es keine deutschen Arbeiter – sollte proletarisiert werden.
In dem überfüllten Gefängnis verbrachten wir die Tage und Nächte sitzend auf schmalen Bänken. Hier begann uns zum ersten Mal eine Ahnung von dem zu dämmern, was uns bevorstand. ... Niemand von uns hatte in dem uns geläufigen Sinn etwas verbrochen. Warum also diese Qualen? Wieviele seit Jahren über dieses bohrende Warum nachgedacht haben mögen, kam wenigen in den Sinn. In solchen Lebenslagen bringen die Menschen selten die Stärke auf, sich über ihr eigenes Los zu erheben. Ich habe das in den folgenden Wochen noch oft beobachten können, und es gehört zu dem Schmerzlichsten, das ich erlebt habe.
Hier ereignete es sich zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich der Wirklichkeit nicht glauben wollte. Als ich in der ersten Nacht schlaftrunken um mich blickte, hielt ich das alles für einen wüsten Traum. Da es meinen Anstrengungen nicht gelingen wollte, mich daraus zu befreien, faßte mich ein Grauen, nicht über unsere Lage, sondern weil ich meinte, ich hätte (mit 67 Jahren) den Verstand verloren. ...
Die Verzweiflung forderte ihr erstes Opfer. Bald nach unserer Einlieferung stürzte sich ein Oberregierungsrat ... aus einem Fenster des 4. Stockes. Kurz vorher hatten wir noch zusammen mit ihm ein Verzeichnis der Gefangenen angefertigt. Wenige Stunden hernach wurde im Klosett eine Frau bewußtlos aufgefunden, welche sich die Pulsadern geöffnet hatte. Sie kam mit dem Leben davon, wie übrigens alle, die es in den nächsten Tagen und Wochen auf diese Weise versuchten. Das Klosett aber wurde gesperrt, und wir mußten Kübel benützen, die in einem durch eine Glastür übersehbaren Raum aufgestellt waren und von uns täglich gereinigt werden mußten.
Wir wurden aufgefordert, uns ... zur Wegräumung der Barrikaden zu melden. Niemand unter 60 Jahren durfte sich davon ausschließen. Die Zurückkehrenden befanden sich in einem Zustand höchster Aufregung und Erschöpfung, viele hatten große Hakenkreuze auf dem Rücken, die Frauen kamen mit geschorenen Köpfen zurück. Das Straßenvolk hatte sie so zugerichtet. Sie erzählten, daß sie von den Zuschauern gezwungen worden seien, die Schuhe auszuziehen und die Arbeit mit bloßen Füßen zu verrichten, daß sie beschimpft und geprügelt worden sei-

en, vereinzelt auch, daß sie, wenn sich in den Trümmern die Gelegenheit bot, mit bloßen Füßen hätten über Glasscherben gehen müssen.
Soweit die Wachorgane es hätten verhindern wollen, wäre es ihnen nicht gelungen. Das alles wurde von vielen übereinstimmend erzählt und bestätigt. Wir fürchteten jeden Augenblick, daß eindringendes Volk ein Blutbad unter uns anrichten würde. Mehrmals am Tag mußten wir zu Appellen antreten, für die wir keinen anderen Zweck sehen konnten, als uns durch drohende Ansprachen einzuschüchtern. Das ist auch gelungen.
Wir wurden von solcher Angst geschüttelt, daß wir nicht mehr klar zu denken vermochten. Wir haben diesen Zustand wahrscheinlich nur dadurch ertragen, weil wir uns andererseits auch wieder ebenso übertriebenen Hoffnungen hingaben. So waren wir übereinstimmend der Meinung, daß es der einzige Zweck der über uns verhängten Haft war, uns ... vor der Revolution, die auf der Straße tobte, zu schützen und daß man uns nach einigen Tagen freilassen würde.
Das Essen schien uns zwar weder gut noch reichlich zu sein, aber später knüpften sich daran im Vergleich mit dem, was wir zu essen bekamen, gerade Erinnerungen von Üppigkeit, wahrscheinlich wohl auch deshalb, weil viele von uns noch von mitgebrachten Speisen zehren konnten.
Nach einigen Tagen schien sich draußen der Sturm zu legen, und auch wir wurden ruhiger. Am sechsten Tag mußten wir mittags mit unsrem Gepäck auf der Straße vor dem Gefängnis antreten. ... Wir marschierten zu einem Bahnhof. Dort wurden wir in Güterwagen verladen und die Türen wurden geschlossen, nachdem uns russische Soldaten die Uhren abgenommen hatten. Am Abend setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Er fuhr langsam, hielt oft, fuhr zeitweilig auch ein Stück zurück. Das ging die ganze Nacht. Niemand wußte, wohin wir gebracht werden sollten und wo wir waren. ... Um Mitternacht meinten einige, das berüchtigte KZ von Theresienstadt zu erkennen.
Als wir nach einer Stunde zurückfuhren, glaubten viele, man hätte uns nur Schrecken einjagen wollen und würde uns nun nach Prag und in die Freiheit zurückführen. Als wir in flotter Fahrt wieder durch einen Bahnhof fuhren, behaupteten viele, daß wir uns auf der Strecke nach Osten befänden, und wir waren überzeugt, daß wir nach Sibirien gebracht würden.
Gegen drei Uhr morgens hielten wir wieder, und wir hörten, daß die Lokomotive abgekuppelt wurde und davonfuhr. Es war unheimlich still und finster. Wir meinten jetzt, daß wir vergast würden, und es gab nur wenige unter uns, die nicht den Gasgeruch erwarteten. Die vergitterten Wagenöffnungen störten uns nicht in unserer Angst. Gegen Morgen kam wieder eine Lokomotive und zog uns eine halbe Stunde weiter.
Um 6 Uhr wurden die Türen geöffnet und wir auf freiem Feld ausgeladen. Wir befanden uns etwa 30 km von Prag entfernt. Warum wir, um dieses Ziel zu erreichen, eine ganze Nacht hin und her gefahren worden waren, haben wir niemals erfahren. Diese unheimliche Nachtfahrt wird keiner von uns vergessen.
Wir kampierten auf einer Wiese, etwa 2.500 Menschen, zu 2 Dritteln Frauen und Kinder. Wer noch etwas zu essen hatte, aß. Gegen 9 Uhr wurden wir in Marsch gesetzt. 6 Kilometer trugen wir unser Gepäck. Wer damit zu reichlich ausgestattet oder zu schwach war, warf einen Koffer nach dem anderen weg. Als wir in Tynice bei Cesky Brod ankamen, waren die Unterschiede des Besitzes so ziemlich ausgeglichen.
Niemand besaß mehr als das Notwendigste. Sehr viele (besaßen) auch das nicht. Sie waren an ihren Arbeitsplätzen, auf der Straße oder in der Wohnung von Bekannten, die sie besucht hatten, verhaftet worden und besaßen nichts, als was sie auf dem Leibe trugen. Verhängnisvoll (war es) für viele, daß sie keine Mäntel und Decken hatten. Die Schuhe, besonders die der Frauen, waren meist dünn und nach kurzer Zeit zerrissen. Einen Ersatz gab es niemals, auch nicht für die, welche auf den Feldern und Höfen schwer arbeiten mußten.

Eine Ausnahme bildete eine Gruppe von 28 alten Frauen, die aus einem badischen Altersheim ... nach Prag gekommen und dort verhaftet worden waren. Sie wurden samt ihrem Gepäck mit Wagen nach Tynice gebracht, von wo 3 Monate später 9 mit dem ersten Transport in die Heimat reisten; die übrigen alten Frauen starben bis dahin.
(In) Tynice war unser Lager. Es wurde zuerst als Konzentrationslager, später als Arbeitslager, später als Internierungslager, später als Lager bezeichnet. In Wirklichkeit war es ein Vernichtungslager vom Anfang bis zum Ende, wenigstens so lange wir dort waren. Es war ein großer alter viergeschossiger Getreidespeicher, der zu einem Gutshof gehörte, ohne Beleuchtung und Beheizung, ohne Klosetts, ohne Waschgelegenheit, ohne Küche. ...
Wir bauten eine Küchenbaracke, 2 Baracken für die ärztliche Betreuung und je eine Latrine für Männer und Frauen. Die letzteren Latrinen waren 300 Meter vom Lager entfernt. Gewaschen haben wir uns, unsere Wäsche und unser Kochgeschirr anfangs in einem kleinen Teich, dessen Wasser durch den Schmutz der Dysenteriekranken bald in unerträglicher Weise verunreinigt war. Wasser für die Küche wurde aus dem Gutshof ... mit einem Tankwagen zugeführt. Es wurde auch getrunken, obwohl davor gewarnt wurde. ... Ob die vereinzelten Typhusfälle von dem Wasser herrührten, ist nicht aufgeklärt worden.
Das einzige, was außer dem Bauholz ... und Stacheldraht zu unserer Einrichtung beigestellt wurde, war Stroh, welches ... auf dem Fußboden ausgebreitet wurde. ... Auf dem Stroh lagen wir wie Tiere, Tag und Nacht in unseren Kleidern, zugedeckt mit unseren Mänteln und Dekken, wer solche besaß. ...
Bewacht wurden wir anfangs von einer kleinen Abteilung Soldaten unter dem Kommando des Gutsherrn, der Reserveleutnant war; später von einer Polizeiwache, die wir "die Schwarzen" nannten, weil sie die schwarzen Uniformen der deutschen Panzertruppen trugen. (Sie) standen unter dem Kommando von Gendarmeriewachtmeistern. Sie trugen und gebrauchten die russische Knute. Der Gutsherr, der sich von uns seinen Hof herrichten ließ, behandelte uns streng, hart, verächtlich.
Seine Frau stand hierin nicht nach. Von ihr wurde das Zitat verbreitet: "Die Deutschen verdienten es nicht, von der Sonne beschienen zu werden." Die Wachmannschaft, (war) meist roh und zeigte selten menschliche Regungen. Es war immer dasselbe: leidenschaftlicher Haß, dem kein Mittel der Befriedigung zu schlecht war.
Eine Ausnahme waren die Gendarmeriewachtmeister, welche wenigstens die ärgsten Ausschreitungen zu verhindern suchten, vereinzelt sogar bestraften. Als Vorbild ... wurden uns die Nazi-KZ vorgehalten, aus denen Abbildungen an der Eingangstür hingen. Man hätte solche Bilder auch in unserem Lager herstellen können.
Die Führung und Verwaltung des Lagers lag in den Händen von Aufsehern aus unserer Mitte. Sie waren die schlimmsten. Von einer Wahl war keine Rede. Wer sie ernannt hat, wußte man nicht. Vermutlich der Lagerkommandant, dem sie sich aufdrängten und gefällig waren. Das Führerprinzip war offenbar das Muster. Die ersten machten sich zu Führern und behaupteten sich, später ergänzte sich die Führerclique durch Kooptation (Hinzuwahl) und Inzucht. Diese Potentaten (Machthaber), wie wir sie nannten, waren die einzigen, die gut genährt waren und von den fürchterlichen Krankheiten der Unterernährung verschont blieben.
Eine ihrer wichtigsten Aufgaben war es, die vom Gutsherrn und von den Bauern der Umgebung angeforderten Arbeitskräfte bereitzustellen. Sie kamen jeden Morgen zum Sklavenmarkt in das Lager. Es wurde behauptet und allgemein geglaubt, daß sie diese Arbeitskräfte gegen Geld und Lebensmittel verkauften. ...
Die dem Lager entnommenen Arbeitskräfte wohnten meist an ihren Arbeitsplätzen. Einige gingen täglich vom Lager zur Arbeit, auch mehrere Stunden weit. Niemand erhielt Bezahlung. Die Behandlung war meist schlecht. Selten wurde von guter, nur vereinzelt von menschlicher Behandlung berichtet.

Unter guter Behandlung wurde immer das Essen und die Vermeidung von Beschimpfungen verstanden, niemals die Antreibung zur Arbeit, denn daß fleißig gearbeitet werden mußte, erschien diesen Menschen, die körperliche Arbeit gewohnt waren, selbstverständlich. Ebenso, daß sie sich mit Schlafstellen in Ställen, auch in Schweinekoben, begnügen mußten.
Empörend waren die gemeinen Beschimpfungen, welche nicht die Unzufriedenheit mit einzelnen, sondern den allgemeinen Haß über den Anblick von Deutschen ausdrückten. Ich habe dort tschechische Vokabeln gelernt, die mir bis dahin unbekannt gewesen waren. In dieser letzteren Hinsicht wurde es mit der Zeit besser, und es soll sogar vorgekommen sein, daß Bauern, wenn sie die Arbeitskräfte zurückbrachten, eine Bestätigung über gute Behandlung verlangten; für alle Fälle, wie sie sagten.
Als im Herbst die Arbeiten auf den Kartoffel- und Rübenäckern in Nässe und Kälte an die Reihe kamen, waren die Kleider der meisten zerrissen und die Schuhe kaum mehr zu erkennen. Das Alter, bis zu dem Arbeitszwang bestand, wurde mit der Zeit hinaufgesetzt, bis es schließlich keine Altersgrenze mehr gab. Das war auch in der Tat gleichgültig, denn die Jungen waren schließlich durch Arbeit und Hunger so heruntergekommen, daß ihre Arbeitsfähigkeit nicht größer war als die (geringe Arbeitsleistung) der Alten. Trotzdem mußten aus uns immer wieder Arbeitskräfte herausgepreßt werden, um die Bauern zufriedenzustellen, die dem Gutsherrn vorwarfen, daß er nur auf sich sehe.
Nicht wenige haben die Überanstrengung mit dem Leben bezahlt. Ein Beispiel für viele. Durch die Abgabe von Arbeitskräften war der Stand des Lagers nach wenigen Wochen bereits unter 1.000 Personen gefallen, fast nur Alte und Frauen mit rund 400 Kindern.
Eines Tages kam ein Mann mit einem Wagen und sagte, daß er in einer Entfernung von etwa 30 km eine Beerenobst-Plantage hätte und Arbeiter zur Abnahme der Beeren brauchen würde, was eine ganz leichte Arbeit sei. Wir hatten zwar mit den leichten Arbeiten schon unsere Erfahrungen, aber diesmal erschien die Sache plausibel. Hingeworfene Worte, man würde gelegentliches Naschen nicht genau nehmen, lockten.
Unter denen, die sich meldeten, war ein altes Ehepaar, der Mann 73, die Frau 65 Jahre alt, beide noch recht rüstig. Nach einer Woche kam der Mann allein in völlig erschöpftem Zustand zurück. Von Beerensträuchern sei nichts zu sehen gewesen, sie seien zu schweren Gartenarbeiten eingesetzt worden, nach drei Tagen sei er zusammengebrochen, hätte aber den weiten Weg nicht zu Fuß zurücklegen können und warten müssen, bis sich … die Beistellung eines Wagens lohnte. Seine Frau müßte noch bleiben. Er hat sich nicht mehr erholt und ist bald gestorben.
Den ärztlichen Dienst besorgten Ärzte aus unserer Mitte. Es fehlte ihnen an allem. Arzneien konnten sie sich nur selten beschaffen und bedurften dazu der Unterschrift eines auswärtigen tschechischen Amtes. Selbst die für uns unentbehrliche Tierkohle war oft nicht da. ... Wenige Wochen nach unserem Einzug wurden wir von heftigen Durchfällen heimgesucht, die nicht mehr aufhörten. Alle Männer und die meisten Frauen litten darunter fast ununterbrochen. Dazu kamen periodische Blasenkatarrhe. Die Schließmuskeln des Afters und der Blase schienen wie gelähmt, so daß kaum einer von wiederholten Beschmutzungen verschont blieb.
Die Frauen haben sich als widerstandsfähiger erwiesen. Ein unaufhörliches Wandern zwischen dem Lager und den Latrinen war die Folge. Der weite Weg erschien unendlich, besonders wenn der Regen den Erdboden grundlos machte. In der Nacht war das Passieren der steilen, schadhaften und nur sehr selten beleuchteten Stiegen lebensgefährlich. Es gab dort viele böse Stürze, auch mit tödlichem Ausgang. Um das Maß unserer Leiden voll zu machen, setzte bald eine Läuseplage ein, die niemanden verschonte und immer ärger wurde. Entlausungseinrichtungen gab es nicht. Das sich um die Latrinen drängende Volk und die sich an den hierfür vorgesehenen Stellen des Lagergeländes entlausenden Männer und Frauen gehörten zu den traurigsten Bildern des Lagers.

Das tägliche Essen bestand aus 125 g, später 250 g Brot, morgens und abends schwarzem Kaffee, mittags 3 bis 5 mittleren Kartoffeln in der Schale oder als Brei oder als Suppe, selten mit Fett, fast immer ohne Salz. Der Kaffee war oft gezuckert. In den ersten Wochen gab es hin und wieder mittags Erbsen oder Bohnen. Vom Herbst an bekamen wir abends öfter eine mit Margarine bestrichene Scheibe Brot. Ödeme waren die Folge. Auch häufige Geschwüre an den Beinen, tiefe Eiterungen nach leichten Verletzungen, ... wurden auf die mangelhafte Ernährung zurückgeführt. Die wenigsten besaßen Töpfe ... oder Eßgeschirr. Die meisten aßen und wuschen sich aus Konservenbüchsen.
In den 5 1/2 Monaten, die ich im Lager verbrachte, starben 130 Personen, davon in den letzten drei Wochen 30. Da wir vom Spätsommer an einen Stand von 300 bis 400 hatten, kann die durchschnittliche Besetzung nicht über 600 bis 700 angenommen werden. Somit betrug die Sterblichkeit, auf das Jahr umgerechnet, 40 bis 50 Prozent. Todesursache war, abgesehen von den Todesfällen infolge von Phlegmonen (eitrige Zellgewebsentzündungen), zumeist die "Lagerkrankheit", Kräfteverfall mit Verlausung und Verwahrlosung. Alle sind schmerzlos und gern gestorben.
Das ebenerdige Geschoß hieß die Tenne. Dorthin wurden die Todeskandidaten gebracht. Wenn einer aus den oberen Stockwerken heruntergeschafft wurde, wußte jeder, was das bedeutete. Es hat keinen geschreckt. Die Erleichterung für die häufigen nächtlichen Wege zur Latrine war angenehmer, als die Angst vor dem Tode schreckte. Ein Versehen mit Sterbesakramenten gab es nicht. Die Toten wurden neben dem nächsten Friedhof, außerhalb der Friedhofsmauer, verscharrt. Dorthin wurden sie in einem Sarg, der wieder zurückgebracht werden mußte, geführt.
An Tagen, an denen mehrere starben, wurden alle in eine Kiste gelegt. Der Wagen und die Zugtiere waren von der Beschaffenheit, wie sie gerade an dem Tage auf dem Gutshof am ehesten entbehrlich war. Einmal ... wurde eine alte sogenannte Landauer Kutsche von 2 Ochsen gezogen. ... Niemand durfte den Totenkarren begleiten, außer dem aus unserer Mitte stammenden Totengräber. Dieses Amt wechselte oft seinen Inhaber, nicht etwa weil es niemand gern verrichtete, sondern umgekehrt, weil es begehrt war. Denn die Totengräber hatten nicht nur Gelegenheit, aus dem Dorf heimlich Lebensmittel und anderes ins Lager zu schmuggeln, wozu sie den leeren Sarg ... benützten, sondern sie haben meist auch die Kleider der Leichen verwertet.
Schwerkranke wurden in das Krankenhaus von Cesky Brod geführt, jedoch nicht alle Infektionskranken. Diphtherie- und Scharlachkranke wurden meist in unserer Infektionsbaracke untergebracht und saßen auf der gemeinsamen Latrine neben den anderen. Entbindungen erfolgten anfangs im Lager. Später wurde im Krankenhaus entbunden, aus dem die Säuglinge, in Papier eingewickelt, zurückgebracht wurden.
Geld, bis 1.000 Kronen je Kopf, Sparbücher, Wertpapiere, Schmucksachen mußten wir abliefern. Manche taten es nicht und konnten das Zurückgehaltene retten. Da die meisten große Beträge und ihre Sparbücher bei sich hatten, kamen sehr große Summen zusammen. Eine gesetzliche Begründung bestand damals noch nicht. Als Grund wurde angegeben, daß wir gehindert werden sollten, heimlich Lebensmittel zu hohen Preisen zu kaufen. Von den abgelieferten Sachen haben wir nichts mehr gesehen. Im Oktober 1945 wurde mit Dekret des Staatspräsidenten das gesamte Vermögen der Deutschen konfisziert bzw. als Vorleistung auf dem Reparationskonto gebucht.
Ein besonders trauriges Kapitel war ein erschreckend um sich greifender moralischer Verfall. Menschen, denen durch ein langes Leben gute Manieren angeboren zu sein schienen, streiften sie rasch und gründlich ab wie einen dünnen Firnis. Heftige und grobe Worte kamen leicht von den Lippen. Die Lagerdiebstähle wuchsen sich zu einer Katastrophe aus. Alles wurde gestohlen, weil alles Wert hatte. Entliehenes wurde oft nicht zurückgegeben. "Ach, ich habe

es verloren", kam es gleichgültig über die Lippen einer Frau, die ein paar Stunden zuvor flehentlich gebeten hatte, ihr eine Konservenbüchse zu borgen, damit sie sich ihr Essen holen könnte, und die wußte, daß nun der, welcher ihr das Gefäß geliehen hatte, auf sein Essen verzichten mußte. Es ist soweit gekommen, daß wir es richtig fanden, wenn jemand eine noch so dringende Bitte, etwas zu leihen, hart und schroff abschlug.
Einst fand ich ein Taschenmesser. Wir hatten unsere Messer abgeben müssen. Ich gab meinen Fund einem unserer Potentaten, der ihn ausrufen wollte. Ich habe davon nichts gehört. Einige Zeit später wurde es einer bekannten Dame zum Kauf für 1.000 Kronen angeboten. Messer waren sehr begehrt, nicht nur zur Benützung beim Essen, sondern weil Frauen, die sich bei der Küche zum Kartoffelschälen melden wollten, um einen zusätzlichen Löffel Kartoffeln zu bekommen, ein Messer mitbringen mußten.
Ich will diese Erinnerungen, die mich noch immer mit Grauen erfüllen, nicht weiter ausdehnen. Nicht alles habe ich mit eigenen Augen gesehen. Nur solches habe ich angeführt, was mir so oft, so übereinstimmend und von so glaubwürdigen Zeugen erzählt wurde, daß ich es ebenso glaube wie viele historische und zeitgeschichtliche Ereignisse, bei denen ich gleichfalls nicht dabei war. … Daß beständig die abenteuerlichsten Gerüchte herumgingen, ist unter Menschen, die hinter einem eisernen Vorhang leben und für die alles eine Existenzfrage ist, nicht verwunderlich. …
In einer Nacht wurde ein über 60 Jahre alter Herr, Fabrikangestellter in einem kleinen tschechischen Ort in Mähren, der mit seiner Frau im Lager war, zum Verhör geholt. Es fand in dem Wohn- und Dienstwagen der Wache statt. Der Weg dorthin war etwa 100 Schritte lang. Es wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er Verkehr mit Gestapoleuten gepflogen hätte. Er bestritt es entschieden und standhaft. Auf dem Weg zum Verhör wurde er geschlagen, um ihn zu einem Geständnis zu bringen. Das wiederholte sich durch mehrere Nächte. Schließlich hörte es auf. Es hieß, daß eine Namensverwechslung vorgelegen hätte. Einige Tage hernach starb der Herr an den Folgen der Schläge.
Es war uns verboten, untereinander deutsch zu sprechen, sofern wir tschechisch konnten. In der Nacht sprach ich vor dem Lager mit einem Bekannten deutsch. Ein Wachtposten hörte es. Er schlug mich mit der Knute auf den Rücken und über die vorgestreckten Handflächen und bemerkte, daß das die Nazis in den KZ auch so gemacht hätten.
Auch mich befiel schließlich die Lagerkrankheit. Teilnahmslos lag ich auf dem Stroh, und meine Frau hatte Mühe, mich zum Essen zu bewegen. Alles war mir gleichgültig. Es war mir wohl, und ich wünschte nichts als Ruhe. Ich wollte, ich hätte einst einen so schönen Tod. Da kam Hilfe in zwölfter Stunde. Ein Gendarmeriewachtmeister nahm ein Ansuchen von Verwandten, die in Krönau, einem deutschen nordmährischen Ort, lebten, uns dorthin zwecks gemeinsamer Aussiedlung zu entlassen, zum Anlaß, um uns fortzuschaffen. Solche Ansuchen waren schon öfter eingebracht worden und unbeantwortet geblieben. ...
Der Gendarmeriewachtmeister brachte uns selbst am 20.10.1945 zu unseren Verwandten und äußerte zu diesen, daß ich im Lager eine Woche kaum mehr überlebt hätte. Mein Gewicht war 60 kg gegen 95 kg im Juli 1939 und 80 kg im Mai 1945. ...
Bei meinen Verwandten erholte ich mich nach mehrwöchiger Bettlägerigkeit allmählich. Mein Verdauungsapparat war nach einem halben Jahr noch nicht ganz in Ordnung.
Krönau war früher rein deutsch und hatte 800 Einwohner. Als wir hinkamen, waren alle großen und die meisten mittleren Höfe von Tschechen besetzt.
Obwohl die Aussiedlung der Deutschen dort noch nicht begonnen hatte, fehlte bereits ein Teil der deutschen Bevölkerung. Er befand sich in Internierungslagern oder war auf Arbeit verschickt. Die übrigen lebten eng zusammengedrängt in den ärmlicheren Wohnungen. Die besseren Wohnungen und Häuser waren von den zugewanderten Tschechen besetzt und die Deutschen unter Zurücklassung der ganzen Einrichtung daraus vertrieben.<<

Erlebnisse während der Internierung in Prag im Mai 1945

Erlebnisbericht der kaufmännischen Angestellten E. R. aus Prag (x005/149-151): >>Ab 4. Mai 1945 verweilte ich bei meiner Schwester in Zizkov, Habanerstraße, wohin ich fünf Luftschutzkoffer, das Radio etc. geschafft hatte, da mir die Gegend sicherer gegen Bombenangriffe und auch sonst besser erschien, und ich in meiner Wohnung nicht allein sein mußte.

Am 5. Mai früh kamen wir Deutsche, gesondert von den Tschechen, in einen anderen Luftschutzkeller in demselben Haus. Meine 70jährige Schwester hatte als Rekonvaleszentin (Entfernung der rechten Niere und eines nachfolgenden Tumors) die Vergünstigung, zeitweilig in Begleitung ihrer Tochter oder von mir in der Wohnung zu ruhen.

Montag nachmittags am 7. Mai spürten wir schon eine ununterbrochene Beobachtung seitens der Tschechen. Um 1/2 6 Uhr kamen die zwei tschechischen Schutzleute in die Wohnung, uns in den Keller zu holen, wo wir uns nochmals als Deutsche zu legitimieren hatten.

Als ich Hut und Mantel nahm, bedeutete er, wir würden doch in zehn Minuten zurück sein. Meine Nichte ging dementsprechend nur in Hausschuhen, ohne Kopfbedeckung. Unten hieß es, wir müßten zum Polizeikommissariat, man drängte uns auf die Gasse, wo bereits der ganze Pöbel versammelt war und uns mit "Hitlerbräutchen", "deutsche Schweine" und dergleichen bespuckend empfing.

Es ging dann im Marschschritt mitten in der Straße über Barrikaden zwischen johlendem Spalier in eine Schule, wo man uns in die kleinen Schulbänke einzwängte. Hier walteten drei junge Partisanen. Wir mußten unsere Handtaschen abgeben, auf dem Gang draußen stundenweise mit erhobenen Armen, das Gesicht zur Wand gewendet, stehen.

Als ich in das Schulzimmer zurückkam, herrschte mich der eine an, woher ich die 3/4 Million hätte, die ich unter meinem Sitz versteckt gehalten hätte? Ich beteuerte, das Geld wäre nicht von mir, bloß 23.000 Kronen befänden sich in meiner Tasche, weil ich Geld behoben hatte. Da öffnete sich die Tür, und es kam total betrunken ein Komplice herein (jetzt waren es drei): "Aber Freunderl, was ärgerst Du Dich, wenn das Geld niemandem gehört, teilen wir!"

Jeder stopfte seine Taschen mit 1/4 Million Banknoten voll. Es folgten Vorträge über die Schlechtigkeit Hitlers, Görings und des Nationalsozialismus etc. Wir durften nicht schlafen, in den Morgenstunden gab es im Schulhof laute Salven, man sagte uns: "Jetzt werden erst die schuldigen Schweine erschossen, dann kommt ihr an die Reihe!"

Das dauerte etwa zwei Stunden. Man stieß uns wieder auf die Straße. Nun ging es einen weiteren Weg über aufgerissene Straßen, Barrikaden etc. Dabei gab es jetzt viele Frauen mit kleinen Kindern und Gepäck. Meine Nichte und ich halfen tragen, soviel wir konnten, wir hatten ja kein Eigengepäck. Dabei wurde aus Fenstern auf uns geschossen, die Wache selbst half nach mit dem Gummiknüppel.

Endlich langten wir bei einem Studentenheim an und wurden nach vielem Hin und Her in dem Kinosaal untergebracht, wo jeder einen Sitzplatz erhielt, den er nicht verlassen durfte. Das Licht brannte Tag und Nacht, durch aufpeitschende Vorführungen und Vorträge wurde der Mensch in einen "Dämmerzustand" gebracht, in dem er nicht mehr Wahrheit von Trug unterscheiden konnte. Zu essen erhielten wir acht Tage lang nichts als trockenes Brot … und Wasser.

Wenn man den Anstandsort aufsuchte, mußte man "Front stehen". "Die junge Garde der roten Armee" versuchte ihre Schießkunst und vergnügte sich damit, längs der wartenden Front in die Mauer rings um das WC zu schießen. Hysterische Weiber schrien vom Balkon herunter in den Saal Anschuldigungen gegen Anwesende. Mich beschuldigte man, ich gäbe mich jetzt als Tschechin aus. Zwei junge Burschen schleppten mich hinaus. Wieso es mir gelang, mich zu befreien, ist mir noch heute ein Rätsel.

Ich stand auf dem Balkon und sprach tschechisch in den Saal, daß ich immer eine Deutsche gewesen bin und auch heute deutsch bin. Vielleicht habe ich davon gesprochen, daß ich jü-

disch "versippt" bin. Es kam mit dieser Person zu einer aufregenden Debatte, ich kam aber endlich doch ungeschoren in den Saal zurück. Manche Menschen, die nicht gut Tschechisch konnten und sich nicht verteidigten, kamen nicht mehr zurück.
Viele führten im Saal Selbstmord durch Pulsadernöffnen durch. Täglich gegen früh hörte man die Schüsse der Erschießungen. Freitag (11.5.) wurde meine Nichte als ehemalige Österreicherin (ihr Mann war Österreicher) entlassen, ich mußte allein dortbleiben, meine Schwester war noch zu Hause unter Aufsicht. Was dort geschah, entzieht sich meiner Kenntnis.
Sonntag, 13.5., erhielten wir auf einmal spät nachmittags Suppe und Tee, mußten antreten, ich konnte kaum gehen, meine Füße waren zu Klumpen angeschwollen, kamen unter großer Bewachung auf die Straße und spazierten durch Menschenspaliere zur Bahn.
Man hörte nur hier und da Beschimpfungen als Zurufe, sonst ging es ruhig bis zum Hauptbahnhof. (Eingang von Zizkov aus.) Wir wurden 60-80 Leute in einen Viehwaggon verstaut, samt Gepäck (wenn jemand welches hatte, die wenigsten Prager hatten noch etwas Gepäck). Bis Mitternacht standen wir auf einem vergessenen Seitengeleise, dann ging es langsam los.
In unserem Waggon waren russische und nichtarische Partisanen versteckt, die unsere Fenster und Türen fest verschlossen, so daß wir kaum Atem holen konnten und der Schweiß in Strömen von der Stirn floß.
Einer versuchte mich durch Schläge in die inneren Kniekehlen und Waden zum Fallen zu bringen und sprach von "Vergewaltigen". Ich habe mich fest an einem eisernen Ring in der Wand angehalten und lieber Mäntel und ein Paket (Essen, das mir meine Schwester in die Schule sandte) aufgegeben, um mich zu erhalten.
Sie sprachen von angeheizten Kesseln in Celakowitz in der Zuckerfabrik, wohin man uns "zum Sieden" bringen würde. Unsere Rettung waren zwei russische Panzer, die angerollt kamen und "Halt" verlangten. Die Mannschaft stieg in unsere Wagen und forderte "casy, casy", Uhren und sonstigen Schmuck. Uns hatte man schon in der Schule in Prag alles abgenommen, bloß Dokumente und Geld belassen.
Die Partisanen waren weg, und wir fuhren erleichtert weiter. Zum Abschied hatten sie zu mir gesagt: "Du deutsche Kanaille, wenn ich wüßte, daß Du mit den Russen in Verbindung stehst und sie jetzt gerufen hast, möchte ich Dich auf der Stelle totknallen." …<<

Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in Iglau nach der Übernahme der Verwaltung durch den tschechischen Nationalausschuß, Zustände und Vorgänge im Internierungslager Obergoß bis Ende Juni 1945

Erlebnisbericht des Direktors Hans K. aus der Stadt Iglau (x005/177-186): >>Bereits am 1. Mai 1945 erhielt ich von dem Bürgermeister der Stadt Iglau die Anordnung, den Betrieb der Deutschen Gemeindebücherei, deren Leiter ich war, einzustellen und mit den Angestellten der Bücherei bis auf weiteres einen Urlaub anzutreten.
Ein Monat vorher, am 1. April, waren den Beamten, Angestellten und Arbeitern eigene "Dienstverhältnis-Ausweise" und die Dienstbezüge bis Ende Juni vorsorglich ausgehändigt. Ich führe dies deshalb an, weil ich damit andeuten will, daß man sich darüber bewußt war, daß (man) mit dem Vordringen der russischen Armee in Mähren außer mit den Gefahren des Krieges auch mit staats- und nationalpolitischen Veränderungen in Iglau als dem Hauptort einer alten deutschen Volksinsel, die seit jeher den Tschechen ein Dorn im Auge war, zu rechnen haben würde, wohl aber nicht ahnend, in welcher barbarischen Art sich diese geschichtliche Entwicklung vollziehen sollte.
Als die Stadtverwaltung von dem damaligen kommissarischen Bürgermeister dem Narodni Vybor übergeben wurde, erhielt ich am 7. Mai den Auftrag, die Bücherei als Eigentum der Stadt den neuen Machthabern zu übergeben. Das damals abgefaßte Übergabeprotokoll mit den Unterschriften der vier Vertreter des Narodni Vybor spricht noch von Wahrung der Rechte der

Angestellten und des in der Bücherei verwahrten Privateigentums. Die höfliche und juristisch sachliche Formulierung des Protokolls ist mir ein Beweis, daß damals die vier Vertreter des Narodni Vybor selbst nicht wußten, welche Wege die Austreibung gehen würde.
Als am 9. Mai ... die Russen in den Abend- und Nachtstunden in Iglau einzogen, drangen in der Nacht 6 Russen mit vorgehaltenen Pistolen in meine Wohnung ein. Sie schrien "Gold" und "Wein". Sie nahmen uns die Ringe und Uhren ab, durchsuchten die Wohnung und verlangten schließlich zu essen. Mein im Vorzimmer hängender DRK-Mantel wäre mir fast zum Verhängnis geworden.
Solche Besuche wiederholten sich im Laufe der nächsten Tage einige Male. Ich konnte feststellen, daß die Russen auf die Wohnungen der Deutschen gehetzt wurden. Einmal erschienen auch plündernde Mongolen, die aber von einem russischen Offizier hinausgejagt wurden. Dieser Offizier beabsichtigte, sich im Speisezimmer einzuquartieren und schrieb seinen Namen und seine Abteilung mit russischen Buchstaben an die Haustür. Er kam dann aber nicht mehr, doch seine Aufschrift verscheuchte weitere Quartiersuchende.
Nur einmal erschien wieder ein Offizier und verlangte das Zimmer zu sehen. Auf den Hinweis auf die Aufschrift sagte er mir in fehlerlosem Deutsch: "Der wohnt ja wo anders, Sie wollen keine Einquartierung; nicht alle Russen sind schlecht." Er salutierte und ging weg. In der Folgezeit bedauerte ich gar oft, daß er nicht geblieben ist.
Da unsere Villa versteckt hinter Gärten lag und nur durch eine unscheinbare Gasse verbunden war, flüchteten gegen Abend bis 25 Nachbarn zu uns. Ich selbst blieb mit meinem fast 14jährigen Sohn in den Nächten angezogen, um Eindringlinge abzuwehren.
Täglich wurden die Deutschen durch Lautsprecher zu irgendwelchen Ablieferungen aufgerufen, begonnen wurde mit Waffen und Uniformstücken, dann (folgten) fotografische und optische Apparate, ferner Pelze, Schreibmaschinen, Edelmetalle, Musikinstrumente usw.
Bereits vom 10. Mai an mußten die Deutschen weiße Armbinden tragen. Das Gehen auf den Bürgersteigen war den Deutschen verboten. Für die Nichtbefolgung war eine Tracht Prügel die mindeste Strafe.
Am 16. Mai erschien eine siebengliederige Kommission des tschechischen Philatelistenvereines mit einer Vollmacht des Narodni Vybor in meiner Wohnung und durchsuchten diese zwei Stunden lang vom Speicher bis zum Keller; sie nahmen die Briefmarkensammlungen meiner Söhne mit. - Die Bestätigung der Wegnahme mit der Unterschrift eines Konrad Weinzettel habe ich in Händen. –
Am selben Tag erschienen wieder Russen, durchstöberten die Wohnung und nahmen unter anderem meinen Rundfunkapparat mit. Weil am selben Tag die Abgabe der Rundfunkgeräte von den Tschechen verlangt wurde, gab mir der russische Offizier auf meine Bitte eine Bestätigung über die Wegnahme, die ich heute noch besitze.
Am 25. Mai erschien eine sechsköpfige Kommission der Finanzverwaltung unter Führung des Finanzkommissärs Dr. Leopold S. in meiner Wohnung. Unter Berufung auf eine Hitler-Verordnung aus dem Jahre 1939 wurde eine mehrstündige Hausdurchsuchung vom Dachgeschoß bis in den Keller durchgeführt, unter jeden Teller und in jede Vorratstüte wurde hineingesehen. Ich selbst wurde einem hochpeinlichen Einvernehmen über die Besitz- und Vermögensverhältnisse meiner Schwiegermutter und meiner Familie unterzogen.
Die Wahrheit habe ich ihnen doch nicht gesagt, ebenso erklärte ich, nichts von Verstecken, Vergrabungen und Unterbringung von Gegenständen bei dritten Personen zu wissen. Leider fiel ihnen ein genaues Verzeichnis meiner Sparbücher in die Hände, das meine Frau unter einem Teller versteckt hatte. Der Endeffekt war die Beschlagnahme von einigen silbernen Gegenständen (Besteckteile, Münzen u.a.).
In meiner Gegenwart wurde auf einer mitgebrachten Schreibmaschine ein Protokoll abgefaßt. Den Durchschlag übergab man mir, ich besitze ihn heute noch. Als bezeichnend für die cha-

rakterlichen Eigenschaften einzelner Mitglieder dieser Kommission sei nur nebenbei angeführt, daß ich bemerkte, wie einer der Herren meinen versteckt gewesenen Reisewecker heimlich in die Tasche steckte. Bei der ständigen Aufregung und den wiederholten Ausplünderungen konnte ich gar nicht mehr übersehen, wann und von wem dies oder jenes mitgenommen wurde. ...

Nach der Besetzung Iglaus durch die Russen kam der Befehl der Tschechen, daß sich sämtliche Männer und Frauen beim Arbeitsamt zu melden haben. Sie wurden zu Aufräumungsarbeiten, Niederlegung von Straßensperren und Hindernissen, Kohlenschaufeln und anderen Arbeiten abkommandiert. Ich selbst meldete mich erst am 17. Mai. Meine Frau mußte schon einige Tage vorher täglich den langen Weg nach Helenenthal machen und dort ohne Verpflegung gemeinsam mit anderen Frauen in einem 3stöckigen Fabrikgebäude jahrealten Mist aufräumen und den Fußboden aufwaschen. –

Schwierig war in diesen Tagen und bis zum Zeitpunkt der Internierung die Versorgung mit Lebensmitteln. Die deutschen Kaufleute hatten (ihre Geschäfte) gesperrt und durften nichts verkaufen und die tschechischen Kaufleute verweigerten jede Abgabe an die Deutschen. Brot, Fleisch, Fettstoffe und Milch fehlten überall. Am schlechtesten hatten es die jungen Mütter, die für ihre Säuglinge nirgends ... Milch auftreiben konnten. Man lebte nur von den wenigen Vorräten, die man zu Haus hatte. Das lebende Vieh wurde von den Russen zusammengetrieben und auf dem Galgenberg oberhalb des Merfortschen Grundbesitzes in den angebauten Feldern geweidet.

Später, als ich schon im Obergoßer Lager war, wurde ich von einer Militärpatrouille am 14. Juni abgeholt und in mein gewesenes Wohnhaus geführt, wo mich im Garten abermals eine sechsgliedrige Kommission des Finanzamtes erwartete.

Ein kurzer Blick genügte mir, um zu sehen, daß das Haus vollständig ausgeräumt war. Im Hof lagen Küchengeräte, Spielsachen, Bücher, Photographien, Schachteln, Erinnerungsstücke, Papiere, Kleinkram u.a. auf einem meterhohen Haufen beisammen, scheinbar für die Müllabfuhr oder zum Verbrennen.

Höhnisch reichte mir einer der Herren von diesem Haufen die Schulzeugnisse meiner Frau. Wiederum wurde ich gefragt, wo ich im Garten etwas vergraben habe. Es war mir aus den Bodenverhältnissen eine Leichtigkeit festzustellen, wo man schon etwas gefunden hatte, so gab ich jetzt nur diese Stellen an. Man gab mir eine Schaufel in die Hand, und an drei Stellen, die ein tschechischer Nachbar, der dieser Kommission als Mitglied angehörte, angab, mußte ich graben, doch zu meinem Glück ergebnislos.

Dann wurde ich gefragt, was ich außer Haus gebracht habe. Da ich verneinte, führte man mich zu einem tschechischen Schneidermeister in der Nähe, in diesem Haus wohnte der schon oben genannte tschechische Finanzbeamte. Ich hatte tatsächlich dem Schneidermeister meinen Pelz, die Schreibmaschine, den Gasbackofen, Bilder und andere Kleinigkeiten übergeben. In Anbetracht der Sachlage gestand ich jetzt, erklärte aber, daß ich ihm die Gegenstände noch vor der Besetzung durch die Russen geschenkt hätte.

In auffallender Weise führte mich die Militärpatrouille nicht wie üblich zurück, sondern übergab mir einen Passierschein mit der Anordnung, sofort ins Lager zurückzukehren. Ich schöpfte Verdacht und ging tatsächlich den geraden Weg nach Obergoß. Hätte ich es nicht getan, so hätte ich, wie mir später von vertrauter Seite mitgeteilt wurde, die Handhabe zu einer schon damals geplanten Verhaftung und Einkerkerung gegeben.

Schon am 10. Mai wurde mir (eine) Nachricht gebracht, daß die Tschechen verschiedene Mitbürger verhaftet hatten und im Gebäude des Polizeikommissariates, im Gefängnis des Kreisgerichtes und in der Jakobsschule festhielten. Es sickerten die Meldungen durch, daß sie dort unbarmherzig von den Tschechen geschlagen und gefoltert wurden.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, in das Gebäude der Deutschen Stadtbücherei zu kommen.

Es war ein furchtbarer Anblick: Eine mühsame Lebensarbeit ging den Weg der Vernichtung. In Haufen lagen die Bücher am Fußboden und wurden von den Frauen in Kohlenkörben hinausgetragen.
(Am 12. Mai) ... kamen bewaffnete Partisanen ins Haus und forderten uns auf, uns binnen einer Viertelstunde auf dem umzäunten Sportplatz beim Justizgebäude zu versammeln. Tausende von Männern, Frauen und Kindern wurden auf diesen Sportplatz getrieben und von Partisanen umkreist.
Was der Zweck dieser Aktion war, blieb im dunklen. Zuerst ging das Gerücht umher, daß man die Durchreise des Präsidenten Benes erwartete und aus Sicherheitsgründen die Deutschen festhielt, später aber wurde auch von tschechischer Seite zugegeben, daß man die Absicht hatte, ein Blutbad durchzuführen, das aber im letzten Augenblick durch den Eingriff des russischen Stadtkommandanten verhindert wurde. - Übrigens hörte man öfters, daß die Russen, die wohl gemeinsam mit den Partisanen eifrig plünderten und Frauen und Mädchen schändeten, humaner waren als die Tschechen. -
Ich sah, ... wie ein Junge sich am Sportplatz dem Ausgang näherte und wie ihn ein Partisan kaltblütig erschoß. Alle Knaben über 14 Jahre wurden in der Mitte des Sportplatzes aufgestellt und zu "Auf" und "Nieder" bis zur vollsten Erschöpfung gezwungen. Wo es nicht mehr ging, hieben die Partisanen vor den Augen der Eltern mit Klopfpeitschen auf die Jugendlichen, bis sie blutige Striemen hatten. "Wir werden euch die Hitler-Jugend austreiben!", schrien diese Unmenschen. ...
Am 20. Mai ... kam der Befehl, mit der Androhung, bei Verweigerung erschossen zu werden; das Haus mit Gepäck binnen 20 Minuten zu verlassen und uns am Sportplatz zu versammeln. Ich zog ... einen ganz neuen Anzug an. Kaum war ich fertig, erschienen schon die Partisanen wieder. "Herunter mit dem Anzug!", schrie mich der eine an; ja sogar meine neue Perlwäsche wurde mir vom Leib gerissen. Den Anzug hat der Kerl sofort selbst angezogen. Aus dem Schrank wurde mir eine alte Schifferkluft hingeworfen.
Mit einem Holzwägelchen, beladen mit Betten, Mäntel, Wäsche, Schuhe, einigen Lebensmitteln und mit schnell und wahllos zusammengerafften Habseligkeiten, und einem Rucksack am Rücken zog ich in das unbekannte Schicksal. Am Sportplatz durchstöberten Tschechen und Russen das Gepäck; was ihnen brauchbar erschien, wurde weggenommen, vom Rasierapparat und Füllfederhalter bis zur Wäsche und den Schuhen.
Bei dieser Leibesvisitation wurden mir 25.000 Kc abgenommen. In einem endlosen Zug formiert, wurden wir unter Fluchen, Schimpfen, mit gelegentlichen Kolbenstößen und Peitschenhieben durch die Stadt nach Helenenthal getrieben. Auf Alte und Gebrechliche wurde nicht Rücksicht genommen. In einem einzigen 3stöckigen Fabrikgebäude, das ... als Lagerraum für Fertigwaren und Wolle gedient hatte, wurden etwa 5.000 Menschen hineingestopft. Eine einzige schmale Stiege verband die 3 Stockwerke. ...
So kam es, daß die schmalen Stiegen während des Tages und in den Nachtstunden so verstopft waren, daß man von Glück sprechen konnte, wenn man diesen Engpaß in einer halben Stunde passiert hatte. Geschlafen – wenn sich überhaupt ein Schlaf einstellte – wurde auf den bloßen Brettern. Aufregend und nervenzermürbend waren die Schreie und Hilferufe der Frauen und Mädchen, wenn sich die Russen ein Opfer holten. Aufgeregt horchten die Männer, ob es nicht ihre Frauen und Töchter waren. (Sogar) 14jährige wurden mißbraucht.
Anfangs stand nur eine Latrine zur Verfügung, später waren es 2 Latrinen. ... In diesem Lager stand kein Wasser zur Verfügung. Bis 11 Uhr nachts schleppten die Buben das Wasser für die Kochkessel mit einem Wagen und Fässern mühsam von dem fast ein Kilometer entfernten Brunnen heran. Einmal am Tag gab es Suppe. ...
Täglich mußten die Männer und die Jugendlichen antreten, die dann in Arbeitskolonnen eingeteilt wurden und in die Stadt marschierten.

Am 26. Mai erhielt ich vom Narodni Vybor den Befehl, … die Leitung des zu errichtenden Internierungslagers in Obergoß zu übernehmen. In Obergoß, ein Kilometer westlich von Iglau entfernt, war ein Barackenlager des gewesenen Reichsarbeitsdienstes. Seit der Besetzung Iglaus wurde es von den Russen als Sammellager für deutsche Kriegsgefangene benützt.
Noch am selben Tag wurde ich von zwei tschechischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett in das Lager nach Obergoß eskortiert. Am Weg dorthin erlebte ich den gleichen Elendszug, wie ich ihn selbst nach Helenenthal mitmachen mußte. Wieder zogen 2.000 bis 3.000 Landsleute aus einem Stadtviertel, bepackt mit Koffern, Schachteln und Rucksäcken, mit Wägelchen, Schubkarren, Kinderwagen, weinend und verzweifelt, dem neuen Lager unter der üblichen Partisanenbegleitung zu.
Das Lager stand damals noch unter russischer Bewachung. In einer Baracke waren noch kranke deutsche Kriegsgefangene untergebracht und in einer zweiten, dem Arrestlokal des Reichsarbeitsdienstes, befanden sich Kriegsgefangene in Haft.
Im Lager selbst erwartete mich der gewesene Bankbeamte Meisel in tschechischer Offiziersuniform. Obzwar er Jude war, hatte er Iglau in der nationalsozialistischen Zeit nicht verlassen müssen, da er mit einer deutschen Christin verheiratet war. Er hatte als Kanzleikraft in dem Depot für beschlagnahmtes bewegliches jüdisches Eigentum gearbeitet. Ihm war vom Narodni Vybor, beziehungsweise von der eigens aufgestellten tschechischen Evakuierungskommission, die Oberleitung über sämtliche deutsche Internierungslager in Iglau übertragen worden. Während meine Landsleute in das Lager einströmten, gab mir Meisel kurz einige Anweisungen über meine Pflichten als Lagerleiter.
Schnell mußte ich organisieren und improvisieren. Die erste Aufgabe war die Verteilung der Familien auf die einzelnen Baracken und die Reinigung der Räume, die in dem Zustand waren, wie sie die Kriegsgefangenen zurückgelassen hatten. Nur durch die Hilfe und das volle Verständnis der Landsleute, denen ich heute noch zu großem Dank verpflichtet bin, war es möglich, alle bei den Unzulänglichkeiten einigermaßen unter Dach zu bringen und wenigstens für die Alten und Gebrechlichen eine Lagerstätte zu sichern.
Das Lager war ein Bild des Jammers. Zugeteilte Verpflegung gab es für die ersten Tage überhaupt nicht, am schrecklichsten war dieser Zustand für die Kleinkinder, die dann im Laufe der weiteren Internierung auch vielfach starben. In der zweiten Woche wurde mir fast täglich der Tod von Kindern gemeldet, die ohne Totenschein und Formalität auf dem nahen Friedhof begraben wurden. Die Arbeitskolonne, die dort Totengräberdienste versah, führte die toten Kinder auf einem Wägelchen weg. Durch diese Landsleute erfuhr ich, wer begraben wurde, wer sich in Verzweiflung das Leben nahm. Sie brachten mir auch die Meldungen über die Erschießung der Landsleute beim Kugelfang der militärischen Schießstätte.
Bereits am 28. Mai erwirkte ich mir durch Meisel die Bewilligung, einige mir für die Herrichtung des Lagers fehlende Handwerker und kochkundige Männer aus dem Helenenthaler Lager zu holen. Mit diesen Männern und mit einem Stab von opferbereiten Mitarbeitern war es mir möglich, die äußere Lage und Verhältnisse verwaltungsmäßig zu meistern.
Die ersten Tage standen wir unter russischer Bewachung, der einige tschechische Partisanen zugeteilt waren. Tagsüber ließen uns die Russen in Ruhe, aber kaum waren die Abendstunden da, so kamen sie haufenweise aus der Stadt (das Obergoßer Lager lag der Stadt am nächsten) und holten sich die Frauen und Mädchen, ja sogar Kinder.
Heute noch höre ich das Schreien und Wehklagen der Mütter und der Entführten. Erst später wurde die Bewilligung eingeführt, daß die Geschändeten am nächsten Morgen im Krankenhaus behandelt wurden. Wo ich nur konnte, verbarg ich so manches Mädel in meiner Dienstbaracke oder in der Krankenbaracke, die Russen drangen aber auch dort hinein. Es kam einige Male vor, daß die Russen Mädchen holten, sie kilometerweit wegführten, sie an einem Feldrain schändeten und sie dann halbnackt in das Lager zu Fuß zurückschickten.

Eine Frau, auf die die Russen es durch die Angeberei und den Haß eines Tschechen besonders abgesehen hatten, wurde in einer Nacht viermal aus der Krankenbaracke herausgeholt. Als ich einmal ein Mädchen schützen wollte, setzte mir ein Russe die Maschinenpistole auf die Brust, nur das Eintreten eines russischen Offiziers rettete mir das Leben.
Nach einigen Tagen übernahmen tschechische Soldaten die Lagerwache. Sie stammten meist aus Trebitsch und Umgebung. Lagerkommandant war der Leutnant Hobza, ein Trebitscher Lehrer, der diese Stellung bis zu unserer Vertreibung innehatte. Er stand ganz unter dem Einfluß seiner Landsleute. Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, daß die verantwortliche tschechische Befehlsstelle mit Absicht und planmäßig nur ausgesprochene Deutschenhasser, auf die sie sich verlassen konnte, als Wächter der Lager einsetzte, darunter brutale Gesellen, die vor keiner Grausamkeit und Schandtat zurückschreckten und ihren bestialischen Trieben und Rachegelüsten freien Lauf ließen.
Der Wahrheit wegen sei aber gesagt, daß der eine oder andere Soldat mir abseits unter vier Augen andeutete, daß er so manches mißbillige. Ich hatte oft den Eindruck, daß diese Genossen sich gegenüber mißtrauten und fürchteten. Was der eine willensmäßig tat, machte der andere zur Wahrung der befohlenen Behandlungsmethode und zum Nachweis seiner Linientreue.
Obzwar Hobza an den Prügeleien, Grausamkeiten und perversen Exzessen sich selbst nicht beteiligte, so verhinderte er sie nicht, und vieles geschah mit seinem Wissen und sicherlich auch auf seinen Befehl. Er war verheiratet, das hinderte ihn aber nicht, ein hübsches Mädel, die er sich als Maschinenschreiberin in seiner Baracke zulegte, zu zwingen, auch nachts bei ihm zu bleiben. Das Schänden deutscher Frauen und Mädchen hatte mancher Tscheche von den Russen bald gelernt.
Hobza war, wenn keine tschechischen Zuhörer anwesend waren, manchen Bitten und Vorstellungen zugänglich, meist aber unbewegt und mitleidslos. Es kam des öfteren vor, daß die tschechische Wache mich hinderte, in seine Baracke zu gehen, wenn sie annahmen, daß ich wieder eine Beschwerde vorzubringen habe.
Man muß sich nur vorstellen, in welcher seelischen Sìtuation ich war. Auf der einen Seite kamen alle Landsleute vertrauensvoll und hilfesuchend zu mir, ihr ganzes Leid mußte ich mittragen, auf der anderen Seite aber war ich machtlos, konnte nichts ändern, nur bitten und vorstellig werden und meine Landsleute nur mit Worten trösten. Beim kleinsten Vergehen der Internierten gegen die Lagerordnung - menschlich gesehen waren es überhaupt keine Vergehen oder Übergriffe - wurde ich zur Verantwortung gezogen. Geohrfeigt wurde ich genauso wie die anderen, trotz der Lagerleitung und meiner damals 55 Jahre.
Wenn jemand zum Rechtsanwalt gehen wollte, um sich ehelich scheiden zu lassen (die Ehescheidungen waren aus materiellen und nationalen Gründen an der Tagesordnung) oder wegen Schändung ins Krankenhaus geschickt wurde oder eine Vorladung zu einem Amt bekam oder als Spezialarbeiter und Handwerker und in ähnlichen Fällen von auswärts verlangt wurde, so hatte ich die Aufgabe, einen Passierschein auszustellen.
Einmal wurde eine Frau, der ich für den Besuch des Rechtsanwaltes einen Passierschein ausgestellt hatte, von einer tschechischen Militärpatrouille in ihrer Wohnung angetroffen. Man stellte mich zur Rede, ich erklärte den Tatbestand, den man aber nicht anerkennen wollte. "Ich lüge nicht." - "Jeder Deutsche lügt", war die Antwort.
Die ganze Wache fiel über mich her, schlug mit Gewehrkolben, Fausthieben und Fußtritten auf mich ein. Blutend aus Nase, Ohr und Mund, mit Kopfwunden und blauen Körperflecken blieb ich liegen. Als ich mich später mühsam in meine Baracke schleppte, erschien ein älterer intelligent aussehender Soldat mit der bekannten Armbinde der tschechischen Gestapo und tröstete mich mit teilnehmenden Worten. Er sagte mir: "Ich kann diesen Mißhandlungen nicht mehr zusehen, wenn es nicht anders wird, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich selbst zu

erschießen."
Wie oft hatte ich selbst daran gedacht, diesem Elendsleben ein Ende zu machen, nur der Gedanke an meine Familie hielt mich aufrecht. Heute noch leide ich an den Folgen der damaligen Prügelszene.
Ein anderes Mal kam ein etwa 17 bis I8jähriger Partisan und rief in die Dienstbaracke: "Wo ist der Lagerleiter - "Hier!" rief ich und blieb sitzen.
"Du deutsches Schwein, weißt Du nicht, daß Du vor jedem Tschechen aufzustehen hast!" Und schon fielen unter dem Gelächter der Soldaten die Ohrfeigen, bis ich blutete.
Ich führe diese persönlichen Erlebnisse an, weil es vielen meiner mitleidenden Landsleute nicht besser ging. Prügel mit den Klopfpeitschen, die in den Lagern des Reichsarbeitsdienstes in Mengen gefunden wurden, waren an der Tagesordnung. Ganze Reihen von Männern mußten auf den Zehenspitzen mit erhobenen Händen mit dem Gesicht zur Wand stehen, und jeder vorbeigehende tschechische Soldat stieß sie an die Holzwand, bis die Nase blutete. Und der Grund war, daß sie nach Ansicht der Tschechen zu wenig gearbeitet hätten. …
In den Abendstunden, nach der Rückkehr der Internierten von der Arbeit, erschien immer die tschechische Gestapo, um Verhöre in der Offiziersbaracke durchzuführen und Verhaftungen vorzunehmen. Bis tief in die Nacht hörte man die Schmerzensschreie der Geprügelten. Es genügte, den gleichen Familiennamen einer gesuchten Person zu haben, um vorgeführt zu werden. Ich erinnere mich, daß man alle Iglauer, Männer wie Frauen, die den Namen K., S., Kr. u.a. hatten, aufrief und sie durch Martern zu Aussagen über Verwandte und Namensgleiche zwang.
Angestellte deutscher Ämter und Firmen wurden zu Mitteilungen in rohester Weise gezwungen. Irgendeine Denunziation von tschechischer Seite genügte, um eingesperrt zu werden, und wie es sich in der Folge zeigte, jahrelang in Gefängnissen und in Arbeitslagern ein trauriges Los zu fristen. Welches Ausmaß diese Verhaftungen annahmen, möge eine Tatsache am Rand illustrieren. Drei Tage hintereinander wurden mir die Köche vom Kochkessel weg verhaftet, den vierten rettete ich nur dadurch, daß ich ihn mit seiner Familie als landwirtschaftlichen Arbeiter weit weg von Iglau abkommandieren ließ.
Der furchtbarste Mensch, ich möchte fast lieber sagen Bestie, war der Leiter der im Lager errichteten Nebenstelle des Arbeitsamtes, namens Cutka. Wo er konnte, prügelte er, schimpfte er und hetzte ständig die Lagerwache, die dann später öfters abgelöst wurde, zum Teil sogar täglich, zu allerhand Übergriffen auf. Einige Male wurden von den Soldaten eigenmächtig so unter der Hand Gepäckuntersuchungen nach Rauchwaren vorgenommen. Was diesen Herrschaften gefiel, ging mit.
Cutka, ein charakterlich und moralisch gemeingefährlicher und perverser Mensch, drang mit einigen Soldaten in den Baderaum ein, in dem einige etwa 16 bis 18jährige Mädchen, die hinbefohlen wurden, badeten. Was diese Gesellschaft von den Mädchen verlangte und sie auch teilweise zu tun zwang, überschreitet jede Schilderung.
Um 4.15 Uhr wurde im Lager geweckt. Nach dem Reinigen der Baracken, Waschen und Frühstück gab es einen Morgenappell, bei dem die Arbeitskolonnen für die Arbeiten in der Stadt und im Lager auf Anordnung Cutkas eingeteilt wurden. Diejenigen Landsleute, die den ganzen Tag außerhalb des Lagers arbeiteten, bekamen kein Mittagessen und wurden nur abends einmal verköstigt.
Meine Frau und mein damals 14jähriger Sohn waren bei den Aufräumungsarbeiten im Militärhospital eingeteilt. Der dort beaufsichtigende tschechische Unteroffizier benahm sich menschlich. Er duldete es, daß die Frauen zu Mittag versteckt Suppen kochten und stellte sogar heimlich Lebensmittel zur Verfügung. Meinem Sohn, der für das Kohlenschaufeln ungeeignete Beschuhung hatte, schenkte er ein Paar feste Militärschuhe.
Abends fanden die allseits gefürchteten Abendappelle statt, die oft Stunden dauerten und zu

denen auch die alten Leute antreten mußten. Die aus der Arbeit aus der Stadt kommenden Landsleute wurden beim Eingang ins Lager einer gründlichen Leibesvisitation nach mitgebrachten Lebensmitteln unterzogen. Diejenigen, bei denen etwas gefunden wurde, mußten bei der Wache zurückbleiben und wurden je nach Laune der Soldaten bestraft.
Die tagsüber im Lager Verbliebenen wurden mit Küchen-, Aufräumungs- und handwerklichen Arbeiten beschäftigt. Die Jugend unter vierzehn Jahren und zurückgebliebene Mütter besorgten unter dem Kommando eines groben tschechischen Gärtners die Gartenarbeiten, das heißt den Anbau von Kartoffeln und Gemüse auf dem mit großer Mühe umgestürzten Rasenplatz im Inneren des Lagers.
Um die Verpflegung zu sichern, wurden Arbeitskolonnen aufgestellt, die aus den von den Deutschen verlassenen Häusern die eingekellerten Kartoffel- und Gemüsevorräte auf Wägelchen ins Lager brachten. Von der tschechischen Verwaltung wurden Hülsenfrüchte, Mehl, Brot, Kaffee-Ersatz, Fettstoffe und Zucker zur Verfügung gestellt. Ich bestellte einen Wirtschaftsführer, dem die Verwaltung der Lebensmittel und die Oberaufsicht über die Küche zufiel. In der späteren Zeit wurde eine eigene Kinderküche bewilligt, in der die Mütter den Brei oder die Suppe für ihre Kleinkinder selbst und dann, die letzten Tage, unter einer bewährten einheitlichen Leitung einer deutschen Frau kochen durften.
Die Krankenbaracke war in der Betreuung eines internierten deutschen Arztes, dem freiwillige Helferinnen zur Seite standen. Schwer Erkrankte und Todeskandidaten wurden durch Vermittlung des Roten Kreuzes in die gewesene Polizeikaserne auf dem Brünnerberg gebracht. Die Arzneien wurden etwa gegen Mitte Juni gegen Bezahlung aus den Mitteln der Erkrankten aus einer Apotheke geholt.
Nach 9 Uhr abends durfte niemand die Baracke verlassen, durch diese Anordnung ergaben sich wegen der Latrinenbenützung ständige Schwierigkeiten. Ich selbst mußte bis 11 Uhr nachts zur Verfügung stehen. Da ich auch in der Nacht einige Male aus der Baracke geholt wurde, gab es für mich oft nur zwei, höchstens vier Stunden Schlaf. Um mich wenigstens tagsüber zu entlasten, bat ich um die offizielle Bestellung eines Stellvertreters, die mir auch in den letzten Tagen zugestanden wurde.
Für die Erledigung der schriftlichen Arbeiten hatte ich eine Lagerkanzlei eingerichtet und fand eine Reihe von verläßlichen Mitarbeitern, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin. Passierscheine, Arbeitsnachweise, Präsenzlisten, Verpflegungsmeldungen, private schriftliche Angelegenheiten der Internierten usw. wurden in dieser Lagerkanzlei erledigt.
Am 23. Juni erschien eine russische Offiziersfrau im Lager mit dem Ausweis des russischen Stadtkommandanten, um sich ein deutsches blondes Kind zur Adoptierung auszusuchen. Bereits schon zweimal vorher war durch russische Offiziere dasselbe Ansinnen gestellt worden. Derjenige, der diese Szenen nicht miterlebt hat, kann sich gar nicht vorstellen, welche Angst und welche Panik unter den deutschen Müttern damals entstand. Trotz der Proteste, Bitten, Jammern und Weinen wurde doch das Kind weggeschleppt.
Am 24. Juni ging der erste große Transport aus dem Lager weg, nachdem am Vortag Listen jener Landsleute aufgestellt werden mußten, die angaben, nicht Mitglieder der gewesenen NSDAP gewesen zu sein. Ich selbst als Lagerführer war der Meinung, daß es sich um die Verschickung in ein anderes Arbeitslager oder um Landarbeiten handeln würde, zumal vorher kleinere Gruppen auf Dörfer der weiteren Umgebung abgingen.
Doch schon am nächsten Tag sickerte die Meldung durch, daß dieser Transport über Stannern nach Österreich ging. Vor Abgang dieses Transportes wurde abermals eine genaue Durchsuchung des Gepäcks durch die tschechischen Soldaten durchgeführt.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Seifersdorf am 5. Mai 1945
Erlebnisbericht der Bäuerin Elisabeth P. aus Seifersdorf, Kreis Jägerndorf im Sudetenland

(x005/222-223): >>Mit dem 5. Mai des Jahres 1945, der uns die Russen als Besatzung brachte, war für uns eine unruhevolle Zeit angebrochen. Schon am ersten Abend kamen unsere Nichten, die als Flüchtlinge bei der Schwiegermutter im Nebenhaus wohnten, atemlos angelaufen, wir sollten sie doch verstecken, sie würden sonst von den russischen Soldaten vergewaltigt. Das war ... der Anfang. Junge Mädchen ließen sich dann nur noch selten blicken. Sie versteckten sich, wo es möglich war, vor den Russen war keine Frau sicher, auch ältere Frauen nicht. ...
Am ... Tag wurden dann unsere beiden Pferde mit Geschirr und Wagen geraubt. Das Haus wurde wohl wenigstens 20mal von oben bis unten durchsucht, angeblich um Waffen zu suchen. Wertvolles, wie Schmuck, gute Kleider und Stiefel, wurde mitgenommen. In der folgenden Nacht wurde die Haustür mit einer Hacke eingeschlagen, weil nicht rasch genug geöffnet wurde. Ein Offizier und 5 oder mehr Männer kamen herein, durchsuchten jeden Winkel und nahmen mit, was ihnen gefiel.
Zum Schluß mußte mein Mann seine Taschenuhr suchen, die er versteckt hatte. Man schlug ihn so lange, ... bis ihm schwindelig wurde. Dann mußte er mitgehen und ihnen die nächsten größeren Bauernhöfe zeigen. Diese Nacht werden wir wohl nie vergessen. Wir waren 3 Frauen, 5 Kinder und ein Mann. Es war nur den Kindern zu verdanken, daß die Russen uns Frauen in Ruhe ließen und wir damals mit dem Schrecken davonkamen.
Später war man schon klüger. Man sprang, wenn es nicht anders ging, schnell zum Fenster hinaus. Wir schliefen dann wochenlang nicht mehr im Haus, sondern verkrochen uns in der Scheune oder im Stall. Viele hausten im Wald ...
In nächster Zeit mußte dann Vieh abgegeben werden. Von uns wurden drei Kühe verlangt. Bei dieser Gelegenheit wurde unser Radio-Apparat mitgenommen. Einige Wochen später kam der Befehl, sämtliches Rindvieh, bis auf eine Kuh, die jedes Haus behalten durfte, abzutreiben. Die tschechische Miliz hatte uns geraten, ein paar Kühe in die Nachbarhäuser zu verteilen, wo sonst keine gehalten wurden. Wir hatten … auf diese Art mit größter Mühe und Anstrengung fünf Kühe gerettet.
Es war für uns als Bauern ein fürchterlicher Anblick, wenn wir den fast leeren, modern eingerichteten Stall betraten, der erst vor kurzem erbaut und uns, besonders meinem Mann, viel Arbeit und Schweiß gekostet hatte, in dem nun nur eine Kuh, zwei abgesetzte Kälber und zwei Ziegen standen. So schade es auch um unseren schönen, gesunden Viehstand war, mußte man sich eben damit abfinden, wir hatten den Krieg verloren, es mußten eben Opfer gebracht werden, hoffte man ja doch, in einigen Jahren durch Fleiß und Arbeit diese Lücke wieder zu schließen.
In den nächsten Tagen folgten Verhaftungen der führenden Männer, wie Bürgermeister, Bauernführer und Parteimitglieder.
Es war am 12. Juni in der 6. Morgenstunde, wir waren im Stall, ... als man mit Gewehrkolben an die ... Stalltür schlug. Bald sahen wir, daß es tschechische Soldaten waren, die uns heraustrieben, ins Haus stürmten und die Kinder aus dem Schlafe rissen und halbnackt auf die Straße trieben. ... Jedes Haus wurde nun gestürmt, die Leute wurden herausgetrieben, die Männer von den Frauen getrennt und nach Waffen durchsucht. ... Junge Mädchen, die durch den Tumult erwachten, flohen in die Kornfelder, sie glaubten sich von Russen verfolgt.
Die Tschechen umstellten die Felder und schossen wüst herum. ... Nun ging es im Schneckenzug zur Schule. Nach stundenlangem Warten verkündete man uns, daß die Frauen heimgehen könnten. Männer und Jungen über 10 Jahre mußten bleiben. Wir sollten ihnen Mittagessen bringen. Sie wurden in einem kleinen Gasthaussaal zusammengepfercht. ... Am nächsten Tag rief (man) ... uns wieder zusammen. Dieses Mal wurden wir auch interniert. Frauen mit Kindern und solche ohne Kinder wurden getrennt.
Wir schliefen mit den Kindern in einem Saal auf altem, dreckigem Stroh, andere lagen in der

Schule auf dem harten Fußboden. Jede Nacht kamen Russen, um sich Frauen und Mädchen zu holen. ... In der Schule ritt ein Russe mit seinem Pferd bis in den 1. Stock ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Tetschen am 10. Mai 1945

Erlebnisbericht des Professors Dr. Emil H. aus der Stadt Tetschen im Sudetenland (x005/277-278): >>Wegen eines Herzleidens war ich vom 1. bis 12. Mai im Tetschener Krankenhaus. Am 7. Mai 1945 hörte man aus Richtung Schneeberg starken Geschützdonner.

Am 8. Mai, kurz nach Mittag, erlebte Tetschen den ersten verlustreichen Fliegerangriff, der sich abends wiederholte. Schreckliche Szenen spielten sich da im Keller des Krankenhauses ab, da die vielen Verwundeten alle ins Krankenhaus gebracht wurden. In Tetschen und Bodenbach brannte es an vielen Orten.

Am 9. Mai erfolgten früh noch Sprengungen in der Bensener Gasse. Nun sah man, erst zaghaft, dann allgemein die Häuser weiß beflaggt. Tetschen war mit schlesischen Flüchtlingen vollgepfropft. Auch in unserer Wohnung in der Lausitzer Straße waren bis 20 Flüchtlinge untergebracht.

Am 8. Mai erschien in Tetschen vorerst eine polnische Brigade, die in den Häusern hauste und plünderte. Uns gegenüber im … Garten war das Plünderungsgut an Kleidern, Wäsche, Radios, Betten, Schreibmaschinen hoch aufgetürmt.

Am 10.5. kam die russische Soldateska. Diese setzte die Plünderungen fort. Die Wohnungen, in denen sie hauste, waren hernach verwüstet und beschmutzt. Es war ein Grauen, dies zu sehen. Die Russen suchten vor allem Schnaps und Weiber, letztere waren ihr Freiwild. In der Nacht hörte man die Hilferufe der Mädchen und Frauen, die vergewaltigt wurden.

Es traute sich niemand auf die Straße, doch die Frauen mußten sich über Nacht sichere Verstecke suchen, Magazine und Elbkähne wurden geplündert, auch die Bevölkerung versorgte sich mit Fett, Schokolade, Suppenwürfeln, Tabak usw. Zivilisten, die man auf der Straße sah, wurden zu Arbeiten kommandiert, ohne daß die Familie von ihren Arbeitsplätzen Kenntnis hatte.

Der Nachbar unseres Grundstückes, Schlossermeister G., wurde von den Russen erschossen. In unserer Wohnung übernachteten Frauen und Mädchen, um sich vor den Russen zu schützen, denn in unserer Schule befand sich ebenerdig ein Reserve-Lazarett.

Unsere Lehrerinnen im anderen Gebäude flüchteten auf den Schulboden. Dort stand ein Pferdeskelett. Vor diesem hatten sich die Russen, die den Boden mit einer Taschenlampe ableuchteten, offenbar gefürchtet, und die Lehrerinnen waren gerettet. In einem Haus nahe von dem unsrigen hatten die Russen zwei 15jährige Mädchen vergewaltigt. Besonderes Interesse hatten die Russen auch für Uhren, und deshalb machten sie ständig Kleidervisite auf der Straße.

Am 19.5. kam das sehnlichst erwünschte tschechische Militär. Nun wird Ordnung werden, so hofften wir alle. Aber welche Enttäuschung (erlebten wir, denn) sie brachten erst die Hölle. Oft mußten selbst die Russen gegen die Tschechen um Hilfe gebeten werden, die sie oft erfüllten, insofern es sich nicht um Jagd auf Frauen handelte. Nun gab's Plünderungen, die Tschechen nannten ... (sich) "Kommissionen", die angeblich nach Waffen suchten. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Karlsbad am 11. Mai 1945

Erlebnisbericht des Oberrechtsrats Dr. Hans von S. aus der Stadt Karlsbad im Sudetenland (x005/642-649): >>Es blieb ... zunächst alles unverändert, alle Beamten, Angestellten und Arbeiter taten weiter ihren Dienst, die Verwaltung lief reibungslos weiter. ...

Die US-Truppen, auf deren Einmarsch wir schon tagelang warteten, kamen noch immer nicht. ... Es wurde ... mit großer Erleichterung begrüßt, als am 10. Mai der Drahtfunk die Mitteilung brachte, ... daß Karlsbad zur Besatzungszone der amerikanischen Truppen gehöre.

Als ich am ... 11. Mai 1945, früh ins Amt ging, wimmelte es in der Stadt von fremden Solda-

ten, die im Begriffe waren, alle Brücken zu besetzen. Es waren Russen, die in der Nacht gekommen waren. ...
In Karlsbad verursachte der Einmarsch der Russen zunächst eine Selbstmordepidemie großen Umfangs unter den Deutschen. ... Die Straßen waren menschenleer, es herrschte eine ... unheimliche Atmosphäre. ... Als wir den Heimweg antraten, kam uns beim Anfang der Friedhofsstraße ein Lastwagen, von Pferden gezogen, entgegen. ... Als (dieses Fuhrwerk) an uns vorüberkam, sah ich, daß unter einer Plane Menschenfüße lagen, nackte Füße und bestrumpfte oder beschuhte Füße. Es waren wohl ... Opfer der Selbstmordepidemie. ...
Die größte Tragödie hatte sich im Hause ... der Familie des braven Stadtinspektors Ferdinand T. abgespielt. Eine ganze, aus 8 Personen bestehende Familie ging damals in den Tod. ...
Es begann damit, daß man den Deutschen die Telefone abschaltete. Bei mir geschah dies am ... 12. Mai. ...
Von größerer Tragweite war ... die Anordnung, daß alle Deutschen auf der Straße eine weiße Binde von 8 cm Breite am linken Arm zu tragen haben. Diese weiße Binde wurde von da ab zur Quelle dauernder Quälereien. ...
Trotzdem war ich stolz darauf, die Binde tragen und mich als Deutscher bekennen zu dürfen. ... "Farbe tragen, heißt Farbe bekennen!" ... Jetzt mußte jeder Deutsche, ob er es wollte oder nicht, Farbe bekennen. Viele allerdings gab es, die alles Mögliche unternahmen, um sich dieser Pflicht zu entziehen. Das war natürlich riskant, und mancher mußte es büßen. Andere allerdings hatten wenigstens zeitweise Erfolg damit. Die weiße Binde blieb uns bis zum Tage der Einlieferung in das Aussiedlungslager treu.
Am 24. Mai zogen die Amerikaner wieder aus Fischern ab. ... Nach Karlsbad kamen aber immer wieder einzelne US-Offiziere, auch Mannschaftspersonen und Zivilisten. Sie wußten also wohl, was sich bei uns abspielte. (Der Abzug der amerikanischen Truppen aus der CSR wurde am 1. Dezember 1945 beendet).<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Österreich

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Grünbach an der Thaya, Rückkehr der geflohenen Jugoslawien-Deutschen Ende Mai 1945

Erlebnisbericht des Professors J. P. aus Neusatz in Jugoslawien (x006/110-112): >>Nach Ungarn überfluteten sie bald Österreich, und es blieb kein Dörflein, in das sie nicht eingedrungen wären. Es kamen wieder entsetzliche Tage.

Unser Bauernhaus wurde von einem Dutzend Rotarmisten besetzt, die etwa 18-20 Jahre alt waren. ... In unserem Zimmer hielten sie auf Bilder, Schränke und auf die Pendeluhr Schießübungen ab. Nachts stürmten sie besoffen in unsere Zimmer und suchten unter den Betten nach Hitler; mit brennenden Strohfackeln liefen sie in der Scheune herum.

Tagelang verbargen sich unsere Töchter und die Tochter des Bauern in einer verrammelten kleinen Kammer ... vor den ... Wüstlingen. Wir blieben vielleicht darum vor den schwersten Mißhandlungen verschont, weil ich mich mit ihnen serbisch verständigen konnte.

Vor der Ankunft der Russen lag im Dorf eine zersprengte ungarische Artillerie-Abteilung. Vor ihrer Flucht gegen Westen verschenkten die Soldaten ihre bisher geretteten Güter. Mein 8 Jahre alter Enkel brachte eines Tages zwei Militärpferde mit neuem Roßgeschirr, er bekam sie von einem Unteroffizier zum Andenken. Wir stellten die Tiere in den Kuhstall, doch dieselbe Nacht wurden sie gestohlen.

Die Lage wurde jeden Tag unerträglicher. Wir konnten die vor Furcht zitternden Töchter nicht in der feuchten Speisekammer lassen und entschlossen uns, die Wanderung wieder aufzunehmen. Dies taten wir, weil wir von anderen geflüchteten Landsleuten hörten, daß die Jugoslawen ihre schwäbischen Untertanen zurückriefen, ohne an ihnen Repressalien zu üben. Es liefen tatsächlich jugoslawische Agenten in Österreich und Deutschland herum, die die Flüchtlinge zur Heimkehr überredeten und ihnen bis zur jugoslawischen Grenze Autobusse zur Verfügung stellten.

Wer wollte nicht nach so schweren Entbehrungen gerne in seine Heimat zurückkehren! Wen lockte nicht das eigene bequeme Haus, der blühende Rosengarten? Die unhaltbare Lage, in der unsere Töchter waren, die panische Angst vor den gewalttätigen Horden zwangen uns, die gewagte Reise durch Wien und Budapest nach Neusatz zu unternehmen.

Ein ungarischer Flüchtling hatte zwei Wagen. Den einen, den er von den Artilleristen bekam, stellte er uns zur Verfügung. Unser Pferd war ein großes, mageres Tier, es biß und schlug aus; es war jedesmal ein Wagnis, wenn es angeschirrt werden sollte. - Unter Segenswünschen unseres Hausherrn fuhren wir ab.

Die vermummten Frauen hielten sich hinter den Koffern und Schachteln (versteckt), sooft russische Soldaten sichtbar wurden. ... 8 Tage lang dauerte der Weg bis Wien. Es war eine schreckliche Reise. Nur die gütige Vorsehung bewahrte uns vor dem Untergang. Tausende von Wagen und Kanonen surrten an uns in entgegengesetzter Richtung vorbei. Dutzende Eroberer schauten in unser aus Säcken zusammengeflicktes Zeltdach nach Beute. Dreimal drohten sie, mich zu erschießen. Wir rasteten in Wäldern, schliefen auf dem nassen Boden, stießen auf geschlossene Türen und verhärtete Herzen, bettelten um Brot und Milch für die hungrigen Kinder.

Unser alter Gaul konnte sich nach Tagen kaum mehr schleppen; bei jeder Erhöhung halfen wir den Wagen schieben. Ich ging meist zu Fuß, um das überlastete Tier zu schonen. In Wien hofften wir in der alten Wohnung ausruhen zu können, doch war diese schon von einer rohen Kommunistin besetzt.

Krank und apathisch trotteten wir weiter. Pferd, Wagen und wir selbst waren derart herabgekommen, daß uns die Leute mit Bedauern nachschauten; in unseren Seelen aber wuchs immer mehr der Zweifel, ob wir unsere Heimat noch einmal zu sehen bekommen. Unterwegs fanden

wir entvölkerte Dörfer. ...Wir hätten uns gern in einem herrenlosen Haus niedergelassen, wenn uns nicht die herumliegenden Kadaver, Schmutz und Läuse weitergetrieben hätten.
Am 30. Mai 1945, morgens um 5 Uhr, überschritten wir die österreichisch-ungarische Grenze. Wir rechneten damit, hier aufgehalten zu werden, doch fanden wir beim Grenzstein niemanden. Um lästigen Untersuchungen auszuweichen, fuhren wir auf Nebenwegen. Da aber wurden wir von zwei alten bewaffneten Männern angehalten. Sie fanden unsere alten, schon ungültigen Pässe in Ordnung, als wir aber als unser Reiseziel Neusatz nannten, schüttelten sie die Köpfe und behaupteten, daß wir nicht einmal Györ erreichen würden, da alle Brücken gesprengt seien. Unser Pferd wollte nicht mehr anziehen, und die Räder schrieben verdächtige Achter in den Sand. –
Unsere ungarischen Reisegenossen waren hinter der Grenze wie ausgetauscht. In Österreich waren sie auf meine Dolmetscherdienste angewiesen, jetzt verhielten sie sich abstoßend und wurden nicht fertig, über die Schwaben zu schimpfen, banden mir sogar noch das letzte Säckchen Hafer ab.
... Wir wollten zurück in unsere Heimat, nach Neusatz, mußten aber ... erfahren, daß alle Brücken, auch viele Straßen gesprengt waren und der Eisenbahnverkehr lahmgelegt war. An Leib und Seele gebrochen, enttäuscht und ratlos standen wir da - mit 3 kleinen Enkeln - wir wußten noch nicht, daß ihr Vater in russischer Gefangenschaft sterben mußte. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Volks- und Ostdeutschen

>>Und ... führten zweihunderttausend Frauen, Söhne und Töchter gefangen weg und nahmen dazu große Beute von ihnen ...<< (2. Chronik 28, 8)

Im Dezember 1944 bzw. im Januar/Februar 1945 begannen in Jugoslawien, Rumänien, Ungarn, Polen und in den deutschen Ostprovinzen planmäßige Verschleppungsaktionen.
In Jugoslawischen erfaßte man ab Dezember 1944 arbeitsfähige deutsche Zivilisten, die für die "Wiederaufbauarbeit in der UdSSR" bestimmt waren. Im allgemeinen verschleppte man arbeitsfähige Frauen (im Alter von 16-40 Jahren) und Männer von 17-45 Jahren.
Während die Serben Tausende von jungen Müttern in die sowjetischen Industriegebiete im Donezbecken "verschickten", achteten sie gewissenhaft darauf, keine deutschen Facharbeiter zu verlieren, denn Tito wollte den Sowjets keine "Spezialisten" überlassen. Die Deportationen der Jugoslawien-Deutschen (ca. 30.000; davon waren 60-80 % Frauen und Mädchen) begannen am 25.12.1944 und wurden Anfang Januar 1945 beendet. Mindestens 5.683 Deportierte kamen in der UdSSR um (x006/96E,131E).
Nach der Befreiung Rumäniens ließen die Sowjets im gesamten Land "Arbeitskräfte für den Wiederaufbau" der UdSSR inhaftieren. Am 2. Januar 1945 begannen in Rumänien großangelegte Deportationen. Innerhalb von mehreren Wochen verschleppte man rd. 75.000 Rumänien-Deutsche in die UdSSR. Während der jahrelangen Zwangsarbeit kamen mindestens 15 % = 11.250 deutsche Zivilisten um (x007/79-80E).
Nach ungarischen Angaben verschleppten die Sowjets ca. 600.000 Kriegsgefangene und Zivilisten. Darunter waren etwa 35.000 volksdeutsche Zivilisten und rd. 30.000 volksdeutsche Kriegsgefangene. Während der sowjetischen Zwangsarbeit kamen mindestens 12 % = 4.200 deutsche Zivilarbeiter um (x008/44E,72E).
Nach Schätzungen des Bundesministeriums für Vertriebene wurden ca. 172.000 Ostdeutsche, 46.000 Polen-Deutsche und 10.000 Memelland-Deutsche in die UdSSR deportiert (x001/-83E,87E, x026/91).
Im Sudetenland und in Mitteldeutschland wurden "nur" einzelne NSDAP-Mitglieder, Kriegsverbrecher oder "Staatsfeinde" zur Zwangsarbeit verurteilt und in die UdSSR verschleppt. Spätere Untersuchungen des DRK-Suchdienstes ergaben, daß Stalin mehr als 400.000 Deutsche verschleppen ließ (x010/34).
Die Festnahme und anschließende Verschleppung der volks- und ostdeutschen Zivilisten begann nicht selten mit arglistigen Täuschungsmanövern. Die arbeitsfähigen Zivilisten wurden z.B. von den Sowjets aufgefordert, sich wegen angeblicher Registrierungen oder für "kurze Arbeitseinsätze im rückwärtigen Frontgebiet" zu melden. Diese Aktionen dauerten jedoch oftmals mehrere Jahre und endeten mehrheitlich in Sibirien.
Bei der Zwangsarbeiterauswahl spielte die Schuldfrage keine entscheidende Rolle. Es kam hauptsächlich darauf an, die vorgegebenen Verschleppungskontingente einzuhalten. Denunzierte NS-Parteimitglieder, Facharbeiter, kräftige oder gutgenährte Personen kamen zuerst an die Reihe. Falls nicht genügend arbeitsfähige Zivilisten "angeworben" werden konnten, wurden auch ältere oder jüngere Arbeitskräfte deportiert. Unter den "Auserwählten" waren nicht selten 13-14jährige Mädchen, 70jährige Männer, Pastoren, Nonnen oder Mütter, die kleine Kinder versorgen mußten. Gelegentlich gehörten auch deutsche Kommunisten zu den Verschleppten, die auf diese Art für Denunziationen und Spitzeldienste "belohnt" wurden.
Im Verlauf der tagelangen Märsche in die sowjetischen Auffang- oder Sammellager mußten die Deportierten z.T. Entfernungen von 100-150 km zurücklegen. Falls die Verschleppten nicht genügend Proviant mitgenommen hatten, mußten sie notgedrungen jämmerlich hungern. Wer das Marschtempo nicht durchhalten konnte und zurückblieb, war meistens rettungslos

verloren. In größeren Orten füllte man die gelichteten Kolonnen gewöhnlich wieder auf. Nicht wenige ahnungslose Ostdeutsche, die man kurzerhand auf offener Straße gewaltsam in die Marschkolonnen eingereiht hatte, marschierten plötzlich ohne Verpflegung und angemessene Winterkleidung nach Osten.
Nach den qualvollen Elendsmärschen kamen die Verschleppten völlig erschöpft in den sowjetischen Auffang- und Sammellagern an. In diesen Lagern wurden z.T. 1.000-10.000 Inhaftierte untergebracht. Die großen Deportationslager für den Abtransport der Ostdeutschen und Polen-Deutschen waren: Insterburg für Ostpreußen, Graudenz, Soldau und Zichenau für Westpreußen, Danzig und Sikawa für das westliche Polen sowie Posen, Beuthen, Krakau, Samor und Sanok für Schlesien und das südliche Polen.
Da die Sowjets nirgends genügend Güter- und Viehwagen bereitstellen konnten, waren alle Auffang- und Sammellager restlos überfüllt. In den Notunterkünften und Gefängniszellen herrschten katastrophale Zustände (unerträgliche Enge und völlig ungenügende Hygiene- bzw. Luftverhältnisse). Im Zuchthaus Bartenstein wurden z.B. 31 Frauen in einer Einzelzelle untergebracht. Die Verschleppten erhielten häufig tagelang nichts zu essen und zu trinken. In den Lagern fanden außerdem tagein und tagaus gefürchtete Verhöre statt, um Geständnisse zu erpressen.
Als der Abtransport in die UdSSR begann, reagierten viele Häftlinge sogar erleichtert. Die Deportierten konnten es sich damals einfach nicht vorstellen, daß ihr zukünftiger Lebens- bzw. Leidensweg noch wesentlich entsetzlicher werden sollte.
Im allgemeinen trieb man durchschnittlich 40-55 Personen in die Vieh- und Güterwaggons. Frauen und Männer verfrachtete man größtenteils in separaten Waggons. In der Regel gab es dort weder Pritschen noch Stroh, keine Öfen und Aborte, sondern nur Schmutz und Schnee. Die abgemagerten Gefangenen wurden dermaßen eng zusammengepfercht, daß sie nicht einmal sitzen, geschweige denn liegen konnten.
Nach den hektischen Verladungsaktionen standen die langen Deportationszüge manchmal stunden- oder tagelang in den Bahnhöfen. Obgleich die Verschleppten nichts Gutes zu erwarten hatten, atmeten viele erleichtert auf, wenn sich die Lokomotive mit den ca. 40 Viehwaggons und etwa 1.600-2.200 "Reisenden" endlich in Bewegung setzte. Während der Abfahrt hörte man nicht selten das "Deutschlandlied" oder Heimat- und Kirchenlieder.
Je weiter die Züge nach Osten rollten, desto kälter wurde es. In den Wintermonaten Januar bis März 1945 froren die nur notdürftig bekleideten Gefangenen entsetzlich. Die tödliche Kälte forderte täglich zahllose Opfer. Nachdem sich die Reihen gelichtet hatten, wanderten die halberfrorenen Menschen in den ungeheizten Viehwaggons auf und ab, um nicht zu erfrieren. Die menschenunwürdige Unterbringung (Schmutz und Ungeziefer), Durst und Hunger quälte die Verschleppten von Tag zu Tag mehr. Im Verlauf der wochenlangen Schreckensfahrten erhielten sie oftmals nur völlig unzureichende Trinkwasser- und Verpflegungsrationen.
Die langen Deportationszüge hielten gewöhnlich nach Einbruch der Dunkelheit. Danach wurde Trinkwasser und Verpflegung ausgeteilt. Das Trinkwasser wurde aus Gräben, Flüssen, Teichen und Seen herbeigeschafft. Das Wasser war oft verschmutzt, so daß frühzeitig epidemische Krankheiten, wie z.B. Ruhr und Typhus, ausbrachen. Da die Gefangenen fast nie genügend Trinkwasser bekamen, kratzten sie den Rauhreif und das Eis von verrosteten Eisenteilen der Waggons oder aßen den Schnee, der durch morsche Waggonwände in die Viehwagen wehte.
Falls deutsche und osteuropäische Gefangene gemeinsam transportiert wurden, waren die Überlebenschancen der Deutschen besonders schlecht. Die ehemaligen Soldaten der Wlassow-Armee, Ukrainer, Litauer und zur Zwangsarbeit verurteilte Polen terrorisierten die deutschen Mitgefangenen bei jeder Gelegenheit. Während der Verpflegungsausgabe ereigneten sich regelmäßig Auseinandersetzungen und Schlägereien. Die robusten Osteuropäer drängten

die deutschen Gefangenen meistens mit brutalen Schlägen und Fußtritten zurück. Viele Deutsche mußten zwangsläufig verhungern, denn sie bekamen tagelang keine Nahrung.
Obgleich die Gesundheit und das Leben der deutschen Zwangsarbeiter sehr gering eingestuft wurde bzw. völlig unbedeutend war, ließen die sowjetischen Wachleute grundsätzlich keinen Deportierten entkommen. Die Wachposten stiegen z.B. regelmäßig auf die Güterwaggons und klopften die Waggondächer und Waggonwände gewissenhaft nach gelockerten Brettern ab, um Fluchtversuche zu verhindern.
In den überfüllten Viehwagen entwickelten sich schon bald fürsorgliche Schicksalsgemeinschaften, aber die eisige Kälte, ungenügende Verpflegung und katastrophale Hygieneverhältnisse forderten täglich weitere Todesopfer. Die Lage der Kranken war hoffnungslos, denn sie erhielten mehrheitlich keine ärztliche Versorgung, Medikamente oder Verbandsmaterial. Tagein und tagaus kämpften sterbenskranke Alte, Schwache und Kranke mit dem Tode und starben qualvoll. Viele Menschen erlitten Nervenzusammenbrüche und wurden wahnsinnig.
Die steifgefrorenen Leichen zerrte man vor der Verpflegungsausgabe aus den Waggons. Obwohl man die entkleideten Verstorbenen regelrecht "aufstapeln" konnte, waren die "Leichenwagen" bereits nach einigen Tagen überfüllt, so daß die Toten kurzerhand am Bahndamm verscharrt bzw. "ablegt" werden mußten. Mit zunehmender Fahrtdauer wurden die "Todeszüge" allmählich leerer. Im Verlauf der langen Verschleppungstransporte in die UdSSR verursachten der Kältetod und lebensgefährliche Krankheiten (Ruhr, Typhus, Gesichtsrose etc.) verheerende Verluste. Bei diesen Transporten kamen durchschnittlich bereits bis zu 10 % der deutschen Reparationsverschleppten ums Leben (x001/84E).
Die Zwangsarbeitslager befanden sich vorwiegend in den sowjetischen Industriebezirken am Ural, in den Don- und Donez-Gebieten, im Kaukasus, in der Nähe des Eismeeres oder in Turkmenien (ca. 4.000 km von der bisherigen Heimat entfernt).
<u>Verschleppungsziele und Fahrtdauer (Beispiele):</u>
Filipovo (Batschka/Jugoslawien) - Charkow (Donez-Becken) = 02.01.-21.01.1945.
Pantschowa (Banat/Jugoslawien) - Woroschilowgrad (Donez-Gebiet) = 07.01.-27.01.1945.
Baja (Ungarn) - Grosnyi (Kaukasus) = 09.01.-05.02.1945.
Kronstadt (Rumänien) - Woroschilowgrad = 12.01.-26.01.1945.
Insterburg - Ural-Gebirge = 05.02.-02.03.1945.
Krakau - Donezbecken = 02.03.-16.03.1945.
Insterburg - 100 km östlich von Moskau = 05.03.-18.03.1945.
Schwiebus - 250 km südlich von Moskau = 06.03.-22.03.1945.
Insterburg - Baku (Hafen am Kaspischen Meer) = 23.03.-10.04.1945.
Beuthen - Alma Ata (Kasachstan) = 23.03.-21.04.1945.
Schwiebus - Oka-Gebiete (Ostsibirien) = 25.03.-18.04.1945.
Soldau - 400 km östlich von Ufa (Baschkirien) = 25.03.-18.04.1945.
Soldau - Südural = 07.04.-28.04.1945.
Graudenz - Sibirien = 14.04.-01.05.1945.
Beuthen - Ural-Gebirge = 17.04.-08.05.1945.
Wegen der hohen Sterblichkeitsraten erfolgten bereits im Sommer und Herbst 1945 einige Lagerauflösungen und die ersten Rücktransporte. In erster Linie wurden Nichtarbeitsfähige und kranke Deutsche nach Hause zurückgeschickt. Viele zu Tode erkrankte Verschleppte überlebten den Rücktransport nicht. Nach diesen ersten Rücktransporten führten die Sowjets in den Jahren 1946 bis 1948 weitere Rücktransporte von deutschen Zwangsverschleppten durch. Die letzten größeren Rücktransporte wickelte man im Jahre 1949 ab.
Diese Zwangsdeportationen verstießen eindeutig gegen verbindliche Völkerrechtsnormen, wie z.B. die Haager Landkriegsordnung; 3. Abschnitt (x077/39), denn Deportationen (Zwangsver-

schickungen von Menschen in Gebiete außerhalb des angestammten Siedlungsgebietes durch den eigenen Staat oder eine Besatzungsmacht) waren schon damals nur als "ordnungsmäßige Kriminalstrafe" und unter menschenwürdigen Umständen zulässig (x051/111).
Die "Großen Drei" (der britische Premierminister Churchill, US-Präsident Roosevelt und der sowjetische Regierungschef Stalin) hatten sich bereits während der Konferenz von Teheran (vom 28.11. bis zum 1.12.1943) grundsätzlich über die politische Zukunft und das wirtschaftliche Schicksal des Deutschen Reiches geeinigt. Stalin forderte damals u.a. die Zerstörung der deutschen Schwerindustrie und mindestens 4,0 Millionen deutsche Zwangsarbeiter, die für den Wiederaufbau der UdSSR sorgen sollten (x043/394).
Churchill teilte dem US-Präsidenten Roosevelt am 24. November 1944 schriftlich mit (x025/-262): >>... (Mit der "Verschickung") von 2 oder 3 Millionen Nazis (als Zwangsarbeiter bin ich einverstanden).<<
Am 16. Dezember 1944 unterschrieb Stalin schließlich die völkerrechtswidrige Weisung 7161 des Staatlichen Verteidigungskomitees und ordnete damit die Deportation von arbeitsfähigen Volksdeutschen aus Jugoslawien, Rumänien, Ungarn, Bulgarien und aus der Tschechoslowakei zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion an (x046/279).
Am 3. Februar 1945 unterschrieb Stalin die völkerrechtswidrige Weisung 7467 des Staatlichen Verteidigungskomitees und ordnete damit die Deportation von arbeitsfähigen Volksdeutschen aus Polen und von Reichsdeutschen aus den deutschen Ostprovinzen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion an (x046/279).
Churchill, Roosevelt und Stalin trafen sich vom 4. bis zum 11. Februar 1945 auf der Halbinsel Krim zur "Jalta-Konferenz". Bei dieser Konferenz vereinbarten "Die Großen Drei", daß die Sowjets deutsche Arbeitskräfte (als einen Teil der zugesagten Reparationen) in die Sowjetunion "schaffen" könnten (x010/19).
Die Zwangsverschleppung der deutschen Zivilisten geriet schon bald in Vergessenheit. In der Bundesrepublik Deutschland und der internationalen Öffentlichkeit wurde jahrzehntelang nicht über diese völkerrechtswidrige Versklavung der ost- und volksdeutschen Zivilisten berichtet.

Verschleppung von umgesiedelten bzw. geflohenen Rußland-Deutschen und "Straftätern" aus Mitteldeutschland sowie die Heimführung der "befreiten Sowjetbürger"
Nach dem Kriegsende wurden die Rußland-Deutschen (volksdeutsche Flüchtlinge und Umsiedler aus den Gebieten der Sowjetunion) grundsätzlich wie sowjetische Staatsbürger bzw. Volksverräter behandelt und gewaltsam in die Sowjetunion verschleppt.
Tausende von Rußland-Deutschen wurden sogar in den Besatzungszonen der westlichen Alliierten festgenommen und deportiert. Die amerikanischen und britischen Besatzungstruppen lieferten nicht selten Rußland-Deutsche unaufgefordert an die sowjetischen Deportationskommandos aus. Die Sowjets verschleppten ca. 300.000 Rußland-Deutsche (sog. "Zwangsrepatriierte") in die Zwangsarbeitslager der UdSSR (x026/91) und deportierten ferner ca. 40.000 Reichsdeutsche (unter ihnen waren z.B. auch Rotkreuzschwestern, Nachrichtenhelferinnen und verurteilte "Straftäter") aus Mitteldeutschland (x026/063).
Stalin duldete nach dem Kriegsende keine politischen Gegner. Wer sich verdächtig machte oder als unzuverlässig galt, geriet schnell in ein sowjetisches Strafarbeitslager. Ungezählte Sowjetbürger, die das NS-Regime während des 2. Weltkrieges als Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter ins Deutsche Reich verschleppt hatte, wurden nach ihrer Befreiung in der UdSSR inhaftiert. Man schätzte, daß in der Nachkriegszeit mehr als 10 Millionen Gefangene in Stalins Arbeitslagern inhaftiert wurden (x149/131).
Ein ehemaliger NKWD-Beamter berichtete später über das Schicksal der "befreiten und heimgeführten Sowjetbürger" (x133/572-573): >>Im ganzen wurden von 1943-1947 über 5,5 Mil-

lionen Russen aus den ehemals besetzten Gebieten repatriiert. 20 % wurden zum Tode oder zu 25 Jahren in den Lagern verurteilt - im Grunde ein verlängertes Todesurteil -;
15-20 % erhielten Strafen von 5-10 Jahren;
10 % wurden für mindestens 6 Jahre in die Grenzgegenden Sibiriens verbannt;
15 % wurden als Zwangsarbeiter in den Donbas, Kusbas und andere verwüstete Gebiete geschickt. Ihnen wurde nach Ablauf der Strafzeit nicht erlaubt, in die Heimat zurückzukehren;
15-20 % durften heimkehren, fanden jedoch als nichtregistrierte Arbeitskräfte nur selten Arbeit.
... Die fehlenden 15-20 % sind vermutlich "Schwund", Menschen, die in Rußland "untertauchten", während der Reise umkamen oder flüchteten. ...<<
Ein Pfarrer aus Schwerin berichtete über seine 5jährige Haft in der UdSSR (x149/131): >>Die Gefangenen sind die Zwangskolonisatoren unerschlossener Gebiete, eine Reservearmee unbegrenzter Ausbeutung. Der Zwangsarbeiter ist ein Arbeiter, dem man die härtesten Lebensbedingungen, das ungesundeste Klima, die primitivste und schmutzigste Unterbringung und eine Entlohnung zumuten kann, die sein Leben eben noch fristet. ...
Von der Bahnstrecke Kotlas - Workuta, an deren Fertigung ich noch teilgenommen habe, erzählten die Kameraden, die die ersten Stadien dieser Verlegung mitgemacht haben, daß damals so viele Menschen verhungert, erfroren und an Erschöpfung gestorben seien, daß gleichsam unter jeder Schwelle des Bahnkörpers ein Toter liege.<<
Die Zwangsverschleppung der deutschen Zivilisten und Kriegsgefangenen sowie die Auslieferung der osteuropäischen Verbündeten und sowjetischen Fremdarbeiter, die mehrheitlich nicht freiwillig in die UdSSR zurückkehren wollten, geriet schon bald in Vergessenheit. In der Bundesrepublik Deutschland und der internationalen Öffentlichkeit wurde jahrelang nicht über diese völkerrechtswidrige Versklavung der ost- und volksdeutschen Zivilisten berichtet.

Reichs- und volksdeutsche Verschleppungsopfer, die aus den Deportationsgebieten Ost-Mitteleuropas sowie aus den Besatzungszonen der alliierten Siegermächte in die Sowjetunion verschleppt wurden

Deportationsgebiete	Anzahl der Verschleppten		%	Verschleppungsverluste
Ostpreußen	44.000		45	19.800
Ostpommern	49.000		45	22.000
Ostbrandenburg	17.000		45	7.700
Schlesien	62.000		45	27.900
Deutsche Ostprovinzen	**172.000**	1)	45	**77.400**
Memelland	**10.000**	2)	10	**1.000**
Danzig	12.000		45	5.400
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	8.000		45	3.600
Reichsgau Wartheland, Ostoberschlesien und Generalgouvernement	26.000		45	11.700
Polnische Gebiete	**46.000**	3)	45	**20.700**
Jugoslawien	30.000	4)	45	13.500
Rumänien	75.000	5)	45	33.700
Ungarn	35.000	6)	45	15.800
Balkan	**140.000**		45	**63.000**
Deutsche Siedlungsgebiete im Ausland	**196.000**		43	**84.700**
Ost-Mitteleuropa	**368.000**		44	**162.100**
Aus den deutschen Reichsgebieten verschleppte Rußland-Deutsche (sog. Zwangsrepatriierte)	**300.000**	7)	37	**111.000**
Aus der SBZ verschleppte "Straftäter"	**40.000**	8)	22	**8.800**
In die UdSSR verschleppte Reichs- und Volksdeutsche	**708.000**	10)	40	**281.900**
Innerhalb der Sowjetunion "umgesiedelte" Rußland-Deutsche	**900.000**	9)	27	**239.000**
Insgesamt	**1.608.000**		32	**520.900**

Quellen: 1) - 3) = x001/83E,87E, x026/91, 4) - 6) = x006/96E, x007/79E, x008/44E, 7) - 10) = x026/31,63,91.

Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 (x010/34): >>Die Anzahl der in die Sowjetunion als "Reparationsverschleppte" sowie "Vertragsumsiedler" verbrachten Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und Neiße dürfte mehr als 400.000 Menschen betragen haben, wovon ca. 55 % überlebten. Demnach wären in den Lagern und auf Transporten ca. 200.000 verstorben ...<<

Kurt W. Böhme ("Gesucht wird ... Die dramatische Geschichte des Suchdienstes", S. 275) ermittelte sogar rd. 874.000 deutsche Zivilisten, die wahrscheinlich nach Sibirien und Zentralasien verschleppt wurden. Von diesen Deportierten kamen ca. 341.000 in der UdSSR um (x026/91).

Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes) ermittelte

zum "Themenkomplex Verschleppung" für die Vertreibungsgebiete in Ost-Mitteleuropa (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) folgende Zahlen (x037/60):
1.660.000 Reichs- und Volksdeutsche (613.000 Frauen, 796.000 Männer und 251.000 Kinder) wurden damals in sowjetische Deportationslager verschleppt. Während der sowjetischen Verschleppungsaktion kamen etwa 580.000 Deutsche (226.000 Frauen, 258.000 Männer und 96.000 Kinder) um.
Der deutsche Journalist und Schriftsteller Arno Surminski berichtete später über die Deportationen in Ostpreußen (x039/69): >>Die Verschleppung ... vollzog sich in einer unterkühlten, unblutigen Weise, was die Grausamkeit keineswegs milderte. ... Die meisten Männer, die Flucht und Front überlebt hatten, aber auch zahlreiche arbeitsfähige Frauen wurden davon erfaßt. Sie marschierten unter Bewachung ins nächste Sammellager, in dem Transporte nach Rußland vorbereitet wurden.
Sinn dieser Aktion war es offenbar, deutsche Arbeitskräfte zum Aufbau des zerstörten eigenen Landes heranzuziehen. Außerdem sollte die Entfernung der Männer wohl sicherstellen, daß keine Partisanentätigkeit hinter der Front aufflackerte.
Die Verschleppung erfolgte zu einer Zeit, als die Menschen glaubten, das Schlimmste sei vorüber. Es herrschte schon wieder Ruhe, man lebte zurückgezogen auf den Höfen, vom direkten Krieg war kaum noch etwas zu spüren. Plötzlich tauchten kleine Trupps von Soldaten auf. In Begleitung einer Dolmetscherin gingen sie von Haus zu Haus. Es folgten Verhöre ... Nur Krankheit oder sehr hohes Alter konnten einen Mann davor bewahren, verschleppt zu werden. Erschütternde Szenen haben sich weit hinter der Front angespielt, von niemandem bemerkt, in keiner Zeitung, in keiner Chronik erwähnt.
Zahlreiche Soldaten der russischen Sondereinheiten sah man es an, daß es ihnen weiß Gott keinen Spaß machte, ... Familien auseinanderzureißen. ... Es gehört zu den schrecklichen Erfahrungen, die nicht nur wir Deutschen, sondern alle Teilnehmer des Zweiten Weltkrieges gemacht haben, gemacht haben sollten, daß übergeordnete Befehle die Menschen zu Handlungen bringen können, die sie aus eigenem Antrieb nie getan hätten.
Die Verschleppungen vollzogen sich in einer beängstigenden Lautlosigkeit. Es gibt über sie kaum Fotomaterial und keine dokumentarischen Berichte. Tausende sind spurlos vom Erdboden verschwunden. Verschleppte hatten geringere Überlebenschancen als die regulären deutschen Kriegsgefangenen, denn die meisten von ihnen waren alt und kränklich, überlebten nicht einmal den Transport nach Rußland.
Erschütternd zu sehen, wie viele dieser Menschen im festen Glauben an ihre Unschuld ins Verderben gerieten. Sie dachten noch in hergebrachten Maßstäben. Wer niemand geschlagen, getötet, betrogen oder bestohlen hat, ist nicht schuldig. ...<<
Der deutsche Historiker Herbert Mitzka schrieb später in seinem Buch "Zur Geschichte der Massendeportationen von Ostdeutschen in die Sowjetunion im Jahre 1945" (x024/100): >>...
Es ist eine Tatsache, daß heute in der westdeutschen Bevölkerung erhebliche Informationsdefizite über die Deportations- und Vertreibungsverbrechen bestehen, die 1945 im Osten begangen worden sind. Zwar ist das Faktum der Vertreibung vor allem in der älteren Generation noch bekannt, aber die Massendeportationen von Ostdeutschen aus den Gebieten jenseits der Oder und Neiße und von Volksdeutschen aus Südosteuropa in die Sowjetunion in einer Größenordnung, die dem jüdischen Bevölkerungsanteil in Deutschland im Jahre 1933 entspricht, sind nicht nur den Durchschnittsbürgern, sondern erstaunlicherweise auch den meisten Intellektuellen in der Bundesrepublik unbekannt geblieben.
Die Presse der Heimatvertriebenen hat letztlich nur Aufklärung und Information über diese Problematik bei denen betreiben können, die es eigentlich schon von Anfang an gewußt haben. Auch waren viele Verbrechen, die in diesem Zusammenhang von den überlebenden Opfern berichtet wurden, so haarsträubend, daß sie von den Westdeutschen für übertrieben gehal-

ten und deshalb teilweise nicht geglaubt wurden.<<
Der deutsche Historiker Andreas Hillgruber (1925-1989, seit 1965 Prof. in Marburg, Freiburg und Köln) berichtete später über die Verschleppung der Reichs- und Volksdeutschen aus Ost-Mitteleuropa (x024/102): >>Gegenüber der Flucht und Vertreibung, die vielfach beschrieben wurden, ist die Deportation von ca. 500.000 Deutschen ... ins Innere der Sowjetunion zu sehr in den Hintergrund getreten, obwohl gerade diese Seite der Eroberung des deutschen Ostens wie der übrigen ostmitteleuropäischen Gebiete charakteristisch für das stalinistische System des Sowjetkommunismus war. ...<<
Der deutsche Jurist und Publizist Heinz Nawratil (1937-2015) berichtete später über die Verschleppung der Reichs- und Volksdeutschen aus Ost-Mitteleuropa (x160/3,5): >>Nach Massenmord und Massenflucht war die Verschleppung zur Zwangsarbeit der dritte Apokalyptische Reiter, der über die Vertreibungsgebiete hinwegfegte. Auf der Jalta-Konferenz im Februar 1945 hatten Churchill und Roosevelt Stalin zugestanden, unter der ostdeutschen Zivilbevölkerung auf Sklavenjagd zu gehen.
"Reparations in kind" – Reparationen in Sachleistung, so nannte man in London und Washington diesen Rückfall in die Barbarei. Besonders entsetzt reagierte der spätere US-Chefankläger in Nürnberg, Robert H. Jackson. Er mußte nämlich in den Kriegsverbrecher-Prozessen wegen des gleichen Deliktes anklagen. ...
>>... Von Hunderttausenden deutscher Zwangsarbeiter überlebte ... nur etwa jeder zweite (genau: 55 %).<<
Robert H. Jackson (1892-1954, nordamerikanischer Hauptankläger im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß), der das NS-Regime konsequent bekämpfte, kritisierte später die nordamerikanische Zustimmung zur Sklavenarbeit im Osten (x025/125): >>Was die Welt braucht, ist bestimmt nicht die Idee, die einen aus den Konzentrationslagern herauszuholen und die anderen hineinzustecken, sondern die Konzentrationslager selbst müssen abgeschafft werden. ... Das wirkliche Problem bei der Verschickung von Arbeitskräften wird sein, daß sie niemals wiederkommen. ...<<
Der nordamerikanische Völkerrechtler und Historiker Dr. Alfred M. de Zayas berichtete später über die Verschleppung der Reichs- und Volksdeutschen in die Sowjetunion (x039/143-144): >>Ein Sonderkapitel der Flucht bietet die Verschleppung deutscher Zivilpersonen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion, denn gerade aus Angst vor diesen Deportationen ergriffen viele Ostdeutsche die Flucht.
Von den zurückgebliebenen oder unterwegs überrollten Ostpreußen, Pommern, Brandenburgern und Schlesiern wurden 218.000 verschleppt. Mehr als 100.000 kamen bei den Strapazen um oder erlagen der Kälte oder dem Hunger. Außer den Reichsdeutschen wurden auch Hunderttausende von Volksdeutschen aus Polen, Rumänien, Jugoslawien und Ungarn als sogenannte "Reparationsverschleppte" deportiert. Auch bei ihnen lag die Sterbeziffer um 45 Prozent.
Der Begriff "Reparationsverschleppte" besagt, daß die Siegermächte Reparationen aus Deutschland in der Form von Arbeitsleistungen forderten. Die Frage wurde auf der Jalta-Konferenz (4.-11. Februar 1945) erörtert und die Entscheidung in einem von Churchill, Roosevelt und Stalin unterzeichneten Protokoll vom 11. Februar 1945 festgehalten, wonach "Reparations in kind" anstelle von Geldreparationen aus Deutschland zu nehmen seien. Der Begriff "Reparations in kind" wurde dahingehend definiert, daß Lieferungen aus der laufenden deutschen Produktion, Demontage deutscher Industrien und Verwendung deutscher Arbeitskräfte eingeschlossen waren.
Eine Reparationskommission mit einem sowjetischen, einem amerikanischen und einem britischen Mitglied wurde in Moskau gebildet. Daher tragen die westlichen Alliierten auch die Mitverantwortung an dem Massensterben der deutschen Reparationsverschleppten.

Die Verschleppungen begannen allerdings bereits vor der Konferenz von Jalta, also lange vor der Absprache mit den Westalliierten. Für die Volksdeutschen im rumänischen Banat und in Siebenbürgen begannen sie im Herbst 1944, für die Ostpreußen im Januar 1945. ...
Die Umstände der Internierung und die Transporte in russischen Güterzügen waren erbärmlich. Männer von 17 bis 60 Jahren, Frauen von 15 bis 50 Jahren wurden erfaßt; wobei viele junge Mütter von ihren Kindern getrennt wurden.
Nach der Ankunft in den Arbeitslagern mußten die erschöpften Menschen schwere körperliche Arbeiten leisten, so in Kohlengruben, Ziegeleien, Panzerfabriken, beim Kanalbau und im Steinbruch. Nur wenn sie sehr krank und arbeitsunfähig waren, wurden sie frühzeitig nach Deutschland zurückgeschickt. Die anderen folgten erst 1947, 1948, 1949 oder noch später.
Von den Millionen Vertriebenen haben die "Reparationsverschleppten" am meisten gelitten, denn sie verloren nicht nur die Heimat, sondern leisteten jahrelang Sklavenarbeit, wie die Besiegten in der Zeit der ägyptischen Pharaonen. Rund die Hälfte dieser Sklaven des 20. Jahrhunderts ist umgekommen. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Jugoslawien-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1961 über die Zwangsverschleppung der Jugoslawien-Deutschen (x006/93E-97E): >>**Die Deportation in die UdSSR**

Die zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion bestimmten Jugoslawiendeutschen wurden um die Jahreswende von 1944 auf 1945 deportiert. Davon war vor allem die im Banat und in der Batschka und Baranja ansässige Bevölkerung betroffen. Die Ausführung der Aktion, die Erfassung der arbeitsfähigen Jahrgänge, sowie der Transport zu den Verladebahnhöfen lagen in den Händen der Partisanenkommandos.

Die Musterung auf Arbeitstauglichkeit wurde in der Regel kurz vor dem Abtransport durch russische Kommissionen vorgenommen. Es ist anzunehmen, daß der Verschleppungsaktion ähnlich wie in Ungarn und Rumänien russische Forderungen nach Arbeitskräften für den Wiederaufbau in den durch Kriegsschäden betroffenen sowjetischen Gebieten zugrunde lagen. Da es sich bei der Eroberung der Woiwodina durch die Rote Armee nicht um die Besetzung von Feindesland handelte, wie im Falle Ungarns, und sich die Beziehungen zwischen Sowjets und Jugoslawien zunächst ungleich enger gestalteten als die zwischen Sowjets und Rumänien, liegt die Annahme recht nahe, daß russische Forderungen zur Stellung von Arbeitskräften sich nur auf die deutsche Bevölkerung bezogen haben.

Ob hierüber Verhandlungen zwischen Tito und Stalin geführt wurden, ist jedoch unbekannt. Dem Partisanenregime bot sich auf diese Weise eine zusätzliche Möglichkeit, in der schon begonnenen radikalen Lösung des deutschen Problems weiter voranzuschreiten. Andererseits zeigte sich im Verlauf der Zwangsverschickung, daß die Partisanen an einzelnen Stellen den Abtransport von Handwerkern und Facharbeitern zu verhindern suchten, da ihnen an der Ausnutzung dieser Kräfte für den Wiederaufbau ihres Landes gelegen sein mußte.

Die Deportationen setzten schlagartig am 25.12.1944 ein; sie dauerten bis Anfang Januar 1945. Bei der Wahl des ersten Zeitpunktes war man wohl bestrebt, den Moment zu nutzen, an dem die Mitglieder der einzelnen Familien anläßlich der Feiertage zusammengekommen waren. Von der Aushebung betroffen waren die arbeitsfähigen Jahrgänge der deutschen Bevölkerung, Männer im Alter von 17 bis 45, Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren. Diese wurden in den Dörfern aufgefordert, sich auf den Gemeindehäusern einzufinden, wo sie von Partisanen erstmals registriert wurden.

Sodann folgte der Abtransport zu den Sammelstellen, der entweder sofort geschah oder nach kurzfristiger Entlassung der Betroffenen vollzogen wurde. Dabei gab man diesen Gelegenheit, warme Kleidung und Lebensmittel für ca. 14 Tage mit sich zu nehmen, die, wie gesagt wurde, zum Unterhalt für einen längeren Arbeitseinsatz innerhalb Jugoslawiens notwendig wären. In manchen Gegenden wurde Gepäck bis zu einem Gewicht von 200 kg zugelassen und empfohlen. Die zur Deportation Erfaßten wurden zu den Sammelstellen zu Fuß unter Partisanenbewachung transportiert.

Die Sammelstellen befanden sich in den Städten mit günstigen Eisenbahnanschlüssen; in der Batschka waren dies Sombor, Apatin, Kula und Hodschag, im Banat Kikinda, Pantschowa, Groß-Betschkerek und Werschetz. In diesen Städten und den ihnen benachbarten Ortschaften folgten auf die Aushebung unmittelbar Verladung und Abtransport. Aus ihnen wurden auch die arbeitsfähigen Insassen der Internierungs- bzw. Arbeitslager deportiert, soweit sie nicht auswärts zur Arbeit eingesetzt waren.

Dem Abtransport ging eine Musterung durch sowjetische Militärkommissionen voraus; in vielen Fällen war sie mit einer ärztlichen Untersuchung verbunden. Zurückgestellt wurden in der Regel nur Schwangere, Frauen mit Kleinkindern, offensichtlich Kranke und Körperbehinderte. Der Anteil der Frauen überwog sehr stark; zu den einzelnen Verschleppungstransporten gehörten häufig 6- bis 8mal soviel Frauen wie Männer, deren arbeitsfähige Jahrgänge zum

größten Teil zu den Einheiten der Waffen-SS und Wehrmacht eingezogen waren.
Die Ausgehobenen blieben bis zum Abtransport und oft auch noch während der Fahrt über ihr Schicksal im Ungewissen; es kam jedoch auch gelegentlich vor, daß sie nach der Musterung über die Deportation in die Sowjetunion unterrichtet wurden. Die kursierenden Gerüchte veranlaßten allerdings viele, sich mit warmer Winterkleidung einzudecken; Klarheit über das tatsächliche Reiseziel gewannen viele erst auch dem Überschreiten der rumänischen Grenze. Der Transport geschah in Güterwaggons, die nur notdürftig mit Stroh versehen und mit 30 bis 45 Personen belegt wurden.
Die Transportzüge, die auf den Verladebahnhöfen zusammengestellt wurden, waren 40 bis 50 Waggons stark. Das Begleitpersonal bestand aus russischen Soldaten, die sich während der Fahrt im allgemeinen korrekt verhielten. Die Waggons waren während der Fahrt durch Jugoslawien fest verschlossen und wurden erst nach dem Passieren der Grenze dann und wann auf offener Strecke oder an kleinen Stationen geöffnet.
Die Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln während der Fahrt war denkbar unzureichend, konnte jedoch teilweise durch "die mitgenommenen Vorräte ausgeglichen werden. Da kaum Brennmaterial für die in den Waggons aufgestellten kleinen Eisenöfen aufzutreiben war, erhöhten sich die Strapazen der Fahrt, so daß es zu zahlreichen Erkrankungen und vereinzelten Todesfällen kam.
Die Fahrt dauerte im Durchschnitt 15 bis 20 Tage und führte durch Rumänien, wo meistens in Jassy auf russische Breitspurwaggons umgeladen wurde. Das Ziel der Transporte war zumeist das Industrierevier im Donezbecken, wo die Deportierten in Arbeitslager überführt wurden, die sich auf Städte und Kreisgebiete zwischen Charkow und Rostow verteilten.
Nach einer kurzen Ruhepause von acht bis vierzehn Tagen begann der Arbeitseinsatz. Unterschiedslos wurden Männer und Frauen zu schwerer Arbeit herangezogen. Die Kräftigeren arbeiteten unter Tage, wo sie zunächst zur Instandsetzung der Gruben, dann in der Kohleförderung eingesetzt waren. Die anderen führten Aufräumungsarbeiten aus und waren, zunächst im Rahmen des Wiederaufbaus, auf Bauplätzen, Entladebahnhöfen, in Industriewerken, auf Sowchosen und Kolchosen usw. tätig. Gearbeitet wurde nach dem sowjetischen Leistungssystem.
Die Zuteilung der sehr knappen Lebensmittelrationen war abhängig von der Erfüllung vorgeschriebener, oft sehr hoher Arbeitsnormen. Von den baren Lohnzuwendungen verblieb nach dem Abzug der Unterbringungs- und Verpflegungskosten nur ein unbedeutender Rest, so daß eine formale Gleichstellung der Deportierten mit den russischen Arbeitern, soweit sie überhaupt bestanden hat, praktisch ohne Bedeutung blieb. Bis 1947 wurde häufig wochentags in zwei Schichten zu 12, sonntags zu 9 Stunden gearbeitet, später in drei Schichten zu je 8 Stunden.
Die mangelnde fachliche Qualifikation für die Arbeitsleistungen, allgemeine Erschöpfung und ungenügend geschützte Arbeitsplätze führten häufig zu schweren Unfällen. Die Ernährung war völlig unzulänglich und stand in keinem Verhältnis zur geforderten Leistung. Wenn sich die Versorgung auch allmählich im Zuge der allgemeinen Verbesserung der Verhältnisse in der Sowjetunion nach dem Kriege hob - insbesondere bedeutet das Jahr 1947 hier einen gewissen Wendepunkt - und die Möglichkeiten eines zusätzlichen Lebensmittelerwerbs, z.B. durch Arbeit auf Kolchosen, zunahm, so forderten Hunger, Unfälle und Unterernährung doch viele Todesopfer.
Dazu kamen die mangelhaften hygienischen Verhältnisse; sie riefen in den Lagern zahlreiche Epidemien hervor, die durch die Überfüllung der Massenquartiere, fehlende ärztliche Behandlung und Medikamentenmangel noch gesteigert wurden.
Die ersten Kranken und Arbeitsunfähigen wurden im Sommer 1945 entlassen. Weitere Krankentransporte wurden im Laufe der Jahre 1946, 1947 und 1948 zusammengestellt. Die allge-

meine Entlassung begann mit der Auflösung dieser Lager im Oktober/November 1949.
Die Transporte wurden über Frankfurt (Oder) in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands geleitet. Einige kleinere Krankentransporte wurden im Sommer und Herbst 1945 nach Jugoslawien zurückgeführt, wo man die von den Sowjets entlassenen Heimkehrer sofort in die bestehenden Zwangslager für Volksdeutsche verbrachte.
Als im Laufe des Jahres 1946 weitere Volksdeutsche aus Jugoslawien mit Krankentransporten ins rumänische Entlassungslager Focsani kamen und dann in ihre Heimat weitergeleitet werden sollten, verweigerten die jugoslawischen Behörden ihre Aufnahme. Die Transporte dieser Heimkehrer wurden dann wochenlang im Grenzgebiet zwischen Jugoslawien, Rumänien und Ungarn hin- und hergeschoben, bis sie sich zerstreuten oder sie schließlich von den ungarischen Behörden nach Österreich abgeschoben wurden.
Die Gesamtzahl der in die Sowjetunion deportierten Jugoslawiendeutschen läßt sich nach der Zahl und Stärke der ermittelten Transporte auf ca. 27.000 bis 30.000 schätzen.
Die Verlustquote ist schwerer zu bestimmen, jedoch wird man annehmen dürfen, daß ca. 16 Prozent der Deportierten in der Sowjetunion verstorben sind; die Mehrzahl der Überlebenden wurde durch Krankheiten und Entbehrungen physisch gebrochen.<<

Internierung im Dezember 1944 und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager Makejewka im Donezbecken im Januar 1945, Zwangsarbeit bis November 1949
Erlebnisbericht der Katharina T. aus Kubin im Banat in Jugoslawien (x006/300-302): >>Am 6. Oktober 1944 wurde ... (Kubin) von den Russen besetzt. Die einheimischen Partisanen hatten von den Russen die Erlaubnis, die Deutschen so zu behandeln, wie es ihnen beliebte, und das taten sie auch. Wir lebten in ständiger Angst, ... mußten uns täglich melden und wurden täglich zur Arbeit getrieben. Von diesen Leuten sind jeden Tag ... einige verschwunden. Später hat man von den Serben selber erfahren, daß diese Leute totgeschlagen oder zu Tode gequält wurden. ...
Die Partisanen haben überall und alles geplündert, auch haben sie die russischen Soldaten zu deutschen Mädchen gebracht. Wir wurden von den Großeltern (die Eltern waren nicht mehr zu Hause) versteckt, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. ...
Am 30. Dezember 1944 kam ein Aufruf, alle Mädchen und Frauen zwischen 18 und 30 Jahren müssen sich melden. Die, die nicht kamen, wurden von bewaffneten Partisanen abgeholt. Am 30. Dezember 1944 bin ich mit noch 45 Mädchen und Frauen aus Kovin nach Rußland verschleppt worden.
Am 1.1.1945 wurden wir in Pantschowa in Viehwaggons verladen. Es war ein großer Transport, denn es wurden vom ganzen Banater Kreis die Leute zusammengebracht. Die Fahrt von dort nach Rußland dauerte 16 Tage.
Während dieser 16 Tage bekamen wir ein einziges Mal etwas zu essen, einen Sack Knäckebrot und einen Schinken pro Waggon. In einem Waggon waren 40 Leute. Wir waren Tag und Nacht unterwegs.
Der Transport wurde auf 3 Lager verteilt. Ich war bei denen, die nach Makejewka, Kreis Stalino, kamen.
Dort angekommen, wurden wir in einem Hallenbad untergebracht, denn sämtliche Lager waren zerstört. Die Männer mußten diese Lager in Ordnung bringen und aufräumen. Die ersten 8 Tage verbrachten wir mit ärztlichen Untersuchungen und allgemeiner Reinigung. Auch über unsere politische und religiöse Meinung wurden wir ausgefragt. Nach diesen 8 Tagen wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Ich kam in eine Eisengießerei und mußte dort Erde schaufeln. ...
Es war eine schwere Arbeit, wir mußten 12 Stunden am Tage arbeiten, Tag- und Nachtschicht. Andere Gruppen wurden für Straßenbauarbeiten, Aufbauarbeiten, Bau von Eisenbahnstrecken und landwirtschaftliche Arbeiten eingeteilt. Nach Kriegsende wurde die Ar-

beitszeit auf 8 Stunden am Tage und in 3 Schichten eingeteilt. Wir bekamen nur sehr wenig zu essen, zweimal am Tag ¼ Liter Krautsuppe und einen Eßlöffel Hirsebrei und etwas Brot, je nach Schwere der Arbeit, von 500-1.000 g.
Wir wurden zur Arbeit und auch zum Essen von bewaffneten Russen begleitet. - Schmuck und Armbanduhren wurden uns von einem russischen Offizier abgenommen.
Es war im Lager verboten, mit den Männern in Verbindung zu treten. Wenn die Aufseher eine Frau mit einem Mann im Lager sahen, wurde sie einige Tage eingesperrt und bekam weniger Brot. Dem Mann dagegen passierte gar nichts. In unserem Lager waren 35 Frauen und 150 Männer. Es war eines Tages doch so weit, daß einige Frauen schwanger wurden, diese durften dann mit einem Krankentransport nach Deutschland fahren. Daraufhin wollten mehrere Mädchen ein Kind, um auf diese Weise aus dem Lager entlassen zu werden. Den Russen fiel dies natürlich auf. ... Wenn sie erfuhren oder merkten, daß ein Mädchen schwanger war, zwang man sie, zu einem Arzt zu gehen, um das (Problem) zu beseitigen. Tat es das Mädchen nicht, zwang man den betreffenden Mann, den ärztlichen Eingriff zu erlauben. Erhielt man keine Erlaubnis, dann wurden beide eingesperrt. ...
Ab 1948 wurden wir nicht mehr bewacht und durften frei herumgehen. In Rußland wurde uns gesagt, daß wir von den Serben ... für 5 Jahre verpflichtet wurden, dies traf auch zu, denn wir wurden erst nach 5 Jahren Arbeit aus Rußland entlassen.
Bis 1948 wurden schwangere Frauen entlassen, nach 1948 nicht mehr, so daß die Kinder in Rußland zur Welt kamen. Die Frauen mußten weiterhin zur Arbeit gehen. Eine Frau blieb immer daheim und betreute die Kinder.
Ich lernte meinen Mann im Lager in Rußland kennen, er war aus meiner Heimat. Ich brachte auch in Rußland ein Kind zur Welt und wurde dann mit meinem Mann im Jahre 1949 aus Rußland entlassen und kam im November 1949 nach Deutschland.<<

Internierung Ende Dezember 1944, Zugtransport in den Industriebezirk von Woroschilowgrad im Januar 1945, Zwangsarbeit bis November 1946

Erlebnisbericht der Fabrikarbeiterin Karolina G. aus Bulkes in der Batschka, Jugoslawien (x006/309-313): >>Zu Weihnachten 1944 wurden aus Bulkes etwa 80 arbeitsfähige Frauen und Mädchen (im Alter von) ... 18 und 30 Jahren zu Zwangsarbeiten nach Rußland verschleppt. Diese Frauen wurden in Fußmärschen bis nach Baja, einem Sammellager für die Verschleppungsaktionen in Südungarn gebracht, und am 11. Januar 1945 in die dort zusammengestellten Transporte eingereiht.
Am 29.12.1944 wurde durch Trommelschlag bekanntgegeben, daß sich alle Frauen von 30 bis 40 Jahren sofort im Gemeindeamt zu melden hätten. Ich mußte auch auf die Gemeinde, wo uns gesagt wurde, daß wir in zehn Minuten mit Lebensmitteln für fünfzehn Tage und mit zwei Garnituren Wäsche wieder zurück sein müssen, wir kämen in die Umgebung auf Arbeit. Als ich zurückkam, waren inzwischen auch die noch zurückgebliebenen jüngeren Frauen zusammengetrieben worden; wir waren insgesamt genau 120 Frauen.
Wir wurden gleich festgehalten und in der Nacht ... um 2 Uhr unter Bewachung zu Fuß nach Backa Palanka getrieben; von dort wieder zu Fuß ... nach Odzaci, wo wir zu Neujahr, völlig erschöpft, russischen Offizieren übergeben wurden. Kurz darauf wurden wir in Güterwagen zu je 30 Personen verladen. Insgesamt wurden mit uns am Neujahrstag 1.400 Volksdeutsche ... verladen.
Die Waggons wurden verschlossen und nur jeden zweiten oder dritten Tag auf zehn Minuten geöffnet, so daß wir auch die Notdurft in den Wagen verrichten mußten. Der Transport wurde von russischen Soldaten begleitet und bewacht, er ging nach Rußland. Während der 19tägigen Fahrt erhielten wir nichts Warmes zu essen und zu trinken. Erst am 17. Tag erhielten wir in Rußland die erste und einzige Verpflegung: eineinhalb Kilo Brot, ein kleines Stückchen

Fleisch, einen Eßlöffel Zucker und etwas Tee, den wir nicht kochen konnten, weil wir nichts zu heizen hatten.
In den Wagen hatten wir kein Stroh, wir sind buchstäblich an den Brettern angefroren. Man gab uns auch kein Wasser. Wir haben das Eis, das sich von der Ausdünstung an der Innenseite der Waggons niedergeschlagen hatte, von den Wänden heruntergekratzt und gegessen. Viele sind auf diesem Transport erkrankt und gestorben, zahlreiche hatten Durchfall. ...
Völlig erschöpft kamen wir am 19.1.1945 in Antrazit, in Woroschilowgrad im Donezbecken, an. Wir wurden in ein acht Kilometer entferntes Lager eingewiesen. Die ersten acht Tage lagen wir auf dem gefrorenen Fußboden. Die Fenster waren kaputt, so daß es hereinschneite. Die Männer aus unserem Transport reparierten gleich die Fenster und bauten 3 übereinanderliegende Pritschen auf, so daß wir wenigstens liegen konnten.
Ich lag mit 30 Frauen in einer Stube, die etwa 16 qm groß war, über ein Jahr lang auf den Brettern. Stroh, Tische oder Stühle gab es nicht, wir hatten kaum Platz zum Liegen. Rings um das Lager war ein dreifacher Stacheldraht gezogen, es war dauernd von Soldaten und z.T. auch von bewaffneten Frauen bewacht. In diesem Lager war nur unser Transport, 1.400 Volksdeutsche aus Jugoslawien, untergebracht.
Der größte Teil der Lagerinsassen - man bezeichnete uns als Zivilinternierte - wurde zur Arbeit in den Kohlengruben verpflichtet. Ich und noch 50 Frauen wurden in die Stadt Antrazit zu Aufräumungsarbeiten geführt. Täglich mußte ich acht Stunden lang schwerste Arbeit verrichten. 6 Tage arbeitete ich in der Stadt, am 7. Tag, den wir eigentlich frei haben sollten, mußte ich auf dem Feld, auf dem das Gemüse für die Lagerinsassen angebaut wurde, von morgens bis abends, oft 10 und mehr Stunden umgraben und hacken.
Wenn ... die vorgeschriebene Arbeit nicht verrichtet und ... eine Meldung an die Lagerleitung erstattet wurde (und das war oft der Fall), wurden die betreffenden Personen im Lager schwer mißhandelt, geschlagen und während der Nacht in den Keller gesperrt.
Als Lohn erhielt ich monatlich 140 bis 200 Rubel. Dieses Geld mußte ich aber wieder für die Lagerverpflegung ausgeben. Es blieben monatlich höchstens 20 Rubel übrig. Manchmal langte der Monatslohn nicht einmal für die Lagerverpflegung. Kleider und Schuhe bekamen wir keine.
Die Verpflegung war sehr schlecht und sehr eintönig. Wir bekamen Tag für Tag das gleiche Essen. Morgens gab es einen halben Liter Wassersuppe mit Tomaten, ... etwas Tee und 500 g Schwarzbrot, das nicht richtig ausgebacken und kaum genießbar war. Abends bekamen wir wieder eine Wassersuppe mit etwas Gurken und 2 Eßlöffel Maisschrot. Sonst erhielten wir nichts zu essen. Wer Geld hatte, konnte sich auf dem sogenannten "freien Markt", auf dem alles sehr teuer war, zusätzlich Bohnen, Maisschrot, Gurken oder Tomaten kaufen. Wir verkauften alle mitgebrachten Kleidungsstücke und Sachen an die Russen, soweit wir sie entbehren konnten, um zu etwas Geld zu kommen. ...
In den Wintermonaten 1945/46 starben in unserem Lager täglich 6-7 Personen. Von den mit mir verschleppten 120 Frauen aus Bulkes (in der Batschka/Jugoslawien) sind bis zu meiner Entlassung (Mitte November 1946) 49 gestorben. ... Die hygienischen Verhältnisse waren fast unerträglich. Wir waren verlaust und konnten vor Wanzen im Sommer nicht schlafen.
Im Winter 1945/46 brach Kopftyphus aus. ... Außer 2 Sorten Tabletten gab es keine Medikamente. Ins Krankenrevier wurden nur diejenigen aufgenommen, die morgens über 38 ° C Temperatur hatten. Alle anderen mußten zur Arbeit. Es kam oft vor, daß mehrere bei der Arbeit zusammenbrachen.
Gottesdienst gab es keinen. Einige von uns hatten Bibel und Gesangsbuch mitgenommen, diese wurden ihnen aber von den Wachleuten, während wir auf der Arbeit waren, mit anderen Sachen aus der Unterkunft gestohlen und als Zigarettenpapier verwendet.
Wir konnten uns über die Behandlung und über die unzureichende Verpflegung nirgends be-

schweren. Als wir dem Lagerkommandanten durch einen Landsmann ... die Bitte vorbrachten, uns mehr Essen zu geben, da wir nicht mehr arbeiten könnten, wurde uns mit Prügelstrafe gedroht und gesagt, daß wir bei 200 g Brot in den Keller gesperrt würden, wenn wir nicht arbeiten wollten.
Während meiner 22monatigen Internierung erhielt ich im ganzen 2 Rote-Kreuz-Karten (zum Versand). Ich glaube nicht, daß sie weiterbefördert wurden, denn ich erhielt kein einziges Mal Post.
In der Zeit, in der ich dort war, wurde das Lager lediglich einmal, und zwar im Sommer 1946, mit etwa 300 Deutschen aus den polnischen Gebieten aufgefüllt. Diese waren nicht so widerstandsfähig wie wir und sind in kürzester Zeit zugrunde gegangen. Als ich entlassen wurde, waren von diesen 300 nur noch etwa 50-60 Personen am Leben.
Am 12.9.1946 wurden die ersten 200 Kranken und Arbeitsunfähigen aus unserem Lager fortgebracht. Sie wurden, wie ich später erfuhr, in die russische Zone Deutschlands entlassen.
Am 13.11.1946 wurden in unserem Lager die Frauen, die über 35 Jahre alt waren, insgesamt etwa 180, ... darunter auch ich, in Güterwagen verladen, an einen Krankentransport angeschlossen und nach 20tägiger Fahrt nach Frankfurt/Oder gebracht. Während der Fahrt erhielten wir täglich 500 g Schwarzbrot, eine bis 2 Kartoffeln, für 6 Tage einen Hering und einmal 7 kleine Bonbons. Viele haben die deutsche Grenze nicht mehr erreicht, sie sind während des Transportes gestorben.
In Frankfurt wurde ich von der russischen Militärkommandantur gefragt, wohin ich entlassen werden wolle; ich sagte, in meine Heimat nach Jugoslawien. Von einer deutschen Schwester erfuhr ich zum ersten Mal, daß wir Volksdeutsche nicht mehr in unsere Heimat konnten. Ich erhielt einen russischen Entlassungsschein, der für Brandenburg ausgestellt wurde. Ich kam zunächst ... nach Neuwiese, Kreis Hoyerswerda/Sachsen in ein Durchgangslager. Nach 3 Wochen wurde ich in ein Lager nach Riesa in Sachsen verlegt, in dem ich 2 Monate lang blieb und keine Beschäftigung hatte.<<

Internierung Ende Dezember 1944, Zugtransport in den Industriebezirk von Woroschilowgrad im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Dezember 1949

Erlebnisbericht des Landwirts S. L. aus Sombor in der Batschka, Jugoslawien (x006/313-318): >>Am 26. Dezember, am 2. Weihnachtstag, wurde durch Trommelschlag verkündet, daß alle deutschen Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr, die Frauen vom 18. bis 30. Lebensjahr, sich in der Gemeinde melden müssen. Als wir einzeln vor die 2 russischen Offiziere traten, wurden unsere Geburtsdaten im Geburtsregister der Gemeinde nachgeprüft.
Bei diesen Arbeiten wurden sie von einem Dolmetscher unterstützt. Der Dolmetscher sagte uns, daß wir zu Arbeiten in Jugoslawien herangezogen werden. Ein jeder sollte sich mit warmen Kleidern versorgen, zum Schlafen (sollte man) Decken oder Federbett mitnehmen, Eßbesteck, Teller und Lebensmittel bis zu 220 kg an Gewicht bereithalten. Frauen, die Kinder bis zum 7. Lebensjahr hatten, wurden von diesem Arbeitseinsatz befreit.
Darauf wurden wir nach Hause entlassen, und man teilte uns mit, daß wir uns am 28. Dezember, um 6 Uhr morgens, mit unserem Gepäck von 220 kg im Gemeindehaus melden sollten. Diese Anordnung wurde jedoch rückgängig gemacht, weil uns die Partisanen schon am 27. Dezember, vormittags, abholten. Zu mir kamen 2 bewaffnete Partisanen und nahmen mich mit zur Schule, wohin sie alle Frauen und Männer brachten, die man für den Arbeitseinsatz ausgesucht hatte.
Am 28. trieben uns die Partisanen nachmittags zu Fuß in die 12 km entfernte Stadt Sombor. Wir waren 116 Männer und 30 Frauen. Das Gepäck wurde uns mit dem Wagen nachgebracht. In der Stadt wurden wir in eine Militärkaserne gebracht, wo man schon die Deutschen aus den anderen umliegenden Ortschaften zusammengetrieben hatte. Dort wurden wir von den Russen

übernommen und in einem Raum der Kaserne untergebracht. Russische Soldaten versorgten uns mit Brennmaterial, indem sie Tische und Bänke zerschlugen und zu Brennholz machten.
Am 29. Dezember, in der Frühe, kam ein russischer Arzt und fragte, wer krank sei. Die Kranken blieben zurück. Aus unserem Ort waren es 3 Personen. Am Abend wurden wir zur Bahnstation getrieben, dort in Viehwaggons verladen. In einem Waggon waren wir ... 20-30 Leute. ... Frauen und Männer wurden gemischt in den Waggons untergebracht.
In unserem Zug waren 1.200-1.300 Personen. Als er sich am Abend um 21 Uhr langsam in Bewegung setzte, waren wir schon ... überzeugt, daß es nach Rußland geht. Im Waggon hatten wir einen Ofen, aber es war nicht genügend Brennmaterial vorhanden. An Haltestellen wurde immer neues Brennmaterial organisiert; es wurden Zäune abgebrochen, Holz aus den Waggons genommen, die am Bahnhof standen. Schlafmöglichkeiten gab es außer dem nackten Bretterboden des Waggons keine. ...
Als wir an einem kleinen Bahnhof hielten, konnten wir uns Maislaub in unseren Wagen holen. Das Maislaub haben wir auf dem Bretterboden ausgebreitet. Es gab uns etwas Wärme, auch konnten wir darauf liegen. Als wir zur rumänischen Grenze kamen, ... blieb der Transport 2 Tage stehen. Wir hofften alle, daß es nicht nach Rußland, sondern wieder nach Hause gehen würde. An dieser Station gab es viel Stroh. Wir haben uns davon viel in den Wagen getragen und richteten uns gute Schlafstellen her.
Am 2. Januar sind wir dann nach Rußland weitergefahren. Während der ganzen Fahrt haben wir wenig zu sehen gehabt. Unsere Waggons hatten nur kleine Fenster, die Türen waren immer von außen verschlossen. Sie wurden nur auf einzelnen kleinen Stationen geöffnet. Unsere Verpflegung bestand in der Hauptsache aus den Lebensmitteln, die wir mitgenommen hatten. ... Warmes Essen hat es auf dem ganzen Transport nicht gegeben. Einmal bekamen wir an einer Station Schwarzen Kaffee. Einmal am Tag durften wir Wasser fassen und (das Gelände an den) ... Bahnschienen entlang ... als WC benützen. ... Unsere Beleuchtung war sehr primitiv. Wir hatten eine Schuhcremeschachtel mit Fett gefüllt, einen Lappen hineingesteckt und angezündet.
In den ersten Tagen waren wir sehr niedergeschlagen und traurig. Langsam ... besserte sich die Stimmung. Es wurden Betstunden abgehalten, Kirchenlieder gesungen. Späterhin wurden dann auch weltliche Lieder gesungen, die Männer griffen zu einem Kartenspiel, und so hat das Leben schon eine kleine Abwechslung erfahren. Am 17. Januar kamen wir ... an.
Der Ort hieß Budenowka. ... In Steinblockhäusern wurden wir untergebracht. Die Betten waren aus grünen, nassen Brettern. ... Stroh oder Strohsäcke hatten wir keine, wir mußten auf den Brettern liegen. Erst später, nach einigen Wochen, bekamen wir Stroh in die Betten. In meinem Zimmer waren 40 Personen. - Die Frauen hatten ihre eigenen Unterkünfte in einem anderen Blockhaus. - Im Zimmer war auch ein Ofen, den wir gelegentlich anheizten. In unserem Zimmer haben wir nie gefroren.
Von unserem Transportzug konnten nicht alle in den vorhandenen Blockhäusern untergebracht werden, so daß etwa 500 Personen in andere Lager kamen. Das Terrain um die Blockhäuser wurde mit Draht eingefaßt und wurde auch immer bewacht.
Die Küche war 2 km vom Lager entfernt. Bei der Küche war auch ein Speiseraum eingerichtet. Es gab täglich 2-3mal warmes Essen. Zum Frühstück gab es Krautsuppe oder gedünstetes Kraut oder Gurkensuppe. Zum Mittagessen gab es ... Suppe, manchmal Kascha, gekochte rote Rüben oder Hirse. Abends gab es 700 g nasses ... Brot. Manchmal gab es auch Fische. Sie sahen sehr unappetitlich aus, aber gegessen wurden sie doch. ... Wir verkauften unsere letzten Kleider. ... Für das Geld kauften wir uns Maisschrot und Sonnenblumenkuchen. Zuckerrüben wurden als Nachspeise gekocht. In jedem Blockhaus gab es Herde zum Kochen. In alten Konservendosen kochten wir unsere eingetauschten Lebensmittel. ...
Bis zum Herbst 47, bis zur neuen Ernte, war bei uns überall Hungersnot. Von den Lagerinsas-

sen sind sehr viele betteln gegangen. Der Großteil der russischen Zivilbevölkerung hat gerne und willig gegeben, wenn sie etwas hatten. ... Unsere Lagerwache war nicht sehr streng, so daß wir uns manchmal als "Bettler" betätigen konnten. ...
Das Kartensystem (für Lebensmittelzuteilungen) wurde am 16. Dezember 1947 in der Sowjetunion abgeschafft und gleichzeitig eine Währungsreform durchgeführt. ... Von dieser Zeit an gab es für uns keinen Hunger mehr. Nach der russischen Währungsreform wurden wir auch für unsere Arbeit entsprechend entlohnt. In dieser Zeit hatten wir nicht nur satt zu essen, wir konnten uns auch einige Kleidungsstücke anschaffen.
Am 28. November 1949 kam abends der russische Lagerarzt und teilte uns mit, daß ab morgen keiner mehr zur Arbeit gehen muß. Jeder sollte seine Wäsche, Kleider und Koffer in Ordnung bringen. Am 10. Dezember würde ein Transport aus Stalino abfahren, um uns nach 5 Jahren Zwangsarbeit in Rußland zu unseren Angehörigen zu bringen.
Der Transport ging am 12. Dezember, um 12.30 Uhr, von Stalino ab. Auch jetzt kamen wir in Viehwaggons. ... (Während der Rückfahrt) waren sie aber ganz anders ausgestattet, als während des Verschleppungstransportes. Es waren z.B. Liegestätten und viel Stroh vorhanden. Am 19. Dezember 1949 kamen wir in Frankfurt/Oder an.
In Frankfurt/Oder ... erhielten wir Verpflegung für 2 Tage und 50 Ostmark. ... In Hof-Moschendorf bekamen wir einen Anzug, einen Wintermantel, 1 Paar Schuhe, 2 Paar Unterwäsche, 2 Paar Socken und 150 Mark Taschengeld. Von dort fuhr ich zu meinen Angehörigen.<<

Internierung Ende Dezember 1944, Zugtransport in ein Lager im Gebiet von Charkow, Zwangsarbeit von Januar 1945 bis Oktober 1947

Erlebnisbericht der Anna W. aus Filipovo in der Batschka, Jugoslawien (x006/319-337):
>>Unmittelbar nach dem Hochamt am Weihnachtsfest ... vermeldete der Gemeindediener, daß sich alle Männer vom 18. bis 40. Lebensjahr und die Frauen vom 18. bis 35. Lebensjahr im Gemeindehaus melden müssen. In unserer Familie war ich allein davon betroffen.
Noch am Heiligen Tag trieb man uns um 7 Uhr abends nach Hodschag, wo wir im großen Saal eines Gasthauses auf bloßer Erde übernachteten. Am nächsten Morgen wurden wir schon um 4 Uhr von russischen Offizieren und Ärzten geweckt, die uns untersuchten und unsere Personalien aufnahmen. Als das erledigt war, sagte man uns, wir möchten uns auf eine Arbeit von etwa 15 Tagen auf dem Flugplatz von Sombor gefaßt machen. Jeder könne bis zu 2 Doppelzentner Lebensmittel und Kleidung mitnehmen. ...
Am 27. Dezember 1944, um etwa 8 Uhr abends, war der Abmarsch. Insgesamt waren wir 23 Männer, davon 4 Burschen, und 92 Frauen. 8 von uns waren bereits Mütter, die anderen waren meist noch ledig. Unser Gepäck wurde auf 5 Pferdewagen geladen und abgefahren. Der Weg führte uns über die gefrorenen Felder nach Apatin und nicht nach Sombor, wie uns gesagt wurde. Nach Mitternacht sind wir endlich in Apatin an der Bahnhofswirtschaft angekommen. Hier wimmelte es nur so von Leuten. Manche flüsterten sogar, es ginge nach Rußland.
Im Laufe des Tages fuhr ein Transport mit Volksdeutschen in unbekannter Richtung ab. Inzwischen war unser Gepäck angekommen und wurde gleich von den Partisanen in der Gastwirtschaft nach Alkohol durchsucht. ... Am nächsten Tag mußten die Männer Öfen und Stroh in Viehwaggons bringen. Der Ofen wurde in der Mitte des Waggons aufgestellt. ...
Etwa 30 Männer und Frauen wurden in jeden Waggon eingewiesen und dann die Tür von außen zugemacht. Wie sich später herausstellte, hatte unser Transport rund 1.500 Personen. Zur Bewachung des Transportes war ein Offizier mit seinen Soldaten in einem Waggon hinter der Lokomotive untergebracht. Um 11 Uhr nachts ertönte dann ein schriller Pfiff, und der Zug fing an zu rollen. Die einen sagten, wir mögen uns die Heimat nur gut anschauen, denn so

schnell kämen wir nicht mehr zurück. Andere dagegen meinten, es könne doch nicht so weit gehen, weil doch die Mütter zu ihren Kindern müßten. Das war am 29. Dezember 1944.
Der Zug fuhr über Subotica nach Rumänien, wo er dann auf einer kleineren Station stehenblieb. Wir faßten zum ersten Mal Wasser und Verpflegung. Dazu wurden aus jedem Waggon 3 Personen geschickt. ... Für Brennmaterial mußten wir selbst sorgen. Anfangs kümmerten wir uns wenig um die Verpflegung, denn wir hatten ja noch genug. Die ersten 2 Wochen kam es sogar vor, daß Speck und Teile von Schinken aus dem Fenster hinausgeworfen wurden. Später wurden wir aber vorsichtiger und hoben uns diese Sachen auf.
In Rußland waren wir dann froh, als wir einige Wochen lang unser Essen damit ergänzen konnten. Während der langen Reise faßten wir kein einziges Mal etwas Warmes zu essen. Auf unserem kleinen Ofen konnten wir nicht viel kochen. Sooft die Lokomotive anzog oder plötzlich bremste, flog alles herunter. Als die schneebedeckten Karpaten am Horizont auftauchten, waren alle Fenster besetzt. Die meisten von uns hatten nämlich noch nie im Leben Berge gesehen. So staunten wir stundenlang bei Tag und Nacht die herrliche Bergwelt an. ...
Am 12. Januar 1945 kam ein sehr merkwürdiger Besuch in unseren Waggon. Als der Zug an diesem Tag hielt, erschienen 2 Posten bei unserem Waggonführer und verhandelten mit ihm. Sie wollten unbedingt das Mädchen haben, das kurz vorher unsere Verpflegung geholt hatte. Der Waggonführer behauptete hartnäckig, daß im Waggon nur verheiratete Frauen und keine ledigen Mädchen wären. ...
Nach einer Weile zog einer der Posten den Revolver. Der andere leuchtete mit einem Zündholz jedem Frauenzimmer ins Gesicht, bis sie endlich das betreffende Mädchen gefunden hatten. Zum Glück waren einige Verwandte der Armen unter uns und wollten dieser helfen. Es entstand ein lebhaftes Handgemenge, wobei einer von uns in die Ecke flog, daß es nur so krachte. Wir schlugen einen fürchterlichen Lärm. Der Zug war inzwischen schon weitergefahren und blieb in der nächsten Station stehen.
Der Transportführer kam sofort zu unserem Waggon, um nachzusehen, was da eigentlich los sei. Die Posten mußten hinaus, und das arme Mädchen war gerettet. Am nächsten Tag kehrten diese 2 Lumpen zurück und nahmen uns den Ofen und das so mühsam gesammelte Brennmaterial weg. Jetzt konnten wir frieren. Draußen war eine Kälte von -30 Grad Celsius. Nach 2 Tagen und einer Nacht kamen wir endlich in einem großen Bahnhof an, wo wir in breite russische Waggons umgeladen wurden. Wir waren schon ganz durchgefroren. ...
Während bisher nur 30 Personen in einem Wagen eingesperrt waren, so wurden es jetzt 60. Bald rollte der Zug wieder weiter. ...
Nun waren wir schon 4 Wochen unterwegs, und noch immer war unsere Reise nicht beendet. In der Nacht ... zum 24. Januar 1945 traf unser Transport in Isjum ein. Unsere Fahrt war jetzt endlich beendet. Wir mußten aussteigen. Die Russen sagten, wir könnten unser Gepäck später mit dem Auto bringen lassen. Wer dazu nicht gezwungen war, schleppte seine Sachen lieber selber. Der Weg führte uns bei großer Kälte über weite Schneefelder. Wir kamen nur mühsam vorwärts. Gegen 4 Uhr morgens kam die erste Gruppe ans Ziel. Es war eine kleine Kirche außerhalb des Dorfes Iwanowka. Erschöpft von dem anstrengenden Weg ließen sich alle auf den Schnee fallen. Die 2 Lastwagen mit unserem Gepäck folgten 2 Tage später. Fast alles war durchsucht, und die Hälfte fehlte.
Wir waren sehr überrascht, als wir feststellten, daß alle in dieser kleinen Kirche untergebracht werden sollten. Die Kapelle war etwa 10 m lang. ... In der Mitte der einen Wandseite war nur eine einzige Tür, die in das entheiligte Gotteshaus führte. Die Fenster ... waren zugemauert. Nur hoch oben im Altarraum gab es ein ... kleines Fenster.
Die Kapelle sah innen aus wie ein großer Hasenstall. Im Altarraum waren 8 Pritschen und im Schiff der Kapelle (befanden sich) 10 Doppelpritschen. Der Gang war so eng, daß eine Person kaum zwischen den Reihen gehen konnte. Für jede Reihe (gab es) ... nur eine Leiter mit der

man hinaufklettern konnte. ... 2 Öfen sollten etwas Wärme in den Raum bringen. Das waren aber nur Benzinfässer, in die man 2 Löcher gehauen hatte. Mit dieser Heizung hatten wir viel Ärger. Den untersten war es zu kalt und für den, der oben lag, (gab es) zu viel Rauch. Mit dem nassen Holz, das man verheizte, war es auch kein Wunder! Da sollten wir nun auf dem blanken Holz schlafen.
Buchstäblich wie Ferkel lagen wir da nebeneinander. Wer Bettzeug hatte, konnte sich damit zudecken. Wer nichts hatte, mußte halt schauen, daß er bei Verwandten oder Bekannten einen Unterschlupf fand. Oft waren die neben der Tür am Morgen ganz eingeschneit. Nachts taute das Holz auf und (Wasser) tropfte auf uns herab. ... Mußte jemand in der Nacht hinaus, so gab es viel Verdruß. Überall schauten die Füße heraus, und da stolperte man über manchen Fuß hinweg oder trat darauf. ... Nur eine einzige Petroleumlampe brannte die ganze Nacht hindurch.
Am 26. Januar wurden genaue Personalien aufgenommen. Von unserem ohnehin schon ausgeplünderten Gepäck mußte so manches dran glauben. Das Eßgeschirr und das Besteck wurde allen weggenommen. Auf die Schott-Meßbücher hatten sie es ganz besonders abgesehen. Das feine Papier war begehrtes Zigarettenpapier. Alles, was ihnen sonst noch gefiel, wurde weggenommen. ... Beim Auflösen dieses Lagers gab man uns (später) nur einen Bruchteil davon zurück.
Der 30. Januar 1945 war für mich ein besonders schmerzlicher Tag. Bereits auf der langen Fahrt hatte ich einige Geschwüre auf dem Kopf bekommen. Als hier noch die Läuse dazukamen, sah es bald sehr schlimm aus. An dem genannten Tag schnitt man mir die Haare ganz einfach kurz ab. Ich weinte Tag und Nacht und dachte, ich müsse vor Schmerz darum sterben. Das Schlimmste dabei war mir der Gedanke, was wohl die Mutter dazu sagen wird, wenn ich heimkomme. ...
Um die Kirche herum war ein größerer Platz, in dem wir uns frei bewegen konnten. Ringsherum war ein starker Zaun. Am Eingang zu unserem Lager stand eine Frau Posten. Etwa 200 Meter von der Küche entfernt war die Volksschule, in der die Lagerverwaltung, das Wachpersonal und unsere Küche untergebracht waren.
Dreimal täglich mußten wir in Reih und Glied dorthin marschieren, um unser Essen abzuholen. Man hatte uns einfaches Aluminiumgeschirr gegeben, das wir bei uns behalten durften. Das fast ungenießbare Schwarzbrot warfen wir auf dem Rückweg oft in den Schnee. Die russischen Schulkinder stritten sich darum und suchten es eifrig zusammen.
Nach 3 Wochen errichtete man bei der Kirche eine Notküche aus Brettern und Schilfrohr. Dort froren die Köchinnen sogar am Herd. Für die Küchenarbeit hatten sich meist Apatiner Mädchen gemeldet.
8 Tage gab es keinen Abort. Die Zustände waren unhaltbar und unbeschreiblich. Schließlich ... mußten die Männer in einem Winkel unseres Hofes einen primitiven Abort bauen, für Männer und Frauen getrennt.
In der Kirche war es enger als in einem Ameisenhaufen. Auch dort mußten die Russen eingreifen. Die mittlere Reihe der Pritschen wurde hinausgeworfen. ... So blieb in der Mitte ein etwa 2,5 m breiter Gang frei. Alle Männer und etwa 50 Frauen wurden anschließend in der Volksschule untergebracht. Trotzdem reichte der Platz in der Kirche immer noch nicht für alle Verschleppten. Einige mußten weiterhin auf Koffern schlafen. ...
Am 7. Februar wurden wir in den Wald geführt, unsere Arbeitsplätze wurden uns gezeigt. Über 3 Stunden waren wir in dem weglosen weiten Schnee unterwegs. ... Wir hatten jetzt folgende Tagesordnung: Um 4 Uhr wurden wir geweckt. Waschgelegenheit gab es keine, dafür um so mehr Schnee, mit dem wir uns waschen konnten. Jetzt folgte der Appell mit der Einteilung der Tagesarbeit und Zählung der vorhandenen Arbeitskräfte. Dann wurde uns ein halber Liter Suppe und 500 g fast ungenießbares schwarzes Brot verabreicht, das war alles bis zum

Abend.
Um 5 Uhr war Abmarsch in den Wald. Je nach Witterung wurde es 8.30 Uhr bis 10 Uhr, bis wir im Wald ankamen. Manche mußten jetzt noch einmal eine Stunde weit laufen, bis sie auf ihrem Arbeitsplatz standen. Von 12 bis 1 Uhr war Mittagspause. Wenn jemand noch etwas zu essen hatte, so konnte er es jetzt verzehren. Um 4 Uhr nachmittags ertönte der heißersehnte Schuß für (den) Feierabend. Es wurde 5 Uhr, bis alle beisammen waren und wir den Rückweg antreten konnten. Gegen 8 Uhr sahen wir endlich wieder unser Kirchlein.
Bei schlechtem Wetter wurde es 22 Uhr, bei einem Schneesturm (wurde es) sogar 22.45 Uhr. Jetzt gab es einen halben Liter dünne Suppe, nach der wir uns auf unser Nachtlager zurückziehen konnten. Die Suppe wurde meist von Kraut, Gurken, ... Mais und Haferkernen usw., aber ohne Fett gekocht. Fleisch gab es nur in sehr geringen Mengen, so daß man es gerade noch im Essen feststellen konnte. Ein einziges Mal gab es 5 Hühner für 500 Personen. Wir fanden davon in der Suppe aber nur die Knochen.
Der Appell war morgens immer kurz. Wenn unsere Arbeitsleitungen nicht den Vorstellungen der Lagerleitung entsprachen, fand auch abends ein Appell statt. Dann wurden wir meistens nur beschimpft. ... Abends dauerte der Appell vor der Kapelle selten länger als eine halbe Stunde. Auch das genügte nach der schweren Arbeit und in der großen Kälte.
Als 3 (Zwangsarbeiter) ... die Flucht versuchten, die übrigens gar nicht gelang, mußten wir alle 3 volle Stunden bei -30 Grad Celsius auf dem Appellplatz stehen. In der Schule und in der Kirche hing ein Thermometer, daher wußten wir, wie kalt es war.
Auf dem Weg in den Wald und zurück wurden wir von einem Offizier und 5 kaum 18jährigen Posten bewacht. Solange niemand aus der Reihe trat, taten sie einem nichts. Mußte man ... aus der Reihe heraus, dann konnte man sich auf Hiebe mit dem Gewehrkolben gefaßt machen. Bei den Männern waren sie damit besonders freigiebig. War die Kälte nicht zu groß, so beteten wir gemeinsam den Rosenkranz, sangen ... Kirchenlieder. Besonders die jungen Posten haben uns dabei gerne verspottet und ausgelacht. Wir machten uns aber nicht viel daraus und beteten trotzdem weiter. Auf dem Rückweg trug jeder von uns noch ein Stück Holz für die Küche und die 2 Öfen in der Kirche.
Im Wald mußten die Männer mit einfachen Handsägen große Bäume absägen. Als die Männer dazu schon zu schwach waren, kamen Frauen an ihre Stelle. Sonst mußten die Frauen die Äste abhacken und auf einen Haufen schleppen, wo sie dann verbrannt wurden. Die schweren Stämme mußten an verschiedenen Plätzen aufgestapelt werden. Das mußten die Frauen besorgen. Von dieser Arbeit hatte aber niemand von uns auch nur eine Ahnung, und so haben wir uns mehr geplagt, als notwendig war. Anfangs trugen wir sogar die Stämme auf den Schultern zum Sammelplatz. Bald waren wir aber dazu nicht mehr in der Lage.
Im Wald trafen wir auch russische Arbeiter, mit denen zu sprechen, streng verboten war. Sie zeigten uns, wie man mit den Stämmen umgeht, und schimpften uns aus, weil wir uns so plagten. Von jetzt ab wurde die Tagesleistung minimal. Gearbeitet wurde nur noch, wenn ein Posten daneben stand. Kaum hatte er uns den Rücken gekehrt, so fingen wir an, in Konservendosen oder Stahlhelmen Schnee zu kochen und unsere Wäsche zu waschen, die wir gleich am offenen Feuer trocknen konnten. Langsam bekamen wir noch eine zusätzliche Arbeit, nämlich das Lausen. In Rußland konnte anscheinend niemand Staatsbürger werden, wenn er nicht Flöhe oder Läuse hatte.
Brauchte jemand Kleidung oder Schuhe, dann bekam man in der Regel nur altes, schmutziges und verlaustes Zeug, das mehr oder weniger unbrauchbar war. An Stelle unserer weiten Röcke trugen wir hier Hosen und anstatt der Wintermäntel warme Joppen. Mit den Schuhen war es besonders schlimm, denn nur selten bekam man etwas passende Schuhe.
Jeden Monat gab es einmal eine Badegelegenheit. ... Der Baderaum war etwa 5 mal 4 m groß und wurde von einer Petroleumlampe beleuchtet. An den 2 längeren Seiten standen 2 Bänke

mit je 25 Waschschüsseln, so daß 50 Gefangene gleichzeitig drankamen. Die Männer und die Frauen badeten da völlig entkleidet. Die Kleider mußten nämlich in der Zwischenzeit zur Entlausung abgegeben werden. Meist hatten sie aber nachher mehr Ungeziefer als vorher. Diese Waschgelegenheit wurde von vielen kaum genutzt. Einzelne Gruppen verirrten sich oft auf dem Rückweg zu unserer Kirche. ...
Durch die schwache Verpflegung waren wir bald entkräftet. ... Hatte jemand hohe Temperatur, so legte man ihn auf etwas Stroh und brachte ihn mit dem Pferdefuhrwerk ins Krankenhaus nach Isjum. In unserem Lager hatten wir nämlich keinen Arzt und auch keine ausgebildete Krankenschwester. Bei uns wurden nur die vielen großen Blutblasen und die erfrorenen Glieder behandelt, für die wir täglich drei warme Fußbäder bekamen. Das waren die weitaus meisten Krankenfälle. Alle anderen mußten ins Krankenhaus. In Iwanowka starben nur 3 Männer und eine Frau. Jeder der Toten bekam ein eigenes Grab und ein hölzernes Kreuz. Alle anderen Lagerinsassen waren jedoch so geschwächt, daß im nächsten Lager um so mehr starben.
Ich ging nur 3 Wochen auf die Waldarbeit. Bei der großen Kälte erfroren mir bald die Füße, und so konnte ich daheim bleiben. Einige Dutzend von uns waren in der gleichen Lage wie ich. Soweit wir nicht schliefen, reinigten und flickten wir die Wäsche der anderen. Als meine Füße fast geheilt waren, bekam ich über Nacht plötzlich 32 Geschwüre, die mir die größten Schmerzen verursachten. ... Es war damals eine Kälte von -40 Grad. ...
Am Karsamstag 1945 wurde die Auferstehungsfeier nicht vergessen. Während des Heimweges beteten wir zuerst gemeinsam den Kreuzweg, dann sangen wir verschiedene Fastenlieder. Beim Eintritt in die Kirche stimmten alle das Lied "Großer Gott, wir loben Dich ..." an. Kein Auge blieb trocken, eine halbe Stunde lang haben alle geweint. Der Gedanke an die Heimat machte uns dieses hohe Fest besonders schwer. Wir glaubten, es sei daheim alles halbwegs in bester Ordnung. Damals ahnten wir nicht, was unsere Angehörigen gerade in diesen Tagen mitmachen mußten. ...
Am Ostersonntag feierten wir die erste Gemeinschaftsmesse in der Verbannung und ohne Geistlichen. Wir hatten noch 2 Schott und mehrere andere Gebetbücher. Diese nahmen wir jetzt hervor. Die eine betete die gleichbleibenden Teile vor, die andere die Teile der Ostermesse, genau wie einst daheim in der Kirche. An jedem Sonntag feierten wir auf diese Weise unseren Gottesdienst. Die Zahl der Teilnehmer war sehr groß. Nicht selten kamen auch solche, die schon jahrelang in keiner Kirche waren.
An diesem Ostersonntag gab es auch den ersten Tanz. Einer hatte sich irgendwoher eine Gitarre verschafft und machte Musik. Außer dem Küchenpersonal tanzte aber fast niemand. Wir konnten uns ja kaum rühren. Jeden freien Sonntag ging das jetzt so weiter. Die meisten benützten die wenigen freien Sonntage, um ihre Wäsche zu waschen und auszubessern, da sonst dafür keine Zeit war. Im Durchschnitt war nur jeder zweite Sonntag frei. An den übrigen Sonntagen mußte die Arbeit nachgeholt werden, die während der Woche versäumt wurde.
Bei Kriegsschluß am 8. Mai 1945 mußten wir ... nicht auf die Arbeit. Dreimal wurde uns gutes Essen gegeben, und den ganzen Tag war Tanz.
An den 2 folgenden Tagen wurde alles, was sich noch bewegen konnte, in den Wald getrieben. Nur etwa 40 der ganz Schwachen blieben zurück.
Als wir am 9. Mai abends ins Lager kamen, sagte man uns, wir dürften zusammenpacken, denn es würde endlich heimgehen. Am nächsten Morgen gingen wir etwa um 8 Uhr zu Fuß nach Isjum. Alle nahmen jetzt ihre letzten Kräfte zusammen. Die Hälfte von uns war ja völlig entkräftet, besonders die Männer. In Isjum selbst wurden wir gleich einwaggoniert. Schon am gleichen Tag fuhr der Zug ab. Wie glücklich sind da alle eingeschlummert.
Die vergangenen Monate kamen uns wie ein böser Traum vor. Am nächsten Tag blieb der Zug stehen, und wir faßten die Verpflegung für den ganzen Tag: 5 kleine Kartoffeln, etwa 20-

30 g Fleisch und 500 g Brot. Die 15 ganz Schwachen, zu denen auch ich gehörte, bekamen etwas mehr.
In den ersten Wochen unserer Lagerzeit hatte ein Mädchen aus unserem Dorf ein Lied gedichtet, das bald von allen gesungen wurde. Jeden Tag sangen wir es und jetzt natürlich mit besonderer Freude.
Wer könnte die Enttäuschung beschreiben, als wir nach 2 Tagen in der Nähe von Charkow aussteigen mußten. Daß man uns so ... (zum) Narren halten würde, hatten wir nicht gedacht. Die eine Hälfte von uns, die nicht mehr laufen konnte, wurde mit Lastautos ins neue Lager Osnowo bei Charkow gebracht. ... Wir fanden hier Deutsche aus Polen, die sich uns gegenüber ziemlich feindlich benahmen.
2 Wochen brauchten wir nicht auf die Arbeit und bekamen dreimal täglich gutes Essen, wie Bohnensuppe mit Kartoffeln usw. Für die Männer kam es aber zu spät, denn schon im ersten Monat starb die Hälfte von ihnen. Nach diesen 2 Wochen mußten wir zur ärztlichen Untersuchung. Die ganz Schwachen brachte man in ein anderes Lager - wir sagten "Kurort" -, wo 2 Drittel von ihnen gestorben sind. Die übrigen teilte man in 2 Gruppen: die Stärkeren kamen zur Bauarbeit am Flugplatz, die Schwächeren - die Ziegelkratzer - mußten im Schutt Backsteine heraussuchen und abkratzen.
Zur leichteren Arbeitseinteilung wurden Gruppen von 15 Gefangenen gebildet, die von einem russischen Posten bewacht wurden. Jede Gruppe erhielt einen besonderen Namen. Von der Lagerleitung wurde außerdem ein Vorarbeiter aus unseren Reihen ernannt, der die Arbeit der Gruppe leiten mußte und für seine Leute verantwortlich war. Diese Vorarbeiter wurden oft abgesetzt.
... Zum Frühstück gab es einen halben Liter Suppe und 200 Gramm Brot. Von 8 bis 12 Uhr mußten wir arbeiten. Mittags erhielt jeder ¾ Liter Suppe, 200 g Brot und etwa 4 Eßlöffel Hirse- oder Kartoffelbrei oder etwas Ähnliches. Von 1 bis 4 Uhr mußten wir wieder auf den Arbeitsplatz. Der Appell war erst vor oder nach dem Abendessen. Er dauerte normalerweise eine halbe Stunde, oft sogar bis zu 2 Stunden. Wir wurden täglich gezählt, was immer sehr lange dauerte. Dann wurde die Arbeit für den nächsten Tag an die Gruppen verteilt. Die Vorarbeiter wurden ernannt, schlechte Arbeiter eingesperrt oder zur Strafarbeit nach dem Appell verurteilt, wie z.B. Abort reinigen usw.
Die Unterkunft war in diesem Lager wesentlich besser als in Iwanowka. Hier hatte jeder sein eigenes Bett. 2 der eisernen Betten standen übereinander. Es gab sogar Leintücher und 2 Decken pro Kopf.
Die vielen Wanzen haben uns das Leben sehr schwer gemacht. Soweit es das Wetter zuließ, nahm jeder sein Bett und legte sich ins Freie. Bei Regen ... warteten wir, bis es wieder aufhörte, und gingen dann gleich wieder hinaus. Einmal durften wir zur Strafe nicht draußen schlafen. Jeder hängte sich sein Leintuch um und spazierte so die ganze Nacht in der Baracke herum.
Zur Arbeitsstelle brauchten wir kaum einige Minuten weit zu laufen. Unmittelbar neben dem Lager war ein riesiger Flugplatz mit einer Fliegerschule. Tag und Nacht flogen die Flugzeuge über uns (hinweg). Die Kräftigen mußten helfen, die von den Deutschen gesprengten Gebäude wieder aufzubauen. Sie mußten die Steine und das sonstige Baumaterial bis in den dritten Stock hinaufschleppen. ... Mit dem Bauen wurde es nicht so genau genommen. Einzelne Wände waren alles andere als gerade. Kein Wunder, daß manche Bauten einstürzten, wie z.B. eine im Bau befindliche Garage, die während einer Mittagspause einstürzte.
Um unsere Arbeitslust zu steigern, hat man hier Prämien eingeführt, die in Sonderzuteilungen von Lebensmitteln ... gegeben wurden. Hatte jemand seine Arbeitsnorm erfüllt, so bekam er zusätzlich 100 g Brot, 20 g Zucker oder Marmelade und etwa 4 Eßlöffel Hirsebrei. Das hat gereicht, um noch die letzte Kraft aus uns herauszuholen. Der Leiter einer Arbeitsstelle hatte

die Pflicht, die Leistung jedes einzelnen Häftlings genau aufzuschreiben. ...
Meist wurden aber die Prämien zwischen der Bauleitung und der Lagerleitung geteilt. Damit wir aber den Glauben an die Prämien nicht ganz verlieren sollten, gab es am Monatsanfang ... etwas besseres Essen. Gegen Ende des Monats wurden aber die Prämien kleiner und das Essen schlechter. Die Prämien wurden meist ganz willkürlich verteilt. Wenn man sich den ganzen Tag so geplagt hatte, empfand man es als besonders schmerzlich.
Bei uns Frauen hat eine "Propaganda-Arbeitsgruppe" besonders viel Unheil angerichtet. Diese 15 Frauen konnten arbeiten oder schlafen, hatten aber bei jedem Appell bis zu 150 % ihrer vorgeschriebenen Arbeitsnormen erfüllt. Sie bekamen gutes Essen mit Weißbrot, Kleider und Wäsche. Viele plagten sich deshalb sehr und strengten sich an, sahen aber sehr wenig von ihren verdienten Prämien. Mehrere haben sich ... überanstrengt und sind gestorben. ...
Die "Ziegelkratzer" – die Schwächeren von uns – plagten sich nur wenig. Gearbeitet wurde meistens nur, wenn der Posten daneben stand. Die Steine wurden einfach (nicht bearbeitet, sondern) nur auf einem anderen Platz gestapelt. ... Die Tagesnorm war so schnell erfüllt. Als der Leiter der Arbeitsstelle diesen Trick erkannte, hatte er nur auf dem Papier Tausende von Ziegeln. ...
Im Lager gab es keinen Brunnen und keine Wasserleitung. Das Wasser mußte stets aus (einem Brunnen), ... etwa 100 m vom Haupteingang entfernt, geholt werden. Auf dem Wochenmarkt konnte man die ganze Woche hindurch einkaufen. Die Preise waren aber sehr hoch. ... Nur die Handwerker und die Vorarbeiter der einzelnen Gruppen bekamen Lohn. Die Handwerker (Schuster, Schneider, Tischler usw.) erhielten monatlich bis zu 200 Rubel. Die übrigen bekamen keinen einzigen Rubel. Der Marktbesuch war zugleich die einzige Möglichkeit, für eine Weile aus dem Lager zu kommen. Wenn wir uns auch nichts kaufen konnten, so durften wir uns die Sachen wenigstens ansehen.
Unseren Lohn verteilte die Lagerleitung unter sich, genauso wie sie es auch mit der Verpflegung tat. Schokolade, Kekse, Bohnenkaffee wurden zwar für uns geliefert, aber wir haben davon nie eine Spur entdeckt. Dafür röstete man uns Schwarzbrot und gab es uns aufgekocht als Kaffee.
Das Küchenpersonal hatte nie einen guten Ruf. Der Chef war ein Russe, das übrige Personal bestand meist aus Apatiner Mädchen. Diese ließen sich oft mit den Offizieren ein. Wenn etwas von diesen Beziehungen ans Tageslicht kam, so wurde das Mädchen zur schwersten Arbeit eingeteilt und der Offizier sofort versetzt. Wir sagten dann einfach: "Die Küchenkrankheit ist wieder ausgebrochen."
Viele Kommissionen besuchten unser Lager. Nicht selten wurden Stalins Freunde von Besuchern aus Amerika begleitet. An solchen Tagen gab es immer gutes Essen. Bei solcher Gelegenheit wurden wir von den Besuchern oft ausgefragt; aber wehe, wenn einer klagte! Dem ging es nicht gut.
Nach einem solchen Besuch mußten wir immer fasten, bis der Sonderverbrauch wieder eingespart war. Als ich eines Tages mit einigen Frauen am Flugplatz arbeitete, landete ein großes Flugzeug mit einigen Amerikanern. Einer von ihnen kam auf uns zu und fragte uns aus. Das wurde gesehen und gemeldet. Wir hatten Glück und wurden nicht bestraft.
Jeden freien Sonntag wurde getanzt. Meist waren es nur die Posten und das Küchenpersonal, die anderen hatten dazu keine Lust. Sie legten sich lieber in die Sonne zum Schlafen. Der eine Lagerchef hatte seinen größten Spaß, uns mit einem Kübel Wasser zu wecken und uns zum Tanz zu treiben. Bei schlechtem Wetter ... richtete man dazu den etwa 10 m langen Speiseraum her, in dem wir sonst das Essen faßten, dazu her. Bis tief in die Nacht hinein wurde dann herumgetobt, so daß man nebenan nicht schlafen konnte.
Der Lagerchef kaufte einmal eine große Harmonika. Mehrere Wochen wurden wir dann mit Musik zum Tor hinaus begleitet und dort wieder mit Musik empfangen. Auch beim Tanz

wurde diese Harmonika verwendet. Viele sagten, er hätte uns dafür lieber mehr zu essen geben sollen. Als er das hörte, wurde einer 10 Tage lang eingesperrt.
Am 1. Mai 1946 hatten wir einen schweren Tag. Bei den Männern sollte angeblich ein Kompaß versteckt sein. Den wollten die Russen unbedingt haben. Alle mußten mit ihrem Gepäck im Hof bei Schnee und Kälte antreten. ... Sofort wurde vieles versteckt. Mein Gebetbuch wanderte mit vielen anderen Sachen in das Sägemehl unter die Baracke. Die Baracke stand etwa einen halben Meter über der Erde. Damit sich niemand darunter verstecken konnte, hatte man den Zwischenraum mit Sägemehl aufgeschüttet. An diesem Tag wurde alles durcheinandergeworfen, so daß wir bis zum Abend nicht mehr alles in Ordnung bringen konnten.
Im Sommer 1946 waren nur noch wenige von uns bei Kräften, daß sie beim Bau arbeiten konnten. Trotzdem wurden alle, bis auf 20 bis 30 besonders Schwache, zum Bau eingeteilt. ... Von der Kolchose wurden wir mit Lebensmitteln versorgt. Auf der Baustelle war ein sehr komischer Maurermeister, wenn der seinen Tag hatte, dann konnten ihm 100 Leute nicht genügend Material zur Hand bringen. An solchen Tagen wurden alle schwer geplagt. 2 bis 3 Wochen hatten wir unsere Not mit diesem Mann.
In diesem Sommer wurden wir nicht mehr so streng bewacht. Auch wurde uns erlaubt, mit den Russen und den anderen Arbeitern zu sprechen. Die Vorarbeiter ließen es zu, daß von jeder Gruppe 2 betteln gehen durften. Wenn sie zurückkamen, wurde alles mit der ganzen Gruppe geteilt. Jeden Tag gingen andere zum Betteln. Eine Kontrolle an der Baustelle konnte uns nicht ständig überwachen. ... Die Russen gaben uns oft ihr letztes Stück Brot. Manchmal hetzte man uns (aber auch) die Hunde nach, und diese Hunde waren sehr bissig. ...
In Osnowo lernten wir ... die sog. "Internierten" kennen. Es waren angeblich nur solche, die sich gegen Stalin und seine Partei geäußert hatten. Vom 15jährigen angefangen, waren alle Altersklassen unter ihnen vertreten. 30 Internierte wurden von 50 Posten bewacht. In 20 Schritt Entfernung mußte alles aus dem Weg gehen. Mit niemand durften sie in Berührung kommen. Sie mußten schwer arbeiten. Diese Lager waren gar nicht so selten.
Im August 1946 mußten wir eines Tages gleich nach der Arbeit zur Untersuchung. Ein fremder Offizier und 2 Ärztinnen stuften uns in 2 Gruppen ein: Die ganz Schwachen und die "Arbeitsfähigen". Die ganz Schwachen brauchten 3 Wochen lang zu keiner Arbeit zu gehen. Alles Mögliche wurde deshalb erzählt. Die Lagerleitung sagte uns, daß die ganz Schwachen irgendwohin auf Erholung kämen. Wir waren dagegen überzeugt, daß sie nach Hause fahren durften.
Schreiben war ... strengstens verboten. Wer dabei erwischt wurde, der wurde 3 Tage eingesperrt. Anfang September kamen die ganz Schwachen fort. ... Der Abschied war herzzerreißend, ... denn alle waren davon überzeugt, daß sie nach Hause durften. Diese arbeitsunfähig gewordenen Volksdeutschen aus Jugoslawien wurden tatsächlich entlassen, jedoch in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands gebracht. ...
Auch in diesem Lager hatten wir jeden Sonntag regelmäßig unsere Gottesdienste. ... Diese Gottesdienste gaben uns die Kraft, unser ... schweres Kreuz leichter zu tragen.
... Wir mußten den ganzen Tag Kartoffeln zusammenklauben. Dafür erhielten wir zweimal gutes Essen mit je 400 g Weißbrot. Abends stopften wir noch unsere Hosen und Joppen mit Kartoffeln voll. Am nächsten Tag wurde gekocht wie noch nie. 2 Steine wurden aufgestellt, und unsere Herde waren fertig. Jetzt konnte es losgehen! ...
Zur Aufsicht waren nur ein Posten und eine Vorarbeiterin unter uns. Jede Woche holten beide aus unserem Lager die notwendige Verpflegung für die kommende Woche. Jedesmal aber landete die Hälfte davon auf dem Schwarzen Markt oder wurde in Schnaps umgetauscht. ...
Ein Schneidermeister, der daheim ein Haus und eine Familie mit 4 Kindern hatte, brachte es fertig, daß er sich im Lager ein Dienstmädchen halten durfte. Es sollte ihm bei der Arbeit helfen und kochen. Sein Gehalt - etwa 200 Rubel im Monat - und noch mehr seine Arbeit für den

Schwarzen Markt erlaubten ihm diesen Luxus. Es ging ihm fast wie zu Hause. Das Mädchen (wurde schwanger) ... und starb 8 Tage nach der Geburt eines Knaben. ... Der Schneidermeister fand es nicht der Mühe wert, die Tote noch einmal anzuschauen und das Kind zu sich zu nehmen. Nach 8 Tagen hatte er schon ein anderes Dienstmädchen. ...
An Fluchtversuchen fehlte es auch hier nicht. Ein Vorarbeiter, ein Uhrmacher und ein Arzt - daheim war er nur Tierarzt – beschlossen, gemeinsam zu fliehen. Der Vorarbeiter verkaufte sämtliche Uhren, die der Uhrmacher reparieren sollte, und der Arzt beschaffte den Piloten mit dem Flugzeug. ... Nach einem Jahr meldete sich der Vorarbeiter ... aus unserer Heimat. ...
Im Dezember 1946 wurde das Lager Osnowo aufgelöst. Die einen kamen nach Charkow, ... wo es ihnen besser ging als in anderen sowjetischen Lagern. Andere, meist Männer und etwa 30 Frauen, mußten in ein Sträflingslager. Am 8. Dezember wurde ich mit etwa 100 Personen ... nach Krasnazora gebracht. ... Es gab dort kein Licht, kein Wasser, und überall war es eiskalt.
Zum Frühstück gab es morgens 3/4 l gekochtes Wasser mit geschnittenen Krautblättern. Abends erhielten wir nochmals diese dünne Suppe, 400 g Brot und 20 bis 30 g Zucker. Das wurde oft erst spät in der Nacht oder nach Mitternacht ausgeteilt. Mittags bekamen wir etwas Essen in der Fliegerfabrik. Meist waren es gehackte Rüben, die man in Wasser gekocht hatte. Bei dieser Verpflegung konnten wir natürlich nicht arbeiten, und deshalb gingen fast alle betteln. In der Fliegerfabrik ... sagte man uns, die Verpflegung wäre an unser Lager abgeliefert worden. Den Lagerchef sahen wir kein einziges Mal nüchtern.
Mit leerem Magen konnten uns die Posten nicht arbeiten lassen. Schließlich kam es soweit, daß die Posten uns sagten, wir mögen uns das Essen selbst suchen. Das brauchte man uns nicht zweimal zu erlauben. Wir schlüpften durch den Drahtzaun und gingen in die umliegenden Dörfer betteln. Wir hatten immer guten Erfolg, obwohl es viele Bettler gab.
... Wir gingen immer zu zweit. Einmal klopften wir an eine Haustür und bekamen keine Antwort, obwohl wir hörten, daß jemand drinnen war. Leise öffneten wir die Tür. Zu unserer großen Überraschung wurde gerade eine heilige Messe gefeiert. Wir blieben bis zum Ende und stellten uns dem Geistlichen vor. Jede von uns beiden bekam ein Stück Milchbrot. Mit größter Freude gingen wir in die Fabrik zurück. Nach dem Arbeitsschluß wurden alle streng untersucht. Alles, was sie bei uns fanden, wurde auf einen Haufen geworfen: Lebensmittel, Holz, Lumpen usw. Am Vortag war nämlich ein 8 m langes Seil ... aus Baumwolle verschwunden. Es wurde aufgedreht und zu Pullover verstrickt.
Die Aufseher zeigten uns immer mehr Vertrauen als ihren eigenen Landsleuten, und zwar deshalb, weil wir nicht soviel mitnahmen. Wir kamen oft in ein riesengroßes Warenlager, wo manches mitging. Wenn wir die Sachen nicht gebrauchen konnten, so wurden sie auf dem Schwarzen Markt abgesetzt. Damit haben wir unsere schlechte Kost und die Kleidung ergänzt.
Zu unserer größten Überraschung wurde das Lager in Krasnazora schon nach 6 Wochen aufgelöst. Es wurde schon am 25. Januar 1947 geschlossen. Die Kranken - von 500 waren 300 arbeitsunfähig und krank - holte man mit Autos direkt vom Lager ab. Die anderen gingen etwa 2 km zu Fuß und durften erst danach aufsteigen, weil der Weg wegen der hohen Schneelage nicht zu befahren war. Wir kamen in ein Sträflingslager nach Charkow, das auf einem Fabrikgelände untergebracht war.
Hier fand sich ein buntes Völkergemisch: Engländer, Italiener, Ungarn, Serben, Juden usw. Im ganzen waren es über 1.000 Personen. Die Frauen wurden im Erdgeschoß, die Männer im ersten Stockwerk untergebracht. Die Räume waren sehr hoch und hatten viele hohe Fenster. In unserem Raum standen 6 eiserne Öfen. Diese Öfen brachten kaum etwas Wärme hervor. Es wurde auch nur wenig Heizmaterial zur Verfügung gestellt.
Nur ein kleiner Teil der Fabrik war in Betrieb. 6 Schlosser aus unserem Lager waren hier be-

schäftigt. Alle anderen mußten 45 Minuten zu Fuß in die Panzerfabrik gehen, die in der Friedenszeit 32.000 Arbeitskräfte hatte.
Um 6 Uhr standen wir auf. Jeder erhielt gleich 3/4 l Suppe. Um 7 Uhr war Abmarsch in die Fabrik. Nach einer Stunde sollte jeder auf seinem Arbeitsplatz sein. Mittags war eine Stunde Pause. Jeder bekam einen halben Liter Suppe und 4 Eßlöffel Kartoffel- oder Hirsebrei. Da im Speiseraum unserer Abteilung nur etwa 30 Personen ... ihre Mahlzeit einnehmen konnten, sorgten wir schon dafür, daß wir nicht so schnell an die Reihe kamen. Wir warteten oft über 2 Stunden.
Um 4 Uhr war Arbeitsschluß. Am Fabriktor wurden alle durchsucht, weil man nichts mitnehmen durfte. Auf dem Rückweg begegneten wir der Nachtschicht. Die erste Frage war immer, ob das Brot schon gekommen sei. War dies der Fall, so stieg die Stimmung, und wir unterhielten uns angeregt. Im gegenteiligen Fall sprachen wir auf dem ganzen Heimweg kein Wort und ließen die Köpfe hängen. Das Abendessen bestand aus 700 g Brot für den nächsten Tag und einem Kaffeelöffel Zucker oder Marmelade. Nur in den letzten 2 Monaten bekamen wir abends eine Suppe. Jede Woche war einmal Appell. Die Arbeit wurde neu eingeteilt, die Vorarbeiter wurden für die einzelnen Gruppen ernannt, faule Arbeiter bestrafte man usw.
Beim Eintritt in das Fabrikgebäude wurden wir gezählt. Nachher fing gleich ein tolles Rennen zum Abfallhaufen der Fabrikküche an, wo wir nach mehr oder weniger Eßbarem suchten. Daß man dann um 8 Uhr nicht an seinem Arbeitsplatz war, ... (kümmerte keinen). Es dauerte oft nur bis 9 oder 10 Uhr, bis alle (bereits wieder vom Arbeitsplatz) verschwunden waren. Man konnte dabei auch Pech haben und von der Fabrikpolizei erwischt werden. Beim nächsten Appell mußte man dann mit einer öffentlichen Beschimpfung rechnen, der stets eine Strafarbeit wie Abortreinigung usw. folgte.
Die schwerste Arbeit, zu der ich in dieser Fabrik herangezogen wurde, war im Kesselhaus bei der Feuerung. Den ganzen Tag mußte man Loren mit Schlacke, aus denen noch dauernd Gase herausströmten, hinausschieben und Kohlen wieder hereinbringen. 14 Frauen plagten sich mit einer Lore ab. Im Winter sind oft die Räder an den Schienen festgefroren. Da man drinnen nicht gut ausruhen konnte, legten wir uns bei kaltem Wetter draußen auf die warme Kohlenschlacke. - Nach 3 Wochen war ich krank. - Mein Magen wollte einfach nichts mehr vertragen. - Viele mußten dort ihr Leben lassen.
Besonders gefürchtet war die Abteilung 110, wo Panzerräder geschliffen wurden. Eine einzige Person mußte die Räder auf die 1 Meter hohe Drehbank heben. In 14 Tagen war auch der stärkste Mann erledigt. Nicht viel besser war es in der Abteilung 196. Drei russische Eisenbahnwaggons mußten in einer Schicht ausgeladen oder beladen werden. 15 Personen mußten schwere Eisenklötze herumschleppen. Oft kamen die Armen erst um 9 Uhr abends ins Lager, weil sie immer die Waggons abfertigen mußten. Ähnlich war es an der Steinpresse. Einer mußte immer die 20 kg schweren Stücke allein von der Maschine wegtragen. Da diese 3 Abteilungen unter ständiger Aufsicht standen, ereigneten sich hier die meisten Todesfälle, besonders bei den Männern.
Eine besonders verhaßte Arbeit war im Winter das Schneekehren. Den ganzen Tag war man im Winter dem Unwetter ausgesetzt und konnte sich nirgends aufwärmen. Es war schon schlimm genug, wenn man nur vorübergehend dazu eingeteilt war. Manche hatten den ganzen Winter hindurch das Pech, (dort arbeiten zu müssen). Sie waren nicht zu beneiden.
Ab 15. August 1947 ging von unserem Lager (Krasnazora) ein Transport nach Sibirien, der 240 der kräftigeren Personen mitnahm. Die Folge war, daß auch solche, die bisher krank im Lager bleiben konnten, wieder in die Fabrik mußten. So kam ich für 3 Wochen in eine Abteilung, wo ich mit Aluminiumtöpfen zu tun hatte. Ich nahm fast jeden Tag einen Topf mit und kaufte mir dafür Lebensmittel. ... Danach mußte ich wieder im Lager bleiben und strickte. Sah ein Posten etwas, was ihm gefiel, so nahm er es einfach und dachte nicht daran, mir etwas

dafür zu geben.
Unsere Kranken wurden von 4 Sanitätern gepflegt. Dazu hatten wir noch einen deutschen Arzt und 2 russische Ärztinnen im Lager. Sehr viele Kranke sind gestorben, in den letzten Wochen waren es täglich 8-10. Die Leichen wurden jeden Tag von einem Auto abgeholt.
Jeden Monat durften wir ein Duschbad benützen, leider aber Männer und Frauen zusammen. Der Lagerchef hatte sein größtes Vergnügen daran, wenn er uns das antun konnte.
Die Arbeitsleiterin, der die Vorarbeiter und die Arbeitseinteilung unterstanden, - eine von uns - hatte es immer gut und fand auch immer einen Freund. Hier war es der Lagerarzt. Er war verheiratet und hatte daheim eine Familie mit 2 Kindern. Im Lager war es hier schon seine dritte Liebe. Die Arbeitsleiterin war ebenfalls verheiratet und hatte daheim ein Kind. ... Als sie im 6. Monat war, nahm sie mit ärztlicher Hilfe ihrem Kinde das Leben. ... Nachdem sie wieder gesund geworden war, sagte sie, der Herrgott möge es ihr nicht als Sünde anrechnen, da sie das Kind doch nicht hätte ernähren können. Der Arzt wurde nach Sibirien verschleppt, und damit war es auch mit der Liebe aus.
Im Sommer 1947 wollte man in unserem Lager eine antifaschistische Partei gründen. Eines Sonntags kam eine Gruppe von 34 Mann und machte für uns 2 Stunden Musik und Theater. Alle waren sehr gut genährt und gekleidet. Einer sprach zu uns und sagte, wie schlecht es im Reich wäre und wie gut wir es hier hätten. Er hatte aber immer weniger Zuhörer, immer mehr sind hinausgegangen, denn wir gingen lieber schlafen. Der Redner kam in Abständen von 2 Wochen wieder, fand aber keinen Anklang und ließ uns endlich in Ruhe. Es waren Veranstaltungen von deutscher Seite.
Die Russen hielten uns jährlich 2 bis 3 Vorträge, die stets aufs gleiche hinauskamen: Unsere Brüder und Väter hätten in Rußland alles in Trümmer geschlagen, wir müßten jetzt alles aufbauen und dürften nicht eher wieder nach Hause. Sonst wurde uns einmal in Iwanowka vor der Kirche ein Film gezeigt. Dann sahen wir noch 3 französische Liebesfilme. Gottesdienste hatten wir hier nur selten. ... Zum Tanzen hatte auch niemand mehr Lust.
Im September 1947 hörte man wieder, daß ein Krankentransport zusammengestellt werden sollte. Die Küche war schon eingebaut, als ungefähr 2 Wochen vor der angeblichen Abfahrt ein Wachposten zu mir kam und mir sagte, ich solle ihm 2 Pullover stricken, dann dürfe ich auch mit. Ich war zu 90 % arbeitsunfähig und ging seit Monaten schon zu keiner Arbeit mehr. ... Da nun viele, die mit dem Krankentransport fahren sollten, für die lange Reise zu schwach waren, ... (wurde) die Kost jetzt besser. Es gab dreimal täglich eine gute Suppe, 700 g Brot, zu jeder Mahlzeit etwas Kartoffelbrei. ... Dazu (erhielten wir) jeden Tag einen Kaffeelöffel Sonnenblumenöl und einmal sogar Margarine und Fische. –
In diesem Lager hatten wir auch schon eine Sterbekur überstanden: 2 Wochen lang (gab es) nichts als Brennesselsuppe und dann wieder 2 Wochen lang nur Hefesuppe. Die Männer sind da nur so umgefallen und wie die Fliegen gestorben.
Am 18. Oktober 1947 war der Transport endlich soweit. ... Die Posten durchsuchten unser Gepäck sehr genau. Einigen schlitzten sie sogar die Federbetten auf, um nachzusehen, ob sie darin etwas versteckt hätten.
Am 21. Oktober 1947 begann dann endlich die Reise. Wie mir zu Mute war, brauche ich (wohl) nicht weiter zu erzählen. In Brest-Litowsk mußten wir 3 Tage und 2 Nächte im Freien verbringen. Der Gegenzug, mit dem wir ... unsere Fahrt fortsetzen sollten, war noch nicht ausgeladen. Mit den großen und schweren Maschinen hatten die russischen Arbeiter ihre liebe Not.
Am 10. November traf unser Transport spät abends in Frankfurt/Oder ein. Zum Schlaf kamen wir die ganze Nacht nicht. Zuerst wurden wir registriert, und dann mußten wir ins Bad. Von dort aus ging es weiter zur ärztlichen Untersuchung. Ganz entkleidet wog ich nur noch 42 kg. Endlich gab man uns ordentliche Kleidung. Russische und deutsche Ärzte untersuchten uns

noch einmal. Die ganz Schwachen, darunter war auch ich, brachte man noch in der gleichen Nacht gegen 4 Uhr morgens ins Krankenhaus. Dort konnte ich mich in ein schönes weißes Bett legen. Die Verpflegung war ausgezeichnet.
Nach 2 Wochen wurden wir entlassen. Andere Heimkehrer warteten schon auf unser Bett. Zum Abschied teilte man jedem von uns 2 Bonbons aus, damit wir nicht vergessen, daß wir im Roten Paradies waren. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Rumänien-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Zwangsverschleppung der Rumänien-Deutschen (x007/77E-80E): >>Anders als Ungarn oder die von den Sowjets besetzten deutschen Ostgebiete galt Rumänien nicht als "Feindesland". Die rumänische Regierung vermochte sich der von den Sowjets geforderten Stellung von Arbeitskräften für den Wiederaufbau in der Sowjetunion dennoch nicht ganz zu entziehen, doch wurde die Aktion im wesentlichen auf die arbeitsfähigen Jahrgänge der volksdeutschen Bevölkerung beschränkt.

Ob und wieweit die von der geflüchteten Volksgruppenführung unter Andreas Schmidt im November 1944 organisierten Sabotageaktionen hinter der russisch-rumänischen Front die Deportationspläne beeinflußt haben, muß dahingestellt bleiben. Sicher haben sie die Bemühungen volksdeutscher Politiker, die Verschleppung zu verhindern oder doch einzuschränken, ernsthaft beeinträchtigt.

Hans Otto Roth, der anerkannte Sprecher der Siebenbürger Sachsen, versuchte in den ersten Januartagen gemeinsam mit dem Banater Dr. Franz Kräuter, in direkter Aussprache mit Ministerpräsident Radescu wie durch Vermittlung der demokratischen Parteiführer Maniu und Bratianu, durch den Nuntius und über den jüdischen Politiker Dr. Fildermann eine Milderung, einen Aufschub der geplanten Deportationen zu erreichen. Doch blieben alle Interventionsversuche - auch anderer volkdeutscher Gruppen - erfolglos. Erste Meldungen über den Gang der Gespräche hatten freilich beruhigend gewirkt, so daß der unvermittelte Beginn der Deportationen in Siebenbürgen um so überraschender kam.

Unter den Deutschen des Sathmar-Gebiets hatten die Deportationen schon am 2. und 3. Januar begonnen. Nachdem die Aktion in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1945 in Kronstadt und Bukarest angelaufen war, setzten die Aushebungen fast schlagartig im ganzen Lande ein. Im Gegensatz zu der wilden Menschenfängerei serbischer Partisanen in Süd-Ungarn vollzog sich die Deportation in Rumänien nach einem von den rumänischen Behörden sorgfältig vorbereiteten Plan.

Auf Grund der im Herbst durchgeführten Registrierung - zum Teil auch noch des in rumänische Hand gefallenen Nationalkatasters von 194l - wurden Listen der Deutschen zusammengestellt, die in die zur Deportation vorgesehenen Altersklassen fielen: Männer von 17 bis zu 45, Frauen von 18 bis zu 30 Jahren; Übergriffe nach oben und unten waren vor allem auf dem Lande häufig.

Vor Beginn der Aktion wurden die Ortsausgänge vielfach durch Polizei, Militär, oder auch rumänische Freiwillige abgesperrt, Telefon, Telegraph und Eisenbahnbetrieb unterbrochen, so daß eine Flucht nur sehr begrenzt möglich war. In den Städten gingen gemischte rumänisch-sowjetische Patrouillen von Haus zu Haus, um die Betroffenen auszuheben; zum Teil wurden sie völlig unvorbereitet in den Straßen aufgegriffen. Die deutschen Einwohner auf den Dörfern wurden vielfach kurzerhand durch den Gemeindeboten oder Gendarmen aufgefordert, sich zu festgesetzter Zeit im Gemeindeamt oder in der Schule einzufinden.

Ein Großteil leistete schon der ersten Aufforderung Folge, wobei man oft an einen der üblichen kurzfristigen Arbeitseinsätze glaubte. Andere suchten sich zu verstecken, wurden aber durch die Razzien und Haussuchungen der folgenden Wochen nachträglich erfaßt; die Drohung, Eltern oder Verwandte als Geiseln zu verhaften, zwang manchen, sich freiwillig zu stellen. Dennoch gelang es nicht wenigen, sich der Deportation zu entziehen. Trotz der damit verbundenen Gefahren erwiesen sich die rumänischen Nachbarn, ja selbst rumänische Beamte und Offiziere in vielen Fällen über Erwarten hilfsbereit.

Die politische Haltung des einzelnen spielte bei den Aushebungen keine Rolle. Die Insassen der Internierungslager wurden ebenso betroffen wie die zum Teil aktiven deutschen Kommunisten des Industriezentrums Reschitza und die madjarisierten Schwaben des Sathmar-

Gebiets. Selbst die noch in der rumänischen Armee dienenden Deutschen sollten ausgehoben werden, wurden allerdings zum Teil von ihren Vorgesetzten gedeckt. - Als die Aktion nach mehreren Wochen endgültig abgeschlossen wurde, waren insgesamt rund 75. 000 Volksdeutsche deportiert worden.
Das Schicksal der Ausgehobenen entsprach im allgemeinen dem ihrer Leidensgenossen aus Ungarn, aus Jugoslawien und den deutschen Ostgebieten, wenn sie auch als nominell "freiwillige" Aufbauarbeiter in Rußland im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zum Teil günstiger behandelt wurden.
Von Sammellagern in den Aushebungsorten wurden die Zwangsarbeiter zu Fuß oder mit Lastwagenkolonnen und Fuhrwerken zu den nächsten Bahnstationen gebracht, um dort unter Bewachung sowjetischer Soldaten in vergitterte Viehwagen verladen zu werden. In mehrwöchiger Fahrt wurden sie - in Jassy oder Kischinew in russische Breitspur-Waggons umgeladen - in die sowjetischen Arbeitslager übergeführt. Die Mehrzahl fand in den Lagern des Donezbeckens um Stalino und Woroschilowgrad Unterkunft.
Ein Teil der Verschleppten kam allerdings schon diesseits des Dnjepr um Kriwoi-Rog und Dnjepropetrowsk zum Einsatz, während kleinere Gruppen bis in die Bergwerkslager beiderseits des Ural geführt wurden.
Schon auf der langwierigen Fahrt in den überfüllten, primitiv eingerichteten Waggons hatten Hunger und Kälte die ersten Todesopfer gefordert. Den ungewohnten Anforderungen der schweren Arbeit unter Tage, bei Wald- oder Erdarbeiten waren viele gesundheitlich nicht gewachsen. Verpflegung und Bekleidung waren, zumindest in den ersten Jahren, sehr schlecht, so daß es trotz zum Teil fast wohlwollender Behandlung durch die sowjetischen Vorgesetzten zu zahlreichen Krankheits- und Todesfällen kam.
Schon im Spätsommer 1945 kehrten die ersten Krankentransporte nach Rumänien zurück. Weitere Transporte mit Arbeitsunfähigen folgten.
In den Jahren 1946/47 wurden diese Heimkehrerzüge allerdings fast ausschließlich über Frankfurt/Oder nach Mitteldeutschland geführt; eine Rückkehr nach Rumänien wurde den Angehörigen dieser Transporte, die zum Teil jahrelang in sowjetzonalen Arbeitslagern oder zur Landarbeit eingesetzt wurden, im allgemeinen nicht gestattet.
Die Masse der Deportierten wurde in den Jahren 1948/49 nach Rumänien oder Deutschland zurückgeführt; die letzten konnten erst 1950/51 heimkehren.
Nach zuverlässigen Schätzungen muß mit einer Verlustquote von nahezu 15 % gerechnet werden: mehr als 10.000 kehrten nicht zurück. Von den Heimkehrern blieb fast die Hälfte in Deutschland und Österreich.<<

Versuche von volksdeutschen Politikern, die Deportation zu verhindern, Verschleppungsaktion im Januar 1945

Erlebnisbericht des Journalisten Herwart S. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/229-231): >>Die Befürchtung, daß ... (Massenverschleppungen) auch für die Deutschen Rumäniens bevorstehe, wurde Ende Dezember 1944 laut, als die ersten Transporte mit Deportierten aus dem Banat und der Batschka durch das Land rollten. Angesichts dieser Gerüchte, die vom größten Teil der Bevölkerung nicht geglaubt wurden, überlegten wir, was getan werden könnte.
Jedenfalls begab ich mich am 10. Januar nach Bukarest und beriet mich mit dem damaligen Staatssekretär Rudolf Brandsch. Wir stellten eine Abordnung von Rumänien-Deutschen zusammen und gingen zum damaligen Ministerpräsidenten General N. Radescu, um festzustellen, ob die Gerüchte und unsere Befürchtungen hinsichtlich der bevorstehenden Verschleppung zutreffen würden. Radescu empfing uns und erklärte, daß die Russen tatsächlich angeordnet hätten, eine bestimmte Zahl von Deutschen für Wiedergutmachungsarbeiten in der

Sowjetunion zur Verfügung zu stellen. Um welche Jahrgänge es sich handele, wisse er aber selbst noch nicht.
Schützen könne er uns offiziell ebenfalls nicht, da es sich um einen ausdrücklichen Befehl der Sowjets handeln würde. Doch gab er uns den Rat, die Gefährdeten sollten sich in den Bergen und Wäldern verstecken. Außerdem erklärte er sich bereit, von uns namhaft zu machende Persönlichkeiten dadurch vor der Zwangsverschickung bewahren zu wollen, daß er sie für die rumänische Wirtschaft als unentbehrlich bezeichne. Zu diesem Zweck sollten wir ihm Listen einreichen.
Solche Listen wurden dann tatsächlich schon am nächsten und den darauffolgenden Tagen übergeben und entsprechende Ausweise vom Ministerpräsidenten ausgegeben. Unterdessen hatte auch die Gruppe um Landeskirchenkurator und ehemaligen Vorsitzenden der deutschen parlamentarischen Gruppe, Dr. Hans Otto Roth, Verhandlungen aufgenommen, nachdem mein Versuch, Dr. Roth in einer Unterredung zu einem einheitlichen Vorgehen zu bewegen, fehlgeschlagen war. Der zweiten Verhandlungsgruppe scheint Radescu ähnliche Erklärungen abgegeben zu haben, denn auch von ihr wurden in aller Eile Listen zusammengestellt und eingereicht.
Die Ausweise, die den Vertretern der beiden Delegationen zwecks Weiterleitung an die betreffenden Persönlichkeiten ausgehändigt wurden, trafen in der Provinz in den meisten Fällen zu spät ein, da die Inhaber bereits abtransportiert waren. Die örtlichen Behörden berücksichtigten diese Ausweise außerdem nur selten, nämlich nur dann, wenn sie von den lokalen Machthabern gegengezeichnet waren. Radescu stand damals schon im Gegensatz zu den Kommunisten, auf die er später sogar schießen ließ, weil sie "landfremde, gottlose Menschen" seien. ...
2 Tage nach unserer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten begann im ganzen Land die Verschleppung. Ich blieb in Bukarest, weil ich mich dort sicherer wähnte. ... Von den Verschleppungen wurde die weibliche deutsche Bevölkerung vom 18. bis zum 30. sowie die männliche vom 17. bis zum 45. Lebensjahr betroffen. Übergriffe auf ältere und jüngere Personen waren an der Tagesordnung. Das Soll mußte erfüllt werden.
Die Erfassung der Betroffenen war verschieden. In den Dörfern mußten sie sich im allgemeinen bei den Gemeindeämtern melden und wurden nur dann individuell aufgegriffen, wenn sie sich nicht stellten. In den Städten spielte sich der Menschenfang anders ab. Gemischte russisch-rumänische Patrouillen gingen von Haus zu Haus und fahndeten auf Grund von Listen nach den Gesuchten. Selbst auf den Straßen wurden die Menschen aufgegriffen und in die zu diesem Zweck vorgesehenen Sammellager eingeliefert, ohne daß sie vorher nach Hause gehen konnten, um sich warme Kleidung und Verpflegung zu holen. Und der Winter war bitter kalt. In den Sammellagern wurden unverzüglich die Transporte zusammengestellt.
Verschleppt wurden auch die entsprechenden Jahrgänge aus den Internierungslagern, und gesucht wurden sie auch in den militärischen Einheiten. Dabei ist rühmend zu erwähnen, daß die Kommandanten derselben in den meisten Fällen bemüht waren, die Betroffenen zu schützen. Manche davon entgingen dadurch einem schweren Schicksal.
Die Verschleppung hielt mehrere Wochen an. Die rumänische Bevölkerung erwies sich vielfach als hilfreich. Zahlreiche Deutsche konnten sich zunächst in rumänischen Wohnungen versteckt halten. Auch ich lebte in Bukarest hauptsächlich bei Rumänen. Doch kamen sehr bald Verordnungen heraus, die das Beherbergen von Deutschen verboten.
Um der Verschleppung zu entgehen, wurden zahlreiche Scheinehen geschlossen. Töchter aus besten Familien der Siebenbürger Sachsen gingen mit diesem fragwürdigen Beispiel voran, das auf dem flachen Lande nachgeahmt wurde und vielfach zu schweren seelischen Konflikten führte. Selbst Übertritte zum griechisch-orthodoxen Bekenntnis kamen vor. Andere wieder ließen sich auf Grund ihres Namens zu Madjaren deklarieren. Ganz Kluge machten von einer

bestehenden Verordnung Gebrauch und ließen sich bei den Bürgermeisterämtern als Volksrumänen eintragen. Doch haben diese Maßnahmen im allgemeinen wenig genützt.
Das Soll mußte erfüllt werden, und so ereilte das Schicksal auch manchen, der gar nicht gemeint war, u.a. Rumänen und Juden, die gerade zur Hand waren, wenn das russische Begleitpersonal auf Bahnhöfen, die durchfahren wurden, die Flucht des einen oder anderen Waghalsigen feststellte.<<

Verschleppungsaktion in Bukarest im Januar 1945
Erlebnisbericht der Eva K. aus Bukarest in Rumänien (x007/233): >>Wir brachten die aufregenden Tage vor der Deportierung in der Wohnung des ehemaligen Vorsitzenden der deutschen parlamentarischen Gruppe, Dr. Hans Otto Roth, zu und erlebten dort, wie verzweifelt man über alle möglichen Stellen versuchte, wie z.B. den päpstlichen Nuntius, den jüdischen Führer Dr. Fildermann und natürlich über die Regierung Radescu bei den Russen zu intervenieren, um wenigstens einen Aufschub der Verschleppungsaktion bis zum Frühjahr zu erwirken.
Es war jedoch alles vergeblich und ich werde nie vergessen, in welcher Verzweiflung Dr. Roth von seinem letzten, vergeblichen Gang bei Radescu zurückkehrte und den aus allen Provinzstädten anrufenden Vertretern mitteilen mußte: "Der Kranke ist gestorben." Das war das Stichwort für den Beginn der Verschleppungen.
In der selben Nacht, am 10.1., begannen die Aushebungen in Bukarest, am 13.1. in der Provinz. Meine Schwester und ich wohnten in den gefährlichen Wochen bei verschiedenen jüdischen Geschäftsfreunden meines Vaters, die sehr hilfsbereit waren. Aus Hermannstadt lebten in dieser Zeit ziemlich viele junge Männer und Frauen in Bukarest versteckt, da man hier leicht untertauchen konnte. Es haben hier nie wie in den deutschen Provinzstädten systematische Durchsuchungen aller Häuser stattgefunden. Die Aushebungskommissionen kamen nur zu Familien, bei denen Personen im fraglichen Alter wohnten.<<

Internierung im Januar 1945 und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager bei Plast im Bezirk Tscheljabinsk von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945
Erlebnisbericht des R. P. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/244-249): >>Anfang Januar erfuhren wir, daß in den nächsten Tagen die Männer im Alter von 18-45 Jahren und die Frauen im Alter von 18-32 Jahren abtransportiert würden. Ich war 44 Jahre alt.
...
Am Morgen des 13. Januar wurden die betreffenden Frauen und Männer mit Verpflegung für offiziell 8 Tage versehen, tatsächlich reichte diese Verpflegung nur für 2-3 Tage. Dann wurden wir von Gendarmen, die über mehrere Maschinengewehre verfügten, mit unserem Gepäck über das freie Feld zu einem in der Nähe liegenden Industriegelände geführt, wo ein Güterzug auf einem Nebengleis zu sehen war. Erst als wir unmittelbar vor dem Güterzug standen, traten russische Wachmannschaften hinter dem Zug hervor.
Wir wurden zunächst nach Jassy geschafft. Die Begleitmannschaft verhielt sich gleichgültig. Sie nahmen uns die Messer ab, sonst nichts. Ein Angestellter der deutschen Gesandtschaft in Bukarest, der in unserem Waggon war, versuchte mit einem nicht abgelieferten Messer den vergitterten Rahmen unseres Fensters zu lockern. Er wurde von einem russischen Unteroffizier dabei ertappt und bekam mehrere Faustschläge ins Gesicht.
Als wir im Bahnhof von Jassy standen, erfuhren wir durch die Fensterritzen, daß im Güterzug, der auf dem Nebengleis stand, Schicksalsgenossen aus Hermannstadt waren. Wir hörten aus Zurufen, daß Volksdeutsche aus dem ganzen Land nach Rußland verschleppt würden. Ich fragte, ob vielleicht auch meine 17 1/2jährige Tochter in diesem Zug sei, aber man wußte es nicht. Tatsächlich war sie nicht deportiert worden, was ich jedoch erst ein Jahr später erfuhr.

...
Drei Tage lang lagen wir dicht zusammengedrängt auf dem Fußboden einer Schule. Dann wurde unser Transport aus Targu-Jiu mit einem Transport aus Reschitza vermischt. Er bestand durchweg aus Arbeitern der Reschitzer Werke. Diese befanden sich bereits in dem Güterzug und nahmen die oberen Pritschen in Anspruch. In unserem Waggon waren 25 Reschitzer und 15 Volksdeutsche aus dem Lager Targu-Jiu. ...
Die Reschitzer waren von einem russischen General in einer Ansprache aufgefordert worden, sich Kleidung und Essen in praktisch unbegrenzter Menge mitzunehmen. Der General hatte sie außerdem etwas davon überzeugt, daß es sich um einen ehrenvollen proletarischen Arbeitseinsatz in Rußland handeln sollte. Es dauerte lange Zeit, bis sie den wahren Grund unserer Deportation erkannten. Ein Großteil von ihnen lehnte uns Neuankömmlinge ab. ... Viele von ihnen, die nur zum Teil deutscher Herkunft waren, bedauerten es, sich zum Deutschtum bekannt zu haben. ...
In der ab Jassy 37 Tage dauernden Fahrt bereiteten sie sich auf dem kleinen Eisenofen, der in jedem Waggon stand, ihr Essen zu und hüllten sich in Decken und Federbetten ein. Wir aus dem Lager aber hungerten und froren. Die Russen gaben uns zunächst noch Brot, später wurde auch das seltener. Manchmal erhielten wir rohe Erbsen, die wir halbgar verschlangen, und gedörrtes, übersalzenes, nur schwer genießbares Schaffleisch.
Als die Reschitzer das übersalzene, getrocknete Schaffleisch zurückwiesen, stoppten die Russen auch diese Zuteilung. Die Reschitzer selbst gaben uns keinen Bissen von ihren Vorräten. Sie versuchten sogar, uns an der Zubereitung des Pfefferminztees zu hindern, der in ausreichendem Maße zur Verfügung stand. Sie behaupteten, daß die Teezubereitung dem Waggon zu viel Wärme entziehen würde. Es kam zu Auseinandersetzungen, die an den Rand des Totschlags führten.
Wir mußten uns beim Hinlegen schichtweise ablösen. Eine Gruppe hockte jeweils am Ofen. Die Stimmung der Deportierten war gedrückt, die Haltung blieb jedoch mustergültig. Die meisten unserer Volksdeutschen hielten sich durch die Hoffnung aufrecht, daß Deutschland trotz alledem noch gewinnen werde. Ich persönlich befand mich in einem unbeschreiblichen Zustand des seelischen Zusammenbruches. Meine Befürchtungen hinsichtlich des Kriegsausganges waren eingetroffen, und ich sah im Zusammenbruch der deutschen Front in Rumänien den Beginn des deutschen Todeskampfes. ...
Unser Lager am Stadtrand von Plast, Kreis Tscheljabinsk, umfaßte rund 700 Personen. Volksdeutsche, Pseudovolksdeutsche, Reichsdeutsche, Zivildeportierte. Später kamen deutsche Kriegsgefangene hinzu. Ein Teil unseres Transportes wurde mit einem Transport von Volksdeutschen aus Temeschburg vermischt. Im Zentrum der Stadt Plast entstand später ein zweites Lager mit etwa 300 Insassen. Einige öffentliche Gebäude der angeblich 30.000 Bewohner umfassenden Stadt trugen europäischen Charakter. ... Alle übrigen Wohngebäude waren Blockhäuser und z.T. in die Erde gebaute Hütten, die den Behausungen unserer siebenbürgischen Bettelzigeuner ähnelten.
Die Bevölkerung zeigte sich in der Folge nicht gehässig. Alte Frauen und Männer steckten den Gefangenen manchmal Nahrungsmittel zu. Die Bevölkerung selbst lebte ungeheuer dürftig; es gab keine Uhren, einen großen Mangel an Nähnadeln, keine Schlösser an den Türen. Papier gab es nur in der Form von amerikanischem Packpapier, aus amerikanischen Hilfssendungen stammend. Das Benehmen war zum Großteil gutmütig. Beim Durchmarsch liefen die kleinen Jungen manchmal neben den Kolonnen her und riefen: "Fritz, Fritz, eins, zwei!"
Zwei- oder dreimal wurden wir mit Steinen beworfen. Danach gab es Untersuchungen durch den Kommissar, der dem Lager zugeteilt war. ... Nach dem Eintreffen im Lager wurden wir täglich von einem Offizier – es waren 7 Offiziere unter dem Kommando eines gutmütigen Oberleutnants der Reserve – über die Erfolge der russischen Armee unterrichtet.

Die jungen (deutschen) Kommunisten des Lagers wurden anfangs am Sonntag in den kommunistischen Klub (der Sowjets) geführt, bald aber hörte die Verbrüderung auf. Die ehemaligen Kommunisten unseres Lagers wurden zu den verbittertsten Menschen in unseren Reihen. Sie erhielten anfänglich die führenden Lagerstellen und landeten schließlich ausnahmslos bei Arbeiten unter Tage, weil sich die russischen Offiziere lieber der Hilfe ehemaliger Offiziere und Unternehmer bedienten. ...
Der Großteil der Lagerinsassen arbeitete im Bergwerk, teilweise mit russischen Frauen zusammen, deren Arbeitsleistungen erstaunlich waren. Der kleinere Teil der Gefangenen arbeitete in Werkstätten des Bergwerkes. Später wurden Arbeitsgruppen zu Straßenarbeiten und zu Kolchosen entsandt. ...
Die 68 Frauen des Lagers wurden zu Feld- und Gartenarbeiten, nicht aber im Bergwerk eingesetzt. Sie litten unter der allzu leichten Bekleidung und auch ein Teil der männlichen Lagerinsassen, soweit sie verhaftet worden waren, hatte keine Mäntel und nur Sommeranzüge an, ohne im ersten Jahr warme Bekleidung zu erhalten.
Die zum Holzfällen in den Wald entsandten Schicksalsgenossen hatten große Verluste an Kranken und Toten infolge der übergroßen Arbeitsnormen, unzureichender Ernährung und dementsprechender Erschöpfung. ...
Die Lagerverwaltung erfolgte durch Gefangene; die Offiziere beschränkten sich auf die Oberaufsicht und die Abhaltung von Propagandavorträgen. Dabei wurde uns die von Moskau erlassene Lagerordnung verkündet, daß wir im Arbeitslohn mit den russischen Arbeitern gleichgestellt seien und z.B. das Recht auf einen Club und eine Lagerbibliothek hätten.
Manche Arbeitsgruppen erhielten nach Abzug der Verpflegungs- und Wohnkosten einen Rest vom Arbeitslohn in bescheidener Höhe; andere erhielten niemals etwas und waren angeblich noch Verpflegungskosten schuldig. Das hing von den leitenden Personen in den betreffenden Betrieben ab. Die "Bibliothek" bestand aus 2 Propagandabüchern über die Sowjetgrößen. Als eines davon (als Zigarettenpapier verwendet wurde, um Machorka (Tabak) zu rauchen), zog man das andere Buch strafweise ein. Der Club war eine von den Gefangenen erbaute offene Halle, in der man sich in der warmen Jahreszeit zum Essen oder zum gemeinsamen Gesang versammeln konnte.
Die Ernährung war unzureichend, wochenlang gab es nur Suppen aus Rübenblättern oder Brennesseln, hier und da etwas Fleisch, ... sehr selten Milch; Hauptnahrung war Brot, ein halbes Kilo des dunklen, feuchten, schweren russischen Brotes für den Normalarbeiter, 700 g für Schwerarbeiter und 1 kg für die unter Tage im Bergwerk arbeitenden Häftlinge.
Die Todesfälle von Januar bis Oktober 1945, rund 10 %, waren fast ausnahmslos auf Unterernährung und der daraus entstandenen Dysenterie (Darmkrankheit) zurückzuführen. ... Ein der Trunksucht ergebener, strafweise versetzter alter Arzt und eine junge despotische Ärztin leiteten das Lazarett, worin Fliegenschwärme in Massen hausten und wegen der starren Fenster niemals entweichen konnten. Den Darmkranken wurde die gleiche Kost verabreicht, an der sie erkrankt waren. Wir erhielten z.B. wochenlang halbverdorbenes Kraut.
Jeden Tag übernahm ein Gefangener die Küchenkontrolle, um die Verwendung der Lebensmittel zu überprüfen. Tatsächlich war er ohne jeglichen Einfluß und wurde anschließend für das schlechte Essen verantwortlich gemacht. Die Offiziere und das russische Küchenpersonal entwendeten die kärglich bemessenen Lebensmittel in Massen.
Persönliches Eigentum der Gefangenen wurde nicht unmittelbar angegriffen, doch die Gefangenen wurden gezwungen, sich ihrer Habseligkeiten durch Vermittlung von Vertrauten der Offiziere billig zu entledigen, um sich ernähren zu können. Die Lagermoral der Reichs- und Volksdeutschen des rumänischen Mittelstandes war gut.
Bei den unter dem Hunger besonders leidenden Bauern (war die Moral) wesentlich schlechter, bei den Reschitzer Arbeitern – abgesehen von ihrer Feindseligkeit gegenüber den "Herren"

des Mittelstandes – (war die Stimmung) etwas besser, aber deutschfremd bis deutschfeindlich, bei einzelnen Vertretern des ehemaligen deutschen Großkapitals aus Bukarest, die dem besonders tiefen Sturz der Lebensumstände nicht gewachsen waren, war die Moral teilweise auch schlecht. Denunziationen wegen der ehemaligen politischen Haltung kamen nur von Seiten der Reschitzer Arbeiter vor, wurden aber von den Russen nicht beachtet, sofern der Betreffende nur arbeitete. ...
Anfang Oktober 1945 wurde ich mit ca. 70 anderen Gefangenen von einer Spezialkommission, der auch der Lagerarzt angehörte, als arbeitsunfähig zum Transport nach Deutschland bestimmt. Obwohl ich schwer herzkrank war, wurde dies nicht beachtet, dafür beschrieb mich der Arzt als schwer tuberkulös (schwindsüchtig), was ich tatsächlich nicht war. Der Leutnant unserer Kompanie hatte sich meinen kleinen Reisekoffer ... angeeignet und veranlaßte mit Hilfe seiner Geliebten, der Hilfsärztin, daß ich abtransportiert wurde, um den Koffer behalten zu können. ... Unsere beiden Waggons wurden in Tscheljabinsk einem Transport arbeitsunfähiger deutscher Kriegsgefangener angehängt. Die Fahrt bis Frankfurt an der Oder dauerte ca. 6 Wochen.
Diesmal waren die Waggons nicht verschlossen. Wir konnten uns in den Bahnhöfen frei bewegen und mit dem Erlös restlicher Kleidungsstücke Nahrungsmittel kaufen. Die Papiere sowie ... noch vorhandene nicht-russische Geldsorten wurden uns abgenommen. Die Papiere gingen durch den häufigen Wechsel von Transportkommandanten allmählich verloren, nur die Gesamtzahl wurde gelegentlich überprüft. Die Nahrung war nach unseren damaligen Maßstäben ungewöhnlich gut. Wir erhielten ... gekochte Kartoffeln in einer für uns ungewohnten Menge. Der Transportkommandeur, ein Oberleutnant, war ständig sinnlos betrunken und bedrohte jeden, der ihm in den Weg kam. Täglich gab es ein bis 2 Todesfälle unter den Kriegsgefangenen. Die Leichname wurden in den größeren Stationen zurückgelassen. Auch in unseren beiden Waggons starben 3 oder 4 Schicksalsgenossen ...<<

Internierung im November 1944 und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager bei Kriwoi-Rog von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis Februar 1947

Erlebnisbericht der M. R. aus Karlsburg in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/249-254):

>>Durch meine Ehe mit einem deutschen Staatsangehörigen erwarb ich automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft und lebte in meiner Heimat als sogenannte Ausländerin. Im September 1944 wurde unser Sohn geboren. Gerade in dieser Zeit begann die Internierung sämtlicher Ausländer. Um meine Internierung zu verhindern, setzte sich mein Vater mit dem Bezirkspräsidenten in Verbindung, und es gelang ihm auf "Kompensationswegen", einen Aufschub von 5 Monaten zu erreichen. Eines Nachts wurde aber trotzdem an unsere Tür geklopft, und ich mußte binnen 3 Stunden am Bahnhof sein.
Ich nahm mein 7 Wochen altes Kind mit. Als ich jedoch am Bahnhof ankam, sah ich gerade noch den letzten Waggon in der Ferne verschwinden. Ich sah es als einen Wink des Schicksals an und bat meine Mutter, den Jungen wieder mitzunehmen und ihn bis zu meiner Rückkehr zu versorgen. Der nächste Zug fuhr 2 Stunden später. In dieser Zeit wurden wir von rumänischen Polizisten bewacht. Ich wußte, daß ich in das Internierungslager nach Targu-Jiu kommen würde.
Dann hieß es Abschied nehmen. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als der Zug sich in Bewegung setzte und meine Eltern noch ein Stückchen mitliefen, beide mit Tränen in den Augen; es war das erste Mal, daß ich meinen Vater weinen sah! Die Nächte waren schon ziemlich kalt. Wir hatten in den Waggons sehr darunter zu leiden. Ein 3 Monate altes Kind erfror. Ich dankte unserem Herrgott, daß ich meinen Säugling zu Hause gelassen hatte, obwohl ich mit dem Kind sicherlich nicht im Lager geblieben wäre. Im Lager wurden uns Baracken zugewiesen. ...

Die Tage verliefen eintönig. ... Ich hatte immer noch Hoffnung, entlassen zu werden. Doch eines Tages wurden wir untersucht und in Gruppen eingeteilt. Am nächsten Tag sahen wir die ersten Russen im Lager. Es hieß, wir wären arbeitsfähig, kämen in ein anderes Lager und müßten dort arbeiten. Mir war es gleich, wenn wir nur im Lande blieben. Zuerst hieß es, wir würden nach Ploesti in die Zuckerfabrik kommen, doch wir fuhren an Ploesti vorbei. Dann hieß unser Ziel Balti, aber auch daran ging es vorbei.
Eines Morgens wachte ich durch das Geheul von Schiffssirenen auf und hatte sofort das beklemmende Gefühl, daß es von der Donaumündung nach Rußland gehen würde. In meinem Gepäck hatte ich noch eine Postkarte. Ich bat den Finder dieser Karte in rumänischer Sprache, er möge diese Karte in den nächsten Postkasten werfen, denn es sei der letzte Gruß, den eine Tochter und Mutter nach Hause senden könnte, bevor man sie nach Rußland verschleppen würde. Ich warf die Postkarte auf gut Glück zum Fenster hinaus. Diese Postkarte kam tatsächlich bei meinen Eltern an. Es war das einzige Lebenszeichen, welches meine Eltern in den folgenden 2 Jahren von mir erhielten.
Wir wurden in Breitschienenwaggons umwaggoniert, wie Vieh mit 70 Mann in einen Waggon hineingepreßt, Türen und Fenster (wurden) mit Brettern vernagelt, und ab ging's, unserem Schicksal entgegen. ... Später waren wir froh, daß wir auch Männer im Waggon hatten. ... Denn sie waren es, welche mit einer kleinen Säge ein kleines Loch in den Boden des Waggons sägten, daß wir unsere Notdurft verrichten konnten, wobei wir Frauen uns gegenseitig mit Decken vor den Blicken der Männer schützten.
Die Reiseverpflegung war unter aller Kritik. Bei unserer Abfahrt aus Targu-Jiu erhielten wir Brot und Wurst und daran zehrten wir auch noch in Rußland. Nur einmal ging die Tür auf, und es wurde uns ein halbes abgehäutetes Lamm und ein Eimer ungekochte Erbsen hereingeworfen; ... in rohem und gefrorenem Zustand. Wir waren vor Staunen erstarrt, denn was sollten wir denn damit beginnen?
Aber Not macht erfinderisch. Die Erbsen hielten wir wie Kaugummi stundenlang im Mund, bis sie allmählich weich wurden. Dieses Kauen war ein Zeitvertreib, und wir vergaßen den größten Hunger. Was das Fleisch anbelangt, waren es wieder die Männer, welche uns mit Rat und Tat zur Seite standen und uns in die Zeit des Hunnenkönigs Attila versetzten. Das Fleisch wurde in Stücke geschnitten und so lange mit einem Stück Holz ... bearbeitet, bis es weich war, mit Salz abgeschmeckt und als sogenannter "Hackepeter" verzehrt.
Nach einer Fahrt von ca. 18 Tagen kamen wir in Kriwoi-Rog an. Bei eisiger Kälte und hohem Schnee mußten wir vom Bahnhof etwa 10 km zu Fuß gehen. ... War unsere Stimmung schon am Nullpunkt angelangt, so sank sie noch tiefer, als wir die trostlosen Räume sahen, in denen wir nun wohnen sollten. Es waren große leere Zimmer mit leeren eisernen Bettgestellen, kein Ofen, kein Licht, kein Wasser.
Diese Trostlosigkeit wirkte verschieden auf die Gemüter meiner Reisegefährtinnen. Einige sanken auf das leere Bett und weinten, andere fingen an, sich häuslich niederzulassen, wieder andere schlossen sich einer quicklebendigen norddeutschen Opernsängerin an und sangen: "So sind wir, wir pfeifen auf die Sorgen ..." Wir bekamen unser Zimmer zugewiesen. Meine Freundin, 6 andere Frauen und Mädchen blieben auch später immer zusammen. Wir hatten verschiedene Berufe, wie z.B. eine Tänzerin des klassischen Balletts der königlichen Oper, eine Opernsängerin, 2 Ärztinnen, 2 Zahnärztinnen etc. Ein Großteil der Lagerinsassen waren deutsche Bauern, die aus Jugoslawien kamen.
Die Monate Januar und Februar 1945 waren furchtbar kalt, wir hatten keinen Strohsack. ... Ich habe in dieser Zeit eingesehen, wieviel der Mensch an körperlichen und seelischen Strapazen aushalten konnte, und keiner durfte sagen: "Ich kann das nicht!" Oh ja, alles konnte man.
Die Verpflegung war sehr schlecht, es gab tagaus und tagein immer dasselbe: warmes Wasser mit einigen Krautblättern drin und 1 Eßlöffel Graupen, Tagesration 300 g Brot! –

In der ersten Zeit konnten wir auf dem sog. Basar, wo unser Weg zum Arbeitsplatz vorbeiführte, einige Sachen verkaufen, um zusätzlich Lebensmittel einkaufen zu können. Es gab die herrlichsten Dinge, z.B. Weißbrot, Butter, Honig, Äpfel - aber zu wahnsinnig hohen Preisen. Doch sie wurden gekauft, um eine Abwechslung in das tägliche Einerlei unserer Ernährung zu bringen.
Durch Zufall lernte ich einen Bekannten meines Mannes kennen, der Arzt war. Er gab mir den guten Rat, all mein Geld nur in Zwiebeln und Knoblauch anzulegen, da diese beiden Gewächse jegliche Bazillen im Körper töteten und ihn widerstandsfähig machten. Es war für mich eine große Überwindung, wenn ich abends mein trockenes Brot mit Zwiebeln essen mußte. ... Aber ich bereute es nicht, denn kein Husten, kein Schnupfen oder sonstige Krankheit kam an mich heran. Sogar die Typhusepidemie, welche später 3 Wochen lang wütete, ließ mich ungeschoren.
Im Lager waren etwa 1.000 Männer und 2.500 Frauen. Wir waren in Arbeitsbrigaden eingeteilt. Ca. 10 Frauen in einer Brigade wurden unter Bewachung zu den verschiedenen Arbeitsplätzen (bis zu 10 km entfernt) gebracht. Unsere Aufseherin war ein nettes 20jähriges Mädchen. Sie hatte eine Schwäche für Wäsche, Strümpfe, Schmuck usw. Diese Schwächen nutzten wir zu unseren Gunsten aus. ...
Wir arbeiteten lange in einem total ausgebombten Elektrizitätswerk und mußten die Trümmer und den Schutt beseitigen. Morgens legte der Meister unsere Norm fest, d.h. er steckte mittels einer Holzstange ab, wieviel Schutt wir aufladen, und mit eisernen Schubkarren abtransportieren und anschließend planieren mußten. Wir opferten jeden Tag eine Kleinigkeit, um es unserer russischen Aufseherin zu schenken, denn dafür setzte sie die Holzstange ein gutes Stück nach vorn. Nach kurzer Zeit wurden dann Gebäude aufgebaut, und wir 10 Frauen mußten mauern lernen. Der Anfang war ... schwer, aber wir lernten auch das.
Unsere Norm war 10 qm mauern und sofort verputzen. Bei Erdarbeiten war die Norm ... nicht (zu) schaffen. ... Der Boden war steinhart gefroren, die Schaufel rutschte immer ab. ... Keiner von uns hatte je mit einer Schaufel gearbeitet, und mir liefen die Tränen über das Gesicht vor Kummer, Kälte, Unbeholfenheit und Wut.
Dann gab uns die sowjetische Meisterin ein Stemmeisen und einen 10 kg schweren Hammer. ... Das Gewicht des Hammers drohte uns zu erdrücken, aber auch das lernten wir. Zuletzt empfanden wir das Schlagen mit dem schweren Hammer sogar als eine Möglichkeit, um uns vorübergehend zu erwärmen, denn wer den Hammer 2mal durch die Luft schleuderte und ihn auf das Stemmeisen niedersausen ließ, war in Schweiß gebadet.
Wir waren froh, als wir ... abkommandiert wurden, und machten nun verschiedene Gelegenheitsarbeiten ... beim Straßenbau, Steineklopfen, Straßen fegen, Schnee schaufeln, ... Toilettenanlagen reinigen. Es geschah oft, wenn wir so die Straßen fegten oder am Straßenrand saßen und Steine klopften, daß eine alte Russin uns ins Haus rief und uns heiße Milch gab, ein Stück Brot oder einen Apfel.
Ich machte ... die Feststellung, daß die Russen ab 50 Lebensjahre freundlich und friedlich waren und viel von den "guten Deutschen" erzählten. Das Gegenteil war die Jugend von 18-30 Jahren, die beschimpften, bespuckten und bewarfen uns mit Steinen, wo sie uns trafen. Unsere Bewachung griff jedoch glücklicherweise ein, sonst hätten sie uns noch mehr angetan.
Die Kälte machte uns sehr zu schaffen, mußten wir doch bei jeder Temperatur draußen arbeiten (bis 40°). Es wurden Steppwesten und Schuhe ausgegeben, aber nicht jeder erhielt Kleidungsstücke. Da nur 2 Schuhgrößen vorhanden waren, mußte ich statt Schuhgröße 36 mit Größe 42 herumlaufen. Den Zwischenraum der zu großen Schuhe stopfte ich mit Stroh und Papier aus.
Das Brot, welches wir mittags bekamen, erfror draußen, und es war unmöglich, es tagsüber zu essen. Oft regnete es, abends fror es, unsere nassen Sachen ebenfalls, so daß wir sie abends ...

steif in die Ecke stellen konnten. ... Durch Kompensation bekamen wir ein winziges Kanonenöfchen und hatten (es) abends wenigsten etwas warm; das Holz hierfür stahlen wir und schleppten es verborgen unter dem Mantel in das Lager.
Nach 2 schweren Monaten bekamen wir einen neuen Kommandanten, welcher die Güte in Person war. Er ließ z.B. sofort mehrere Fuhren Stroh ins Lager bringen, so daß wir Strohsäcke und Kissen "faßten" und wieder menschenwürdig schlafen durften. Im allgemeinen besserte sich alles. Es gab etwas mehr und besseres Essen. Wir erhielten einmal im Monat Ausgang und durften unbewacht in das benachbarte Lager gehen. Es wurden 2 Räume eingerichtet, in denen samstags und sonntags getanzt werden durfte.
Der Kommandant besorgte Musikinstrumente und organisierte eine Bauernkapelle und eine Jazzkapelle. Wir bekamen außerdem 2 Radios und die deutsche Zeitung der Kriegsgefangenen. Da hinter dem Haus ein großer freier Platz war, wandelten wir diese Fläche unter Leitung eines deutschen Architekten in einen Park um. Hierfür arbeiteten wir freiwillig sonntags. Es war für uns später eine richtige Erholung, wenn wir nach den Mühseligkeiten des Tages, in den Grünanlagen wandeln konnten oder uns unter einem schattigen Baum ausruhen durften.
Zu dem viel behandelten Thema "Vergewaltigung" möchte ich hinzufügen, daß in unserem Lager keine Frau ... mißbraucht wurde. Im Gegenteil, es gab Frauen, welche unseren Abteilungsoffizieren ein schönes Gesicht zeigten. (Sie) durften im Lager bleiben ohne zu arbeiten. Dafür mußten sie sich aber in gewissen Situationen ... bereitwillig zeigen. ...
Am Heiligen Abend war die erste Feier. Sämtliche Offiziere des Lagers waren zugegen, darunter auch unser GPU-Offizier, welcher als Deutschenhasser bekannt war. Als gemeinsam das Lied "Stille Nacht" gesungen wurde, hörte man nur Weinen und Schluchzen, sogar harte Männer weinten wie kleine Kinder. Sofort wurden diese und alle übrigen Feiern abgebrochen bzw. mit der Begründung abgesagt, solche Feiern und Gesänge würden die Moral untergraben.
Auf Wunsch des Kommandanten wurde Sylvester gemeinsam mit einem Theaterstück unserer Theatergruppe, Gedichtvorträgen, einem gemeinsamen Essen und anschließendem Tanz gefeiert. An diesem Abend waren auch die Frauen der Russen anwesend. ... Das Benehmen und Verhalten uns deutschen Internierten gegenüber war tadellos, einwandfrei und höflich. Einige beherzte Männer tanzten (sogar) mit den Russinnen. ...
Unter den 1.000 Männern waren ca. 600 Bauern aus Jugoslawien, die zu schweren Erdarbeiten herangezogen wurden. Die 200 Handwerker hatten es besser. Sie wurden von der Arbeit außerhalb des Lagers befreit und machten im Lager Reparaturen, größtenteils für die Offiziere und ihre Angehörigen.
Die Berufe Schuster, Schreiner, Schlosser und Schneider waren sehr gesucht. Die übrigen 200 waren Ärzte, Ingenieure, Architekten und Apotheker; sie wurden in ihren Berufen außerhalb des Lagers eingesetzt und erhielten den gleichen Lohn der Russen. Außerdem hatten sie freien Ausgang, konnten mit der Straßenbahn zu ihren Arbeitsstätten fahren und wurden immer höflich und entgegenkommend behandelt. Für unsere Arbeit bekamen wir Ende des Monats eine genaue Abrechnung. ... Ausbezahlt erhielten wir zwischen 2-10 Rubel, alles andere hatten Unterkunft, Essen, Steuern verschluckt.
... Morgens um 1/2 5 Uhr wurden wir geweckt, um 5 Uhr mußten wir antreten, wurden abgezählt und wie die Schafe vom Hirten zum Tor hinausgetrieben. Die ... Küche, wo wir unser Frühstück erhielten, lag 5 km vom Lager entfernt. Wir erhielten jeder einen Teller Suppe. Sie bestand aus heißem Wasser mit Krautblättern und einigen Ölaugen. Oft war die Suppe so kochend heiß, daß wir sie nicht so schnell essen konnten. Die Bewachungssoldaten jagten uns dann schon während des Essens fort. Dann ging's etwa noch 5 km weiter bis zum Arbeitsplatz.
Von 7-12 Uhr wurde gearbeitet, dann ging's wieder zur Küche zum Mittagessen. (Meistens gab es) Borschtsch. Es war eine Suppe, bestehend aus: Sauerkraut, roten Rüben und einigen

Möhren mit Mehl eingedickt. (Dazu erhielten wir) Kascha, das waren Graupen, die man in Wasser kochte. Wir erhielten davon aber höchstens 2 Eßlöffel. Nach 10 Minuten ging's wieder im Eilschritt zum Arbeitsplatz, um die gesteckte Norm zu erfüllen. Es kam oft vor, daß (einige) ... entweder kein Abendessen oder keine Brotration erhielten, weil sie ihre Norm nicht erfüllten.<<

Internierung und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager im Donezbecken im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1946

Erlebnisbericht der S. T. aus Kronstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/255-260):

>>Die dunkle Wolke der drohenden Deportation verdichtete sich von Woche zu Woche und hing drohend über der Stadt.

Daß der rumänische Staat, der sich vor die Forderung gestellt sah, Arbeitskräfte an Rußland zu liefern, zuerst nach den in Frage kommenden Jahrgängen der deutschen Minderheit griff, war fast allen klar.

Bei "Hausbesuchen" bzw. Durchsuchungen" wurden Listen aufgestellt. ... Am 11. Januar begann plötzlich die Aushebung der Deutschen in Kronstadt: Mädchen und Frauen von 17-35 Jahren und Männer von 17-45 Jahren. Für unser kleines siebenbürgisches Volk brach eine Zeit des namenlosen Leids an, wobei es für die Daheimgebliebenen, vor allem für unsere Eltern, sehr schwer war. ...

Nachdem wir eine Nacht in einem Auffanglager bei Kronstadt verbracht hatten, wurden wir am 12. Januar 1945 in Viehwaggons "verladen" - Männlein und Weiblein aller Berufe und Stände bunt durcheinander. Unsere Angehörigen aber standen draußen auf den Bahnsteigen.

Dann ging es dem Osten zu.

Die Fahrt bis zum ... Zentrallager Lubowka dauerte 14 Tage. ... (Es war) ein langer Zug von Viehwagen, jeder dieser vergitterten, verschlossenen Wagen, ... vollgestopft mit 40-60 jungen Menschen. ... Die Schlafmöglichkeiten waren knapp, da nur wenige Bretter als Liegepritschen zur Verfügung standen, von denen obendrein ... (viele) in einem kleinen Eisenofen verheizt wurden, denn es war recht kalt. So konnte man nur in Schichten schlafen, etwa 4 Stunden täglich pro Kopf. Verpflegung für 14 Tage und warme Kleidung hatte man auf Befehl mit, bis auf einzelne, die von der Straße "weggeschnappt" worden waren - denen wurde aber von der Allgemeinheit geholfen. ...

Die primitivsten kulturellen Dinge, im normalen Alltag unbeachtete Selbstverständlichkeiten, mußten laufend reduziert und heruntergeschraubt werden. Das Problem der Wasserbeschaffung war sehr groß, denn die Feldflaschen, soweit wir welche hatten, waren bald leer. Einigen sportlichen Jugendlichen gelang es zwar, vom Dach der Waggons herabhängende Eiszapfen durch das Gitterfenster zu erreichen, doch dies waren auch nur Tropfen auf heiße Steine bzw. durstige Kehlen und schmutzige, nach Wasser schreiende Gesichter und Hände. ...

Erst als wir jenseits der Grenze waren, durften wir während der Fahrtpausen die Waggons verlassen und Wasser aus Brunnen holen. Vom Land und den Leuten sahen wir während der Fahrt kaum etwas, denn es gab für 40 und mehr Augenpaare nur ein kleines Gitterfenster.

Die innere Reaktion auf die ... Deportation kam im allgemeinen in einer hektischen Ausgelassenheit zum Ausdruck. Es wurde viel gelärmt und gelacht und trotz des äußersten Raummangels sogar getanzt. Letzteres allerdings oft auch, um die erstarrten Füße warm zu kriegen.

Dieses sind wohl typische Erscheinungen der psychischen Notwehr, der Flucht vor der Angst und dem Grauen in sich selbst. ... Wer kennt es nicht, das mehr oder weniger intensive Grauen in einem dunklen Raum, in dem nichts erkennbar und keine Orientierungsmöglichkeit ist. ... Hunderte von Mutmaßungen wurden aufgestellt. Auch die Schuldfrage wurde aufgeworfen. Es ging ... um die Frage der persönlichen Schuld oder der Kollektivschuld des Volkes. ...

Nach 14tägiger Fahrt kamen wir beim Dunkelwerden in unserem 1. Lager in Lubowka, Kreis

Woroschilowgrad im Donez-Gebiet (Kohlenpott), an und bezogen das von üblichem Stacheldraht umgebene Lager, das aus mehreren großen Stein- und Holzbaracken bestand.
... Jeder versuchte sich irgendwie ... auf Koffer oder Decken zu legen, ganz kluge Verschleppte legten sich auf ihre mitgebrachten Matratzen, um auszuruhen - wir waren alle todmüde.
In den ersten Tagen herrschte im Lager ungeheure Geschäftigkeit. Die Männer zimmerten Pritschen, setzten bisher noch nicht vorhandene Fenster und Türen ein, während die Mädchen und Frauen auf primitiven Öfen in den mitgebrachten Kochtöpfen Schnee schmolzen, um Wasser zum Kochen und Waschen zu bekommen. Die Lagerküche kam erst allmählich in Betrieb und das Wasser mußte vorerst in mühevollen Transporten von einem wunderschönen, aber ziemlich weit entfernten Stausee geholt werden.
Wir wurden nun in Listen erfaßt. Jeden Morgen gab es einen Anwesenheitsappell - Männer und Frauen wurden in getrennten Baracken untergebracht. Zumeist (waren es) große Räume mit 50-100 Insassen mit je einem "Stubenältesten". Die Dolmetscher wurden erst später aus unseren Reihen ernannt. Sie besaßen oft große Freiheiten und waren wichtige Personen des Lagerlebens.
Die Küche ... unterstand der Leitung einer russischen Hauptköchin. Gekocht wurde in riesigen Kesseln, denn das Lager Lubowka umfaßte immerhin etwa 1.500 Leute. Es gab Suppen in dürftigen Variationen, in erster Linie die landesübliche Kapusta (Krautsuppe). Mit dem Kleb, dem Brot, mußte sich unser Magen erst auseinandersetzen, denn es war ein schweres, klebriges Schrotbrot. Ansonsten gab es Kascha (Graupenbrei) und Konservenfleisch. Ich persönlich hungerte von Anfang an sehr wenig, da ich nicht viel Essen benötigte. Doch viele, besonders Männer, litten in den ersten Monaten schwer unter dem Hunger. ...
Viele kamen zum Schneeschaufeln an die Bahngleise, eine schwere und bei den häufigen heftigen Schneestürmen sozusagen aussichtslose Arbeit. Andere wieder kamen in die Kohlenbergwerke ... oder arbeiteten außerhalb des Bergwerkes auf der Rutsche beim Verladen der Kohle.
Etwa im März kamen die ersten Karten und Briefe von daheim. Ich ... erhielt eine ... Karte von meiner Mutter. ... Danach durften auch wir bald schreiben, bei strengster Zensur. Frei umherlaufen durften wir auch. ... Irgendwann stießen auch Transporte ostpreußischer Internierter zu uns, die in sibirischen Gegenden gewesen waren und nun in unserem Lager untergebracht wurden. Diese Ostpreußen, fast ausschließlich Mädchen und Frauen, haben ungleich Härteres erlebt als wir Siebenbürger. ...
Seit dem Kriegsende war bereits ein volles Jahr vergangen, und das Gerücht "Skoro domoi" ("bald nach Hause") zuckte immer wieder auf, bald hier, bald dort. Doch schon ... im Herbst 1945 hatte es bei der Ankunft eines Transportes junger, russisch sprechender Männer, angeblich Angehörige der Wlassow-Armee, geheißen, es sei unsere Ablösung. So war man stutzig geworden. ...
Viele unserer russischen Mitarbeiter waren auch bettelarm und besaßen kaum viel mehr als wir. Politische Strömungen berührten uns wenig. ... In den Lagern tagte in den eigenen Reihen auch die AFO (Antifaschistische Organisation), doch zog sie keine bedeutenden Kreise. Man wurde aus ihren Tendenzen nicht recht klug, weil unsere eigenen Funktionäre oft Leute recht bescheidener geistiger Kapazität waren.
Der Sommer 1946 war ein heißer brennender Sommer. ... Viele flüchteten nachts mit ihren Strohsäcken aus den stickigen Baracken vor der Hitze und dem Ungeziefer. ... Im August 1946 kam die Nachricht, daß man in Almasna, unserem größten Filiallager, eine Krankenkommission erwartete, die einen Krankentransport zusammenstellen sollte. Als Mitglied der ... "Krüppelbrigade" wurde auch ich mit den anderen Kranken auf ein Lastauto gesetzt. Unsere Arbeitskameraden umstanden uns, und bei diesem Abschied sah man auf keinem Gesicht auch nur eine Spur von Neid oder Mißgunst, sondern neben dem Schmerz der Trennung nur Mit-

freude über die eventuelle Heimkehr. ...
Auf holprigen Wegen ging es nach Almasna. Bevor wir zur Kommission kamen, mußte ich allerdings noch ein dramatisches Intermezzo erleben. Es war das einzige eigene bedeutende ... Erleiden einer körperlichen Züchtigung. Der Lagerkommandant von Almasna, ein etwas komischer Mensch, hatte es in einem Zustand starker Trunkenheit aus einem unerklärlichen Grund auf mich abgesehen. Mit dem Ausruf: "Verfluchter Simulant, komm her, ich will es dir geben!", stürzte er sich auf mich und unseren Dolmetscher, der mich vom Wagen gehoben hatte. Er trieb mich mit wütenden Stockschlägen wie ein verwundetes Tier vor sich her, ... bis mich schließlich einer der anderen Offiziere rettete und in eine Baracke schickte.
Aus dem tobenden Berserker war etwa 3 Stunden später ein nüchterner und wohlwollend freundlicher Mensch geworden, der als Lagerkommandant bei den Medizinern am Kommissionstisch saß und mich fragte: "Mädchen, wie geht es dir?" ...
Am 15. September 1946 verließen wir das Lager Almasna, eine Schar von Kranken und Schwerkranken. Der Abschied war teilweise tief bewegend, besonders da, wo ein Ehepaar getrennt wurde. Unter den Kranken befanden sich auch einige junge Mütter mit Säuglingen und schwangere Frauen.
Da standen wir nun, mehr oder weniger abgerissen und abgemagert. Nachdem wir durchgezählt hatten, kam der entscheidende Schritt, der erste Schritt aus der Stacheldrahtumzäunung. Die Viehwagen standen wieder dort, dieses Mal aber mit weit geöffneten Türen, und die Fahrt begann. In den ersten Nächten verfolgte mich gleich einem Gespenst das Sterben einer blutjungen Ostpreußin, das ich ... kurz vorher in der Lazarettbaracke ... miterlebt hatte. ...
Nun bei den geöffneten Türen sahen wir das Land, die Steppe, die auch ihren eigenen melancholischen Reiz hatte und mir immer mehr zu einer harmonischen Einheit mit der russischen Musik verschmolz. Und wir sahen auch, daß wir nicht zu unseren Angehörigen nach Rumänien fuhren, sondern nach Ostdeutschland. Anfang Oktober kamen wir im Entlassungslager Frankfurt/Oder an und wurden endgültig von den Russen entlassen.
Die große Masse kam in Quarantäne, in die Ziethen-Kaserne nach Torgau/Elbe. Dort lebten wir 5 Monate lang unter wesentlich schlechteren Bedingungen als in Lubowka (Zwangsarbeitslager in der UdSSR). Der Betrieb schaffte die Anforderungen wahrscheinlich gar nicht. Danach wurden wir in alle Windrichtungen verstreut. Bewaffnet mit einem russischen Entlassungsschein, konnte man sein Schicksal nun selbst in die Hand nehmen. ... Auf gut Glück schrieb ich nach Stuttgart an meinen Bruder, der vor dem Kriege schon dort studiert hatte, und siehe da, das Echo kam. ...<<

Verschleppungsaktion im Banat im Januar 1945

Erlebnisbericht des F. S. aus Temeschburg im Banat, Rumänien (x007/263-264): >>Die Verschleppung in die Sowjetunion war wohl das Furchtbarste, was unser Volk treffen konnte. Erst wenige Tage vor der Verschleppungsaktion verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß etwas Schreckliches bevorstünde. Die Landbevölkerung wurde davon völlig überrascht.
Die Vorbereitungen: Eintreffen eines russischen Polizeiregimentes, ... Zusammenziehung sämtlicher Lastkraftwagen, ... Einstellung des Eisenbahnverkehrs sowie Absperrung der Verkehrswege und der Telefon- und Telegrafenlinien in den mit Deutschen bewohnten Gebieten, setzten nicht nur unser deutsches Volk, sondern auch das rumänische Element in eine Panikstimmung. Nur die Juden, die seit dem Jahre 1942 in den Städten konzentriert waren, die Ungarn (Proletariat) ... und die Serben fühlten sich von den bevorstehenden Ereignissen nicht bedroht.
Überfallsmäßig am 16. Jänner 1945, um 24 Uhr, begann im gesamten Banater und Arader Siedlungsraum die Aushebung der Deutschen durch rumänische Gendarmerie mit Hilfe der örtlichen Polizei. Da den rumänischen Sicherheitsbehörden nach dem Abzug der deutschen

Truppen und der volksdeutschen Amtswalter die vollständige Kartei der Volksdeutschen in die Hände fiel, wurde es den Aushebungseinheiten wesentlich erleichtert, diese Aktion schlagartig und erfolgreich durchzuführen. ... Melden mußten sich die Männer vom vollendeten 16. bis zum 45. Lebensjahr, die Frauen vom 18. bis zum 32. Lebensjahr.
Manche versuchten sich in einem Versteck - in den Dörfern im Düngerhaufen, ... im Maislaub, ... in der Stadt, in ... Ableitungskanälen und (bei) rumänischen Familien ... - vor der Verschleppung zu schützen. ... Sobald sich die Betroffenen nicht meldeten, nahm man die Eltern oder Großeltern als Geisel. ... Befreit war die Geistlichkeit. ...
Ein rumänischer Unteroffizier sagte mir während der Durchsuchung in meiner Wohnung, er würde lieber an der Front stehen, als diese ihm widernatürlich erscheinende Zusammenfängerei mitzumachen. ... Während der 2 Wochen dauernden Aktion waren sämtliche deutschen Unternehmen, Betriebe und Geschäfte gesperrt.<<

Internierung und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager Kramatorskaja im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Dezember 1946

Erlebnisbericht der N. F. aus Ulmbach im Banat, Rumänien (x007/265-267): >>Ende Dezember sah man lange Eisenbahnzüge voll mit jungen Menschen durch unseren Bahnhof fahren. Sie kamen aus dem jugoslawischen Banat und waren Deutsche. Man sagte, sie fahren nach Rußland zur Arbeit.
Am 14. Jänner sagte mir ein Mädchen aus unserer Nachbarschaft, ... daß rumänische Polizei das Dorf umstellt hätte. ... Um 8 Uhr trommelte man, und wir erfuhren, daß sich alle Frauen und Mädchen im Alter von 18-30 Jahren und alle Männer von 18-45 Jahren ... im Schulgebäude versammeln sollen.
Jeder sollte Kleider und Lebensmittel mitnehmen. Nun hatten wir die Gewißheit, daß auch für uns die Stunde des Abschieds gekommen war. Meine beiden Kinder blieben bei den Großeltern zurück. Viele hatten niemanden, denen sie ihre Kinder überlassen konnten, doch alle mußten mit. Nur Frauen mit Säuglingen unter einem Jahr blieben zu Hause. Es war ein schrecklich schwerer Abschied von meinen Kindern, wir wußten doch nicht, wo der Vater war und ob wir uns überhaupt noch einmal wiedersehen würden.
Noch am gleichen Tag führte man uns zu Fuß nach Giulvas, ... 9 km von Ulmbach entfernt. Einige Fuhrwerke brachten unsere Bündel nach. 5 Tage dauerte dort unser Aufenthalt. Es wurden immer mehr Leute aus der Umgebung gebracht. Schließlich wurden wir in Viehwaggons verladen, 30 Personen, Männer und Frauen (mußten) in einen Waggon. ... Die Angehörigen standen auf den Bahnhöfen, ... es war viel Weinen und Klagen (zu hören).
Im Waggon war es eng. Man hatte uns einen Ofen hineingestellt, denn es war sehr kalt. Auf dem Boden schliefen wir nebeneinander. Wir hatten uns von unseren Angehörigen Eimer und einiges Geschirr mitgeben lassen, so konnten wir Tee oder Suppen kochen. Wir verpflegten uns aus unserem Brotsack. 14 Tage dauerte die Fahrt. Manchmal wurden die Türen geöffnet, wir konnten austreten, aber immer unter Bewachung. ... Manche hatten Durchfall, und wir hatten nur einen Blecheimer! ... An der russischen Grenze wurden wir in sowjetische Breitspurwaggons umgeladen. Es waren größere Waggons, in denen nun 40 Menschen untergebracht wurden. ...
In Kramatorskaja wurde unser Waggon abgehängt, der Zug mit den anderen Waggons fuhr weiter. Zu Fuß ging es zum Lager, wo wir mit etwa 500 Personen interniert wurden. Wir mußten nicht gleich zur Arbeit gehen. Unsere Betten standen übereinander. Es waren Eisenbetten, ohne Matratzen und ohne Strohsäcke. Die ersten Nächte waren furchtbar. Man behalf sich notdürftig mit den mitgebrachten Sachen. ...
Am 16. Februar ... kamen wir zum ersten Mal zur Arbeit, Nachtschicht! Wir luden Kohlen aus, es war schrecklich kalt, und wir konnten uns nirgends wärmen. Wir sahen, daß die ande-

ren Kohlen von der Arbeit mitbrachten. Wir taten es auch, versteckten sie in unseren Kleidern, so heizten wir und hatten es wenigstens beim Schlafen warm. Ich kam später auf eine Kolchose und arbeitete mit den anderen in der Landwirtschaft. ...
Im Lager gab es ... zweimal täglich eine dünne Suppe, morgens und mittags Suppe mit Kraut und 1 Löffel Kascha (Grütze) oder 1-2 Happen Fisch oder seltener Fleisch, 700 g schwarzes schweres Brot. ... In der Kolchose gab es täglich 500 g Brot und 2 Suppen. Wir hatten schrecklichen Hunger. ... (Es gab) zusätzlich kein Fett und kein Zucker. Ich kann sagen, daß ich das Hungergefühl nie los wurde, solange ich in Rußland war. Durch die Suppen wurden wir aufgeschwemmt, hatten einen dicken Bauch und wurden doch zusehends magerer. Man nahm, was man finden konnte, alles war gut, um es zu essen.
Am schmerzlichsten war für alle, daß wir nur ganz selten Nachricht von unseren Angehörigen bekamen. Wir durften schreiben, die Post kam aber nur selten durch. ... Wenn Läuse gefunden wurden, ließ man die Kopfhaare abschneiden. Auch gegen Filzläuse setzte man die Rasur ein. Täglich kämmten wir unser Haar mit einem feinen Kamm, und mit Petroleum wurde das Haar eingerieben. So hielten wir uns sauber. Von den deutschen Kriegsgefangenen tauschten wir uns Strohsäcke ein, aus denen wir uns Kleider nähten. Man half sich so gut es ging. Unser Körpergewicht nahm ... ständig ab. Man dachte viel an die Heimat. ... Mein Gesicht war angeschwollen, die monatliche Regel blieb längst schon aus.
Am 15. November 1946 sagte uns der Offizier, daß wir mit dem nächsten Transport heimfahren dürfen. Die Freude war sehr groß. ... Unsere Habseligkeiten (wurden gepackt). Wir versammelten uns im Lagerhof, und man wartete voller Ungeduld. Schließlich wurden wir in das Lager zurückgejagt, wir sollten zur Arbeit, denn es gehe kein Transport. So erging es uns 4mal. ...
Am 18. Dezember sollte unser Wunsch endlich in Erfüllung gehen. Wir durften Essen fassen, Brot und kleine Fische in Öl. ... Wir wurden verladen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, sangen wir glücklich "Großer Gott, wir loben Dich ..." Wir fuhren aber nicht in unsere Heimat (Rumänien), sondern (man transportierte uns) mit den deutschen Kriegsgefangenen nach Frankfurt/Oder. ... Bis zum 3. Januar 1947 waren wir unterwegs. In Frankfurt/Oder wurden wir gebadet. Wir bekamen dort 3 Tage lang gutes Essen. Dann erfolgte die Weiterfahrt ins Lager Hoyerswerda. ... Das Essen wurde wieder knapper. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Ungarn-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1956 über die Verschleppung der Ungarn-Deutschen (x008/42E-44E): >>Da die Sowjetunion Ungarn als besetztes Feindesland betrachtete, wurden, ähnlich wie im deutschen Osten, Arbeitskräfte für den Wiederaufbau in der Sowjetunion aus dem besetzten Gebiet herausgezogen.

Ob und wie weit die Zahl der Zwangsarbeiter durch Abmachungen zwischen der russischen Militärregierung und der provisorischen Nationalregierung in Ungarn begrenzt worden ist, kann heute noch nicht quellenmäßig belegt werden. Ebenso ist nichts darüber bekannt, ob gerade die Volksdeutschen in Ungarn für die Deportation in die Sowjetunion vorgesehen waren.

Die Eintreibung und der Abtransport der für die Verschleppung Bestimmten setzte wie in anderen Ländern gerade zu Weihnachten 1944 ein und dauerte bis Ende Februar; einzelne Nachzüglertransporte gingen noch im März und April ab. Die Aktion wurde in den einzelnen Gebieten des Landes in verschiedenen Formen durchgeführt, erfaßte aber nicht nur Deutsche, sondern weit mehr Madjaren; auch die anderen Minderheiten, einschließlich der Juden, wurden davon betroffen.

In Pest - dem Stadtteil Budapests links der Donau - das gerade zur Zeit der anlaufenden Verschleppungsaktion in die Hände der Russen fiel, und in den Orten östlich davon, die während der Belagerung der Hauptstadt Kampfgebiet waren, wurden alle Arbeitsfähigen, deren man habhaft werden konnte, zusammen mit deutschen und madjarischen Kriegsgefangenen nach dem Osten getrieben. Man zog sie in Lagern zusammen und transportierte sie mit den zurücklaufenden Leerzügen nach Rußland.

Obgleich hierbei Personen mit deutschen oder deutschklingenden Namen besonders stark der Gefahr ausgesetzt waren, von den Fangkommandos - russischen Soldaten oder madjarischen Kommunisten - aufgegriffen zu werden, so machten die Deutschen in der großen Zahl der aus dem Pester Raum Verschleppten doch nur einen kleinen Prozentsatz aus.

Einen wesentlich anderen Charakter trugen die Zwangsdeportationen im Süden des Landes, also in der Batschka und in der Schwäbischen Türkei. Hier wurden die Eintreibekommandos in der Mehrzahl von jugoslawischen Partisanen gestellt. Da durch den Rückfall des Baranyadreiecks, der jugoslawischen Batschka und des westlichen Banats - also der Gebiete, die 1941 von Ungarn annektiert worden waren - an Jugoslawien die Grenzen in dieser Übergangszeit offenblieben, konnten die von einem fanatischen Deutschenhaß getriebenen Partisanen ungehindert nach Ungarn einströmen.

Sie waren es, die hier im Zusammenwirken mit ungarischen Kommunisten und fanatischen Nationalisten in der Zeit kurz nach dem Zusammenbruch eine mit dem übrigen Ungarn dieser Tage nicht zu vergleichende Gewalt- und Willkürherrschaft aufrichteten. In dem von ihnen usurpierten Machtbereich wurden vornehmlich Volksdeutsche von der Verschleppungsaktion erfaßt und planmäßig - die Männer bis 40 oder 45, die Frauen bis zu 35 Jahren - in kleine Lager zusammengetrieben und nach Baja oder eins der anderen Zentrallager Pécs oder Bácsalmás in Marsch gesetzt. Baja war als Sammellager für die Verschleppten des gesamten Südens außerordentlich geeignet, weil sich hier die einzige unzerstörte Donaubrücke des Gebietes befand. Von dort gingen ununterbrochen Transporte in die Sowjetunion ab.

Die Partisanen kamen in kurzen Streifzügen sogar bis vor die Tore von Budapest, um die einzelnen deutschen Gemeinden durchzukämmen. Da die Volksdeutschen an die Aufstellung von Arbeitskommandos inzwischen gewöhnt waren, ließen sie sich zunächst einreden, es ginge für 14 Tage zum Maisbrechen oder zu Aufräumungsarbeiten in die jugoslawische Batschka.

Die Gefährdeten wußten sich aber sehr bald auf die Lage einzustellen, sie suchten Schutz bei befreundeten madjarischen Familien oder versteckten sich in der Umgebung des Dorfes und kehrten nach Beendigung der Aktion, die in der Regel nur wenige Tage dauerte, aber öfter

wiederholt wurde, wieder in ihre Wohnungen zurück.
Die menschenunwürdige Behandlung der Deportierten auf den Transporten wie auch ihr weiteres Schicksal in den sowjetischen Zwangsarbeitslagern glichen bis in Einzelzüge hinein den Leiden, denen die ostdeutschen Zivilverschleppten in derselben Zeit unterworfen waren. Die Kälte in den ungeheizten Waggons, mangelnde Verpflegung, Durst, der zum Trinken verseuchten Wassers führte, epidemische Krankheiten wie Ruhr und Typhus, forderten schon auf der Reise, die in der Regel zwei Monate dauerte, die ersten Todesopfer.
In den Zielorten - meist Arbeitslager im Donezbecken - mußten die Unterkünfte sehr oft erst von den Lagerinsassen errichtet werden. Die schwere Arbeit in den Kohlenschächten und die mangelhafte Ernährung zumindest der ersten Jahre verursachte weitere Verluste.
Schon im Sommer und Herbst 1945 trafen die ersten Züge mit Rückkehrern aus Rußland wieder in der Heimat ein. Es waren ausschließlich Krankentransporte, deren Insassen bis zum Skelett abgemagert waren. Auch die Heimkehrer der folgenden Jahre wurden nur entlassen, weil sie inzwischen arbeitsunfähig geworden waren.
Seit 1948 kehrten auch Gesunde zurück, die Transporte gingen zu dieser Zeit schon in vielen Fällen über Frankfurt an der Oder, da inzwischen der größte Teil der Angehörigen der Verschleppten ausgewiesen war und in Deutschland lebte.
Insgesamt sind nach ungarischen Angaben 600.000 Menschen aus Ungarn als Kriegsgefangene oder Zivilarbeiter in die Sowjetunion verschleppt worden, darunter etwa 30.000 bis 35.000 volksdeutsche Zivilisten und etwa 30.000 ungarndeutsche Kriegsgefangene.
Dies bedeutet, daß etwa 10 % der ungarischen Verschleppten und Kriegsgefangenen Volksdeutsche waren, während deren Anteil an der Gesamtbevölkerung nach dem amtlichen Volkszählungsergebnis von 1941 nur 5,2 % für Trianon-Ungarn bzw. 4,8 % für das damalige Gesamtungarn betrug.
Die meisten verschleppten Volksdeutschen stammten aus Südwestungarn, also der ungarischen Batschka und der Schwäbischen Türkei. Das Deutschtum um Budapest wurde nur in den ostwärts der Donau gelegenen Orten radikal von der Verschleppung erfaßt. In den westlichen Vororten, im Ofener Bergland, dem Industriegebiet, ist die Aktion nur in einzelnen Gemeinden durchgeführt worden, während andere Orte dieser Gegend, ebenso wie das schon erwähnte Westungarn, von dem Verschleppungsvorgang völlig unberührt geblieben sind.<<

Internierung der Volksdeutschen in Katymar durch serbische Partisanen, Verschleppungsaktionen von Januar bis März 1945

Erlebnisbericht des Josef S. aus Katymar im Komitat Bacs-Bodrog, Ungarn (x008/49-51):
>>… In der Nacht vom 18. auf den 19.11.1944 tauchte auf unserem abseits gelegenen Gehöft eine fremde Partisanengruppe aus dem benachbarten Regöce auf, nahmen eine Hausdurchsuchung vor und forderten meinen Vater auf mitzukommen, weil sie ihn zu irgendwelcher Arbeitsleistung brauchten.
Alle Einwendungen und alles Bitten und Flehen nützte nichts. Er mußte mit ihnen. Wir verständigten sofort die uns bekannten serbischen Partisanen des Nachbardorfes, und einige von ihnen, mit denen wir näher bekannt waren, erklärten sich bereit, meinen Vater aus den Händen seiner Entführer zu befreien. Sie machten sich auch auf den Weg.
Unglücklicherweise aber begann in dieser Nacht der Durchmarsch einer großen russischen Kampfeinheit. Alle Straßen waren von den Sowjettruppen überflutet, so daß sich die Suche nach den Menschenräubern vorerst als ergebnislos erwies, und als zwei Tage später die Straßen wieder frei waren, waren die Partisanen mit meinem Vater bereits nach Jugoslawien verschwunden. Den verschiedenen Versuchen nach dem Verbleib des Vaters zu forschen, wurde Mitte Dezember durch Absperrung der jugoslawischen Grenze ein Ende gemacht.
Wir haben von unserem Vater nie mehr etwas gehört oder gesehen und müssen annehmen,

daß er ebenso wie viele tausend andere Volksdeutsche sein Leben verlor, obwohl er weder mittelbar noch unmittelbar an irgendwelchen Maßnahmen oder Taten beteiligt war, die einen Racheakt begründet hätten.
An weiteren Verschleppungen durch die serbischen Partisanen ist mir nur noch ein Fall bekannt, der sich mit einem Volksdeutschen namens Anton Müller unter ähnlichen Umständen abspielte, wie die Entführung meines Vaters.
An den nächstfolgenden Monaten dauerten die Plünderungen an. Der Herbstweizen war schon bestellt gewesen als die Russen kamen, eine weitere landwirtschaftliche Arbeit war in den vollständig ausgeplünderten Wirtschaften nicht möglich. Die Dorfinsassen und auch meine Mutter und ich lebten von den versteckten Vorräten, die wir noch hatten. Im Jahre 1945 wurde dann überhaupt nichts mehr angebaut. Was noch irgendwie übrig blieb, fiel im Frühjahr 1945 der einsetzenden systematischen Requirierung der Russen zum Opfer.
In der Nacht vom 14. auf den 15.1.1945 wurden überfallartig die Volksdeutschen des Dorfes Katymar zur Deportation nach Rußland zusammengetrieben. Die serbischen Partisanen fuhren mit ihren Wagen von Haus zu Haus und fingen alle arbeitsfähigen Männer und Frauen deutscher Muttersprache zusammen.
Die von den Russen erlassene Verfügung zu diesen Deportationen in die sowjetischen Bergwerke galt nur für bestimmte Altersklassen. Es handelte sich dabei, wie üblich, meistens um Männer bis 40 Jahre und Frauen bis 35 Jahre. Die von russischen Soldaten begleiteten Partisanen hielten sich aber offenbar nur wenig an solche Beschränkungen.
Sie konnten allerdings nur einen Teil der Menschen einfangen, weil die meisten ... geflüchtet waren und sich versteckt hielten. Der erste Transport, der schon am 15.1. abging, umfaßte daher nur etwa 160 Menschen. Sie wurden ... mit anderen Transporten vereinigt und nach Rußland weitergeleitet. Ein zweiter Transport von etwa 120 Personen ging einige Wochen später ab. Das Einfangen der Menschen, d.h. der Deutschen und die teilweise gelungenen Fluchtversuche wiederholten sich nach dem Beispiel des ersten Transportes.
Ich war mittlerweile 16 Jahre alt geworden und mußte befürchten, auch verschleppt zu werden, und so hielt ich mich verborgen. Ich schlief nachts bei bekannten Serben, denn tagsüber fanden gewöhnlich keine Menschenjagden statt.
Ende März geriet ich aber trotz aller Vorsichtsmaßnahmen doch in eine zur Deportation zusammengefangene Gruppe. Die Partisanen kamen, um meine Mutter, die damals 36 Jahre alt war, abzuholen, und da sie abwesend war, nahmen sie mich als Geisel mit und verkündeten, daß ich freigelassen würde, wenn sich meine Mutter meldete. Meine Mutter meldete sich daraufhin, aber sie behielten uns beide.
Wir wurden mit einer kleinen Gruppe von Volksdeutschen in der Schule interniert. Es gelang ihnen jedoch nicht, eine größere Anzahl von Volksdeutschen zu fangen. Ein russischer Major kam zur Übernahme und besichtigte uns. Zu unserer freudigen Überraschung erklärte er uns ... in deutscher Sprache: "Alles nach Hause!"
Nach Wiederholung dieser Aufforderung, die wir mit Staunen vernahmen, durften wir tatsächlich gehen. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß dem Russen der Transport zu klein gewesen sei, der Transport habe sich ihm nicht gelohnt.
Ich war schon seit Januar 1945 von den Russen immer wieder zur Arbeit verpflichtet worden und zwar ohne daß sie mich gefangennahmen. Zunächst mußten wir das herrenlose Vieh füttern, bis es abgetrieben wurde und später andere Arbeiten für die russischen Truppen verrichten. In der Nacht durfte ich aber nach Hause gehen.
Aus Budapest kam von Zeit zu Zeit ein Vertreter der dortigen kommunistischen Organisation, ein invalider Jude und fing sich zu Arbeitszwecken Volksdeutsche ein. Auch ich wurde im September einmal mit ca. 50 Schicksalsgenossen mitgenommen und nach Budapest geführt. Dort übernahmen uns die Kommunisten.

Mit dem Abendzug fuhren wir heimlich wieder nach Hause. Ich hielt mich in Hinkunft des Nachts nach Möglichkeit außerhalb unserer Wohnung auf. Anscheinend aber wurde ich auch nicht mehr gebraucht.
Im Herbst 1945 stellte uns die kommunistische Gemeindeleitung vor die Wahl, entweder unseren Landbesitz zu bearbeiten oder ihn zu übergeben. Da wir vollständig ausgeplündert waren und weder über Vieh und landwirtschaftliche Geräte verfügten, übergaben wir das Gut und übersiedelten in das Dorf Katymár.<<

Zwangsarbeit in der Sowjetunion von 1945 bis Ende Oktober 1949
Erlebnisbericht der L. A. aus dem Komitat Tolna, Ungarn (x008/55-56): >>Ich wurde für die Arbeit in der Kohlengrube eingeteilt. Als ich zum ersten Mal in den Schacht fuhr, hoffte ich, das es mein letztes Lager in Rußland sein würde. Ich mußte schwere körperliche Arbeiten leisten, doch durch das harte Schicksal wurde auch ich immer härter. Die Hoffnung, noch einmal nach Hause zu kommen, hielt mich aufrecht.
Es verging Jahr um Jahr und 1947 kam. ... Niemand wußte, was in der Heimat (Ungarn) geschehen war. Im Herbst 1947 bekamen wir erstmalig Post aus der Heimat. Es war für alle eine große Freude, obwohl sie schrieben, daß man ihnen in der Heimat alles genommen hatte. ... Wir sehnten uns trotzdem nach der Heimat. Nichts konnte uns erschüttern. Wir wollten nur noch einmal zu unseren lieben Familienangehörigen zurück. ...
Von Monat zu Monat versprach man uns, daß wir bald in die Heimat zurückkehren könnten. Nun kam wieder ein Sommer. Schon so mancher Kamerad hatte bereits sein Leben im gefährlichen Bergwerk gelassen. Durch die schwere Arbeit und schwache Kost wurde ich wieder krank. Der russische Arzt schrieb mich für schwere Grubenarbeiten arbeitsunfähig. Ich bekam jetzt ganz leichte Arbeiten. ...
Ich erholte mich etwas und mußte wieder in der Kohlengrube arbeiten. ... Wir erhielten Post und die Verhältnisse im Lager wurden immer besser. Sonntags wurden wir von deutschen Kriegsgefangenen im Lager besucht, die für uns Musikvorführungen veranstalteten. Auch ungarische Kriegsgefangene besuchten uns ab und zu im Lager, um Musikkonzerte für uns zu spielen. Man versprach uns außerdem, daß wir im Oktober heimfahren sollten. ... Am 17. Oktober gingen wir zum letzten Mal zur Arbeit. Wir freuten uns und konnten die Zeit bis zur Abfahrt kaum erwarten. Am 27. Oktober 1949 wurden wir endlich eingeladen und am Abend fuhren wir in Richtung Heimat ab.
Am 2. November kam der Zug an der rumänisch-slowakischen Grenze an. ... Dort wurden wir ausgeladen und entlaust. Wir bekamen gutes Essen und gingen schlafen.
Am nächsten Tag ging es weiter in Richtung Heimat und am 3. November fuhren wir um 5 Uhr morgens über die ungarische Grenze. Unsere Freude war groß, denn nach 5 Jahren waren wir wieder in der Heimat. Am 4. November kamen wir im Heimkehrlager in Debrecen an. Wir wurden schön empfangen, bekamen zu essen, wurden nochmals entlaust und viele wurden gleich entlassen.
Ich blieb mit etlichen anderen zurückgekehrten Zwangsarbeitern im Lager, weil man unsere Eltern bereits ausgewiesen hatte. Da wir zu ihnen nach Deutschland wollten, versprach man uns, daß wir bis Weihnachten nach Deutschland ausreisen könnten. Es wurde Weihnachen, aber wir waren immer noch im Lager. Zum ersten Mal seit 5 Jahren feierten wir unter einem kleinen Tannenbaum das Weihnachtsfest. Man versprach uns, daß wir im Frühjahr fahren dürften. ...<<

Internierung der Volksdeutschen im Komitat Baranya im Dezember 1944
Erlebnisbericht der A. H. aus Bikal im Komitat Baranya, Ungarn (x008/59-60): >>Am 28. November 1944 wurde durch Trommelschlag bekanntgegeben, daß sich die Sowjets bereits

bei Fünfkirchen befinden. Es solle jeder, der es nur könne, flüchten; in einigen Stunden sei es bereits zu spät.
Es haben sich insgesamt nur 13 Familien entschlossen, dem Aufruf Folge zu leisten. Sie hatten aber zum Teil kein Glück, denn sie wurden entweder auf der Flucht von sowjetischen Einheiten eingeholt oder von denselben nach dem Krieg aus der Tschechoslowakei, wo sie sich nach der Flucht aufhielten, nach Ungarn zurücktransportiert. …
Die Russen besetzten am 29. November 1944, um 20 Uhr 30, den Ort, nachdem es vorher auf dem Berg Sobak zu einem kleineren Feuergefecht gekommen war.
Von der erwarteten sowjetischen Schreckensherrschaft konnte man in unserem Ort zumindest bis zur Deportierung nicht sprechen. Es wurde nur sehr viel requiriert, besonders Pferde und Fuhrwerke. Die Beschlagnahmung erfolgte stets unter Teilnahme eines Gemeinderatsmitgliedes. Die Zeit bis ... Weihnachten verlief verhältnismäßig ruhig, zumal unser Ort etwas abgelegen war und keine russische Kommandantur beherbergte.
In der Nacht vom 23. auf 24. Dezember 1944 weilte auch unser Notar in Sasd, wo sich die Notare des Kreises auf der russischen Kommandantur zum Befehlsempfang eingefunden hatten. Schon am nächsten Morgen wurde bekanntgegeben, daß sich die Frauen von 17 bis 35 und die Männer von 17 bis 45 Jahren in Sasd zu einem Arbeitsdienst, angeblich zur Maisaktion in der Batschka, einzufinden haben.
Es kam zu einem kleinen Aufruhr, als bekannt wurde, daß viele von der Liste gestrichen wurden, bei denen die Voraussetzungen vorlagen. Es handelte sich vorwiegend um Personen katholischen Glaubens, wobei der Notar einfach argumentierte, daß die Evangelischen größere Anhänger des Deutschtums als die Katholischen gewesen seien. Die Betroffenen erklärten danach kurzerhand, daß sie sich nicht stellen würden. Der Notar erwiderte: "Die Deutschen haben den Krieg verloren, sie müssen gehen".
Erst nachdem die Russen mit Zwangsmaßnahmen drohten und Anzeigen erstattet wurden, entschloß man sich zu gewissen Korrekturen. Danach sagten die Russen: "Wer nicht Folge leistet, wird kraft Gesetzes erschossen".
In Sasd kamen wir vor eine russische Kommission. Der Kreisarzt Dr. Palmai und der Dolmetscher Adam aus Magocs, den man Zigeuner nannte, waren Beigeordnete dieser Kommission. Adam, der mit einer Russin verheiratet war und selbst russisch sprach, war bestechlich. Gegen Entgelt konnte man mit seiner Hilfe der Verschleppung entgehen. ...
Der Deportation fielen 45 Frauen und 17 Männer aus unserem Ort zum Opfer, die in 2 Transporten das Land verließen. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Ost- und Volksdeutschen östlich der Oder-Neiße-Linie

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Zwangsverschleppung östlich der Oder-Neiße-Linie (x001/79E-87E): >>**Die Zwangsverschleppung ostdeutscher Zivilpersonen nach der Sowjetunion**

Vom Ablauf der Ereignisse und der Entwicklung der Zustände in Ostdeutschland zu trennen ist das Schicksal derjenigen Männer und Frauen aus den Gebieten östlich der Oder und Neiße, die schon in den Tagen nach dem Einmarsch der Roten Armee aufgegriffen und nach der Sowjetunion verschleppt wurden, wo sie, oft Tausende von Kilometern von ihren in Ostdeutschland verbliebenen Angehörigen entfernt, das harte Los der Zwangsdeportierten zu erleiden hatten.

Im Gegensatz zu den Erschießungen oder sonstigen Gewalttaten und Exzessen, die zu einem beträchtlichen Teil Willkürhandlungen einzelner sowjetischer Soldaten und Offiziere waren, handelt es sich bei der Zwangsdeportation ostdeutscher Zivilpersonen um eine systematisch betriebene Aktion, die von der obersten sowjetischen Führung geplant und in allen sowjetischen Armeebereichen jenseits von Oder und Neiße in gleicher Weise gehandhabt wurde.

Die zentrale Leitung und Planung dieser Aktion durch die sowjetische Führung ist daran erkennbar, daß schon seit Dezember 1944 auch in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien viele Tausende von Volksdeutschen zusammengetrieben und nach Rußland, meist in das Industriegebiet am Donez und Don, in den Ural oder nach dem Kaukasus deportiert worden waren.

In den deutsch bewohnten Gebieten jenseits von Oder und Neiße begann die Verschleppung von Zivilpersonen vereinzelt bereits Ende Januar 1945 und wurde dann im Monat Februar systematisch in allen bis zu dieser Zeit von der Roten Armee besetzten Gebieten betrieben.

In diese Zeit, in der die Deportationen in Ostdeutschland anliefen, fiel die Konferenz von Jalta (4.-11. Februar 1945), auf der Stalin die Zustimmung der Westmächte zu erlangen vermochte, daß die UdSSR, nach dem Siege über Deutschland als einen Teil der ihr zugesprochenen Reparationen Arbeitskräfte aus Deutschland nach Rußland schaffen könne. Diese interalliierte Abmachung kam zwar erst zustande, als die Deportationen im Südosten nahezu beendet und aus den Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße schon viele Tausende von Deutschen nach der Sowjetunion unterwegs waren, dennoch gab sie eine Art Rechtsgrundlage, auf die sich die sowjetische Führung bei der Deportation großer deutscher Volksteile berufen konnte.

In Ostdeutschland erreichte die Verschleppung ihren Höhepunkt im Monat März 1945 und dauerte bis Ende April. Da bis zu diesem Zeitpunkt lediglich die östlich von Oder und Neiße gelegenen Gebiete in der Hand der Roten Armee waren, blieb die Verschleppungsaktion auf die Deutschen in diesen Gebieten beschränkt und griff nicht auf die spätere sowjetische Besatzungszone über.

Die Organisation der Verschleppung lag bei den Heeresgruppen der Roten Armee. Sie begann in den jeweils eroberten Gebieten im allgemeinen bereits zwei bis drei Wochen nach der Besetzung. Jede der vier sowjetischen Heeresgruppen, die an der Eroberung Ostdeutschlands beteiligt waren, betrieb in ihrem Bereich die Verhaftung der Deutschen und ihre Einlieferung in die Durchgangs- und Sammellager selbständig.

An ihrem Vorgehen zeigt sich, daß die Verschleppung weniger auf einem Plan zur Deportation bestimmter Personen und Personengruppen beruhte, sondern daß es vielmehr darauf ankam, möglichst schnell eine möglichst große Zahl arbeitsfähiger Deutscher zusammenzutreiben; denn offenbar war jeder der vier sowjetischen Heeresgruppen ein gleich hohes "Verschleppungssoll" auferlegt worden. Da die Anzahl der in den einzelnen Provinzen östlich der Oder-Neiße in sowjetische Hand gefallenen Deutschen örtlich sehr verschieden war und manche Gegenden schon im Januar und Februar von russischen Truppen erfaßt wurden, andere erst, als die Deportationen zu Ende gingen, zeigte das sowjetische Vorgehen sehr verschiedene Grade der Härte.

Die einzelnen Heeresgruppenbereiche umfaßten folgende Teile des Gebiets jenseits von Oder und Neiße: Zum Bereich der Heeresgruppe Tschernjachowski gehörte Ostpreußen mit Ausnahme des Streifens westlich der Linie Elbing - Deutsch Eylau. In diesem Bezirk war Insterburg das Hauptsammellager für die zur Deportation vorgesehenen Deutschen und der Verladebahnhof für die Transporte nach Rußland.
Das Gebiet der Heeresgruppe Rokossowski umschloß den westlichen Sektor Ostpreußens, ganz Westpreußen und den östlichen Zipfel Pommerns bis etwa zur Linie Köslin - Flatow. Hauptsammellager für die Deportationen waren zunächst Ciechanów (Zichenau) und Soldau und ab Mitte März vor allem Graudenz, das erst am 5. März gefallen war.
Südlich daran grenzte der Bereich der Heeresgruppe Shukow, zu dem das westliche Polen, Ostbrandenburg und die westliche Hälfte Ostpommerns gehörten. Hauptsammellager und Ausgangspunkte für die Transporte waren hier Schwiebus in Brandenburg, Posen sowie Sikawa bei Lodz.
Den Abschluß bildete die Heeresgruppe Konjew, der ganz Schlesien und das südliche Polen unterstand. Sammelpunkte für die Deportation der Deutschen waren im oberschlesischen Industriegebiet das Lager in Beuthen und der Verladebahnhof Peiskretscham, ferner Lager, die in Krakau und den in der Gegend von Przemysl gelegenen Orten Sanok und Sambor eingerichtet worden waren.
Als Auffanglager dienten in der Regel Zuchthäuser und Gefängnisse, mitunter auch Kasernen oder Barackenlager. Die Umstände der Inhaftierung waren im allgemeinen überall die gleichen. Die arbeitsfähigen Männer und Frauen eines Ortes oder eines ganzen Kreises erhielten plötzlich Befehl, sich zu einem festgesetzten Termin an einem bestimmten Ort zu melden. Von dort aus begann der Transport oder Fußmarsch zu dem nächsten größeren Sammellager. Es folgten erneute Zusammenstellungen und die Beförderung in das Hauptlager, wo nach oberflächlicher Überprüfung des Gesundheitszustandes die zur Deportation Bestimmten in russische Güterzüge verladen wurden.
Die Aushebung und Verhaftung der zur Verschleppung bestimmten Menschen erfolgte großenteils - vor allem in den Städten - durch Aufrufe, daß sich alle Männer bis zum 60. Lebensjahr zu melden hätten. In vielen Gegenden war die Verschleppung auch mit der Registrierung der deutschen Bevölkerung gekoppelt, die überall in den Wochen nach der Besetzung der einzelnen Orte vorgenommen wurde.
Da jedoch weite Gebiete besonders auf dem Lande auf diese Weise nicht erfaßbar waren, wurden Sonderkommandos der sowjetischen Armee gebildet, die den Auftrag hatten, aus den einzelnen Gebieten eine bestimmte Anzahl arbeitsfähiger deutscher Personen zusammenzutreiben und ihre Überführung in die Sammellager durchzuführen. Oft hielten diese sich nicht damit auf, eine Gegend planmäßig durchzukämmen, sondern trieben, um ihren Auftrag möglichst schnell zu erfüllen, aus einzelnen Dörfern nahezu alle erwachsenen deutschen Personen zusammen, während andere Orte gänzlich von ihnen verschont blieben.
Am leichtesten hatten es die Deportationskommandos in Oberschlesien. Dort waren zahlreiche Bergleute und Industriearbeiter, die einst wegen ihrer Unabkömmlichkeit nicht zum Heeresdienst einberufen worden waren und denen aus dem gleichen Grunde die Flucht untersagt worden war, zurückgeblieben. In Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg und anderen Städten des Industriebezirks wurden deshalb bald nach der Eroberung dieses Gebietes alle Männer von 17-50 Jahren interniert und in Lagern untergebracht. Ein erheblicher Teil von ihnen wurde über Beuthen, Peiskretscham oder Krakau nach Rußland transportiert.
Da Schlesien auch nach dem Einfall der Roten Armee die volkreichste der deutschen Ostprovinzen war, fand die russische Militärverwaltung hier genügend Menschen vor, um ihr "Verschleppungssoll" zu erfüllen. Die Heeresgruppe Konjew, der Schlesien unterstellt war, stand deshalb mit rund 62.000 deportierten Deutschen - überwiegend Männern - an der Spitze der

vier Militärbereiche in Ostdeutschland.
Anders war die Lage in den übrigen Gebieten, ganz besonders in Ostpreußen. Dort griffen die sowjetischen Deportationskommandos zu den drastischsten Maßnahmen, um die ihnen auferlegte Zahl von Verschleppten zu erreichen. Da Männer arbeitsfähigen Alters kaum noch im Lande waren und die Bevölkerung Königsbergs nicht in Betracht kam, weil um diese Stadt während der Hauptverschleppungszeit im Februar und März noch gekämpft wurde, sind in Ostpreußen in der Mehrzahl Frauen und Mädchen von 15-50 Jahren ergriffen und in das Sammellager Insterburg eingeliefert worden. Dabei kam es vor, daß zahlreiche Mütter von ihren kleinen Kindern getrennt und auch alte Leute verschleppt wurden. Dennoch blieb die Zahl der aus dem Armeebereich Ostpreußen (Tschernjachowski) Verschleppten weit unter denen aus den anderen sowjetischen Heeresgruppenbereichen.
Umfassende Nachforschungen darüber, wie viele ostdeutsche Zivilpersonen aus den einzelnen sowjetischen Heeresbereichen nach Rußland transportiert wurden und wie hoch die Gesamtzahl der nach Rußland verschleppten Ostdeutschen war, haben bisher ergeben:

Anzahl der verschleppten Zivilpersonen	
aus Schlesien (Heeresgruppenbereich Konjew):	62 000
aus dem westlichen Polen, Ostbrandenburg, der westlichen Hälfte Ostpommerns (Heeresgruppenbereich Shukow):	57 000
aus dem westlichen Sektor Ostpreußens, Danzig-Westpreußen und aus der östlichen Hälfte Ostpommerns (Heeresgruppe Rokossowskij):	55 000
aus Ostpreußen (Heeresgruppenbereich Tschernjakowskij):	44 000
Gesamtzahl der nach Rußland verschleppten deutschen Zivilpersonen aus den Gebieten ostwärts von Oder und Neiße:	218 000

Mit Schwierigkeiten besonderer Art hatten es die sowjetischen Deportationskommandos in den Gebieten Polens zu tun. Dies lag daran, daß die polnischen Behörden unmittelbar nach der Besetzung des Landes durch sowjetische Truppen einen sehr großen Teil der deutschen Bevölkerung in polnischen Straf- und Arbeitslagern sowie in Gefängnissen interniert hatten. Die russischen Deportierungsabsichten stießen hier erstmalig mit polnischen Tendenzen zusammen. Jedoch setzte sich die sowjetische Armeeführung in der Regel gegenüber den Polen durch. Die russischen Deportationskommandos erschienen in den von den polnischen Behörden und Sicherheitsorganen errichteten Internierungslagern für Deutsche und suchten sich arbeitsfähige deutsche Internierte heraus, um sie nach Rußland zu deportieren.
Die Vorgänge im Zusammenhang mit der Deportation brachten über die Betroffenen schlimme Leiden. Schon die oft tagelangen Märsche nach den Sammellagern und die dabei erduldeten Drangsalierungen durch die russischen, teils auch polnischen Begleitmannschaften forderten zahlreiche Opfer unter den für die Verschleppung vorgesehenen Deutschen.
Als eine besondere Plage erwiesen sich ferner die fortgesetzten Verhöre, die die Verhafteten auf den Zwischenstationen und in den Sammellagern über sich ergehen lassen mußten. Aus ihnen läßt sich schließen, daß die Sowjets offenbar bemüht waren, den Deportationen eine formalrechtliche Grundlage zu geben. Konnte man den Verschleppten keine Zugehörigkeit zu nationalsozialistischen Organisationen nachweisen, so wurde versucht, irgendwelche anderen belastenden Geständnisse aus ihnen herauszupressen, die als Grund für die Verschleppung gelten konnten.

Besonders in den Gefängnissen von Insterburg und Graudenz wurden bei diesen Verhören Gewalttaten schlimmster Art begangen. Infolge schwerer Drangsalierungen, unzureichender Verpflegung und durch Krankheiten starben bereits in den Sammellagern viele Hunderte der Verschleppten. Andere befanden sich in einem Gesundheitszustand, der selbst den sowjetischen Kommandanten einen Bahntransport nach Rußland nicht geraten erscheinen ließ. Dies galt vor allem für die vielen alten Leute, die von den Deportationskommandos in die Verschleppungslager eingeliefert worden waren. Viele dieser Alten und Arbeitsuntauglichen wurden, sofern sie nicht infolge der Anstrengungen und Entbehrungen in den Lagern starben, nach Monaten wieder entlassen.

Als Ende April keine weiteren Deportationen nach Rußland mehr erfolgten, wurden die hierfür errichteten Sammellager teils aufgelöst, teils auch den Polen übergeben. Besonders die Lager Graudenz, Posen und Sikawa spielten später unter polnischer Verwaltung als Internierungs- und Zwangsarbeitslager eine verhängnisvolle Rolle.

Die zweite verlustreiche Etappe der Deportation stellte der Transport nach Rußland dar. In regelmäßigen Abständen wurden von den Hauptverladestationen aus Transportzüge zusammengestellt, die durchschnittlich je 2.000 Verschleppte aufnahmen. Die Fahrt zu den Arbeitslagern in Rußland dauerte im allgemeinen 3-6 Wochen.

Während dieser Zeit wurden die Verschleppten nur völlig ungenügend mit Nahrungsmitteln und Wasser versorgt, und da die ersten Transporte noch im Februar abgingen, wirkte sich auch die Kälte unter den vielen oft unzureichend bekleideten Menschen verheerend aus. Die Sterblichkeit auf der Fahrt nach Rußland war deshalb allgemein sehr hoch, mitunter betrug sie 10 Prozent der Deportierten.

Die Arbeitslager, denen die Transporte zugeleitet wurden, lagen über ganz Rußland verstreut. Sowohl nach dem Eismeer im Norden wie nach dem Kaukasus im Süden, ja sogar bis nach Turkmenien wurde die aus Ostdeutschland verschleppte Zivilbevölkerung befördert.

Der überwiegende Teil der zahlreichen Lager mit teils nur wenigen hundert, teils mehreren tausend Deportierten, befand sich in den Industriebezirken am Ural, im Donez- oder Don-Gebiet.

Von den Strapazen des wochenlangen Transportes waren die Deportierten so geschwächt, daß ihnen im allgemeinen nach der Ankunft einige Wochen der Ruhe gewährt werden mußten, sollten sie wieder arbeitsfähig werden. Mit der Ankunft in den russischen Arbeitslagern hörten im großen Ganzen die Quälereien durch die Wachmannschaften auf, von denen die Verschleppten auf dem Weg in die Sammellager in Ostdeutschland und bis zur Abfahrt heimgesucht worden waren. Auch Vergewaltigungen von Frauen scheinen kaum noch vorgekommen zu sein.

Statt dessen begannen besonders im Frühjahr 1945 das Übermaß der zu leistenden Arbeit und die unzureichende Verpflegung in den Lagern katastrophale Folgen hervorzurufen. Allein die Art der zu leistenden Arbeit bedeutete eine Überforderung der Deportierten. Denn in der Regel waren es die körperlich schwersten Arbeiten, die sie zu verrichten hatten.

In den Waldgebieten Nordrußlands und des Kaukasus mußten Bäume gefällt und zersägt, daneben auch schwere Erd- und Torfarbeiten geleistet werden. In den Industrierevieren im Ural und am Donez und Don haben Frauen und Männer aus Ostdeutschland in langen Schichten unter Tage Kohle und Erz fördern müssen, und zahlreiche verschleppte Deutsche wurden hier auch zu schweren Verlade- und Transportarbeiten herangezogen und in Fabriken, Steinbrüchen und Ziegeleien oder beim Straßen- und Schienenbau eingesetzt.

Je nach Jahresfrist wechselten die Arbeiten. Im Sommer und Herbst nahm die Kolchoswirtschaft einen großen Teil Deportierter in Anspruch; im Winter bestand die Zwangsarbeit oft darin, die Schienen- und Straßenwege von den Schneemassen freizuhalten. –

Verstärkt wurden die arbeitsmäßige Überbeanspruchung und bewußte Ausnutzung durch Ar-

beitszeiten von oft 12 und mehr Arbeitsstunden täglich. In diesem Zusammenhang kam vor allem dem sowjetischen Leistungs- und Norm-Prinzip eine verhängnisvolle Bedeutung zu.
Je nach Gesundheitszustand und körperlicher Verfassung in Arbeitsgruppen mit verschieden hoher Norm eingestuft, haben die Deportierten oft versucht, durch Übererfüllung der Leistungsnorm sich zusätzliche Verpflegung zu erarbeiten, da der kärgliche Normalsatz oft völlig unzureichend war.
Solche regelmäßigen Übersoll-Leistungen bedeuteten aber nicht nur eine fortgesetzte Ausbeutung der Arbeitskraft, sondern führten oft auch dazu, daß die Normen erhöht wurden. Im Gegensatz zu den russischen Arbeitern, die mit solchen Gepflogenheiten der "Leistungssteigerung" schon vertraut waren und sich davon kaum noch antreiben ließen, sind viele Deutsche diesem ausgeklügelten System zum Opfer gefallen.
Da die Verhältnisse in den Lagern außerdem meist völlig unhygienisch waren, nahmen - trotz anerkennenswerter, aber wegen des Mangels an Medikamenten meist fruchtloser Bemühungen russischer Ärzte und Ärztinnen - Krankheiten und Sterbefälle im Jahre 1945 immer stärker zu. Weitaus die meisten Verluste, die unter den deportierten Deutschen entstanden, fielen in die Zeit vom Frühjahr bis zum Herbst 1945, als in manchen Lagern mehr als die Hälfte der Belegschaft zugrunde ging.
Für diejenigen, die diese Zeit überstanden, begann sich die Lage in der folgenden Zeit etwas zu bessern. Zwar ließ das Übermaß der Arbeit in Kohlengruben, in der Landwirtschaft, beim Holzfällen oder bei der Aufräumung von Städten nicht nach, aber allmählich wurden die Verpflegungssätze erhöht, so daß der Gesundheitszustand der Verschleppten sich besserte. Unterschlagungen von Lebensmitteln durch die Lagerleitung sowie Bestechungen und Übervorteilungen durch die Wachmannschaften, bei denen in manchen Lagern auch Polen mitwirkten, haben jedoch dazu geführt, daß auch später noch teilweise recht schlimme Verhältnisse herrschten.
Da die Lager für Zivilpersonen in Rußland ganz allgemein als Straf- oder Besserungslager galten, waren ihre Insassen im Grundsatz wesentlich schlechter gestellt als die deutschen Kriegsgefangenen. In den Jahren 1947-1948 wurden in manchen Lagern die strengen Bestimmungen gelockert und den Verschleppten eine größere Bewegungsfreiheit gewährt. Teilweise gab es zu dieser Zeit auch eine geringfügige Entlohnung für die geleistete Arbeit, so daß die Verschleppten sich Lebensmittel oder Kleidung kaufen konnten. Soweit sich ein Kontakt mit der russischen Zivilbevölkerung ergab, zeigte diese keine Feindschaft gegenüber den Deutschen.
Schon im Sommer und Herbst 1945 waren, zum Teil verursacht durch die enorm hohe Sterblichkeit, die ersten Lagerauflösungen und Rücktransporte erfolgt. Damals wurden vor allem zahlreiche Kranke und Nichtarbeitsfähige nach Deutschland entlassen; auch von ihnen starben noch manche unterwegs, obwohl die Verpflegung auf der Rückfahrt im allgemeinen wesentlich besser war als auf der Hinfahrt.
Nach der ersten großen Entlassungswelle von 1945 zogen sich die Lagerauflösungen und Rücktransporte nach Deutschland in großen Abständen und Unterbrechungen durch die Jahre 1946, 1947 und 1948 hin. Die letzten größeren Rücktransporte fanden im Jahre 1949 statt, nachdem die Verschleppten vierjährige Zwangsarbeit geleistet hatten. Seitdem sind nur noch vereinzelt verschleppte ostdeutsche Zivilpersonen zurückgekehrt. Obwohl bekannt ist, daß noch manche von ihnen in der UdSSR leben, muß zweifellos damit gerechnet werden, daß der überwiegende Teil der Nichtzurückgekehrten in Rußland verstorben ist.
Die Höhe der durch die Verschleppungsaktion unter der ostdeutschen Zivilbevölkerung hervorgerufenen Verluste kann vorläufig nur annähernd erfaßt werden.
Nach allen bisher vorliegenden Ermittlungen und den Angaben der Berichterstatter über die Sterblichkeit in den Verschleppungslagern und während der Transporte, muß angenommen

werden, daß etwa die Hälfte der Deportierten und dazu noch mehrere Tausende von denen, die zwar festgenommen und in Sammellager eingeliefert, aber nicht mehr deportiert wurden, im Verlaufe der Verschleppungsaktion umgekommen sind.
Die Gesamtverluste, die infolge der Verschleppung eintraten, beziffern sich sicher auf mindestens 100.000 bis 125.000 Tote.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpreußen

Zugtransport vom Sammellager Insterburg in den Ural im Februar 1945

Erlebnisbericht des F. K. aus Burgkampen, Kreis Ebenrode in Ostpreußen (x002/11-13):

>>Ich wurde mit meiner Familie und vielen anderen Leidensgenossen auf der Flucht aus Ostpreußen ... von den Russen am 1. Februar 1945 gefangengenommen. Wir wurden zu Hunderten bis in die Gegend von Rastenburg getrieben. Immer mehr Flüchtlinge kamen zusammen. Dort wurden wir auf LKW verladen. Frauen, alte, kranke Männer und Kinder wurden eng zusammengepfercht. Alle konnten nur stehen, keiner konnte sich drehen oder bewegen. So fing das schwere Leiden für uns an.

Die Fahrt ging von Rastenburg über Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen und Eydtkuhnen. 30 km hinter der litauischen Grenze wurde haltgemacht, und wir wurden von den LKW gezerrt. Die Kinder bis zu 10 Jahren wurden den Müttern mit Gewalt entrissen und für immer (von ihnen) getrennt. Die Mütter rangen die Hände. Die Kinder schrien fürchterlich. Es war herzzerreißend ...

Dann wurden wir in einer Kaserne eingesperrt. Für alle war nicht genügend Platz vorhanden; aber die Russen drängten uns mit ihren Gewehrkolben in die überfüllten Räume, obgleich jeder nur stehen konnte. In diesem Zustand mußten wir 3 Tage aushalten. Einmal am Tage gab es eine dünne Wassersuppe. Die Fenster waren mit Brettern dicht vernagelt, so daß keine frische Luft hineingelangte. Ein Raum blieb frei.

In diesen Raum wurden immer 30 Männer hineingetrieben. Wir mußten uns dort nackend ausziehen, damit sie unsere Kleider einzeln durchsuchen konnten. Die Wertsachen, Photographien und Trauringe wurden uns fortgenommen. Sogar die Hosenträger zerschnitten sie vor unseren Augen. Manchen Männern gingen jetzt schon die Nerven durch. ...

Am 5. Februar 1945 wurden wir wieder auf Lastkraftwagen verladen und wurden zu einem Bahnhof (nach Insterburg) gefahren. Dort stand ein langer Güterzug. Nun wurden wir zu 120 Mann in die Waggons hineingepreßt. Frauen und Männer getrennt. Von jetzt an wurde das Leiden für uns immer schwerer.

Die Waggons waren von oben bis unten verschmutzt. Kein Halm Stroh war vorhanden. Als der letzte Mann mit den Kolben hineingestoßen war, konnten wir noch wie Heringe zusammengedrückt stehen. In dieser Art ging die Reise nach dem Ural los. Bei dieser Verladung gingen die Russen mit uns um, als ob wir Tiere wären. Dabei wurden schon viele Menschen wahnsinnig.

Ein Eimer Wasser und eine verschmierte Zeltbahn mit Brotkrümchen war unsere Tagesverpflegung. Am schlimmsten war stets die Nacht. Von dem ewigen Stehen wurden die Beine schwach, es kauerte sich einer auf den anderen. Dieser Zustand war unerträglich. Denn die Fahrt dauerte 28 Tage. Wenn der Zug hielt, meistens nachts, wurden wir nicht in Ruhe gelassen. Die Posten stiegen auf die Waggons und klopften von allen Seiten mit Hammern gegen die Wände. ...

Auf diese Weise prüften die russischen Begleitmannschaften, ob die Gefangenen Waggonbretter gelöst hatten. In den ersten 8 Tagen waren schon 10-15 Mann gestorben. Die Leichen mußten von uns unter Bewachung nackend herausgetragen werden, und sie wurden am Ende des Zuges in leeren Waggons wie Holz aufgestapelt. Und so starben nach und nach jeden Tag mehr.

Unser Zustand wurde dadurch verschlimmert, weil in allen Waggons einige Polen und Litauer eingesperrt wurden. ... Diese dachten, daß sie mehr Rechte als wir hätten, und machten sich Platz, indem sie sich auf schwache Menschen legten, sich aber nicht um das Jammergeschrei der Unterdrückten kümmerten. Gab es Verpflegung, stürzten sie sich auf das Essen, und für uns Deutschen blieb nichts mehr übrig. So gingen wir bei dieser Todesfahrt allmählich

zugrunde. Der Durst war schlimmer als der Hunger. Von dem Dunst und Hauch waren die Eisenteile des Waggons mit Reif beschlagen. Diesen Reif haben die meisten mit verdreckten Fingern abgekratzt und gelutscht. Dadurch wurden viele krank. So nahm die Sterbeziffer von Tag zu Tag zu, und die Leichenwagen hinter dem Zug wurden immer zahlreicher. ...
Ungefähr am 2. März kamen wir am Ural an. Da waren in jedem Waggon 30-40 % weniger. Der klägliche Rest sah nach einem Haufen wandelnder Leichen aus. Nachdem wir aus dem Zug herausgetaumelt waren, mußten wir bei 45° Frost vor dem Zug antreten und 2 Stunden im tiefen Schnee knien. Dabei sind auch noch viele vor Kälte erstarrt.
Wir waren vom Kopfe bis zum Fuße mit einer Dreck- und Kotkruste bedeckt und sahen schreckenerregend aus. In diesem Aufzug führten uns die Russen taumelnd, vielmehr kriechend durch die Straßen des Urals. Die russische Bevölkerung stand mit entsetzten Gesichtern am Wege und schaute diesen Leidensweg der ... Elenden an. (Alle), die nicht mehr gehen konnten, wurden mit Kolbenstößen Schritt für Schritt weitergetrieben, bis wir vor einer Sauna haltmachten. Dieser Aufenthalt war für die meisten von uns ein schlimmes Verhängnis.
Da jeder durstig war, stürzte er sich auf die Bassins, die mit schmutzigem Wasser gefüllt waren, und schlürfte sich den Leib voll. Dadurch entstanden sofort die fürchterlichen Ruhrkrankheiten. Hier wurden wir noch einmal ausgeplündert. Als wir dann in das Lager einrückten, war über die Hälfte von unserem kläglichen Rest, der noch übriggeblieben war, an der Ruhr erkrankt. In wenigen Tagen raffte diese Krankheit sehr viele dahin.
Die (Verschleppten), die wieder gesund wurden, wurden von Lager zu Lager geschleppt, wo sie schwere Arbeiten verrichten mußten. Die größte Anzahl von uns waren Bauern aus Stallupönen, Gumbinnen und viele aus dem Kreis Rastenburg. Nach 2 Jahren wurde dann ein sehr kleiner Rest in die Heimat zurückgeschickt. ... Meine arme Frau ist dieser Katastrophe auch zum Opfer gefallen.<<

Internierung durch sowjetische Truppen im Februar 1945, Zugtransport vom Sammellager Insterburg in die UdSSR im Februar 1945, Zwangsarbeit bis März 1946

Erlebnisbericht der H. B. aus dem Kreis Lötzen in Ostpreußen (x002/13-16): >>Das Leben ging unter den gleichen Umständen bis zum 9. Februar 1945. An diesem Tage wurden durch russische Patrouillen Männer und Frauen zum Abtransport ausgesucht, darunter waren auch mein Schwager Willy B. und ich. Wir wurden in eine Siedlung in der Nähe der Stadt getrieben. Unterwegs sahen wir, wie sich die saubere Stadt in ein paar Tagen verändert hatte, überall brannte es, und überall lagen Tote herum, es waren fast nur Zivilpersonen beiderlei Geschlechts und jeden Alters.
In der Siedlung wurden wir von den Männern getrennt, und die Vernehmungen begannen, wobei es sehr viel Prügel gab. Nach den Vernehmungen wurden wir wieder in die Stadt getrieben, wo LKW für unseren Abtransport bereitstanden. Unsere Angehörigen, die inzwischen von unserem Abtransport erfahren hatten, versuchten uns noch Kleinigkeiten für unser ferneres Leben zu bringen. Die kleinen Bündel wurden ihnen von Polen, die sich eingefunden hatten, entrissen.
Rücksichtslos wurde mit dem Kolben dazwischen geschlagen, wenn sich Eheleute oder andere Verwandte voneinander verabschieden wollten. Ich sehe noch meine weinende Schwester, die trotz verschiedener Versuche sich nicht hatte von ihrem Mann verabschieden können, den Sammelplatz verlassen. Sie sollte ihren Mann nicht wiedersehen, er blieb in Rußland, genau wie mein Kollege Herr K. ...
Wir wurden auf Lastkraftwagen nach Rastenburg verschleppt, es war der 13. Februar 1945. Die Chausseegräben lagen voller Leichen und Tierkadaver, um die sich noch niemand kümmerte. So kamen wir nach Rastenburg, wo wir wieder von den Männern getrennt wurden. Beides ging nicht ohne schwere Mißhandlungen ab. Man gab uns auch dort eine warme ...

Suppe, die jedoch derart versalzen war, daß sie für die meisten von uns ungenießbar war. Die Nacht verbrachten wir Frauen in einem ungeheizten Raum, es war bitter kalt. ...
Am nächsten Abend ging es per Lastwagen wieder weiter, über Stock und Stein fuhr man uns über Goldap nach Insterburg, wo wir in einem Speicher untergebracht wurden. Unsere Bewachung bestand aus Polen, die dann feststellten, wer von uns Polen als Arbeiter beschäftigt hatte. Da sich nicht genug meldeten, griffen sich die Polen 8 Männer und schleppten sie in den Keller. Nur einer von ihnen kam am nächsten Tag vollkommen zerschlagen und von den Mißhandlungen halb irre zurück, die anderen hat niemand mehr gesehen.
Alles schrie nach Wasser, denn die Männer hatten auch die versalzene Suppe essen müssen. Zuerst wurde mit Kolben und Stöcken auf die Durstenden eingeschlagen, dann holte man eine Waschwanne voll Wasser, zeigte es den Durstenden, aber man war weit entfernt, ihnen etwas zu geben, man zeigte es ihnen nur. ...
Am nächsten Tag wurden wir Frauen in Gruppen von ca. 8 Menschen in einen Raum geführt, wo wir den anwesenden russischen Offizieren unsere Habseligkeiten zeigen mußten. Alles, was irgendwelchen Wert hatte, wurde uns abgenommen. Wir mußten uns auch öfter mit dem Gesicht zur Wand stellen und dachten, jetzt gibt es den Erlösungsschuß, aber es geschah nur, um uns einzuschüchtern und zu quälen.
Nach der Plünderung kamen wir ins Gefängnis, wo wir in Zellen untergebracht wurden. Deutsche Männer aus früheren Transporten waren dabei, unsere Fenster zu vernageln und die dazu benötigten Bretter zuzuschneiden. Es war nachts. Den Russen ging die Arbeit immer noch nicht schnell genug, obwohl wir am Geräusch der Sägen hörten, wie sehr sich die Männer beeilten, deswegen schlugen die Russen immer in grausamster Weise auf die Arbeitenden ein. Die ganze Nacht hörten wir das Schreien und Stöhnen der Gequälten. ...
In der Dunkelheit wurden wir alle, Männer und Frauen, irgendwo an die Eisenbahnstrecke getrieben, wo wir verladen wurden. Beim Verladen gab es unmenschliche Schläge. Wir wurden eingepfercht. Wir sollten aber bald Platz bekommen, denn der Hunger und Durst raffte viele von uns weg. Baten wir jemand um ein wenig Schnee, dann hieß es, Schnee und Wasser gäbe es nur für die Russen, Deutsche sollten dürsten. So ging es tage- und wochenlang. Unsere tägliche Verpflegung bestand aus 2 Scheiben getrocknetem Brot und einem Stückchen Salzhering, ca. 1-2 cm.
Die Sterblichkeit war erschreckend. Am Ende des Zuges waren 2 große Waggons zur Aufnahme der Toten, diese waren bis Moskau vollgepackt mit nackten Leichen. Jeden Morgen wurden die Verstorbenen entkleidet und in diese Waggons geschleppt.
Nach 3 Wochen waren wir in Moskau, wo eine höhere Kommission unseren Transport besichtigte. Sie stellte fest, daß wir nur noch arbeitsunfähig wären und schimpfte auf das Zugpersonal. Das Geschimpfe machte unsere Toten nicht wieder lebendig. In den Männerwaggons fehlten von 90 Eingeladenen oft über die Hälfte, oft fehlten vier Fünftel.
Unser Zugpersonal war während der ganzen Fahrt betrunken und quälte uns nach jeder Richtung. Vergewaltigungen und Schläge waren an der Tagesordnung. Von der Kommission über unseren Zustand zur Rede gestellt, behaupteten sie, sie hätten in Insterburg die Weisung erhalten, möglichst viele von uns unterwegs umkommen zu lassen.
Einen Tag vor dem Umladen wurden wir zum Baden und Säubern geführt. Es war nichts Menschenähnliches mehr, was die Waggons verließ. Verdreckt, voller Ungeziefer, Angst in den aufgedunsenen Gesichtern, verließen wir unsere mit Kot und Dreck gefüllten Wagen, - seit Wochen das erste Bad! Nach dem Bad fuhren wir noch einen Tag. Wir hatten unseren Bestimmungsort erreicht, wenn auch nur als zerbrochene Menschen. Wir waren in einem Lager im Gouvernement Samara in der Nähe der Stadt Kujbyschew.
Als wir am 15. September 1945 gezählt wurden, wurde festgestellt, daß von 2.800 Eingelieferten nur noch 700 ... lebten. Von diesen 700 wurden 130, darunter auch ich, ausgesucht und

wieder verladen. Wir wurden eingepfercht, und waren 6 Tage unterwegs. ... Als Verpflegung bekamen wir täglich 2 Scheiben trockenes Schwarzbrot. Im Lager waren wir gesundheitlich schon wieder ein wenig vorwärtsgekommen, das ging uns durch diese Fahrt wieder verloren. Eine ... Frau wurde unterwegs irre. Als wir ausgeladen wurden, gab es wieder Geschimpfe der russischen Offiziere auf die Begleiter, aber was half es. Wir wurden im neuen Lager bei Insa menschlich behandelt und auch ärztlich betreut. 3 Wochen hatten wir Zeit, um uns zu erholen, dann arbeiteten wir wieder in einer Ziegelei.
Inzwischen war es Winter geworden. Den Rest unserer Habseligkeiten hatte man uns schon im ersten Lager abgenommen. Strümpfe hatten wir nicht, so hieß es jeden Morgen barfuß in die gelieferten Filzstiefel steigen. Der Filz wurde feucht, und manchmal froren die Füße an den Stiefeln fest, es war bei 36° Kälte kein Wunder. Viele wurden krank. Ich brach am 6. Dezember 1945 zusammen, später kam ich ins Lazarett. Ich hatte Ausschlag am ganzen Körper, Herzkrämpfe usw., alles infolge des Vitaminmangels. Ich muß betonen, daß uns die russischen Offiziere dort anständig behandelten und auch ... Mitleid zeigten.
Am 9. März 1946 kam ich ins Krankenhaus, wo ich bis Ende August 1946 lag. Meine Leiden wurde immer schwerer. Meine Herzanfälle wiederholten sich öfter, die Schmerzen wurden größer. Ich lag als einzige Deutsche im Krankenhaus, müßte aber lügen, wenn ich mich über die Behandlung beschweren würde. Ärzte und Personal gaben sich mit mir die größte Mühe. Aber eines Tages kam nach Ansicht der Ärzte und auch nach meiner Ansicht das Ende. Ich wurde besinnungslos. Aber ich kam wieder zu mir, meine Wunden brachen auf, und mein geschwollener Körper gab das Wasser von sich, ich war gerettet. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen im Februar 1945, Zugtransport vom Sammellager Insterburg nach Nordrußland im März 1945, Zwangsarbeit am nördlichen Eismeer bis September 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Dr. Gerhard F. aus Süßenberg, Kreis Heilsberg in Ostpreußen (x002/27-29): >>Unter dem Krachen der von deutschen Nachhuten gesprengten Munition und Fahrzeuge zelebrierte ich am Vorabend des russischen Einmarsches auf dem Tisch unseres größten Bauern, der eben mit den Männern des Volkssturms in das Dorf zurückgekehrt war, und einer großen Schar von Flüchtlingen die letzte heilige Messe vor unserer "Befreiung" durch die Rote Armee am ... 2. Februar.
Durch die stark mit sibirischen und mongolischen Typen durchsetzten Truppen wurden sämtliche Gehöfte in unbeschreiblicher Weise verwüstet, die Kirche geschändet, die heiligen Gefäße geraubt, alles Weibliche, ... immer wieder vergewaltigt und 25 harmlose Dorfbewohner und Flüchtlinge ermordet, darunter unser ehemaliger 71jähriger Küster, unser 65jähriger Glöckner und die 23jährige Organistin. Vier Opfer ... waren über 80 Jahre alt, eins seit Jahren gelähmt, vier waren junge Mädchen von 15-23 Jahren. Ein schwerkranker Invalide wurde wiederholt mißhandelt und endlich erschossen. Mehrere Soldaten, die sich ohne Widerstand gefangen gaben, wurden grausam hingemordet.
In den Nachbardörfern ist es nicht gelinder zugegangen, in vielen aber noch schlimmer. So wurden allein in unserer Gegend sechs durchweg über 60jährige Pfarrer erschossen. Auf Vorstellung wegen der grauenhaften Vergewaltigungen gab ein höherer Kommissar Bescheid, dies sei die von Stalin befohlene Antwort auf Hitlers Rassenpolitik. ...
Während die "Kulturr-Soldaten", wie sich die Rotarmisten immer wieder stolz bezeichneten, alles, was ihnen vom Vieh bis zum Küchengerät brauchbar erschien, von den Höfen schleppten, suchte ich mit Hilfe einer "Grauen Schwester" aus einer Nachbargemeinde - ihre Schwesterntracht hatten die Russen zu Fußlappen zerschnitten - unsere Toten unter die harte, blutgetränkte Erde zu bringen. Wir richteten die Leichen nach Art der Karthäusermönche her (die Verstorbenen wurden nur im Ordenskleid ohne Sarg beerdigt) und konnten die letzten sogar

auf dem Friedhof begraben. ...
Nach der pflichtgemäßen Registrierung auf der Kommandantur in Wernegitten mußte ich zunächst mithelfen, das letzte den Bauern geraubte Brotgetreide auf einen großen Haufen in der Schulklasse zu schütten. Dann erhielt ich den Auftrag, die auf der dortigen Feldmark noch umherliegenden über 40 Leichen zu bergen und zu bestatten.
Am 22. Februar wurden wir schließlich durch die GPU verhaftet und nach 14tägiger Traktur in verschiedenen Kellern (in Räumen von 15 qm waren z.B. über 56 Mann) untergebracht. ... Wir erhielten 10 Tage lang keine ausreichende Gelegenheit, unsere Notdurft zu verrichten. ...
Nach drei je dreistündigen Verhören, die mit den üblichen Methoden einen Gestapoagenten oder Kapitalisten aus mir machen wollten, wurden wir ... mit ca. 2.000 Leidensgefährten in Insterburg mit unbekanntem Ziel verfrachtet.
Mit 46 Männern jeden Alters von 14-73 Jahren in einen finsteren, schmutzigen, eiskalten Waggon gepreßt, erhielten wir während der 21tägigen Fahrt nur fünfmal einen Schlag (1/2 l) warme Graupen- oder Fischsuppe. Sonst (gab es) nur, wenn es den Wachen einfiel, geringe Mengen kaltes Wasser und für die meisten unverdauliches Dörrbrot aus gröbstem Maisschrot.
Wir hatten 7 Tote im Waggon, auf dem ganzen Transport waren es mindestens 350 Tote. Die Leichen wurden zunächst neben dem Fahrdamm aufgeschichtet, später in mitgeführten Waggons zu Bergen übereinandergeworfen. In Moskau wurden wir zum ersten Mal entlaust und standen dabei nachts stundenlang auf kalten, nassen Fliesen in ungeheizten Räumen.
Kurzgeschoren und am ganzen Körper in ekelhafter Weise abgeschabt, wankten die Überlebenden zu Beginn der Karwoche in ein Zwangsarbeitslager in der arktischen Tundra am nördlichen Eismeer und der sibirischen Grenze. Etwa 260-280 "Internierte", Kriegsgefangene, russische und polnische Zwangsverschleppte, in der Hauptsache aber ostpreußische Zivilisten, sollten dort schwere Erd- und Holzarbeiten für einen Kanalbau verrichten.
Mit instinktiver Sicherheit gelangten die minderwertigen und verbrecherischen Elemente der Gefangenen auf die wichtigeren Posten im Lager und in der Küche. Die Verpflegung und Unterkunft war so (ungenügend), daß schon im ersten Monat ein Viertel der Belegschaft starb und mehr als ein Drittel arbeitsunfähig wurde und abgeschoben werden mußte. ...
Ende Mai kam auch ich in ein etwa 300 km weiter nördlich gelegenes Lazarett, ein verfallenes früheres Arbeitslager. Ohne ernstliche Pflege, aber aufmerksam von einem Spezialisten für Avitaminosen (durch Vitaminmangel hervorgerufene Krankheiten) und Hungerkrankheiten beobachtet, siechten wir elend dahin.
Mitte August lebten nur noch 20 % der Verschleppten.
Zum Skelett abgemagert, mit schweren Ödemen und am ganzen Körper mit Geschwüren und zu Borken verdichteten Ekzemen bedeckt, wurde ich durch das stille Wohlwollen des tatarischen Chefarztes und eines polnischen Professors auf die wiederum 4 Wochen dauernde Heimfahrt geschickt. In Moskau verkaufte ich für 15 Kartoffeln und 1/4 l Öl meinen Rock und meine Weste an einen Dolmetscher, der aus der Wolga-Republik stammte. Eine ebenfalls verschleppte ermländische Ordensschwester erkannte mich und verband mich so gut, daß ich die lange Reise überstand.
Mit letzter Kraft gelangte ich Ende September in das ... Krankenhaus der Katharinerinnen in Berlin, nachdem mich ein ermländischer Neupriester im Entlassungslager in Frankfurt/Oder bestens betreut und für die Weiterfahrt ausgestattet hatte. Der Elendszug der kranken, mittellosen "Heimkehrer" wurde mit einem ¾ Brot, 1 Pfund Grütze, 16 g Konserven, 1 Löffel Kaffeeschrot und Zucker sowie mit einem ... russischen Entlassungsschein von den humanen Kultursoldaten auf die Straße gejagt, mit der Versicherung, daß niemand mehr in die Heimat jenseits der Oder zurückkehren dürfe.
Nach 9wöchiger Pflege durch unsere treuen Schwestern konnte ich in die britische Zone weiterreisen, wo inzwischen meine Eltern und Geschwister eine neue Heimat gefunden hatten.

Mit ihnen dankte ich für Gottes Weisheit und Güte, die auf wundersamen Wegen schließlich doch über alle menschliche Grausamkeit und über allen verbrecherischen Wahn triumphierten.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Insterburg in ein Lager im Ural von März bis April 1945, Zwangsarbeit bis Mai 1947

Erlebnisbericht der H. Z. aus Groß Lasken, Kreis Lyck in Ostpreußen (x002/33-34): >>Am 27. Januar 1945 wurde unser Heimatdorf von den Russen besetzt.

Gleich begann für uns die qualvolle Leidenszeit. Die Russen plünderten uns sofort aus; was sie nicht gebrauchen konnten, wurde vernichtet. Für uns Mädchen und Frauen war diese Zeit furchtbar ... Ich selbst war damals 18, meine Schwester erst 14 Jahre alt. Wir fanden nirgends Schutz. Wir versteckten uns bei Tage im Wald auf den Bäumen oder im Stroh. ... Viele junge Mädchen und Frauen machten infolge dieser brutalen Gewalt einfach ihrem Leben durch freiwilligen Tod ein Ende.

Am 19. März 1945 wurden meine Schwester und ich sowie 40 andere Mädchen aus unserem Dorf von unserer Arbeitsstelle weggeholt und nach Allenstein gebracht. Hier wurden wir ins Gefängnis gesperrt. Einzeln hat man uns dann verhört. Wir mußten aussagen, was wir wußten. War unser Bericht zu kurz, so hat man uns geschlagen und mit Füßen getreten. Im Gefängnis wurde ich von meiner Schwester getrennt. Sie blieb dort und ich kam mit anderen Mädels nach Insterburg ins Zuchthaus. Hier sperrte man 150 Frauen in einen Raum von 40 qm. Zu essen erhielten wir Kartoffelschalen mit gehackten Rüben.

Am 25. März 1945 ... ging es dann zum Bahnhof, es waren 1.363 Frauen und Mädchen vom 13. bis 65. Lebensjahr. In Viehwagen zu 46 Frauen hat man uns eingesperrt und die Türen verschlossen. ... Dann ging es dem Osten zu. Als Verpflegung erhielten wir auf der Fahrt (täglich) 2 Scheiben hartes Brot, einen Salzfisch und einen Teelöffel Zucker. Das Essen war so knapp, daß wir nicht satt wurden. Infolge der schlechten Ernährung haben viele Ruhr und von dem harten Brot Mundfäulnis bekommen und sind dann gestorben.

Die Fahrt dauerte 16 Tage. Am 11. April 1945 sind wir in Schubaksow an der Wolga angekommen. 30 Frauen haben schon auf dem Transport ... ihr Leben gelassen.

Wir mußten Straßen bauen, Häuser und Eisenbahnstrecken ausbessern. Nach dieser Arbeit ... kamen wir in ein Torflager und mußten Torf graben. Die Verpflegung in dem Lager war sehr schlecht und dazu (gab es) schwere Arbeit und die Moskitos. Wir durften nicht früher die Arbeitsstelle verlassen, bis wir unser Soll erfüllt hatten. In diesem Lager sind viele infolge der schlechten Ernährung an Hungertyphus, Malaria, Flecktyphus, Tbc usw. gestorben.

Ich hatte Wasser im linken Bein, mußte damit aber trotzdem zur Arbeit gehen, bis ich eines Tages zusammenbrach. Die Mädels haben mich von der Arbeitsstelle ins Lager bringen müssen. Dann wurde ich vom Arzt nach Schubaksow ins Krankenhaus gebracht. 7 Monate war ich in ärztlicher Behandlung. Mein Bein konnte jedoch nicht geheilt werden. ...

Im Mai 1947 ging ein Transport nach Deutschland und ich kam mit 199 Mädchen und Frauen nach Frankfurt an der Oder.

Meine Mutter, meine Schwester und meine Großmutter ... (waren) noch in Ostpreußen unter polnischer Herrschaft. Mein Bruder und mein Großvater sind 1945/46 an Hungertyphus in Ostpreußen gestorben. Ich selbst blieb arbeitsunfähig, da mein in der Gefangenschaft zugezogenes Beinleiden ... nicht mehr geheilt werden konnte.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in die UdSSR von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis März 1948

Erlebnisbericht der L. T. aus dem Kreis Tilsit-Ragnit in Ostpreußen (x002/78-80): >>Am 20. März bin ich dann von meinen Angehörigen getrennt und von den Russen verschleppt wor-

den. Die Frauen und Mädchen wurden von den Russen wahllos rausgesucht. Die Kinder blieben stehen, die Mütter wurden mitgenommen. In Karthaus war ich in 3 verschiedenen Lagern, die durch die Überbelastung schon menschenunwürdig waren. Die Räume (waren) verlaust. (Es gab) keine Möglichkeit zum Waschen. Verhör folgte auf Verhör.
Von Karthaus wurden wir nach Gruppe bei Graudenz gebracht. Wir hatten das Glück, mit der Bahn transportiert zu werden. Wie viele Gruppen kamen an, die 100 bis 140 km Fußmarsch hinter sich hatten. Das Schuhwerk war den meisten entrissen worden. Durch die schlechte Fußbekleidung hatten fast alle verletzte Füße und waren durch die langen Märsche, die schlechte Behandlung ... und durch die schrecklichen Erlebnisse total erschöpft.
In Graudenz war in der ehemaligen Festung ein großes Sammellager. Viele tausend Männer und Frauen wurden dort immer wieder durchsucht und verhört. Da wir aber streng bewacht und hinter Schloß und Riegel gehalten wurden, hatten wir keine Gelegenheit, mit den anderen zu sprechen.
Nach 8tägigem Aufenthalt in Graudenz wurde unser Transport von 1.200 Frauen und 300 Männern zusammengestellt.
Unsere Fahrt ins Ungewisse dauerte vom 6. April bis 4. Mai 1945. Wir waren 42 Frauen in einem verplombten Waggon. Da wir uns alle nicht kannten, kann ich keine Zahlen über die Toten angeben, da manche schon entfernt wurden, obgleich sie noch lebten.
Zweimal am Tag gab es Verpflegung. Einmal (gab es) Suppe (einen 1/2 l), wo wir alles drin fanden, was man auf einem unsauberen Speicher zusammengefegt hatte, und einmal (erhielten wir) Brot und einen Becher Kaffee. Wasser zum Waschen gab es nicht.
Ich kam dann in das Lager 7503, bei Kemmerau, später Leninsk. Wir hatten sehr viele Tote. Ein Teil mußte im Schacht arbeiten, andere mußten stundenlang zur Feldarbeit marschieren. Wir lagen auf Holzpritschen und hatten zum Zudecken nur unsere Kleidungsstücke, die wir gerettet hatten. Es war meist nur das, was man anhatte. Bei Regenwetter wurden die Sachen überhaupt nicht trocken. Wir wurden dann immer wieder in kleinere Gruppen aufgeteilt, so daß wir die Kameradinnen aus den Augen verloren und nie wieder Verbindung mit ihnen aufnehmen konnten. Besonders Familienangehörige wurden voneinander getrennt. ...
Im Juli 1945 wurden wir ... auf Kolchosen verteilt. Wir waren 90 Frauen und 25 junge Männer, die noch nicht Soldat gewesen waren, auch ein 13jähriger Junge und ein 14jähriges Mädel waren dabei. Später kamen dann noch 15 polnische Ukrainer dazu, die ihre Wut an uns ausließen.
In der Kolchose mußten wir auf dem Bau oder in der Landwirtschaft arbeiten. Die Lebensumstände waren furchtbar. Wir mußten auf dem Boden schlafen. Wasser war kaum zum Trinken, geschweige denn zum Waschen da. Einmal bis zweimal im Monat konnten wir in die Sauna gehen. Wir waren heruntergekommen und verhungert.
Ich war schon im ersten Lager an Dystrophie erkrankt und kriegte hier eine schwere Lungenentzündung. ... Ärztliche Behandlung hatten wir kaum. Eine junge Schwester, die keine vollwertige Ausbildung besaß, betreute uns mit Hilfe einer Russin. Wir hatten hier in einem halben Jahr 21 Tote (von 115 Deportierten).
Im Februar 1946 wurden wir zu einer Fabrik nach Leninsk gebracht. Wir waren so schwach, daß die meisten den 20 km langen Weg zur Bahnstation im Schnee nicht zurücklegen konnten. ... Die Arbeit war so schwer, daß wir sie kaum nach unserer Entkräftung bewältigen konnten. Wir haben nur Männerarbeit leisten müssen: Wie z.B. Loren schieben, ... Schlacke entfernen, Ausbesserungsarbeiten an Bahndämmen. Waggons mit Koks beladen, natürlich mit der Schaufel, war die gefürchtetste Arbeit, da alle Waggons beladen werden mußten, und wenn es 16 Stunden dauerte und die nächsten Waggons schon wieder nach 6 Stunden ankamen.
Die Arbeitszeit richtete sich nach der zu leistenden Arbeit. Es mußten Prozente erarbeitet wer-

den. Wer sie nicht hatte, dem wurde das Essen reduziert. In den ersten 2 Jahren kannten wir keinen Sonntag. ... Die Verpflegung war sehr schlecht, da wir in unserer Verwaltung nur Russen hatten, die uns um den größten Teil unserer Verpflegung betrogen. Wurde ein Betrug aufgedeckt, dann wurde wohl der Russe entlassen, aber der nächste, der an seine Stelle kam, machte es genau so. ... Die ärztliche Betreuung war sehr schlecht. Der Arzt, eigentlich ein Schmied, war im Krieg Sanitäter gewesen und betreute jetzt die Deutschen. ...
Aufrechterhalten haben uns die Russen immer wieder damit, daß sie uns sagten, wir kämen bald nach Hause. Am 15. Januar 1948 mußten wir uns ... einer Kommission von 9 Russen, darunter war nur ein Arzt, nackt zeigen. Das war die Voruntersuchung für den Transport in die Heimat. Wir haben in den 3 Jahren immer hinter Zäunen und streng bewacht gelebt.
Außer einigen Gesangbüchern, die meistens von den Russen als Zigarettenpapier verwendet wurden, sahen wir kaum ein geschriebenes oder gedrucktes Wort. Wir durften wohl in den 3 Jahren dreimal oder viermal schreiben, aber die Post kam in der Heimat nie an. Wir wußten also nichts von unserer Heimat noch von unseren Angehörigen, die wir in den schwersten Tagen hatten verlassen müssen. ...
Am 15. März 1948 begann unsere Heimfahrt mit allen Kranken und Schwachen, und am 18. April 1948 langten wir in Frankfurt/Oder an. Meine Quarantänezeit und damit die letzte Zeit hinter Schloß und Riegel verbrachte ich in Pirna. Hier erhielt ich durch einen Zufall die Adresse meiner Mutter und meiner Geschwister, die in der britischen Zone lebten. Erst als ich in Friedland die Zonengrenze passiert hatte und keine russischen Uniformen mehr sah, hatte ich das Gefühl, zu Hause zu sein, wenn auch fern der geliebten Heimat.<<

Internierung im Februar 1945, Zugtransport in die Sowjetunion im März 1945, Zwangsarbeit im Don-Gebiet

Erlebnisbericht der E. W. aus Alt Petersdorf, Kreis Neidenburg in Ostpreußen (x010/209-211): >>In den Nächten tobten, soffen und schrien die Russen weiter und machten Jagd auf Frauen und Mädchen. Ein junges Mädchen wollte in den Brunnen springen, weil es die Mißhandlungen nicht mehr ertragen konnte. ... Der streng katholische Bauer M. aus unserem Dorf, der wegen seiner polnischen Einstellung bekannt war, wollte seine junge Tochter schützen. Sie wurde ihm von den Russen entrissen und auf den Boden geschleppt. ... Der Mann hat bitterlich geweint.
Ein italienischer Landarbeiter, der mit der Frau seines Arbeitgebers geflüchtet war, wurde beim Wasserholen an die Scheune gestellt und erschossen.
Am 6. Februar wurden wir aus den Betten geholt und zu einem Transport nach Zichenau zusammengestellt. Meine Schwester war nur halb angezogen, nur mit Mantel, Nachthemd, Bluse, Holzpantoffeln und Seidenstrümpfen bekleidet. Es gab herzzerreißende Szenen. Die Mütter wurden von ihren Kindern losgerissen. Eine Mutter mußte ihre vier Kinder zurücklassen, eine andere sechs. Nur das jüngste Kind von neun Monaten durfte sie mitnehmen. Ein Kleinkind von elf Monaten blieb ebenfalls zurück. Von unserem alten Vater konnten wir nicht mehr Abschied nehmen. Ohne Nachricht von uns zu erhalten, ist er noch im gleichen Jahr im Altersheim Neustrelitz gestorben
Nur dürftig bekleidet setzte sich die Menschenschlange, bestehend aus Frauen, Mädchen, dazu wenige alte Männer und Kinder, in Bewegung. Ein Leiterwagen nahm die Nachzügler auf. Ein alter, schwacher Mann, der liegen blieb, wurde schon beinahe bewegungsunfähig (an die Straßenseite) ... geworfen. So, wie er hingeworfen wurde, blieb er liegen. Die Füße ragten steif und bewegungslos in die kalte Winterluft. Eine alte Frau führte ihren erblindeten Mann, der nicht mehr gehen konnte. Sie wurde mit Gewalt von seiner Seite gerissen. Hilflos blieb der Mann im Schnee am Wege stehen. In Hohenstein übernachteten wir ohne Verpflegung in einem offenen Hause. ...

(Wir marschierten durch) Waplitz ... nach Kandien. Am nächsten Tag schleppten wir uns durch unsere eigene engere Heimat, in der wir so manche frohe Stunde erlebt hatten. Noch einmal rasteten wir kurz vor Mielau, dann wurden wir in einem Zuge nach Zichenau getrieben. Die Polen höhnten an den Straßen: "Wo habt Ihr Eure Veloursḧüte, wo habt Ihr Euren Hitler?" Im allgemeinen benahmen sich die Wachmannschaften menschlich. Hin und wieder holten sie des Nachts junge Mädchen ... ins Lager. Männern, die nicht mehr gehen konnten, half man mit Schlägen auf die Beine.
In Zichenau kamen wir in die furchtbar verdreckten Arbeitsdienstbaracken, die mit verschleppten Zivilisten und gefangenen Soldaten völlig überfüllt waren.
Nach wenigen Tagen begann für uns ein grauenvoller Bahntransport. Mit 50 Frauen standen oder hockten wir in einem kleinen deutschen Waggon. Zum Liegen oder Sitzen reichte der Platz nicht. Der Transport ging nach Rußland und dauerte ungefähr fünf Wochen. Jeden Tag gab es etwas getrocknetes Brot. Zum Trinken erhielten wir gelegentlich Wasser aus den Sumpflöchern am Bahnkörper oder aus der Lokomotive. Ruhr und Erbrechen marterten unsere geschwächten Körper. Vom ewigen Stehen und Hocken schwollen unsere Füße an. ...
Unsere Notdurft verrichteten wir durch ein Loch, das in den Fußboden eingesägt war. Viele Frauen wurden halb irre und schrien und wimmerten. In unserem Wagen gab es während der Fahrt sechs bis acht Tote. Im Wagen nebenan wurde ein Kind geboren. Wir hörten die Schreie in der Nacht. Die Mutter soll gestorben sein. Auch das Kind starb. Deutsche Männer mußten morgens die Leichen aus den Wagen herausbringen.
Wochenlang ging es immer weiter nach dem Osten. Eines Tages überquerten wir bei einer großen Stadt die Wolga. Auf dem Bahnhof hörten wir Lautsprecherdurchsagen und durch die Ritzen des Waggons sahen wir Gebäude. Zum ersten Mal gab es ein warmes Essen, ein wenig Kascha. Es war eine Wohltat.
Der Zug fuhr über die große Brücke und kehrte wieder um. Was hatte das zu bedeuten? Ein Hoffnungsschimmer ergriff uns. Jetzt würde es wieder nach Hause gehen. Die mit uns verschleppten polnischen Mädchen sangen schon ihre Heimatlieder. Es war sehr kalt, und das flache Land war weithin mit Schnee bedeckt. Die russischen Posten trampelten an den Haltestellen über die Dächer, um Ausbruchsversuche zu verhindern. Der schwache Hoffnungsschimmer war längst erloschen. ...
Endlich, am 26. März 1945, kamen wir in Antrazit im Don-Gebiet an. Riesige Kohlenhalden empfingen uns. Wir erhielten Unterkunft in primitiven Baracken, deren Wände aus Kohlen und Schlacken gepreßt waren. Die Dächer waren undicht. Das Lager war mit etwa 4.000 Menschen belegt, und zwar mit Deutschen, Polen, einem Engländer und einem Italiener. Der Engländer erhielt bessere Verpflegung. Ich sah ihn oft beim Essenempfang an unserer Baracke vorbeigehen. Ich war sehr schwach und habe nur gelegen. Die Arbeitsfähigen wurden ins Bergwerk geschickt, arbeiteten beim Holzverladen oder in einer Gärtnerei.
Am 10. Mai brach eine verheerende Typhusepidemie aus. Der einzige Arzt stand der Not ohne Hilfsmittel machtlos gegenüber. Er hatte ein gutes Herz und versuchte zu helfen. Einem neugeborenen Kind brachte er täglich Ziegenmilch. Trotzdem starben Mutter und Kind. ... Die Totenziffern stiegen. ... Bis zu 70 waren es zeitweilig an einem Tag. Die Leichen wurden in einen Keller getragen und völlig nackt abgefahren. Ohne Seife mußten die Frauen die Kleider der Toten in kaltem Wasser waschen, die dann an uns ausgegeben wurden.
Unter den Gefangenen befand sich auch eine Familie L. aus Hohenstein in Ostpreußen. ... Frau L. war eine Jüdin. Die Familie bemühte sich um ihre Entlassung aus dem Lager. ...
Meine Schwester wurde im August 1945 zur Arbeit eingeteilt. Sie arbeitete als Erntehelferin auf einem Vorwerk. Die Verpflegung war auch dort schlecht. Sonst wurden die dort eingesetzten Frauen von der Zivilbevölkerung gut behandelt. Sie schliefen in einem unbewachten Bunker und wurden nicht zur Arbeit angetrieben. Gerne ließen sie sich deutsche Soldatenlie-

der vorsingen. "Deutsche Soldaten gut," sagten sie, "gaben unseren Kindern Brot." "Bete zu Gott, dann wirst du heimkommen", sagte ein alter Russe. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Westpreußen

Zugtransport vom Sammellager Zichenau nach Mittelsibirien von Ende Februar bis Anfang April 1945, Zwangsarbeit bis November 1947

Erlebnisbericht des Sägewerksbesitzers Erich G. aus dem Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/6-8): >>Wir verblieben in Zichenau bei täglich 2 Scheiben russischem Trockenbrot ... und dünnster Mehlwassersuppe ca. 10 Tage. Ende Februar 1945 wurden wir dann zu je 45 Mann in russische Waggons verladen. Unser Transport bestand aus ca. 40 Waggons. Insgesamt sollen wir 1.600 Menschen (die Hälfte Frauen und Mädchen ...) gewesen sein.

In Zichenau herrschte unter uns schon sehr stark die Ruhr. Wir trugen täglich einige Tote aus dem Bau. Die Leichen wurden entkleidet in die Luftschutzgräben geworfen und blieben unbedeckt liegen.

... Es war unterwegs eine grimmige Kälte. In einem Waggon wurden die Toten zusammengebracht. Wir trugen die etwa 80 Toten ... an der Bahnstrecke entlang und mußten sie dort in den Schnee den Abhang hinunterkippen. ... Wer die Toten waren, wußte niemand von uns. Die Russen registrierten nur die Stückzahl.

Die Verpflegung unterwegs war, je nach Haltemöglichkeit, früh ca. 150 g Trockenbrot, ca. 10 g Schmalz oder amerikanische Konserven und ein kleiner Tassenkopf voller dicker Graupen-, Erbsen- oder Mehlsuppe. Gegen Abend wiederholte sich das gleiche Essen. ...

Mitte März durchfuhren wir den Ural. In Swerdlowsk (früher Jekaterinburg, bekannt durch die Erschießung der Zarenfamilie) wurden wir entlaust und bekamen einmal gut und genügend zu essen. Wieder ging es in die Waggons und die zweite Hälfte der Reise wurde angetreten. ...

Am 2. April 1945 ... erreichten wir den Ort Anjerka in Mittelsibirien, der durch die Bergwerke bekannt war. ... Wir wurden wieder entlaust und kamen dann in ein Lager. An einer Jahreszahl, 1934, stellte ich fest, daß dort schon früher Häftlinge gewesen sein müssen.

Wir bekamen ... 14 Tage Ruhe, um uns angeblich zu erholen. Statt Fett gab man uns ein ranziges Öl in die Suppe. Es herrschte furchtbar die Ruhr und auch der Typhus. Täglich hatten wir mindestens 6 Tote. Die Todeszahl steigerte sich im Mai 1945 sogar bis zu 28 je Tag. Die Leichen wurden völlig entkleidet und in eine Kuhle geworfen. ...

Mit Eintritt der Dunkelheit wurde das Totenträgerkommando aus dem Lager herausgeholt. Ich war jede Nacht mit dabei, da man mich bei den Russen als früheren Kapitalisten angeschwärzt hatte. Je 2 Mann ... mußten sich aus der Kuhle eine Leiche herausnehmen und quer über die Trage legen. Im Gänsemarsch traten wir in der Dunkelheit unseren gewohnten 2 km weiten Weg ... nach dem "Plenny-Friedhof" (Plenny = Gefangener) an. Oft trug ich Bekannte. ... Es wurden extra Grabkommandos am Tage vorausgeschickt, die laufend für ca. 30 neue Gräber vorsorgen mußten.

Als wir am 31.08.1945 das Lager, von dem wir ausschließlich im Kohlenberg unter Tage, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, eingesetzt waren, verließen, hatten wir etwa 700 unserer Leidensgenossen der sibirischen Erde übergeben. ...

Danach kamen wir ... in eine Glasfabrik, dann zu Holzbauten und dann (ging es) zum Arbeitseinsatz auf eine 2.000 Morgen große Gemüsekolchose. Den Hunger wurden wir (dort) niemals los. ... Bei 1,76 m Größe gelangte ich bei 49 kg Körpergewicht an und war damit immer noch einer der Besten. Die Behandlung durch die russischen Konvois (Bewacher) war fast durchweg sehr schlecht. Wir waren nur noch wandelnde Skeletts und mußten bei grimmiger Kälte (bis über 60° unter Null) früh um 7 zur Arbeit, machten einen Fußweg von ca. 100 Minuten und standen beim ersten Morgengrauen kurz vor 9.00 Uhr auf den Arbeitsstellen. Viele erfroren uns bei der Arbeit bzw. wurden von uns bei Arbeitsschluß besinnungslos mitgenommen und waren einige Stunden später tot. ...

Es war vom ersten bis zum letzten Tag ein Leiden ohne Ende, ein Sterben und ein Wehklagen.

Unbarmherzig stießen die russischen Konvois die Schwächsten mit dem Kolben vor, wenn diese nicht mehr vorwärtskamen. "Tschirdischak!", fluchten sie, wenn sie von den Kolben Gebrauch machten. Ich war so schwach, daß ich ... (trotz der Kolbenschläge) am liebsten auf der Stelle verblieben wäre. Alles, was ich zu Friedenszeiten von E. Dwinger (deutscher Schriftsteller) über Rußland gelesen hatte, wie z.B. "Und Gott schweigt", und mich damals schon das Gruseln und Entsetzen packte, wurde durch das, was wir nun hier erlebten, weit in den Schatten gestellt.
Vom frühen Winter 1946 an war ich restlos fertig, ich konnte nichts mehr. Ich durfte im Lager zurückbleiben, hatte immer Ruhe und bekam besser zu essen. Es war aber immer noch so wenig, daß ich nicht mehr arbeitsfähig wurde. So verbummelte ich im Lager ein ganzes Jahr. ... Die Bekleidung war während der Internierung sehr schlecht.
Unsere Zivilkleidung hatte man uns schon größtenteils in Zichenau fortgenommen und dafür alte, zerlumpte deutsche Uniformen gegeben. Zum Winter bekamen wir Wattehosen, Wattejacken, Pelzmützen und jeder einen Pelz. Als Wäsche, die immer nur aus Fetzen bestand und die wir 3-4 Monate ungewaschen tragen mußten, bekamen wir nur Leinensachen; Strümpfe oder Fußlappen gab es während der ganzen 3 Jahre nur einmal.
Am 30. Oktober 1947 rollte unser Transport von Anjerka ab. Wenige Tage später erreichten wir Nowosibirsk, wo 800 Zwangsarbeiter zu einem Transport zusammengestellt wurden.
Am 27. November 1947 trafen wir in Frankfurt/Oder ein. Anfang Dezember gelangten wir, die Angehörige in der britischen Zone hatten, bei Friedland/Göttingen über die Zonengrenze. Der Schlagbaum öffnete sich vor uns, und nach jahrelangem Entsagen, Entbehren und Sterbenansehen erhielten wir die langersehnte Freiheit wieder. Ich wurde gleich ins Lazarett nach Königslutter eingeliefert, kam dann 3 Monate später in das Heimkehrerlazarett Klein Bülten bei Peine und wurde zum Schluß nach Bremerhaven verlegt. Nach einem 10 1/2monatigen Krankenhauslager wurde ich mit einer anerkannten Schwerkriegsbeschädigung von 70 %, die ich nur durch Hunger, Kälte, schwere Arbeit usw. erlitten hatte, entlassen.<<

Internierung im Februar 1945, Zugtransport vom Sammellager Insterburg in ein Lager im Ural im März 1945, Zwangsarbeit bis Juni 1948

Erlebnisbericht der Gerlinde W. aus dem Kreis Elbing in Westpreußen (x002/18-21): >>Man trieb uns unter schärfster Bewachung, sozusagen als Schwerverbrecher, in ein kleines Zimmer. ... Dort fanden wir schon eine Anzahl Mädchen und Frauen vor. Unsere Männer waren im Nachbarhaus untergebracht. ...
Am 17. Februar ging's zu Fuß bis nach Schwangen, Kreis Preußisch Holland. Ein geräumter Kuhstall diente als Quartier. In den 3 Tagen Aufenthalt gab es stets nur nachts Vernehmungen. Und wieder ging's zu Fuß weiter bis nach Preußisch Holland. Hier sperrte man die Männer unten im Kohlenkeller ein, uns Frauen ließ man oben in 2 kleinen Räumen hausen. Die Fenster durften nicht geöffnet werden, um zu verhindern, daß wir eventuell ausrücken könnten. Zweimal am Tag durften wir unsere menschlichen Bedürfnisse draußen im Schnee erledigen. Waschen war Nebensache. Einmal am Tag gab's eine dünne mit Maden durchsetzte Erbsensuppe. Der Erfolg blieb dann auch nicht aus. Viele erkrankten an Ruhr. ...
Von Preußisch Holland ging's mit dem LKW weiter nach Bartenstein direkt ins Zuchthaus. Ich lag in einer 1-Mann-Zelle mit noch 30 Frauen zusammen. Die Enge war unerträglich, so daß unsere Beine nur noch ein unentwirrbares Knäuel bildeten. ... Die ruhrkranken Frauen durften nur einmal am Tag zum Austreten. Ein unverschließbarer Eimer wurde mit dem Bemerken: "Hier habt ihr deutschen Schweine", hineingestellt. Der Gestank war unerträglich. Das kleine Fenster durfte nicht geöffnet werden.
Auf LKW verfrachtete man uns als angebliche "Schwerverbrecher" natürlich zum Zuchthaus nach Insterburg. Nächtliche endlose Namensaufrufe folgten. Mit unseren Namen konnten die

Herren einfach nicht fertig werden.
Im Morgengrauen des 3. März wurden ... dann auf dem Güterbahnhof Insterburg je 50-52 Frauen in Viehwaggons verladen. Wir Frauen aus Dörbeck klammerten uns eng aneinander, um uns ja nicht zu verlieren. Wie der Waggon aussah, war unbeschreiblich. Der Kot vom letzten Viehtransport schmückte die Wände. Mit unseren Leibern haben wir den am Boden liegenden Schnee trocknen müssen. Man ließ uns keine Zeit, den Schnee hinauszukehren, denn sofort hinter der letzten Frau wurde der Waggon von außen verriegelt. ...
Die Männer aus Dörbeck, darunter auch mein Bruder, wurden in einen etwas größeren Wagen mit 80 Mann gepfercht. Mit angezogenen Knien haben wir gesessen, hinlegen konnte sich nur der, der wirklich nicht mehr konnte, dafür haben dann aber 3 (andere Verschleppte) stehen müssen. Trockenbrot (Krümel) ... verabreichte man uns am Vormittag und am Nachmittag (erhielten wir) eine Wanne oder Eimer mit eisbelegtem Wasser.
Es kam nicht so genau darauf an, ob das Wasser sauber war. ... Durch Zufall hatte meine Base Erika W. eine Konservendose behalten, und ein kleines Töpfchen fand sich ebenfalls noch. Damit wurde nun gierig getrunken, denn jeder wollte ja mindestens einen Schluck davon haben. ... Bei diesen 21 Tagen Fahrt kochte man uns dreimal warmes Essen. ...
Am 23. März lud man uns aus. Die 2 km vom Bahnhof bis zum Erdbarackenlager Maschalinka war für mich eine Qual sondergleichen. Die Knie, durch den Transport dermaßen geschwächt, bogen (sich) einfach nicht und versagten vollkommen. Die Unterkunft war außerordentlich schlecht. Unsere Betten waren zweistöckige Holzgestelle. Strohsäcke existierten in den ersten 14 Tagen überhaupt nicht. Die kahlen Bretter waren für uns gut genug. Später durften wir Strohsäcke stopfen gehen. ...
Die Decken, die wir noch von zu Hause besaßen, wurden uns fortgenommen und den Kranken im sog. Lazarett gegeben. Ich habe mich persönlich mit einem dünnen Mantel zudecken müssen, und mein zweites Kleid, das ich zu Hause in aller Eile mitnehmen konnte, diente als Matratze. Wegen der unendlich vielen Wanzen konnte man sich nachts nicht entkleiden.
Das Lazarett, das genauso aussah wie die Baracken der Gesunden, war vom ersten Tage an überbelegt. Doch der Tod schaffte immer wieder Platz. Es war eine Seltenheit, wenn nicht täglich 5 Männer und Frauen starben. Von ungefähr 600 Lagerinsassen starben 380. – Die russische Schwester, die das Lazarett unter ihrer Obhut hatte, trat jeden Morgen mit der Frage: "Frau kaputt?", an die Nachtwache heran. ...
Der erste russische Arzt, der nach einem Monat in Maschalinka eintraf, erleichterte wohl vielen die Krankheit, aber ihm waren die Hände gebunden. Er erhielt kein ordentliches Verbandsmaterial und keine ausreichenden Medikamente. ... Innerhalb eines Monats waren wir bei der "guten Verpflegung" - dreimal täglich dünne Kohlwassersuppe, die Fettaugen konnte man mit der Lupe suchen, 600 g trockenes Brot und zum Mittag einige Eßlöffel Hirse- oder Haferbrei - soweit gekräftigt, daß schon einige Frauenbrigaden zum Kohlenschacht über Tage geschickt werden konnten.
Eine Männerbrigade ging gleichfalls zum Schacht unter Tage, darunter war auch mein Bruder. Nach der ersten Untersuchung durch die Gesundheitskommission wurde ich der Arbeitsgruppe 1 zugeordnet und war daher auch für die Untertagearbeit tauglich. Kniend haben wir Kohle geschippt, denn der Stollen war ja nur 1,50 m hoch. In diese 4 Wochen Schachtarbeit fielen auch die Vernehmungen. Die unsinnigsten Behauptungen wurden von den Russen aufgestellt, und wenn man diese bestritt, wanderte man für die Nacht in den Karzer, am Tage (mußte man) natürlich zum Schacht. ...
Am 30. April 1946 transportierte man eine Anzahl von Frauen und Männern auf offenen Waggons ins Sammellager Tscheljabinsk zum angeblichen Heimattransport. Bei dieser Fahrt habe ich mir ... die Malaria geholt. ... (In der) Gärtnerei-Kolchose ... gab's viel Arbeit, und man wurde einfach gezwungen, die hohe Norm ... zu schaffen. ... Wir waren ja billige Ar-

beitskräfte, aus denen die Russen alles herausholen konnten.
Anfang Oktober 1946 durften wir zum ersten Mal eine Heimatkarte mit 25 Worten nach Hause bzw. nach Deutschland schreiben. ... Die Verpflegung war ... furchtbar. Es gab buchstäblich nur ... Wasser zum Abend. Wer seine Arbeitsnormen nicht erfüllt hatte, bekam täglich nur 500 g Brot. Ich selbst war einfach nicht mehr fähig, um zu arbeiten.
Den Winter 1947/48 ... verbrachte ich auf der Kolchose Tomino und draußen im Wald bei schwerer Holzarbeit, starker Kälte und mehr als kniehohem Schnee. Mit Ochsenschlitten fuhr man in den Wald. Der großen Kälte wegen mußten wir jedoch zu Fuß laufen, um nicht mit erfrorenen Gliedern in die Baracke zu kommen. Müde und erschöpft fiel man abends auf seine Pritsche.
Wer fieberfrei war, war ... nicht krank! So habe ich mich 14 Tage lang mit einer Nierenkapselvereiterung herumschleppen müssen. Bis ich eines Tages umfiel und mit 38° Fieber endlich ins Lazarett eingewiesen wurde. Man brachte mich in ein russisches Stadtlazarett zur Operation. ...
Am 17. Juni 1948 bin ich zum Heimtransport verladen worden. Aus dem Lager Tscheljabinsk fuhren nur Kranke und Schwache nach Hause. In Brest-Litowsk hielt man noch eine letzte Leibesvisitation ab, um jegliche Schriftsachen oder Adressenmaterial zu vernichten, nur um das Los der noch Zurückgebliebenen zu erschweren. Am 28. Juni 1948 trafen wir in Frankfurt ... ein.<<

Lebensverhältnisse im Zwangsarbeitslager im Süd-Ural von Mai 1945 bis November 1949

Erlebnisbericht der Ilse L. aus dem Kreis Marienwerder in Westpreußen (x002/67-70): >>Am 13. Mai 1945 wurde ich zur Arbeit auf einer Kolchose abgestellt. Dort war das Leben erträglicher als in dem großen Lager "Korken", wo ca. 3.000 Gefangene waren. ... Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang waren wir draußen auf den Kartoffelfeldern. Jeder deutsche Bauer hätte seine Freude an dem guten, fetten Boden gehabt.
Obwohl die Kartoffeln dort nur 3 Monate zum Wachsen und Reifen hatten, waren sie ganz prächtig. Das Essen war auf der Kolchose verhältnismäßig gut, die Behandlung (war ebenfalls) gut. Das Ungeziefer verschwand, weil wir uns gut sauber halten konnten. Man fing langsam an, sich wie ein Mensch zu fühlen. Doch die Zeit sollte nicht lange andauern. ...
Am 6. Juli 1945 – abends um 9 Uhr - mußten wir alle Sachen packen. Ein Lastauto erschien und fuhr mit uns die ganze Nacht durch die Gegend. Man hatte uns gesagt, wir führen heim. Im Kohlenbergwerk, in der Nähe von Tscheljabinsk, im Südural landeten wir. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß ich zur 1. Gruppe gehörte, also zur Untertagearbeit herangezogen werden könnte. ...
Am 12. Juli fuhr ich zum ersten Mal in die Grube ein. Es war schon ein eigenartiges Gefühl, plötzlich 120 m unter der Erde zu landen. Um uns herum war alles dunkel, nur eine elektrische Birne beleuchtete den Fahrstuhl. Unser Grubenlämpchen wurde angezündet - und dann ging es los. Die Schächte hatten alle ... Nummern. Dieser Schacht "42", in dem ich meine Feuertaufe erhielt, ... war der schlechteste Schacht weit und breit. Auf der Strecke stand überall Wasser. Ein Fehltritt von den Schienen herunter, auf denen die Kohlenloren geschoben wurden, und man war naß bis an die Knie. Aber auch an den ewigen Zustand der nassen Füße gewöhnte man sich. Im Schacht "42" hatte ich eine verhältnismäßig leichte Arbeit. Ich war dort Streckenhase, d.h. ich mußte die Kanäle säubern, damit sich das Wasser nicht zu sehr staute. Außerdem waren Holzabfälle und dergleichen mehr wegzuräumen.
Unsere Verpflegung bestand aus 3 Suppen am Tage, dreimal Kascha und 1.200 g Brot. Das Brot allein hat uns hochgehalten, deshalb sind auch viele, die nicht im Schacht arbeiteten und nur 500 g Brot am Tag erhielten, allmählich eingegangen. "Nie im Leben werde ich vergessen,

wie gern ich trockenes Brot gegessen (habe)."
2 Monate arbeitete ich auf diesem Schacht (im Kohlenbergwerk). Da brach Typhus im Lager aus. Quarantäne wurde über uns verhängt, d.h. wir durften nicht zur Arbeit hinaus und erhielten jeden Tag eine scheußlich schmerzende Spritze. Außerdem wurden wir jeden 3. Tag entlaust. Läuse waren nun einmal unsere ständigen Freunde. Den ganzen lieben langen Tag haben wir unsere Köpfe und Kleider nachgesehen. Wenn die Kommission eine Laus entdeckte, dem wurden unweigerlich die Haare abgeschoren. Nicht nur meiner Sauberkeit, sondern vor allem dem Umstand, daß ich Glück hatte, verdankte ich es, daß ich nie mein Haar verlor. ...
Im Oktober wurden wir von der Ärztekommission zur Arbeit freigegeben. Unsere Gruppe war bedenklich kleiner geworden. So mußten wir nun auf die 5 Schächte der Umgebung verteilt werden. Meine neue Arbeitsstätte fand ich nun auf dem Schacht 43. Der Schacht war zwar moderner eingerichtet als ... (Schacht Nr. 42), stellte aber viel höhere Anforderungen an uns Arbeiter. Unser Schacht-Natschalnik (Aufseher) wußte, wie man die Menschen aussaugt. Er behandelte die Russen und uns Gefangene wohl gleich, aber beneidenswerte Geschöpfe waren wir alle nicht.
Nur der (Zwangsarbeiter) durfte aus dem finsteren Loch heraus, der seine Norm erfüllt hatte. So kam es vor, daß wir bis zu 16 Stunden unten hockten. Hatten wir unsere Arbeit mit letzter Kraftanstrengung geschafft, so durften wir nicht wie sonst üblich mit dem Fahrstuhl hinauffahren, sondern mußten die Leitern hochsteigen. (Es waren 138 m).
Damals waren wir oft der Verzweiflung nahe. Ausschlafen konnte man nie, und Hunger war ein Dauerzustand. Es war ja erklärlich, je mehr vom Körper verlangt wurde, um so mehr brauchte er auch. Geld bekamen wir nicht. Unsere Kleider fielen auseinander. Post von daheim hatte fast noch niemand erhalten. Die Lust zum Leben fehlte. Am 18. Dezember 1946 bekam ich von M. die erste Karte. Ich habe gebrüllt wie ein kleines Kind. So wartete doch noch jemand daheim auf mich. Jetzt hieß es, sich zusammennehmen. ...
Im Januar 1947 war es dann so weit, daß wir unsere Arbeit nicht mehr bewältigen konnten. Ich ... füllte damals die Kohlenwaggons und schob sie ein Stück auf die Strecke hinaus, ... wo der Elektrobus sie abholte. Mir fehlte jegliche Kraft, und ich rechnete mir schon bald aus, wann mein Stündlein schlagen würde. Man erteilte den Befehl, daß das Geld, welches wir verdienten, nicht mehr an die Offiziere unseres Lagers ausgezahlt würde, sondern daß jeder "Schachter" sein verdientes Geld auf die Hand ausbezahlt bekommen sollte. 140 Rubel gingen monatlich ... an das Lager ab. Die "herrliche Holzpritsche", der Strohsack, das Licht - ja, das konnte man doch nicht umsonst verlangen.
Durch die Bargeldauszahlung erhoffte man von russischer Seite eine Arbeitssteigerung. Es war dann auch wirklich so. Je mehr ich arbeitete, um so mehr verdiente ich und um so besser konnte ich essen. Leider verdienten wir den Russen aber bald zu viel, und so wurde der Tarif heruntergesetzt. Brot, Kartoffeln, Butter, Fleisch - alles gab es ab 1947 im freien Einkauf. Brot und Kartoffeln waren für uns ... erschwinglich.
Ein Eimer Kartoffeln kostete 10 bis 15 Rubel und 1 kg Brot 3,30 Rubel. Wir brachten es in der ersten Zeit fertig, bis zu 3 kg Brot am Tag zu verzehren. Es kam überhaupt bei allem nicht auf die Qualität, sondern auf die Menge an.
Damals freundete ich mich mit Margot an. Alle meine bisherigen Freundinnen ... waren mir weggestorben. Seitdem ich mit Margot zusammen war, hob sich mein Lebensstandard. Wir wirtschafteten beide zusammen. ... Einer konnte immer einen Monat sorglos leben. Als wir uns ... ein wenig angefuttert hatten, fingen wir an, uns Blusen, ... einen Wollrock, Strümpfe und dgl. anzuschaffen. Man wollte ja nicht ewig der arme Lazarus bleiben.
Margot arbeitete als Begleiterin des Elektrobusfahrers, und ich war Grubenholzträger geworden. Zusammen mit einer Kameradin hatten wir das Holz heranzuschaffen, das die Bergleute zum Abstützen der Stollen benötigten. Das war oft sehr schwer. 2 1/2 m lange, dicke Stämme

durch einen niedrigen 100 m und längeren Gang zu schleifen, der immer nur einen Meter hoch war, war nicht ganz einfach. ... Wurde die Arbeit ... nicht gut ausgeführt, so wurde das im Lager gemeldet. (Diese) Sabotage wurde dann mit Karzer (Arrest) bestraft.
Im Laufe der Zeit hatte ich mich an die Holzschlepperei (im Bergwerk) so gewöhnt, daß ich mir gar keine andere Arbeit wünschte, zumal der Verdienst nicht schlecht war. Ca. 500 Rubel bekam ich monatlich ausgezahlt. Ich hätte von dem Geld ganz gut leben können, doch ich bin sehr viel krank gewesen: Eine Lungenentzündung, Malaria und Quetschungen bei der Arbeit brachten mich oft ins Lazarett. Während dieser Zeit bekam ich nie Geld und mußte von meinen Ersparnissen leben. Hätte meine Freundin Margot ... mich nicht so treu unterstützt, dann wäre es mir oft bitter ergangen. Bei längerer Krankheit bekam man zwar vom Lager etwas Verpflegung, doch das war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.
Am 21. Juli 1949 verunglückte ich zum letzten Mal im Schacht. Durch die Quetschungen zog ich mir eine Phlegmone (Zellgewebsentzündung) zu, die mich 5 Monate ans Bett fesselte.
Am 19. November 1949 war ich dann ... endlich heimatreif. Mit einem Soldatentransport ging es von Tscheljabinsk aus heim. Am 6. Dezember 1949 traf unser Transport in Friedland ein. Von dort aus trat ich die Fahrt durch die Krankenhäuser Göttingen, Bahlburg und Juist an. Anschließend verlebte ich 4 herrliche Wochen in Wangerooge. Überall wurde ich aufs Beste bedacht. Wie schön ist es doch, wieder frei und in der Heimat zu sein.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Ural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945

Erlebnisbericht der Gertrud S. aus Willenberg, Kreis Marienburg in Westpreußen (x002/81-86): >>Selbst nachts hatten wir keine Ruhe, da sämtliche Türen offenbleiben mußten. Mit Taschenlampen und vorgehaltenen Pistolen drangen die Russen nachts zu uns hinein. Was die Polen bzw. Russen von unseren Sachen nicht mitgenommen hatten, wurde kurz und klein geschlagen. ... Dann mußten alle Deutschen bis 60 Jahre, die arbeitsfähig waren, unter Aufsicht eines russischen Leutnants Straßen ausbessern.
Am 23. März 1945 kam dann ein russischer Kommissar an die Arbeitsstelle, die ca. 200 Deutsche besetzten, und ich wurde mit vielen anderen Frauen und Mädchen gefangengenommen. Wie eine Herde Vieh trieb man uns im Eiltempo vor dem Pferdewagen des Kommissars her, der einen Polen als Dolmetscher und Kutscher hatte.
Nach einem Marsch von 3 Kilometern landeten wir im Dorf Hoppendorf, wo im Gasthaus das Lager eingerichtet war. Ein Kommissar verhörte uns dort mit Unterstützung einer polnischen Dolmetscherin. Das dauerte 3 Tage lang, da (wir) ca. 300 Gefangene waren. Dann folgte die zweite Vernehmung, immer zu 50 Personen bei 3 verschiedenen Kommissaren. Man wurde bis ins kleinste Detail ausgefragt. Vor allem wollten sie alle dazu zwingen, die Mitgliedschaft in der Partei zu bekennen, wozu sie sogar NSV und Luftschutzbund rechneten, denen ich ja nur angehört hatte. Die Polin glaubte dies nicht, sie hatte bei meiner ersten Vernehmung noch Frauenwerk in meinen Fragebogen eingetragen.
Ein junger Kommissar, der ein großer Deutschenhasser war, während die älteren Kommissare menschlich waren, verhörte mich. Auf seine Frage: "Frauenwerk?", die ich verneinte, wurde er so ausfallend, daß er mich grün und blau schlug. Ich bekam etwa 15 Stockschläge über den linken Oberarm, Rücken und Oberschenkel. Ich brach zusammen, mußte wie beim ersten Verhör den Bogen unterzeichnen und wurde von einem Posten auf den Bodenraum gebracht, wo ich dann völlig erschöpft und kraftlos von meiner Cousine Hilde E. gefunden wurde. ...
Am 3. April erreichten wir Graudenz. ... 120 km waren wir in 3 Tagen gegangen, zweimal (wurden wir) durchnäßt. Im Gefängnishof wurden wir aufgerufen und in Gruppen eingeteilt. Die Fenster der Festungsgebäude waren voller Köpfe, die unter den Neulingen nach Bekannten ausspähten. Ich wurde dort von allen Verwandten und Bekannten getrennt.

Im Kellergeschoß wurden wir dann in Zellen zu 20 Frauen eingesperrt und die Tür verschlossen. Eine Holzpritsche und ein eisernes Bettgestell war alles, was wir vorfanden. Das Fenster hatte auch keine Scheiben. Nach 3 Tagen gaben die Posten 6 Strohsäcke für uns aus, die wir auf dem Zementfußboden kauerten. Pro Kopf (erhielten wir) ein Pfund Brot und eine Schale Wassersuppe, die an langen Tischen auf dem Hof eingenommen wurde.
Jeden Tag sahen wir zum Tor neue Scharen von Gefangenen hineinkommen und wieder lange Reihen hinausmarschieren. Nach 2 Wochen (am 14. April) waren auch wir dran. Es ging zum Bahnhof durch die zerstörte Stadt. Dort lud man uns in Viehwagen, immer zu 40 Personen, auf jeder Seite waren 2 Etagen. Ein winziges Fenster ließ mal etwas Luft herein, die Türen waren von außen verriegelt. Wir hatten sehr unter Schmutz, Durst und Ungeziefer zu leiden. In anderthalb Tagen gab es einmal eine Suppe, getrocknetes Brot, einen Eßlöffel Zucker und etwas Kaffee. Einmal hielt der Zug an einem kleineren Gewässer. Dort durften wir uns mal nach 3 Wochen waschen.
1.200 Frauen und 800 Männer kamen fast alle (2 Todesfälle) am 1. Mai lebend in Karpinsk, unserem Ziel im sibirischen Ural, an. Doch erst am Tage darauf durften wir den Wagen verlassen.
Der Weg zum Lager, etwa 3 km, führte über eine sumpfige Wiese. Im Lager wurden die Baracken zugeteilt. Ein Teil säuberte die Baracken, andere wurden schon vernommen. Das Gepäck wurde kontrolliert, und dann ging's vor den Lagerarzt und vorher zum Friseur. Wer Läuse hatte, wurde gleich rasiert. Ganz entblößt traten wir vor die Ärztin und den Kommandanten, die uns je nach Körperbeschaffenheit in Arbeitsgruppen einteilten. ...
Unsere Führer waren polnisch sprechende deutsche Männer, auch Frauen. Das Lager war früher ein russisches Straflager für russische Soldaten gewesen. Posten und Offiziere, auch die Ärztin, waren alles Vorbestrafte der Roten Armee. ...
Um 5.30 Uhr weckte uns eine Sirene, darauf holten die Rotten (80 Personen) nacheinander in Konservenbüchsen einen halben Liter Suppe und 200 g Brot ab. Um 7.00 Uhr begann die Arbeit. Die Gruppen I und II gingen zum Schacht, hoben tiefe Gräben aus, schleppten Bohlen zum Bahnsteig usw. Ich war aufgrund einer Operationsnarbe ... in Gruppe III. Wir mußten entweder Verpflegung vom Bahnhof abholen oder im Wald arbeiten.
Man lud uns 8 große Brote in den Sack oder 40 Pfund Nährmittel. Zu viert gingen wir in Reih und Glied über die sumpfigen Wiesen. Oft holten wir auch Bretter vom Sägewerk. 3 Bretter, 5 m lang, übereinander, trugen je 2 Frauen auf den Schultern. Machten wir schlapp, dann halfen erst Kolbenschläge, ehe wir eine 3. Frau zur Hilfe bekamen. 4 Posten bewachten eine Gruppe. Aus dem Wald holten wir zu zweit Baumstämme. Mitunter mußten wir den 2 1/2 km langen Weg dreimal bewältigen. In der Gruppe IV waren Schwache und Kränkliche, die säuberten Baracken, nähten fürs Lazarett usw.
Jeden Abend war Zählung. Wir hatten täglich 8 bis 10 Tote, im Kohlengrubenlager sogar 15 bis 25 Tote. Nachts ... wurden die entblößten Leichen in ein Massengrab im Wald gebracht.
An allen 4 Ecken des Lagerzaunes waren Postentürme mit großen Scheinwerferlampen, die die ganze Nacht brannten. ... An den Sonntagen war unsere Arbeitszeit etwas kürzer (bis 5.00 Uhr nachmittags). Danach fanden sich die gläubigen Christen ... um 18.00 Uhr zur gemeinsamen Andacht in einer unserer Baracken zusammen. Dabei überraschte uns einmal ein Kommissar. Mit den Worten, "das wird Euch auch nicht helfen", verließ er uns mit der Dolmetscherin.
Unendliche Torffelder lagen ringsherum. Die Pressen liefen Tag und Nacht. 4 km Weg hatten wir bis zur Arbeitsstätte (zu gehen). Auch bei Regen wurde gearbeitet. ... 14 Stunden Arbeitszeit waren kaum erträglich. Vor 22.00 Uhr kamen wir nie vom Abendessen in die Baracke. ...
Wir bekamen ... 600 g Brot am Tag, ... dazu nur sehr dünne Suppen, meistenteils war es Kartoffelwasser mit geschnittenen Kohlblättchen oder mit roten Rübenschalen und einigen Nu-

deln. Mittags gab's dann noch etwa 3 Eßlöffel Kascha (dicke Hirse oder Grütze, darauf lag eine kurze Zeitlang etwa ein Teelöffel geräuchertes Ziegenfleisch). ...
Wir blieben auf dem Felde, bis wir den Torf nicht mehr von der Erde unterscheiden konnten. ... Die Luft ... war ... infolge des Nebels sehr ungesund. So kam es, daß ich schon nach 3 Wochen Gelenkrheuma in Knien und Füßen verspürte. ... (Unsere Lagerärztin schrieb mich schließlich arbeitsunfähig). ...
Unsere Arbeitskameraden sahen uns tränenden Auges nach, als wir durchs Lagertor hinausgingen. Im Waggon, zu 30 Personen kauernd, warteten wir noch 6 Tage bei Selbstverpflegung, bis wir endlich an einen Militärtransportzug angehängt wurden. Man hatte uns pro Kopf 5 Pfund kleine angefrorene Kartoffeln, etwas Mehl, getrocknetes Brot und etwas Zucker verabfolgt. Trotz des schon fußhohen Schnees suchten wir draußen nach Holz, um uns mittels Steinen eine Feuerstelle zu machen, wo wir uns in unseren Konservendosen nach und nach eine Wassermehlsuppe kochten.
Am 10. Oktober ging die Fahrt nachts ... bis zur Hauptstadt Swerdlowsk (Ural). ... Bis Königsberg waren breite Gleise, nun kamen wir in Wagen auf Schmalspur. ... In Preußisch Eylau übernahm polnisches Bahnpersonal unseren Zug. ... Allein die Fahrt durch Ostpreußen dauerte 14 Tage. Öfter sind Leute, die ausgestiegen waren, um Wasser zu holen, nicht mitgekommen, da uns weder Aufenthalt noch Abfahrt angesagt wurde. Wir trafen Transporte mit Deutschen, die schon wieder nach Rußland gingen.
Unsere Verpflegung während der ganzen 6 Wochen bestand aus Rübenschnitzelsuppe mit Grütze und schlechtem Öl. ... (Ferner erhielten wir) getrocknetes Brot und jeden dritten Tag einen Salzhering. Im Waggon hatten wir einen kleinen eisernen Ofen, für den wir auf den Bahnhöfen nach Holz und Kohlen suchen mußten. Dabei sahen wir öfter unbestattete Leichen von Soldaten, die wohl von früheren Transporten stammten.
Ich konnte nichts mehr essen, Darm und Magen waren zu sehr angegriffen, dazu schmerzten meine Gelenke ganz furchtbar. Ich sah mein Ende schon nahen. Da erreichten wir endlich am 20. November unser Ziel: Frankfurt/Oder. ...
Mit Hilfe von 2 Frauen wurde ich zum Lastauto gebracht, das die Schwächsten zur Kaserne brachte. Außer mir und etwa 10 Soldaten waren noch Frauen bzw. Mädel mit ihren Kindern, die unterwegs das Licht der Welt erblickt hatten, zur Fahrt bestimmt. Die übrigen gingen zu Fuß in das Lager. Deutsche Sanitäter betreuten uns. Wir durften unter die Brause, während die Kleider entlaust wurden. Am nächsten Tag brachte man uns ins Übergangslazarett. Dort lagen wir auf dem Fußboden auf Stroh ohne Decken. Rechts und links von mir starben die armen Verschleppungsopfer. ...
Nach Aufbietung aller Kräfte durfte ich weiter nach Berlin, das wir in 7 Stunden Bahnfahrt erreichten. ... Im Flüchtlingslager am Schlesischen Bahnhof wurden wir untersucht. Ich fand Aufnahme im Lager Neukölln. Der Lagerarzt verordnete die Aufnahme in einem Krankenhaus. 2 Tage schleppte ich mich in der Stadt (Berlin) von Krankenhaus zu Krankenhaus. Erst am 1. Dezember gelang es mir, in Berlin-Wilmersdorf Aufnahme zu finden. Dort wurde nach gründlicher Untersuchung Herzmuskelschwäche, Herzwasser, Bronchitis, Gelenkrheuma, Skorbut, Ruhrverdacht und Nervenentzündung festgestellt. ... Ich wog bei der Aufnahme nur noch 39 kg. ...<<

Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Ural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis September 1946

Erlebnisbericht des E. P. aus Christburg, Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/87-88): >>Einmal am Tage wurden wir in einen Garten gejagt, um unsere Notdurft zu verrichten. Essen und Trinken gab es nicht. Dann gingen die Vernehmungen los. Eine Dolmetscherin fragte uns aus. Diejenigen, die gleich zugaben, bei der Partei gewesen zu sein, kamen ohne Hiebe davon.

Diejenigen, die es verneinten, wurden solange geprügelt, bis sie es zugaben. Gegen Abend wurden wir unter schwerster Bewachung zur Husarenkaserne gebracht. Dort trafen wir schon ca. 30.000 Leidensgefährten.
Am nächsten Tag gab es Brot und eine fette Suppe. Ca. 1.000 Männer und Frauen wurden zusammengestellt. Es ging über Danzig, Mewe nach Graudenz. 3 Tage wurde marschiert, alle 10 Schritt ein Russe zur Bewachung. In der Nacht wurden wir in Scheunen und Ställen untergebracht. Als wir in Graudenz über die Weichsel gingen, sprangen 5 jüngere Leute in die Weichsel. Die Russen schossen so lange, bis sie untergingen. Wer auf dem Marsch nach Graudenz liegenblieb, wurde erschossen.
In Graudenz angekommen, wurden wir von den Polen beschimpft und mit Steinen beworfen. In Graudenz kamen wir ins Zuchthaus, je 10 Mann in eine Zelle. Bewachungspersonal waren Polen, die uns das Letzte fortnahmen. In Graudenz blieben wir 8 Tage. Wir wurden geschoren und entlaust, 2.400 Mann abgezählt und (zur Fahrt) nach dem Ural verladen. Ich kam mit 90 Mann in einen Waggon, kleinere Waggons wurden mit 45 Mann belegt.
In Moskau konnten wir zum ersten Mal den Waggon zur Entlausung verlassen. Am nächsten Tag ging es weiter. Das Essen war sehr schlecht. Es gab 125 g Trockenbrot und ¼ l Suppe, die wir aber nur selten bekamen. Durch den großen Hunger stürzten sich alle auf den Suppenkessel, so daß meistens alles vergossen wurde.
Als wir nach 24 Tagen im Ural ankamen, waren 12 Mann verhungert und verdurstet. Alle waren wir so schwach, wir konnten kaum auf den Beinen stehen.
Unser Lager (Kimpersay) bestand aus 5 Lehmbaracken, je 40 m lang, 7 m breit. Meilenweit (sah man) keinen Baum noch Strauch, nur Steppe. Wanzen und Flöhe (gab es dort) zu Hunderttausenden. Wir lagen wie die Heringe, je 400 Personen, in einer Baracke ohne Strohsäcke, die gab es erst im Oktober. Decken gab es keine. Nach 6 Tagen wurden wir zur Arbeit eingesetzt. Bis dahin wurden wir registriert und nach russischer Art untersucht. Die jüngeren Verschleppten kamen zum Bahnbau, die anderen zum Verladen von Nickelerde.
Ende Mai fing das große Sterben an: Ruhr, Typhus, Fleckfieber. Täglich verstarben 12 bis 28 Menschen. 2 deutsche Stabsärzte wurden herangezogen, aber ohne Medikamente konnten sie auch nicht helfen. Die Toten wurden ohne Registrierung splitternackt vergraben.
Bis Oktober waren 60 % verstorben. Im Frauenlager, das neben unserem lag, starben von 800 Frauen 200.
Unserem Lager waren 2 Majore zugeteilt. Der ältere Major übernahm die Verpflegung- und Arbeitsabteilung, während der jüngere Major ... für Drill und Sport zuständig war. ... Er schlug sofort mit der Reitpeitsche zu, wenn ein Befehl nicht befolgt wurde. Die Verpflegung war sehr schlecht. Die russischen Offiziere verschoben alles. Der alte Major ließ jede Woche die Baracken ausplündern, Trauringe, Anzüge, gute Koffer usw. Dafür kaufte er 36 Kühe und 60 Schafe. Die wurden im Lager zwar geschlachtet, aber danach auf dem Schwarzen Markt abgesetzt. Wir Gefangenen bekamen nichts. Kuhhirt war Kreistierarzt S. aus Stuhm. ...
Im Mai 1946 wurden die Kranken, die für schwere Bahnbauarbeiten nicht mehr geeignet waren, in Industriebetriebe abgeschoben. Ich kam nach Orsk. Dort waren etwa 4.000 Menschen in riesigen Rüstungswerken eingesetzt. Es wurde nicht gefragt, ob wir noch arbeiten konnten. Wir wurden einem Werk zugeteilt, mußten 8 Stunden arbeiten, dann noch 3 bis 5 Stunden Waggons ausladen, so daß wir täglich 10 bis 13 Stunden arbeiten mußten. (Anschließend war) ... Lagerdienst, der um 23.00 Uhr mit dem Appell beendet wurde. Geld bekamen wir selten. Ich erhielt einmal 38 Rubel. Alles ging für Verpflegung, Lageraufenthalt und Kleidung drauf. ...
Im September 1946 war ich soweit, daß ich keine Arbeit mehr verrichten konnte. Durch den ewigen Hunger und die Anstrengungen hatte sich in meinem Körper Wasser gebildet. Die letzten Wochen habe ich nur noch im Lazarett verbracht. Der russische Arzt sagte: "P. ganz

kaputt, muß nach Hause. Beim nächsten Transport wurde ich mit Hunderten, denen es gesundheitlich nicht besser ging, (zur Fahrt in) die Heimat verladen. Wir waren auf der Rückkehr 28 Tage unterwegs. ...<<

Internierung in Danzig-Langfuhr im März 1945, Zwangsarbeit im Ural bis September 1949

Erlebnisbericht des H. H. aus dem Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/88-90): >>Ende März 1945 wurde ich in Danzig-Langfuhr als Zivilist verhaftet ... und in das Gefängnis "Schießstange" in Danzig eingeliefert.

Der Lagerführer in Zoppot war ein deutscher Kommunist, der zur Nazizeit Insasse des Straflagers Stutthof war und sich jetzt unter dem Schutz der Russen an uns rächen wollte. ... Er sollte nach seinen mehrfachen Äußerungen Bürgermeister von Zoppot werden, was ihm jedoch nicht gelang, denn er soll zum Dank für seine Spitzeldienste später nach Rußland geschickt worden sein. – Seine rechte Hand war ein junger Pole, der seinen Knüppel ständig bei sich führte, von dem er zur beschleunigten Ausführung seiner Befehle des öfteren Gebrauch machte.

In einer Nacht sperrte man einen Teil von uns in einen Kartoffelkeller, der noch zur Hälfte mit Kartoffeln gefüllt war. Nach kurzer Zeit wurde uns wegen der totalen Überfüllung die Luft knapp, und wir drohten zu ersticken. Wir schrien um Hilfe. Nach geraumer Zeit wurde ein Fenster geöffnet. ...

Im Lager Kimpersay (Nickelerzgrube) hatten wir in den ersten beiden Jahren 45/46 ca. 60 % an Toten, wonach nach meiner Schätzung ein Viertel Frauen waren. Letztere haben, trotzdem sie dieselbe Arbeit wie die Männer zu verrichten hatten, die Verbannung weit besser überstanden.

Die Ernährung war in den ganzen Jahren vollkommen unzureichend und schlecht. Sie bestand aus 400 bis 1.000 g Brot, je nach Art und Leistung. Morgens, mittags und abends (gab es) eine ganz dünne Kohl- oder Tomatensuppe, außerdem mittags eine kleine Kelle Kascha (Hirsebrei). An "Besichtigungstagen" war das Essen einigermaßen zufriedenstellend!

... Alle 2 bis 3 Wochen fand eine ärztliche Untersuchung statt. ... Der Faltenschlag des Gesäßes war entscheidend, ob man arbeitsfähig war oder nicht. Die in Kimpersay verstorbenen Frauen und Männer wurden täglich in einem kleinen Erdkeller übereinander aufgeschichtet und nachts auf einem in der Steppe angelegten Platz einzeln ohne Kleider bestattet. Später wurde ein Zaun mit glattem Draht gezogen und die Gräber mit Nummernschildern aus Blech versehen. Es hat im Lager auch Totenlisten gegeben, doch sollen diese, wie mir von russischer Seite gesagt wurde, 1947 vernichtet worden sein.

Unterernährung, Ruhr, Flecktyphus und Gesichtsrose brachten uns die meisten Verluste. Die sanitären Verhältnisse waren in den ersten beiden Jahren (1945 und 1946) sehr schlecht, da es an Medikamenten, Verbandszeug usw. mangelte. Das Krankenrevier war überbelegt, die Betten und Wäsche waren ... verschmutzt. Soweit die Behandlung in Händen von deutschen Ärzten lag, taten diese alles, was in ihren Kräften lag.

Bis Anfang des Jahres 1947 lagen wir auf kahlen Bretterpritschen, die in einer Reihe, ohne Zwischenräume, ca. 80 Mann Platz boten. Ohne jegliche Decken, in unseren Kleidern, mit dem Mantel zugedeckt, falls man noch einen hatte, schliefen wir dort. Die Arbeiten in der Grube, der Nickelfabrik und den dazugehörigen Kolchosen waren sehr schwer. Die Arbeitsnormen waren von den mangelhaft ernährten Menschen selten zu erfüllen. Wurden 100 % Arbeitsnorm nicht erreicht, folgte als Strafe eine verringerte Brotration. ...

Unser Lager umfaßte im Juni 1945 ca. 1.800 Frauen und Männer von 15 bis 65 Jahren. Von der Gesamtzahl sind ca. 60 % tot, und laut Meldung der ... im September 1949 Heimgekehrten wurden ... noch 3 Kameraden zurückgehalten und zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurteilt. ...

(Sie) waren sich einer schuldhaften Handlung nicht bewußt!<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Danzig, Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Südural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis Juli 1948

Erlebnisbericht der Schneiderin Anna S. aus dem Kreis Karthaus in Westpreußen (x002/90-103): >>Am 27. März marschierten die Russen in Danzig ein. Tagelang vorher war die Stadt ein einziges Flammenmeer, tagelang krachten Bomben und Granaten über uns, und tagelang hatten wir in den Luftschutzkellern zugebracht mit der Angst vor der Zukunft im Herzen.

Russische Lautsprecher, die auf den Wällen der Stadt aufgestellt waren, forderten die Bürger Danzigs auf, sich zu ergeben. Es wurde ihnen Freiheit und Sicherheit garantiert, die schönsten ... Walzer begleiteten diese Aufforderung, doch wir glaubten nicht daran und bereiteten uns auf das Schlimmste vor. ... Die in Danzig kämpfenden deutschen Soldaten gingen demselben Schicksal entgegen wie wir, entweder sterben oder Gefangenschaft. Viele Männer und Frauen begingen Selbstmord, um nicht den Russen in die Hände zu fallen.

In den Morgenstunden ... hörte der Beschuß langsam auf. In der darauffolgenden Stille hörten wir die russischen Panzer einrollen und das erste "Urra" der einmarschierenden Russen. Kurz darauf polterten Soldatenstiefel die Kellertreppe herunter. Die ersten Russen standen vor uns, und das erste Wort, das wir von ihnen hörten, war "Urr", "Urr". ... Nach 5 Minuten kamen die nächsten 2, und so ging es fort, bis wir keinen Schmuck mehr hatten, und der Inhalt unserer Koffer um und um gewühlt war. Zwischendurch hörten wir Frauen schreien ...

Plötzlich erschien ein russischer Offizier und forderte uns in gebrochenem Deutsch auf, sofort den Keller zu verlassen. In Hast ergriffen wir nun unsere durchwühlten Koffer und Rucksäcke und stürzten auf den Hof des Hauses, der voller Geschütze und Soldaten war.

Ringsherum brannten die Häuser. Geschosse schlugen ein, deutsche Tiefflieger griffen an, verwundete Menschen und Pferde schrien, und in diesem Durcheinander suchten wir einen Weg ins Freie.

An brennenden Häusern vorbei, an russischen Panzern, Geschützen und Soldaten, die uns ... in die Häuser schleppen wollten, bahnten wir uns mit Todesverachtung einen Weg. Als wir ein Ende gegangen waren, wurde es auch freier, aber "o Schreck", an der Straße standen russische Posten, die unser Gepäck plünderten. Als sie alles, was ihnen gefiel, weggenommen hatten, konnten wir weitergehen.

Aber wir kamen nicht weit. Ein Ende weiter stand ein größerer Trupp Russen. ... 2 Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr führten uns, 7 Deutsche, in ein nahegelegenes Gehöft, in dem sich schon eine größere Zahl deutscher Männer und Frauen befand. ... Im Laufe des Nachmittags kamen immer mehr Gefangene dazu. Die Posten bewachten uns. Wir verängstigten Menschlein saßen dort und warteten nun der Dinge, die da kommen sollten.

In der Nacht stiegen die ersten Verhöre vor den Kommissaren. Es wurde nach Parteizugehörigkeit, Beruf, Alter usw. gefragt. Ein ukrainischer Dolmetscher übersetzte. ...

In Danzig-Langfuhr wurden wir in den Ställen der ehemaligen Reiterkaserne Hochstraße untergebracht. Wieder (begannen die) Verhöre, einzelne wurden namentlich aufgerufen. Sie gingen mit dem Posten hinaus, wir hörten Schüsse und sie kamen nicht wieder. Wir nahmen an, daß Polen diese Deutschen verraten hatten.

Karfreitag 1945 ist mir ganz besonders in Erinnerung geblieben. Ungefähr 400 Frauen standen und lagen auf engstem Raum und kahlem Zementfußboden, wie ihn die Pferde verlassen hatten. Durch die scheibenlosen Fenster drang Zug und Kälte. Durst quälte uns, wir bekamen nichts zu trinken und zu essen. Die Mütter weinten um ihre Kinder, von denen man sie gerissen hatte. Wir waren sehr verzweifelt und in unserer großen Not sangen wir die Lieder: "Harre, meine Seele ...", "Aus tiefer Not schrei ich zu Dir ..." und "Ich bete an die Macht der Liebe

...". Noch nie hatte mich ein Gesang so ergriffen wie diese Lieder.
Sogar die Russen stellten sich vor die Tür und lauschten. Uns allen war klar, daß auch unsere Leidenszeit begonnen hatte. Ich äußerte einige ängstliche Worte zu meiner Schwester, die tröstete mich aber und sagte: "Wir haben Gott nicht verlassen, und er wird uns auch nicht verlassen." Und diese Worte gaben mir auch später in schwerster Zeit immer Trost und Kraft.
In aller Frühe wurden alle Frauen auf den Hof getrieben, nach den Protokollen aufgerufen und für den Marsch nach Graudenz fertiggemacht. Bei dieser Gelegenheit kamen meine Schwester und ich auseinander. Wir konnten uns nicht einmal zum Abschied die Hand reichen. Ich bat den Posten, mich doch zu meiner Schwester zu lassen, er hatte nur einen Fluch dafür. Wir aufgerufenen Männer und Frauen, es waren ungefähr 500, kamen in einen anderen Stall, wo wir mehr Platz hatten, der aber noch schmutziger war als der erste Stall. So gut es ging, machte sich jeder einen Platz sauber, um sich hinzulegen, und so verbrachten wir die letzte Nacht in Danzig.
Am Morgen (mußte) alles raus (und sich) zu viert aufstellen. Wir wurden gezählt. Ein Mädchen hatte sich über Nacht vergiftet. Nachdem wir etwas zu essen bekommen hatten, begann unser Leidensweg nach dem 130 km entfernt liegenden Graudenz. Auf unserem Wege begegneten uns alte, verstörte Menschen, ihre gerettete Habe mühsam tragend.
Ein Bild werde ich nie vergessen, das sich uns beim Durchmarschieren eines Danziger Vorortes bot. Auf einem Friedhof hatte man die Einwohner eines Stadtteiles getrieben. Dort standen nun Frauen mit Kindern, Greise und Kranke mit ihren Bündeln zwischen den Gräbern, Wind und Wetter ausgesetzt; denn Anfang April herrschte bei uns noch ziemlich kühles Wetter. Wie ich später hörte, sollen sie dort noch tagelang gelegen haben, weil sie nicht in ihre Wohnungen durften. Vor den Häusern lag sämtlicher Hausrat, und hin und wieder sah man einen verstörten Mann oder eine Frau über die Straße laufen.
Unseren Trupp begleiteten ungefähr 20 schwerbewaffnete Posten. Jeden Tag mußten wir 30 km marschieren. Dann übernachteten wir irgendwo in einem Kuh- oder Schafstall. Einmal täglich gab es eine Wassersuppe, ... nur einen halben Liter. Das Schlimmste war der Durst. Wir tranken aus jeder Pfütze, an die wir nur herankamen. Kein Wunder, wenn sich die Ruhr stark ausbreitete. Nur alle 10 km durften wir zehn Minuten ausruhen. Ein junges Mädchen sprang von einer Brücke ins Wasser, die Posten schossen wie wild hinterher, ich sah sie untergehen. ...
Am vierten Tage konnten wir kaum noch vorwärts, der Durst war so quälend, wir waren so müde. - Manche hatten sich die Füße wundgelaufen und sie mit Lumpen umwickelt. ... Durch seelische Aufregung und Strapazen waren wir um Jahre gealtert. ... Am vierten Tag kamen wir völlig erschöpft in Graudenz an. ... Es war furchtbar, überall lagen Kranke und Sterbende herum. Kein Mensch kümmerte sich um sie. ...
Ich selbst kam mit noch 14 anderen Frauen in eine kleine dunkle Zelle im Keller. Wir setzten uns auf den kalten, feuchten Zementfußboden, und im Flüsterton wurde nach dem Namen und Wohnort gefragt. Wir kamen aus Ostpreußen, Westpreußen und Pommern. Eine Sterbende hatten wir in unserer Zelle und eine Frau, deren Arm durch Schläge gebrochen war. Zweimal am Tag wurden wir in den Hof geführt. Wir mußten uns zu vieren aufstellen, die Hände auf dem Rücken zusammennehmen, und so wurden wir zum Essen und zur Toilette geführt.
Das Essen bestand aus einem Liter Wassersuppe, in der Hafer, Gerste, einige Kartoffelstückchen und Sand waren. Außerdem schmeckte es nach Autoöl. Die Toilette bestand aus einem langen, tiefen Graben, über den in Abständen Bretter gelegt waren. Wer nicht aufpaßte, trat auch mal daneben und fiel in die Grube. Neben dieser Toilette war gleich der Friedhof. Am Tage wurden tiefe Gruben ausgehoben. In der Nacht wurden dort die Toten verscharrt.
Endlich durften wir auch baden. ... Wir waren ... entrüstet, als wir sahen, daß sämtliches Badepersonal russische Männer waren. Jeder Russe, der nackte Frauen sehen wollte, kam ins

Badehaus. Während des Badens wurden nebenan unsere Kleider entlaust, denn Läuse hatten wir schon reichlich. Von den Russen wurden wir aber nicht mehr belästigt.
Nach 10 Tagen (Haft) wurden wir zum Güterbahnhof befördert, wo schmutzige und dunkle Viehwagen für uns bereitstanden. Zu 40 bis 50 Frauen kamen wir in einen Waggon, in den durch ein kleines vergittertes Fensterchen etwas Licht hereinfiel. ... Das letzte Schöne, das ich von der Heimat sah, war ein blühender "Frühkirschbaum".
18 Tage dauerte die Fahrt. Tag und Nacht raste der Zug mit seiner Menschenfracht dem Osten entgegen.
In Moskau wurden wir gebadet und entlaust, gute Kleidungsstücke wurden uns von Badefrauen abgenommen. Es ging weiter.
Der Durst quälte uns, besonders die Kranken. Einmal täglich gab es eine Rübenschnitzelsuppe, 3 Päckchen Knäckebrot und einen gehäuften Teelöffel Zucker. Die Stimmung sank immer tiefer, die Gedanken eilten in die Vergangenheit und beschäftigten sich mit der Zukunft. Die Nächte wurden immer kälter, und eines Tages sahen wir beim Öffnen des Waggons Schnee. Schrecken bei allen, als von Sibirien gesprochen wurde. Es dauerte aber noch fünf Tage, bis wir an unseren Bestimmungsort kamen, und wir waren wirklich in Sibirien, wenn auch im westlichen Teil.
Beim Ausladen gingen die meisten von uns in die Knie, so schwach waren wir schon. Die Kranken wurden von den Stärkeren getragen, und so wankte dieser Leidenszug die kurze Strecke ins Lager. Auf der Fahrt waren schon 200 Männer und Frauen gestorben, und nun ging das Sterben erst an.
Die Baracken, in die wir gebracht wurden, starrten vor Schmutz und Ungeziefer. Ganze Wanzenscharen stürzten sich auf uns. Wir vernichteten das Ungeziefer, soviel wir konnten. Wir lagen auf kahlen Brettern so dicht nebeneinander, daß, wenn wir uns umdrehen wollten, wir die Nachbarn rechts und links wecken mußten, damit wir uns gleichzeitig umdrehten.
Die Kranken lagen auch zwischen uns, stöhnten und phantasierten. Keiner von uns lachte mal oder machte einen Scherz. Endlich wurden die Kranken in ein Spital gebracht. Das Spital war ein großer leerer Raum. Die Kranken mußten ihren Liegeplatz mit einem Handtuch oder Lappen säubern. Wer noch eine Decke hatte, war glücklich, die konnte er auf den Fußboden legen oder sich damit zudecken.
Im Lager waren 640 Frauen und 1.760 Männer. Es gab fast kein Wasser. Ein Kamel holte es aus einem drei Kilometer entfernt gelegenen Dorf.
Wir konnten uns wochenlang nicht waschen. Dann legten deutsche Gefangene eine Wasserleitung, und wir hatten endlich Wasser. Eine russische Ärztin, die von uns wegen ihrer Güte und Hilfsbereitschaft sehr geschätzt wurde, betreute unser Lager. Wenn ihr auch weder Medikamente noch Instrumente zur Verfügung standen, so sorgte sie doch dafür, daß die Kranken Pritschen, Strohsäcke, bessere Verpflegung und Pflegepersonal bekamen.
Es wüteten Typhus und Ruhr, der Tod hielt reiche Ernte, und zu den meisten kam er nicht als Schrecken, sondern als Erlöser. Die Toten wurden in einen Keller gebracht. ... Nachts zog dann unser Kamel mit demselben Wagen, auf dem es am Tage unser Brot geholt hatte, die Toten ... in die Steppe zu den ausgehobenen Massengräbern. ... Kein Baum, kein Strauch stand an den Gräbern, ja nicht einmal ein Vogel sang den stillen Schläfern ein Lied, nur der Steppenwind heulte über den Gräbern.
Auch die Lebenden hatten totenhafte Gesichter. Einseitige Ernährung und ungewohntes Klima machten uns stark zu schaffen. In den ersten Wochen gab es täglich dreimal ungeschälte Hirse, in Wasser mit etwas Fett gekocht, dazu 800 g Brot. Das Brot war ungenießbar, sauer, bitter und naß. Es war aus Weizen-, Hafer- und Gerstenmehl gebacken, Spreu wurde auch ... vermahlen. Bald hatten wir blutendes Zahnfleisch und die Gaumen wurden wund, so daß wir mit Recht sagen konnten: Wir aßen unser Brot mit Tränen.

Unser Lager, ein großes, viereckiges Gelände, war mit einem 2 m hohen Stacheldrahtzaun umgeben. ... Vor diesem Zaun gab es noch einen kleinen Stacheldrahtzaun, in dessen Nähe wir nicht gehen durften. In jeder Ecke außerhalb des Zaunes stand ein Wachturm, der Tag und Nacht mit Posten besetzt war. Außerdem erhellten nachts Scheinwerfer das ganze Lager.
Das Frauen- und Männerlager war durch einen Stacheldrahtzaun getrennt. Küche, Badehaus und Ambulanz lagen im Männerlager. Ein Posten bewachte das Tor. In der Baracke lagen dichtgedrängt 120 bis 140 Frauen. Es lag die Studienrätin neben der Fabrikarbeiterin, die Bäuerin neben der Frau aus der Stadt. Uns alle verband das gleiche Schicksal. Wir freuten uns, wenn wir unter den Barackeninsassen ein bekanntes Gesicht entdeckten.
In den ersten 3 Wochen unserer Quarantänezeit wurden wir nur mit leichter Arbeit, wie Baracken- und Pritschenscheuern und dem Fegen des Hofes und der Wege beschäftigt. Jeden Morgen und Abend gab es Appell wie bei den Soldaten. Offiziere, alles Strafversetzte, brachten uns den militärischen Schliff bei. Das ging manchmal stundenlang. Regnete es gerade um diese Zeit, machten die Offiziere sich ein Vergnügen daraus, uns besonders lange stehen zu lassen; manchmal wurde es schon Nacht. ...
Nach 3 Wochen hieß es: "Morgen ist Kommissionierung!" (österreichisch: Überprüfung) ... Wir mußten barackenweise zur Ambulanz. In einem kleinen Raum mußten wir uns nackt ausziehen und einzeln in das sogenannte Sprechzimmer gehen. Beim Öffnen der Tür sahen wir, daß der ganze Raum voller Offiziere war. Es gab deswegen unter uns wieder Aufregung und Tränen, aber es half nichts, wir mußten nackend hinein. Gott sei Dank, saß unsere gute russische Ärztin da, außer ihr waren noch 5 oder 6 Offiziere anwesend. Die Offiziere machten sich über unsere schamroten Gesichter und über unsere durch starke Abmagerung entstellten Figuren lustig. Einige kniffen in unsere Arme und Beine, um die Festigkeit des Fleisches festzustellen.
Dieses wiederholte sich alle 3 Monate. Es gab 3 Arbeitsgruppen ... und die OK-Gruppe, das waren Schwache und Dystrophiker. Die Schwachen bekamen etwas bessere Verpflegung und durften nur ganz leichte Lagerarbeiten machen.
In den ersten Junitagen wurden wir zur Arbeit an einer Eisenbahnstrecke eingesetzt, die ungefähr 25 bis 30 km von unserem Lager entfernt war und 2 Nickelbergwerke verbinden sollte. Wir Frauen mußten Dämme aufwerfen, die Männer Schwellen und Schienen legen. ... Nun hieß es graben und die Erde auf den Damm werfen. Vertriebene Deutsche aus der Ukraine waren unsere Vorarbeiter. Sie waren gut zu uns, wir waren Schicksalsgefährten. Bald hatten wir große Blasen an den Händen. ... Die Hitze war unerträglich. Alle 2 Stunden gab es eine Ruhepause von 10 Minuten.
Um die Mittagszeit kam ein Lastauto und brachte uns die dünne Wassersuppe. Wir konnten unseren Hunger stillen und uns etwas ausruhen. Dann ging es weiter. Die schmerzenden Hände konnten den Spatenstiel kaum halten, aber es winkte der Feierabend. Unsere Bewacher sorgten dafür, daß wir pünktlich mit der Arbeit aufhörten. Müde, mit schmerzenden Gliedern, kamen wir im Lager an und konnten nur unseren Herrgott um Kraft für den nächsten Tag bitten. ...
6 Wochen (mußten wir) täglich ... arbeiten, essen, schlafen. Wir wurden stumpf, ergaben uns in unser Schicksal und verhielten uns wie eine Herde Arbeitstiere. Der Sonntag, war arbeitsfrei. Der Sonntag, der zu Hause der schönste Tag der Woche war, wurde auch hier zum schönsten Wochentag. Wir konnten uns ausruhen, unsere Sachen in Ordnung bringen, uns über die Angehörigen und die Heimat unterhalten, die für uns alle verbrannt, verwüstet und verloren war.
Eine Parole breitete sich im Lager aus - "es geht nach Hause". Alle faßten wieder neuen Mut und Hoffnung. Es wurde auch ein Transport zusammengestellt, aber (dieser Transport bestand) nur aus alten Männern und Frauen, Schwachen und Kranken, die kaum gehen konnten.

Es wurde sehr schwer, von diesen Leidensgenossen Abschied zu nehmen. ... Es gab Tränen auf beiden Seiten. Unsere Wünsche begleiteten sie.
Ich kam Mitte August, nachdem ich mich wieder etwas erholt hatte, mit 30 anderen Frauen auf eine Kolchose, die etwa 35 km von unserem Lager entfernt war. Ein Lastauto brachte uns dort hin. Der russische Fahrer fuhr ... im rasenden Tempo über Stock und Stein, über Berge und durch Täler. Wir hatten bereits den Tod vor Augen, denn das Gelände war sehr bergig.
Nachts froren wir jämmerlich in unseren durchlöcherten Zelten. Wir lebten dort nicht hinter Stacheldraht und hatten nur einen Posten, der sich nur wenig um uns kümmerte. Wir bekamen auch bessere Verpflegung, konnten auf den Feldern Gemüse essen, aber wir mußten manchmal auch bis zu 16 Stunden arbeiten, auch am Sonntag. In der ganzen Zeit hatten wir uns nicht gründlich waschen können. Der Weg vom Feld zum Zelt war weit, und es war dunkel, ehe wir ankamen. Alle hatten Kopf- und Kleiderläuse.
Wir bestanden darauf, uns einen Sonntag freizugeben, damit wir in dem kleinen Dorf baden und unsere Kleider und Decken entlausen lassen konnten. Der Bade- und Entlausungsofen wurde von einer Russin mit Stroh geheizt. Entweder war der Ofen nur mäßig warm, so daß sich die Läuse noch schneller vermehrten oder er war so heiß, daß der Inhalt des Entlausungsofens in Flammen aufging. ...
1946 brach an. Ob es wohl die Heimreise bringen würde? Nichts sprach dafür. Wir ... saßen eingeschneit in der Kolchose, hatten auch keine Verbindung zum Lager, das 50 km entfernt lag. Durchfahrende Russen erzählten uns, im Lager wäre ein Unglück passiert. Eine Lokomotive wäre entgleist. ... Durch das übliche wahnsinnige Tempo der Kraftfahrer und Lokführer ist so manches Unglück entstanden. Bei den nachfolgenden Verhören (gab man) ... natürlich den Deutschen die Schuld. ...
Waren jemandem z.B. die Füße erfroren, dann hieß es: "Warum hast Du Dir die Füße erfrieren lassen? Daß die armen Menschen bei 30 bis 40 Grad Kälte in Holzschuhen arbeiten mußten, wurde nicht eingesehen. Im Winter 1945/46 sind so mancher Frau die Beine erfroren, die Haut wurde wund und rissig, keine Salbe oder Verbandsmittel waren da und die Schmerzen wurden unerträglich. ... Im Lager wurden nur wenige Drillichhosen und alte schmutzige, zerrissene Wattejacken aus Wehrmachtsbeständen vorzugsweise an gute Arbeiter verteilt. Aber auch dieser erste böse Winter ging vorüber, und es sollten noch härtere folgen. ...
Ende April stand plötzlich ein Schlitten vor der Tür. Der Lagerkommandant und ein Offizier waren gekommen, um mich ins Lager zu holen, denn man hatte herausgefunden, daß ich Schneiderin war. Man holte mich in die Schneiderstube des Lagers.
Bei meiner Ankunft im Lager mußte ich feststellen, daß sich vieles geändert hatte. Im Lager waren andere Offiziere und weniger Posten. Die Komsomolzen (Angehörige des Kommunistischen Jugendverbands) hatte man durch ältere Bewacher ersetzt. Der frühere Lagerkommandant war eingesperrt worden, denn er hatte Lebensmittel, Bekleidung, ja sogar Zucker, der uns zustand, verschoben.
Es (gab dort auch) einen neuen Kapitän, der wohl sehr streng aber gerecht war. Nach einiger Zeit kam noch ein Kultur- und Propagandaoffizier dazu. Ein Offizier, der auch sehr streng war, leitete den Arbeitseinsatz, und so mancher deutscher Mann wurde von ihm grundlos geschlagen. Sobald er im Lager auftauchte, verschwand alles fluchtartig in den Baracken.
Das Lagerleben hatte sich auch geändert. Es fanden täglich Appelle statt. Wir wurden gezählt und immer wieder gezählt, und es dauerte manchmal stundenlang, bis es stimmte und wir wieder in die Baracken gehen durften. Im Lager selbst war es leerer geworden, denn über 1.000 Männer und Frauen waren gestorben, und so manche liebe Kameradin fand ich nicht mehr unter den Lebenden. Es gab jetzt nicht mehr so viele Tote, wir hatten uns an Klima und Ernährung gewöhnt, aber im Spital waren trotzdem alle Betten belegt. Es handelte sich um bei der Arbeit Verunglückte, Malariakranke und Dystrophiker.

Die Leitung des Spitals hatten 2 deutsche Stabsärzte aus dem nächstgelegenen Kriegsgefangenenlager. Sie waren unermüdlich tätig, um den Kranken zu helfen. Sie sorgten für Medikamente, Verbandzeug und die nötigsten ärztlichen Instrumente. Diesen beiden Ärzten war es zu verdanken, daß so mancher Mutter ihr Kind erhalten blieb. Die Kranken lagen jetzt auf sauberen Matratzen, hatten jeder eine Decke und bekamen auch kräftigeres Essen. Auch in den Baracken gab es jetzt für alle Strohsäcke. Der Fußboden und die Pritschen waren sauber gescheuert.
Im Frauenlager gab es auch eine Wasserleitung, so daß wir uns jetzt täglich waschen konnten. Nur sehr wenig Seife bekamen wir, monatlich ungefähr 50 g. Manchmal gab es auch monatelang keine Seife. Die Verpflegung hatte sich auch gebessert. Das Brot war wohl noch naß und sauer, aber es war nicht mehr mit Spreu gemischt. Es gab sogar eine Stolowaja, das war der Eßraum, der auch Klub genannt wurde. Draußen an der Hauswand stand in großen Buchstaben geschrieben: "Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk und der deutsche Staat bleiben bestehen." Über der Essenausgabe (stand) der Spruch: "Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." Und gerade das Essen bildete das Hauptthema.
Die Immerhungrigen zählten ihre Kohlstücke in der Suppe, stürzten sich auf Brotkrümel und Fischgräten und stahlen den Kameraden sogar das Brot. Es gab auch wiederum solche, die vor Hunger nicht einschlafen konnten, aber trotzdem um keine Suppe bettelten. Die Einzigen, die wohl immer satt wurden, waren die Küchenfrauen; sie wurden zusehends fülliger und von den meisten beneidet. Zweimal im Jahr gab es für ein paar Wochen Kartoffelstückchen in der Suppe. Einmal im Frühling, wenn die Kartoffeln gepflanzt wurden, dann kamen die verfrorenen und verfaulten Kartoffeln ins Lager, und zur Erntezeit gab es die kleinsten Kartoffeln, von der Erbsen- bis zur Haselnußgröße.
Wenn der russische Küchenchef keine Gelegenheit gehabt hatte, die dem Lager zugeteilten Kartoffeln zu stehlen, gab es zu unserer größten Freude ... sogar auch Kartoffelkascha. Wenn es keinen Salzkohl mehr gab, den wir täglich dreimal essen mußten, gingen die Lagerarbeiter, das waren Schwache und aus dem Spital Entlassene, in die Steppe, um Melde (Gänsefußgewächs) und Brennesseln zu suchen. Um die Zeit, da Rüben geerntet wurden, kamen Lastautos mit halbverfaulten Blättern, die dann zusammen mit Heringen, wie sie aus der Tonne kamen, gekocht wurden. Zwischendurch gab es auch mal Stockfisch.
Wieder waren es die Ärzte, die es bei den Offizieren und den Küchenchefs durchsetzten, daß der Hering oder Fisch extra gegeben wurde. Nach der neuen Ernte gab es auch mal Mohrrüben oder Kürbis als Kascha. Wenn (es ausnahmsweise) eine Fleischzuteilung gab, dann war es Pferdefleisch oder Köpfe und Därme von Rindern. ... Auch ein Kamel, das sich ein Bein gebrochen hatte und geschlachtet werden mußte, wurde von uns verspeist. Das Fleisch schmeckte nicht schlecht, ungefähr wie zartes Rindfleisch. ...
Womit haben wir uns nun in unserer Freizeit beschäftigt? Bücher, Zeitschriften und Zeitungen gab es nicht, aber wir hatten die Erlaubnis der Lagerleitung, sogenannte bunte Abende zu veranstalten. Es gab ... Männer und Frauen, die kleine Chöre bildeten. Der Frauenchor wurde "Barackenheimchen" genannt, und den Männerchor nannten wir "Zieselmäuse". Eine kleine ... Kapelle gab Konzerte und spielte zum Tanz auf. Lustige kleine Theaterstücke wurden aufgeführt, sogar Tänzerinnen zeigten ihre Kunst. Die russischen Offiziere besuchten mit ihren Frauen jeden dieser Abende, und wenn ein Tanz oder Musikstück gefiel, mußte es mehrere Male wiederholt werden. Die Veranstaltungen waren auf Wunsch des Kulturoffiziers fast jeden Sonnabend.
Zur Feier des 1. Mai oder der Oktoberrevolution mußten diese Aufführungen politischen Charakter aufweisen. Es wurden dann russische Lieder gesungen und russische Stücke in deutscher Sprache gespielt. Man hat uns sogar ins nächste Russendorf ins Kino geführt. Alles ging begeistert und neugierig hin. Mit großer Enttäuschung gingen wir wieder zurück, denn man

hatte uns einen Hetzfilm übelster Sorte gezeigt.
Am Sonntag wurden wir auch zum Basar geführt. Man konnte dort alles kaufen, Wäsche von Stenzel aus Danzig, Klaviere, Zahnpasta usw., alles Raubgut aus dem deutschen Osten. Daneben standen Kosaken mit Machorka (Tabak), Kinder mit Wassergläsern, in denen Bonbons lagen, Tataren mit Hammelfleisch u.v.a. Dazwischen torkelten betrunkene, schreiende Russen herum. Unsere Posten schützten uns vor der Neugier und Zudringlichkeit der Basarbesucher so gut sie konnten. Sie sorgten sogar dafür, daß man uns, wenn wir etwas kauften, nicht zu viel Geld abnahm. Manche von uns hatten Kleidungsstücke verkauft, um sich dafür Lebensmittel zu kaufen.
Im August 1946 gab es große Freude, jeder bekam eine Karte und durfte 25 Worte in die Heimat schreiben. Da wir alle ja kein zu Hause mehr hatten, schrieb jeder an Verwandte oder Bekannte im Altreich. Und dann fing das Warten auf die Antwort an. ... Einzelne bekamen auch eine Antwort, aber die Mehrzahl mußte weiter in Ungewißheit leben. Ich selbst erhielt das erste Lebenszeichen von meiner Schwester Mitte April 1948.
Wir wurden im Herbst in Arbeitsbrigaden eingeteilt, bekamen unsere Arbeitsnummer, und es hieß, wir wären mit dem russischen Arbeiter gleichgestellt, und es sollte uns das ausgezahlt werden, was wir verdienten. Bei 12- bis 14stündiger Arbeit verdiente ich als Landarbeiterin 8,40 Rubel. Dafür konnte ich 2 Eier oder einen halben Liter Milch kaufen. Die Lagerverwaltung kostete etwas über 11 Rubel (pro Tag), so daß ich dem sowjetischen Staat täglich fast 3 Rubel schuldig blieb. Dieser Betrag wurde als Schuld auf meinem Konto eingetragen. Ich kam mit einem Sack voller Schulden in die Schneiderstube, und dort ging es so weiter.
Wir mußten Kleidung für die Offiziere und deren Frauen oder Freundinnen nähen, die aber nicht bezahlt wurde. Die Schulden wuchsen weiter. Bei den Männern war es genau so. Es gab nur wenige Spezialisten, die Geld bekamen. Sie konnten sich dann zusätzlich Lebensmittel kaufen. Die Männer und Frauen, die in der Nickelgrube arbeiteten, verdienten bei schwerster Arbeit kaum (genug Geld für) das Essen. Die schweren Ziegelei- und Straßenbauarbeiten wurden auch schlecht bezahlt. Wir waren nur Arbeitstiere, an denen man sich rächen wollte, die man ausbeutete und ausnutzte und, wenn sie am Ende ihrer Kräfte waren, nach Hause schickte. ...
Die Oktober-Revolution wurde mit 2tägiger Arbeitsruhe gefeiert. Es gab besseres Essen von vorher und nachher eingesparten Produkten. Vor der Feier waren im Lager scharfe Kontrollen. Messer, Gabeln, Schmuck und Briefe wurden uns abgenommen. Die Posten wurden verstärkt und wir wurden strenger bewacht. Dies wiederholte sich an allen nationalen Feiertagen.
Das zweite Weihnachtsfest kam heran, es waren immer Tage seelischer Depressionen. Wir sangen unsere schönen Weihnachtslieder, hatten kleine Weihnachtsgeschenke gemacht, gehäkelt und gestickt. In einer Baracke hatte man sogar einen Adventskranz mit 4 Lichtern. ... (Wir hatten einen) Kranz aus Steppengras geflochten, bunte Stoffeste mit Watte gefüllt, die wir aus unseren zerrissenen Wattejacken gezupft hatten, wurden als Kugeln angehängt. Kleine Behälter mit Öl, das man von der täglichen Portion gespart hatte, dienten als Kerzen. Alles bewunderte den Kranz und freute sich daran. Leider ging dieses Kunstwerk durch ein umgekipptes Licht in Flammen auf. Wir waren froh, daß dieser Zwischenfall nicht von den Posten bemerkt wurde. ...
Nur Kranke und Schwache wurden zu einem Transport in die Heimat zusammengestellt. Wieder wurden Grüße aufgetragen, wieder die Bitte geäußert, vergeßt uns nicht! Wir Zurückbleibenden mußten weiter hoffen und warten.
Im Mai 1947 kam ich mit mehreren Männern und Frauen in ein anderes Lager. Es lag ungefähr 200 Kilometer weiter nordwestlich direkt am Ural. Die nächste Stadt hieß Orsk. Das Lager und der nächste Ort hieß Nickel. ... Es gab dort Bäume und Sträucher und (das Lager) lag nicht so einsam. Im Lager trafen wir Deutsche aus dem Banat, Siebenbürgen, Ungarn, Rumä-

nien, Österreicher, Tschechen und Polen. Das Lager war so überfüllt, daß wir in den ersten Tagen keinen eigenen Schlafplatz hatten. Wir legten uns auf die freigewordenen Plätze der Kameradinnen, die zur Arbeit gegangen waren.
In einer 3 km entfernt liegenden großen Nickelfabrik bekam ich mit 18 anderen Frauen einen neuen Arbeitsplatz. Wir wurden von einem Posten zur Fabrik geführt und dort von einem Natschalnik übernommen, der uns in einen Raum des Verwaltungsgebäudes führte. Dort wurde uns von einem Dolmetscher gesagt, welche Arbeit wir zu tun hätten und was wir leisten müßten. Dann wurden wir noch ermahnt, bei der Arbeit vorsichtig zu sein. Wenn wir verunglückten, wäre es unsere Schuld.
Ich mußte mit einer Frau Schlacke in einer Lore vom Fahrstuhl holen und sie dann in den glühenden Ofen kippen. Die ausströmende Hitze war so groß, daß Haare und Augenbrauen abgesengt wurden. Das ausströmende Gas nahm uns den Atem und trieb uns die Tränen in die Augen. Wir hatten einen Schutzanzug aus Filz, Filzstiefel und Lederhandschuhe gegen sprühende Funken. Oft flogen uns kleine glühende Metallstücke in das Gesicht, das ungeschützt war. In diesem Ofen wurde Nickelerde, Gips und Schlacke geschmolzen.
Unsere Arbeitszeit betrug nur 6 Stunden täglich. Alle 5 Tage war Schichtwechsel und es gab einen freien Tag. Obgleich wir bei der schweren und ungesunden Arbeit Verpflegung erster Klasse erhielten, ging es uns nach 5 Monaten so elend, daß wir nur noch mit Mühe ins Lager kamen und bei der nächsten Kommissionierung "Arbeitsgruppe 3" wurden. Jetzt kam ich mit einer anderen Frau zu einer Arbeit im Freien. Dort mußten wir Flugsand schaufeln, der auf einem Fließband in einen Eisenbahnwaggon befördert wurde. In 3 Monaten hatten wir beide fünf 60-Tonnenwaggons mit Schaufeln gefüllt. Dann war die Erde steinhart gefroren, und unsere Arbeit war zu Ende. ...
Abends 8.00 Uhr fing unsere Arbeit an und dauerte 8 Stunden bis 4.00 Uhr morgens. Bei fast völliger Dunkelheit hatten wir ... Waggons mit Koks, Kohle und Kohlenschutt zu entladen. Diese Kohle ... war an den Waggonwänden festgefroren. Die Bagger entluden nur die Waggonmitte, die Ecken und Seiten mußten wir mit Spitzhacken, Eisenzinken, eisernen Keilen und großen Hämmern freimachen, damit die Ladeluken frei wurden. Wenn wir mit diesem Werkzeug und unseren schwachen Kräften nicht schnell genug vorwärts kamen, mußten wir mit Preßluftbohrern arbeiten. Unsere russischen Posten standen da und trieben uns mit Schlägen und Flüchen an.
Am Heiligabend 1947 mußten wir bei 38 Grad Kälte und Schneetreiben, Flüchen und Fußtritten 3 Waggons mit Kohlenschutt entladen. Keine Ruhepause wurde uns gegönnt, denn die Gleise sollten für den nächsten Transport frei werden. Trotz alledem wanderten unsere Gedanken in die Heimat zu unseren Lieben. Ob wir im nächsten Jahr wohl zusammen sein würden, fragten wir uns. ...
Nach 8wöchigem Krankenlager meldete ich mich freiwillig zur Arbeit auf einer Kolchose. Dort habe ich mich trotz langer und anstrengender Arbeit etwas erholt. Die Verpflegung war dort reichlicher und schmackhafter, die Arbeit wurde durch Ruhepausen unterbrochen.
Auch bei der Arbeit auf den Feldern hatten wir eine Norm zu erfüllen, die wir aber fast immer schafften. Eine große Plage waren die vielen Mücken und Fliegen. Dazu kam die Hitze ... Die Nächte waren dagegen kühl. Vor Sonnenaufgang war es richtig kalt, doch sobald die Sonne aufging, wurde es heiß. Das Mittagessen wurde auf dem Felde gekocht. Unsere Arbeit fing um 7.00 Uhr früh an.
Das 3jährige Warten auf die Heimkehr machte uns zuletzt gleichgültig, zänkisch oder launisch. Wir schrien uns manchmal an, waren verdrossen, müde und abgestumpft. Dann gab es wieder Parolen, die uns Hoffnungen machten, um uns dann um so tiefer zu enttäuschen.
Unsere Natschalniks waren keine Engel, aber sie behandelten uns menschlich. Nach Wochen harter Arbeit gab es am 1. Mai den ersehnten Ruhetag. Man schien mit unserer Arbeit zufrie-

den zu sein. Wir hatten die vorgeschriebene Norm erfüllt. Das Gemüse wuchs, aber auch das Unkraut. Wenn wir an einem Ende mit dem Hacken aufhörten, war der Anfang schon wieder grün von Unkraut. Unsere Zeit verging mit Hacken, Jäten, Essen, Schlafen, auf eine gute Nachricht hoffend. Eine Nachricht kam auch, aber nicht für uns Reichsdeutsche. Eines Tages wurden die Ungarn und Rumänen aufgerufen, ins Lager gebracht und in ihre Heimat abtransportiert.
Nun hieß es, der nächste Transport geht nach Deutschland. ... Auch wir wurden aufgerufen und mit Lastautos zum Lager gebracht. Alle Frauen über 30 Jahre, Kranke, Schwache und Invaliden sollten heimfahren. (Es folgte) noch eine Kommissionierung. Gott sei Dank (war es) die letzte, und wir durften uns auf die Heimkehr freuen. Den Zurückbleibenden wurde in die Hand versprochen, sie nicht zu vergessen und ihnen zu helfen, auch bald in die Heimat zu kommen.
Meine Heimreise sah anders aus als die Hinreise. Wir fuhren wohl auch in Viehwagen, aber die Türen standen offen, wir hatten Wasser, um uns zu waschen und den Raum sauber zu halten. An den Haltestellen konnten wir Obst, Milch, Brot, Fleisch und andere Dinge kaufen. Unser Zug war mit Grün, Stalinbildern und Transparenten geschmückt. Auf ihnen stand geschrieben: "Großer Stalin, wir danken Dir für die Heimkehr!" ...
Unser Weg führte uns über ... den Dnjepr, die Wolga, Beresina und durch die Rokitnosümpfe (in Polesien). Überall waren noch die Spuren des Krieges zu sehen. Verbrannte Dörfer und Wälder, abgeschossene deutsche Flugzeuge, Geschütze und Tanks steckten in den Rokitnosümpfen. Vereinzelt sahen wir auch deutsche Soldatengräber. Die Städte, durch die wir fuhren, machten einen verwahrlosten und schmutzigen Eindruck. ... Auch Kirchen mit Zwiebeltürmen lagen an unserem Wege. Scheinbar diente selten eine Kirche ihrem Zweck. Die meisten waren verfallen, durch Dach und Fenster wuchsen Bäume. In anderen Kirchen lagerte Getreide oder sie dienten als Vieh- und Pferdestall.
Kriegsgefangene, die wir unterwegs trafen, waren erstaunt, deutsche Frauen in Rußland zu treffen. Sie gaben uns Grüße für die Heimat auf und blickten uns traurig nach. In Minsk und Brest-Litowsk stießen noch Transporte mit Internierten und Gefangenen zu uns. - Minsk und Smolensk, vom Kriege sehr zerstört, waren zum größten Teil von Kriegsgefangenen aufgebaut worden. ... In Brest erwarteten uns deutsche Waggons mit deutschem Personal. Dort hatten wir endlich die erste Berührung mit der Heimat.
Die Fahrt durch Polen dauerte nicht lange. Auf Befehl des Transportführers wurden die Türen geschlossen. Wir wurden aber nicht belästigt.
Am 25. Juli trafen wir nach einer Fahrt von 17 Tagen in Frankfurt/Oder ein. Obgleich wir mit Musik, Ansprachen und guter Verpflegung empfangen wurden, waren wir doch sehr froh, als wir ... uns in den Zug in die Westzone setzen durften. Hier erst fühlten wir uns frei. Wir kamen zwar nicht in die Heimat, aber doch ins Vaterland. Als einzige Überlebende meiner Familie erwartete mich meine Schwester, und mit ihr zusammen begannen wir "das neue Leben". - Ich schließe meinen Bericht mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß ihnen und allen deutschen Frauen mein Schicksal erspart bleiben möge.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpommern

Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Deutsch Eylau in den Ural im Mai 1945, Zwangsarbeit bis August 1945

Erlebnisbericht des A. G. aus Warbelow, Kreis Stolp in Ostpommern (x002/103-104): >>Am 7. April kamen von allen Seiten Russen in meinen Heimatort Warbelow ... und trieben alle jungen Frauen, Mädchen und Männer, deren sie habhaft wurden, zusammen. ...

(Es waren etwa) 100 Personen, worunter sich auch viele ostpreußische Flüchtlinge befanden. Sie brachten uns über Ludwigslust und Reitz nach Stolp. Unterwegs sahen wir, daß auch aus anderen Ortschaften Frauen und Männer nach Stolp gebracht wurden. Man sagte uns, wir sollten nur für 2 Tage nach Stolp, um dort Aufräumungsarbeiten zu verrichten. Aber es kam anders.

Wir wurden in der Bütower Straße ... eingesperrt. Ich lag dort mit 35 Mann ... im Keller auf Kohlen. Wir wurden jeden Tag mehrere Male einzeln verhört. Man wollte von uns herausbekommen, wer der NSDAP angehörte. Als Beköstigung erhielten wir 2 Schnitten Brot und ungefähr einen Liter Suppe. Wir wurden jeden Tag zweimal, ungefähr für 5 Minuten, zum Austreten in den Hof gelassen. An ein Entrinnen war nicht zu denken, denn an allen Seiten war strenge Bewachung. ...

Sobald die Wachposten merkten, daß noch einer ... etwas Eßbares hatte, so wurde es ... sofort genommen und mit Stöcken ... geschlagen.

Nach ungefähr 10 Tagen (Haft) wurden wir zum Bahnhof getrieben und dort zu 60 Mann je Waggon verladen und die Wagen verschlossen. Unsere Reise ging zunächst über Bütow - Konitz nach Graudenz. Dort brachte man uns in eine alte Fachwerkkaserne ganz oben unters Dach, wo allerhand Schmutz und Staub lag. Hier gab es schon die ersten Toten, denn einige ältere Leute, darunter auch ein 74jähriger Mann, hielten die Strapazen nicht aus.

Von hier aus ging die Reise zu Fuß nach Deutsch Eylau. Diese kurze Strecke sind wir infolge der schlechten Wegkenntnisse unserer Begleiter 9 Tage gegangen. Wer unterwegs aus dem Glied trat und Wasser aus einer Regenpfütze oder Bach schöpfen wollte, wurde sofort mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen. Machte jemand infolge Krankheit oder vor Hunger schlapp, auf den wurde ebenfalls mit dem Gewehrkolben eingeschlagen, und sobald wir außer Sicht waren, hörte man 2 Schüsse, und wir haben keinen der Ärmsten mehr gesehen.

In Deutsch Eylau angelangt, brachte man uns ebenfalls wieder auf Dachböden unter. Am nächsten Morgen hatten sich 2 von uns erhängt. Wer sich krank meldete, wurde unmenschlich geschlagen. ...

Am 9. Mai 1945 ... ging dann unser Transport zu 50 Mann je Waggon zum Ural, bei Trockenbrot und einem Liter Suppe (pro Tag). Öfter gab es auch nur alle 2 Tage einen Liter Suppe. Die Fahrt dauerte 23 Tage. In Saratow kamen wir zum ersten Mal aus dem Waggon, und der ganze Transport wurde dortselbst gebadet und entlaust, denn es war unter uns schon Typhus ausgebrochen. 2 Tote ... wurden am Bahndamm verscharrt. Unser Transport ging bis Orsk. ... Wir wurden dann noch weiter mit Lastautos befördert und gelangten in ein Lager, worin sich schon 15.000 Verschleppte befanden.

Jeder mußte pro Tag 2 Kubikmeter ausschachten. Die Norm war eigentlich nicht sehr hoch, und bei vollem Magen hätte man sehr wohl das Doppelte schaffen können, aber uns fiel diese Arbeit doch sehr schwer, denn die Verpflegung war unzureichend. Vor allem fehlte es an Fett, und ich bekam dort schnell angeschwollene Füße. Eines Tages nahm man uns dort unsere letzten Habseligkeiten. Wer einen guten Rock, Hose oder Stiefel trug, mußte es ausziehen und bekam dann alte Sachen. Als Fußbekleidung gab es ein paar Holzschuhe. Auch Taschenmesser, Rasierapparate, Photographien von Angehörigen usw., wurden uns abgenommen.

... Sämtliche Landwirte wurden später einer Kolchose zugeteilt. Man versprach uns, daß die

Verpflegung dort besser sein sollte und wir auch größere Freiheit hätten. ... Wir konnten uns dort zwar freier bewegen, aber die Verpflegung blieb unzureichend.
Ende August 1945 erkrankte auch ich an Malaria und kam gleichzeitig als Unterernährter ins Lazarett. Die uns behandelnden Ärzte waren Deutsche und Rumänen. Da ich infolge Unterernährung und Wasser in den Beinen nicht mehr arbeitsfähig war, wurde ich Ende Oktober entlassen. Mit einem Transport von 1.500 Mann, von dem unterwegs noch 126 Mann starben, kam ich im November 1945 in Frankfurt an der Oder an und habe meine Heimat (Ostpommern) nicht wiedergesehen.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Schlesien

Internierung im Februar 1945, Zugtransport nach Aktjubinsk im März 1945, Zwangsarbeit bis September 1946

Erlebnisbericht des Lehrers Joseph K. aus der Stadt Hindenburg in Schlesien (x002/39-41):

>>Am Aschermittwoch, 14. Februar 1945, mußte ich mich zur Internierung im Hindenburger Polizeipräsidium mit vielen Tausenden von Männern stellen. ... Es gab täglich ein kleines Stück Brot und ab und zu etwas heißes Wasser. Am Gefängnistor wurden wir mit Stockschlägen empfangen und ... in 2 Räumen mit 206 Mann in 3 Etagen eingepfercht, so daß wir nicht einmal richtig liegen konnten. Der Kübel für den Abort wurde einmal täglich entleert. Die Männer standen Schlange. Es gab täglich nur einige Brote und etwas heißes Wasser. ...

Alle 3-4 Stunden kamen junge russische Soldaten ... und holten bis zu 10 Männer zu Verhören. ... Dabei wurde feste geprügelt, so daß der Kaufmann M. aus Klausberg später an den Folgen der Mißhandlungen ... starb. Hauptsächlich wurden Geschäftsleute geprügelt, um versteckte Warenlager zu erpressen.

Meine Vernehmung gestaltete sich wie folgt: Ich wurde mit ca. 8 anderen Männern unter "dawai" in das Hauptgebäude geführt, wo es ins Kellergeschoß ging. Als ich in die Verhörkammer kam, sah ich noch, wie ein junger großer Bergmann, Konrad L. aus dem Kreis Tarnowitz, über einem Schemel lag und geprügelt wurde. Als Empfangsgruß bekam ich einen Schlag mit einem Gummikabel. Es waren 2 Kommissare, von denen der jüngere ... die Luftschutztür verschloß, und dann ging es los: "Du SS!" ... Ich sagte: "Nein." ... Du Kapitalist!" - Ich: "Ich habe 5 Kinder." - Wo Gold, Devisen, Dollar?" - Die Tür wurde aufgemacht, ich verkroch mich in die Ecke. ...

Ein Russe (Ukrainer), der gut deutsch sprach, ... bedrohte mich mit Erschießen und schlug auf mich ein, wollte mit der brennenden Zigarette meine Augen verbrennen, und als ich laut betete, stieß er mich in die Ecke. Ich krümmte mich und wurde gehackt (getreten bzw. mit Fußtritten bearbeitet), vor allem von dem Kommissar, der mir die Schienbeine verletzte.

Als man von mir abließ, mußte ich unter Androhung von Schlägen ein angefertigtes Protokoll in russischer Sprache mit meinem Namen unterzeichnen. Dann wurde ich zu den anderen in den Baderaum gebracht, wo meine Nerven revoltierten und ich zusammenbrach. Die schmerzenden Schienbeine verhinderten einen Schlaf und (diese Schmerzen) hielten noch wochenlang an. ...

Am 20. März wurden wir abends in Gruppen von ca. 40 Personen im Flur eingeteilt und unsere Namen vorgelesen. Auch 2 oder 3 Frauen waren darunter. Dann wurden wir in eine 4-Mann-Zelle gepfercht. Unter uns waren einige wegen offener Tbc entlassene Soldaten. Wir konnten dort nicht liegen und nicht sitzen. Am nächsten Tag wurden wir auf den Gefängnishof gebracht und wieder einmal geplündert. Die abgenommenen Sachen, Photos, Geld, Papiere, Nähzeug, Töpfe und Decken türmten sich zu Bergen.

Es ging ... zu Fuß bei regnerischem Wetter nach Peiskretscham, wo wir im Finstern ankamen und zu 80 Personen in bereitgestellte Eisenbahnwaggons gepfercht wurden. ... Dann ging es in pausenloser Fahrt über Beuthen – Krakau, wo Steine an den Waggon klatschten, nach Lemberg – Kiew – Stalingrad – Uralsk – Aktjubinsk, wo wir am 8. April ausgeladen wurden. ...

Der Transport hatte ca. 2.000 Zivilinternierte aus Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg, darunter (waren) auch Frauen. Wir kamen in mehrere Lager um Aktjubinsk, wurden in der Steppe, Ziegelei und zeitweise auf Kolchosen beschäftigt.

Die Verpflegung war sehr schlecht und knapp, das Klima mörderisch; Malaria, Typhus, Ruhr grassierten, und in den 2 Jahren meiner Internierung starben ca. 50 %. Wir wurden zu kleinen Arbeitstrupps, Brigaden genannt, zusammengestellt. Das Essen hing von der Arbeitsleistung ab. Der Brigadier (Führer) war immer ein Deutscher.

Die Einteilung erfolgte in 4 Gruppen. Früh und abends mußten wir zur Zählung antreten. Für Arbeitende, die ihre Arbeitsleistung vollbrachten, gab es 700 g Brot – ein Kleister aus Gerstenmehlschrot, ½ l Mehlsuppe, mittags ein Eßlöffel Kascha (Hirsebrei) und abends ½ l Tomatenkrautsuppe ohne Kartoffeln. Unsere schlesischen Schweineställe waren Villen gegen diese Unterkünfte. ... Ich erlegte einmal 28 Flöhe. ...
Im April bis Mai 1945 wurden wir auf dem Arbeitsweg auch mit Steinen beworfen, wenn wir an der (russischen) Siedlung vorbeikamen. Wenn wir sprachen, ließ man uns auf dem Heimweg zur Strafe manchmal eine Stunde vor dem Lager stehen. ...
Die Wanzenplage war so groß, daß im August bis September niemand in den Unterkünften schlafen konnte. Sie kamen zu Tausenden, diese blutrünstigen Wanzen, und alles schlief im Freien. Die Verlausung war allgemein. Die russischen Ärzte gaben sich große Mühe. Manche Natschalniks (russische Aufseher) waren Teufel in Menschengestalt, die bei jeder Kleinigkeit Brot entzogen, statt 700 g, (gab man uns) 500 g oder gar bloß 300 g.
Ich kam nach 29 Tagen Bahnfahrt im Oktober 1946 in Frankfurt/Oder an und lag bis Mai 1947 im St. Joseph Krankenhaus, Berlin-Tempelhof.<<

Internierung im Februar 1945, Zugtransport in ein Lager im Donez-Gebiet im März 1945, Zwangsarbeit bis März 1946

Erlebnisbericht des Lehrers Karl Theodor M. aus der Stadt Trebnitz in Schlesien (x002/44-47): >>Am 6. Februar wurde ich mit Hilfe eines Dolmetschers, der fast kein Deutsch verstand, zweimal verhört und daraufhin plötzlich verhaftet. Warum, das ist mir bis heute unerklärlich. Nachdem sämtliches Eigentum bis auf die Kleidung, die ich auf dem Leibe hatte, abgenommen worden war, wurde ich ... in den Keller des Hauses P. ... eingesperrt.
Hier blieben wir unter den scheußlichsten Bedingungen (kein Licht, Schmutz, Läuse usw.) in Gesellschaft von Polen und Russen ca. 12 Tage. ... Sch. wurde schon schwerkrank in den Keller geworfen und fieberte dauernd. Er wurde von einigen Mitgefangenen beschuldigt, bei seinem Verhör falsche Angaben über die Parteizugehörigkeit mehrerer Kameraden gemacht zu haben. Er selbst bestritt dies entschieden.
Am 18. Februar, frühmorgens um 6 Uhr, wurden plötzlich doppelte Brotrationen ausgegeben, und um 7 Uhr erfolgte der Abmarsch von ca. 150 Gefangenen, die überall aus den Kellern hervorgeholt wurden, nach Oels.
Sch., dessen Zustand ohne ärztliche Hilfe dauernd schlechter geworden war, wurde, da er nicht laufen konnte, von einem Mongolen mit dem Pistolenkolben blutig und bewußtlos geschlagen. Dann wurde er auf einen Handwagen gelegt und mitgeschleppt. Fast ohne Pause ging es nun über Bingerau bis nach Oels, ein Marsch von 35 km, die ich mit meiner Prothese zurücklegen mußte. Auf halbem Wege war Sch. unterwegs gestorben. Seine Leiche wurde auf dem Bahnhof Oels zurückgelassen. ... Noch am Abend ging es nun im Bahntransport weiter bis nach Krakau, wo wir nach 3tägiger Bahnfahrt, fast ohne unterwegs verpflegt zu werden, ankamen. ...
Nachdem wir entlaust und kahlgeschoren waren, ging es dann auf den großen Transport in das Innere Rußlands, ungefähr 2.000 km weit.
Die Fahrt war furchtbar. Im Waggon waren über 40 Mann untergebracht, davon ca. 18 Deutsche. Die anderen waren (Angehörige der) Wlassow-Truppen: Turkmenen, Tataren, Kaukasier und Russen. Die Verpflegung war furchtbar schlecht, da wir Deutschen in fast allen Dingen benachteiligt wurden. Trinkwasser wurde fast gar nicht gereicht, so daß unterwegs Schnee gegessen wurde. Die Folgen waren Magenkatarrhe mit starkem Durchfall, die mehrere (Verschleppte) ... sehr schwer erkranken ließen, so daß sie nach 14tägiger Fahrt kaum noch fähig waren, sich auf den Beinen zu halten. ...
Als wir am Ende der Fahrt in Alschewsk bei Woroschilowgrad am Donez anlangten, wurden

wir sofort in ein Lager gebracht. ... Beim Eintreffen dort waren die Zustände noch chaotisch, nur 3 Baracken waren beziehbar, in denen ca. 2.400 Mann zusammengepfercht wurden. In einem Raum wurden 80-100 Mann untergebracht. Aborte waren nicht vorhanden. ... Der Schnee lag noch 1/2 m hoch, taute aber sehr stark. Nach 2 Tagen wurde die Wlassow-Truppe ausgesondert und weggebracht (ca. 800 Mann) und die anderen langsam auf die übrigen Baracken verteilt. Die Internierten wurden in die Stadt geschickt, um dort Bettgestelle aus Stahl, die im Hüttenwerk von deutschen Kriegsgefangenen hergestellt wurden, zu holen. In einen Raum kamen nun ungefähr 30 Mann. ...

Der Arzt, ein Pole aus der Gegend von Rybnik, war ein Deutschenfresser, der uns nach Möglichkeit verrecken ließ. Das Lazarettpersonal, Deutsche und Polen, sah seine Aufgabe darin, die Kranken möglichst aller verwertbaren Sachen zu berauben, die auf dem Basar ... verkauft wurden. ...

Beschwerden über diese und andere Mißstände bei der russischen Lagerverwaltung waren zwecklos. ... Sie überließ alles den internen Abteilungsführern aus den Reihen der Gefangenen, meistens Polen. Die Leichen der Verstorbenen wurden auf dem Lagerfriedhof ... ohne irgendwelche Feierlichkeiten in Massengräbern beerdigt. Die Sterblichkeit war besonders am Anfang enorm hoch. Von rd. 1.600 Lagerinsassen waren bis zum September 1945 über 1.100 gestorben. ...

Nachdem die Küche eingerichtet worden war, wurde die Verpflegung besonders in den ersten 14 Tagen ... besser. Dann jedoch nahm die Korruption besonders in der Küche immer mehr überhand, wodurch die Verpflegung immer geringer wurde und zu einer allgemeinen Entkräftung führte. So starben, da sie sich durch die geringe Kost nicht mehr erholen konnten, bald auch F. und U. ... Ich selbst hielt mich lange Zeit, bis zum September, dadurch über Wasser, daß ich meine Kleidung an die Russen verkaufte und mir dafür Brot kaufte.

Inzwischen waren auch verschiedene von uns, 15 Mann, in ein besseres Jenseits hinüber gewechselt. Alle starben aus demselben Grunde: Entkräftung, Durchfall mit Hungerödem und anschließender Herzschwäche. Von ... 15 Männern waren nur noch 5 am Leben. ... Am 25. Juli ging erstmalig ein Transport in die Heimat, leider (waren es) nur Polen und Oberschlesier. Jedoch war alles hoffnungsfreudig gestimmt worden, denn auch der Rest, ca. 250 Mann, sollte anschließend folgen. Hoffen und Harren machte jedoch ... fast alle zum Narren.

Dadurch, daß die interne Lagerverwaltung, die bis dahin nur aus Polen bestand, jetzt fast ganz in die Hände der Deutschen überging, verschlechterte sich die Verpflegung noch mehr, da die Schiebungen nun noch größer wurden. Zwar waren die Russen ... uns gegenüber durchaus korrekt und vielfach geradezu gütig, jedoch taten sie nichts, um die Mißwirtschaft abzustellen. Zum Teil waren sie selbst daran beteiligt, vorweg 3 Ärztinnen, die sich unaufhörlich an dem Eigentum der Kranken und Verstorbenen vergriffen.

Am 18. September 1945 wurde das Lager (1236) in Alschewsk plötzlich aufgelöst und 150 Mann ... in ein Lager bei Makejewka, ca. 200 km ... westlich, ins Donezbecken überführt. ... Auch hier (gab es) wie in den meisten Lagern ... Korruption und Schiebung an allen Ecken und Enden. Die Unterbringung war dort jedoch erheblich schlechter. Ich selbst wurde ebenfalls schwächer und schwächer, magerte furchtbar ab. Dadurch paßte meine Prothese nicht mehr. ...

Am 11. Dezember 1945 wurden plötzlich 73 Mann in die Heimat entlassen (alle arbeitsunfähig), darunter auch S. und ich. Der Transport dauerte bis zum 31. Dezember 1945 und endete in Frankfurt/Oder. Ich selbst machte ihn im Krankenwagen mit, in dem während der 3wöchigen Fahrt 53 Mann starben, die aus dem Zug geworfen wurden. Jedoch war die Verpflegung in diesem Waggon durch das Massensterben sehr reichlich, so daß ich mich gut halten konnte. Fast alle Insassen waren Durchfallkranke, die still einschliefen, um nicht mehr aufzuwachen. ...

In Frankfurt wurden alle entlassen. Nur wir, die wir nicht gehfähig waren, kamen dort in ein Gefangenenlazarett. ... Die Verpflegung war unter aller Kritik. Das Pflegepersonal war mehrheitlich korrupt. Sie nahmen uns, die wir von den Russen zur Entlassung neu eingekleidet worden waren, unsere guten Sachen weg und gaben uns dann zur neuerlichen Entlassung nur Lumpen. Im Lazarett gab es eine Menge Sterbefälle nur durch Unterernährung. Bei straffem Durchgreifen des russischen Aufsichtspersonals hätte sich vieles vermeiden lassen.
Am 6. Februar 1946 kam ich auf Krücken in Berlin an, dessen Bevölkerung bei aller eigenen Not von einer nie geahnten Hilfsbereitschaft gegen uns war. Danach ging ... es ins englische Übernahmelager nach Staaken. Von dort (fuhr ich) mit einem Transport ... nach Munsterlager, wo wir am 11. Februar ankamen.
In Braunschweig ging ich zur Ausheilung meines Beines und Hebung meines Gesundheitszustandes (ich wog nur noch 104 Pfund) 3 Wochen ins Krankenhaus. ... Anschließend reiste ich ohne Grenzübertrittspapiere zu meiner Familie in die amerikanische Zone in die Nähe von Passau, die ich am 18. März 1946 endlich erreichte.
Hier hörte ich, daß mein letzter Kamerad S. an den Folgen der Unterernährung in Deutschland gestorben ist, so daß nur ich und M., der im Dezember 1946 noch in Rußland lebte, von 15 Verschleppten übrigblieben. ...<<

Internierung im März 1945, Zugtransport in den südlichen Ural im April 1945
Erlebnisbericht des G. F. aus dem Kreis Neiße in Schlesien (x002/48): >>Am 20. März ... kam ein Russe mit 2 Polen und holte alle Männer von 16 bis 60 Jahren aus ihren Wohnungen. Darunter waren jedoch auch 14- bis 15jährige. Am Dorfausgang wurden wir gesammelt und ins Nachbardorf gebracht, wo das erste Verhör begann und uns alles abgenommen wurde, Geld, Messer etc. ... Es ging von einem Dorf ins andere, und so kamen immer mehr Männer zusammen. - So ging unser "Schweigemarsch" über Neiße – Grottkau – Brieg – Oppeln. - Wer mit dem Laufen nicht mitkam und sich an den Straßenrand setzte, wurde kurzerhand erschossen. ...
Von Oppeln aus ging der Transport per Bahn bis Beuthen, wo wir ins Gerichtsgefängnis gesteckt wurden, wo schon ca. 2.000 Männer, Mädchen und Frauen waren. Wieder Verhöre. Am schlimmsten ging es hier den Frauen und Mädchen, die dauernd von den Russen aus den Zimmern bzw. Zellen geholt wurden. ...
Am 17. April 1945 wurde unser Transport, bestehend aus ca. 1.000 Männern und 600 Frauen, von Beuthen aus verfrachtet, bis wir am 8. Mai in Kopeisk, ca. 2 km südlich von Tscheljabinsk, ausgeladen wurden. Die Verpflegung bis dahin war nicht gut, aber so, daß es ein gesunder und sonst noch kräftiger Mann ertragen konnte, da die Russen zur Genüge Beutematerial mitführten. Dennoch starben während der 3 Wochen ca. 50 Mann auf dem Transport, die beim Halten des Zuges zur Zeit der Verpflegungsausgabe am Bahndamm verscharrt wurden, und die zu denen gehören, von denen niemand etwas erfahren wird. ...
Im Lager selbst wurden alle einer gründlichen Untersuchung unterzogen und nach Gruppen 1, 2, 3 oder 4 eingeteilt. Die Kräftigen mußten ins Kohlenbergwerk, Frauen natürlich auch, und die anderen zur Landarbeit, oder sie brachten das Lager ... in Ordnung. ... Hier und auch in den anderen Lagern zeichneten sich besonders die Polen und Tschechen aus, die uns schikanierten, wo sie nur konnten, und sie konnten es, weil sie der Russe unterstützte.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport nach Sibirien im April 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945
Erlebnisbericht des Bauern P. K. aus dem Kreis Glogau in Schlesien (x002/49-52): >>Nach dem Verlassen des Zuges wurden wir in ein großes Gefängnis in Beuthen geführt; es war schon überfüllt. ... Unsere Fleischdosen, noch vorgefundenes Geld, Brieftaschen und andere

Sachen wurden uns abgenommen. Wer gute Stiefel trug, dem wurden sie ausgezogen und durch schlechte Schuhe ersetzt. Ich hatte meine Stiefel schon in Jakobskirch eingebüßt. - In einer Zelle mit der Aufschrift "Schlafraum für 25 Gefangene" wurden wir 124 Mann getrieben, ein Kübel zur Notdurft stand in der Mitte.
Eingepfercht blieben wir hier drei Tage, über Ostern, dann hieß es antreten. Im Gefängnishof wurden wir zu einem großen Zug formiert. Jetzt kamen schon viele aus der Gegend von Liegnitz und Oberschlesien dazu. -
Der Transport soll 2.000 Mann und 200 Frauen stark gewesen sein. - Ohne Essen, wir hatten nur noch Brotreste, ... wurden wir in einen auf dem Bahnhof stehenden russischen Transportzug verfrachtet, in kleinere Wagen mit 44, in Doppelwagen mit 88 Mann in 2 Etagen, die Frauen kamen in besondere Wagen. Nun rollten wir ab an ein ungewisses Ziel, vielleicht in ein Lager in der Nähe, aber es wurde nun schon mit allem gerechnet.
In unserem Wagen entstand bald eine Schicksalsgemeinschaft, wir 5 aus unserem Heimatbezirk hielten zusammen; sonst waren es Männer aus dem Kreis Liegnitz, zum Teil ältere Männer. Der älteste (Deportierte) war 76 Jahre, schon nach ein paar Tagen erlag er den Strapazen.
Die Verpflegung war zum Verhungern; immer gegen Abend hielt der Zug, aus einem Küchenwagen wurde Verpflegung empfangen. Ein Zinkeimer voll Suppe wurde unter 44 Mann verteilt, auf jeden kam ein knapper Trinkbecher, gleich 1/4 Liter; 4 Mann erhielten ein kleines Kommißbrot, Wasser aus Gräben oder Teichen wurde auch nur ein Eimer voll verteilt. ...
Abends kamen die Wachmannschaften in den Wagen und zogen (den Verschleppten) Kleidungsstücke aus, mit Vorliebe dunkle Stiefelhosen und Jacken, die sie dann an russische Zivilisten gegen Schnaps absetzten. Jeder Widerstand war zwecklos. ... Nach einer Woche Fahrt in dunklen Wagen, die Luken waren vergittert, ließ man uns einmal ins Freie aussteigen, wir erkannten uns bei Tageslicht kaum wieder.
Wir fuhren über die Wolga, erreichten den Ural. Die Fahrt nahm kein Ende, Tag und Nacht wurde durchgefahren. In Nowosibirsk brachte man uns zum Baden und Entlausen in eine ziemlich moderne Badeanstalt. Dann ging die Fahrt weiter. Wir durchfuhren jetzt schon eine sibirische Industriegegend; endlich, nach 23 Tagen Fahrt, waren wir am Ziel.
Man brachte Verpflegung an den Zug, und wir wurden gruppenweise ausgeladen. An die 60 Tote wurden aus dem Zug geholt und abgefahren. Auf der Fahrt mußte von uns schon ... eine Anzahl Toter aus dem Wagen, der für Schwerkranke bestimmt war, geholt ... und auf der Station in einen leeren Güterzug gelegt werden. Eine ärztliche Betreuung gab es auf der Fahrt nicht. ... Als erste Krankheit auf der Fahrt trat die Gesichtsrose, dann die Ruhr auf.
Nach dem Entladen aus dem Transportzug wurden wir in Gruppen zum Baden und dann in das Lager geführt. Nur mühsam konnten wir das Lager erreichen. Es war 1 km entfernt und lag bei Kemerowo am Ob.
Das Lager bestand aus 5 Baracken für Männer (jede konnte an die 200 Mann aufnehmen), eine Baracke für Frauen, eine Leicht-, eine Schwerkrankenbaracke, eine Küchenbaracke mit Speiseraum und die sog. Banja (Badebaracke mit Wäscherei und Entlausungsanstalt). Die Baracken waren in die Erde eingelassen. (In den Baracken) standen reihenweise Gestelle für je 4 Mann, mit Holzpritschen ohne Auflage zum Schlafen. Man gab uns viermal am Tag zu essen, denn man wollte uns recht bald arbeitsfähig machen. 20 Tage sollten wir Ruhe haben.
Das Essen schlug nicht mehr an, die große Sterblichkeit setzte immer mehr ein, Ruhr und Herzschwäche rafften täglich viele hinweg. ... In einiger Entfernung vom Lager war ein Friedhof angelegt. Die auf dem Transport verstorbenen Kameraden waren in einem Massengrab beerdigt. Dann wurden nur noch Einzelgräber angelegt, 1,50 m tief. Auf einem Pferdekarren fuhr man in der Dunkelheit die Verstorbenen dorthin, sie wurden vollständig entkleidet in die Gräber gebracht.
Nach Ablauf der Erholungszeit wurden wir in Berufsgruppen eingeteilt. ... Die Arbeitszeit

dauerte von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Es wurde auch teilweise in 2 Schichten gearbeitet oder zum Verladen von Ziegelsteinen Überstunden bis nach Mitternacht eingelegt; auch sonntags wurde gearbeitet. Die eingesetzten Normen mußten erfüllt werden. Es gab etwas mehr Beköstigung und 5 g Tabak pro Tag, aber keine Löhnung. Die schwere Arbeit und Unterernährung wirkten sich auch bei den noch kräftigen Männern aus. Beim Baden sah man recht deutlich die abgemagerten Gestalten. Nur die Verschleppten, die einen guten Posten als Antreiber oder (beim) Barackenpersonal erreicht hatten, konnten sich gut ernähren.
Die Frauen arbeiteten z.T. in Ziegeleien, Kolchosen, ... in der Lagerküche und in den Krankenbaracken. Im allgemeinen hielten sich die Frauen gesundheitlich besser als die Männer. Durch Wasser geschwollene Glieder und Durchfall mit Blut wurden von den Russen nur als Krankheit anerkannt. Es fehlte an Medikamenten. Ein Arzt aus Cosel/Oberschlesien tat Dienst in der Baracke der Schwerkranken. ...
Ich hatte so leidlich durchgehalten, obwohl ich auch sehr unter stark geschwollenen Gliedern zu leiden hatte und schließlich arbeitsunfähig wurde. ... Gerüchte über die bevorstehende Heimkehr wurden zum Tagesgespräch im Lager. Am 11. Oktober war es so weit. Ein Transport von 80 Mann und 20 Frauen konnte den Zug besteigen. 21 Rubel zahlte man uns im Zuge für geleistete Arbeit aus und fuhr uns zunächst zur Sammelstelle Nowosibirsk. Hier wurde ein größerer Transport zusammengestellt und in 35tägiger Fahrt die Reise nach Deutschland angetreten.
Die Heimkehr verlief besser als die Fahrt nach Sibirien. Wir waren nicht mehr in den Wagen eingeschlossen. Die Verpflegung war besser, es wurde von deutschen Soldaten gekocht, die den größten Teil der Heimkehrer ausmachten. Trotzdem verstarben in unserem Wagen allein 5 Mann von 42 Insassen, obwohl der starke Wille zur Heimkehr jeden stark zu machen schien. Auch unter den mitfahrenden deutschen Kriegsgefangenen waren sehr viele Todesfälle. Viele dieser Schicksale werden die Angehörigen niemals erfahren. ...
Als wir den Entlassungsschein in den Händen hatten, waren wir endlich frei. Aber nun kam die große Enttäuschung: "Heimatlos".
Hier in Frankfurt haben wir es erst erfahren. Gedrückt fuhren wir nach Berlin, wo uns Auskunft über den Verbleib unserer Angehörigen in Aussicht gestellt worden war. Wir konnten aber keine Auskünfte erhalten. Jeder ging nun seine Wege, fast alle waren ohne Ziel. Unsere Angehörigen waren ja östlich der Oder-Neiße von den Polen vertrieben, die Polen hatten von unseren schönen Städten und Dörfern Besitz ergriffen. ...<<

Die reichs- und volksdeutschen Nachkriegsverluste

Reichs- und volksdeutsche Nachkriegsverluste in den Ostgebieten des Deutschen Reiches (Stand: 31.12.1937), in den deutschen Siedlungsgebieten im Ausland und in der sowjetischen Besatzungszone in Mitteldeutschland (ohne Wehrmachtssterbefälle und zivile Kriegsopfer):

	Verluste der einheimischen deutschen Zivilbevölkerung		Verluste der reichsdeutschen Zivilisten 2)	%	Nachkriegsverluste; insgesamt
Ostpreußen	277.400		5.500	14,4	282.900
Ostpommern	328.900		10.800	23,5	339.700
Ostbrandenburg	172.500		13.800	40,8	186.300
Schlesien	446.100		20.400	14,2	466.500
Deutsche Ostprovinzen	**1.224.900**		**50.500**	-	**1.275.400**
Memelland	**28.100**		**300**	21,0	**28.400**
Danzig	89.900		1.600	31,7	91.500
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	43.000		6.900	27,5	49.900
Reichsgau Wartheland, Ostoberschlesien und Generalgouvernement	142.000		40.100	27,5	182.100
Polnische Gebiete	**274.900**		**48.600**	-	**323.500**
Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren sowie Slowakei	**266.600**		**53.000**	9,1	**319.600**
Estland, Lettland und Litauen	22.500		.	.	22.500
Jugoslawien	135.800		.	.	135.800
Rumänien	101.000		.	.	101.000
Ungarn	57.000		.	.	57.000
Baltikum und Balkan	**316.300**		.	.	**316.300**
Deutsche Siedlungsgebiete im Ausland	**885.900**		**101.900**	-	**987.800**
Ost-Mitteleuropa	**2.110.800**	1)	**152.400**	-	**2.263.200**
Sowjetunion	**350.000**	3)	-	-	**350.000**
Mitteldeutschland (SBZ)	**188.800**	4)	-	-	**188.800**
Insgesamt	**2.649.600**		**152.400**	-	**2.802.000**
Zivile Kriegsverluste	(11.500)	5)	(430.000)	-	(441.500)

Quellen: l) "Statistische Berichte" des Bundesamtes Wiesbaden vom 04.11.1959, S. 20 (x026/30).
2) Von der Flucht und Vertreibung direkt betroffene Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete, die aus den westlichen Reichsgebieten stammten. Diese Nachkriegsverluste wurden aufgrund der durchschnittlichen ostdeutschen Verlustquoten errechnet (2,5 % der direkt Betroffenen - x016/79).

H. Nawratil ermittelte z.B., daß die Verluste der zugezogenen Reichsdeutschen mit mindestens 220.000 Opfern anzusetzen sind (x025/75).
3) Zwangsverschleppung innerhalb der Sowjetunion (Verluste während des 2. Weltkrieges = ca. 239.000 Rußland-Deutsche - x026/31), Verschleppung von Zwangsrepatriierten aus dem Deutschen Reich in die UdSSR (Verluste = ca. 111.000 Rußland-Deutsche - x026/91). Nach Angaben der rußlanddeutschen Volksgruppe starben sogar über 400.000 Rußland-Deutsche (x026/31).
4) Im Jahre 1945 kamen in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) etwa 115.000 Mitteldeutsche um (x037/55,59). Von 1945-50 ereigneten sich in den SBZ-Konzentrationslagern außerdem über 65.000 Sterbefälle (x009/228). Weitere 8.800 mitteldeutsche Verschleppungsopfer ("Strafgefangene" und andere Zwangsarbeiter) starben in sowjetischen Deportationslagern (x026/63,91).
H. Nawratil schätzte, daß der sowjetische Einmarsch in Westpommern, Westbrandenburg und Berlin bereits etwa 240.000 Menschenleben forderte (x026/56).
5) Nach offiziellen Angaben starben in den Jahren 1939-45 im Deutschen Reich "nur" 441.500 deutsche Zivilisten durch Kriegseinwirkungen (x016/78).
Dr. G. Hümmelchen ermittelte jedoch später, daß allein während der anglo-amerikanischen Luftangriffe ca. 609.000 Deutsche getötet wurden (x051/364).

>>Durch Zufall sind wir geworden, und danach werden wir sein, als wären wir nie gewesen.<< (Weisheit 2, 2)

Die Verluste der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen wurden nach langjähriger Forschungs- und Untersuchungsarbeit durch Wissenschaftler und Experten des Statistischen Bundesamtes ermittelt.
Diese Statistiken, die man erst im Jahre 1959 veröffentlichte, gehören sicherlich zu dem bestgesicherten Zahlenmaterial der zeitgeschichtlichen deutschen Forschung.
Bei diesen Ermittlungen setzte man bewußt nur Mindestverluste an, die nach Abschluß der Kampfhandlungen entstanden. Tausende von Flüchtlingen und Vertriebenen, die nach der Ankunft im besetzten Mittel- und Westdeutschland an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen und Strapazen, an Hunger und Seuchen starben, wurden nicht berücksichtigt.
In den amtlichen Statistiken blieben auch die ungezählten Vergewaltigungsopfer (mindestens 2,0 Millionen Frauen und Mädchen), deren Leben durch die Sexualverbrechen lebenslänglich schwer belastet bzw. zerstört wurde, unberücksichtigt.
Wie viele deutsche Zivilisten auf der Flucht, durch Kampfhandlungen, Befreiungsverbrechen, Selbstmorde, Zwangsverschleppungen, Vertreibungsmaßnahmen oder langjährige Zwangsarbeit tatsächlich umkamen, wird man verständlicherweise niemals genau feststellen können.
KNAURS Lexikon (1953; S. 481) notierte, daß während der Flucht und Ausweisung etwa 2,5 Millionen Deutsche zugrunde gingen (x038/481).
Der Kirchliche Suchdienst München ermittelte im Jahre 1965 (sog. "Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals des deutschen Volkes in den Vertreibungsgebieten") für Ost-Mitteleuropa (außer UdSSR und ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) rd. 2,3 Millionen Tote und ungeklärte Fälle (Verschollene). Da seit dem Kriegsende bereits Jahrzehnte vergangen sind, müssen die Verschollenen als umgekommen gelten (x025/248).
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die sog. Deutschen Vertreibungsverluste (x010/54): >>Bei den Schätzungen des Statistischen Bundesamtes zur Ermittlung der Verluste, ... ergeben sich nach Abzug geschätzter Kriegsverluste und nach Ermittlung der in der Bundesrepublik Deutschland und Schätzung der in der DDR sowie in Heimatgebieten im Jahre 1950 lebenden Personen eine Gesamtzahl von ca. 2,2 Millionen "ungeklärter Fälle" in

sämtlichen Vertreibungsgebieten (außer UdSSR und ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete). Sie werden auch als "Nachkriegsverluste" bezeichnet.<<
Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes) errechnete für die Vertreibungsgebiete in Ost-Mitteleuropa (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) insgesamt 2.220.000 Todesopfer (x037/60): Tote auf der Flucht, bei der Vertreibung und als Folge der Besetzung = 1.640.000 (766.000 Frauen und Mädchen, 555.000 Männer und 319.000 Kinder). Tote der sowjetischen Verschleppungsaktion = 580.000 (226.000 Frauen, 258.000 Männer und 96.000 Kinder).
Im "dtv-Atlas zur Weltgeschichte" (1989; Band 2, S. 499) wurden die deutschen Vertreibungsverluste mit über 3,0 Millionen angegeben (x061/499).

Anstatt eines Schlußwortes

>>Es ist leichter, eine Lüge zu glauben, die man schon tausendmal gehört hat, als eine Tatsache, die einem völlig neu ist.<< (Sprichwort aus Rußland)

Lew Kopelew berichtete über die sowjetische Befreiungsmission in Ostpreußen (x037/135-136): >>Es waren bestimmt zu einem großen Prozent Berufsverbrecher. Wir bekamen dort an der 2. Belorussischen Front zu Beginn des Jahres 45 in den ersten Januartagen zur Auffüllung 10 oder 11 sog. Strafkompanien. Jede bestand aus nicht weniger als 1.000 Mann. Sie kamen aus Straflagern. Es waren keine politischen Gefangenen. Es waren bestenfalls Gewohnheitsverbrecher, aber auch Berufsverbrecher. ...
... Außerdem waren es viele junge Menschen. Junge Menschen, die eingezogen waren, aus den früheren deutsch besetzten Gebieten. ... Es waren junge Menschen, die mit 17, 18, 19 Jahren kamen, die die Okkupation erlebt haben und nicht die beste Erinnerung daran hatten, und die nichts gelernt haben außer Schießen, Stechen, Eingraben, Töten, sich vor dem Tod irgendwie verbergen. ... Die wurden von den älteren Genossen mitgenommen. ...<<
Dr. Joachim Hoffmann (von 1960 bis 1995 Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr) berichtete 50 Jahre nach dem Kriegsende über die sowjetische Befreiungsmission (x046/19-20): >>... Daß die 1994 abziehenden letzten Truppen der ehemaligen Okkupationsarmee der Sowjetunion nach wie vor erfüllt sind von der überhaupt erst nachträglich eingeschobenen Propagandathese, die Rote Armee hätte 1944/1945 in Deutschland eine "Befreiungsmission" erfüllt, auch seien die Rotarmisten in Deutschland schließlich als Befreier aufgetreten und empfangen worden, wird man den jetzigen russischen Soldaten nicht verübeln. Sie können es nicht wissen ...
Wenn in der deutschen Öffentlichkeit, der doch alle Informationsmöglichkeiten zu Gebote stehen, andererseits jedoch eine Meinung um sich greift, nach der die Deutschen von den Armeen der stalinistischen Sowjetunion "befreit" worden seien, so gibt es hierfür keine Entschuldigung, wird die historische Wirklichkeit damit doch geradezu auf den Kopf gestellt. Denn nicht als "Befreierin" ist die Rote Armee eingedrungen, auch wenn die mancherorts errichteten Siegesmonumente dies heute suggerieren sollen; und wohl von niemandem in Deutschland wurde sie damals als Befreierin empfunden.
Die Soldaten Stalins kamen eigenen Parolen zufolge nicht als Befreier, sondern als gnadenlose Rächer. Alle gegenteiligen Behauptungen der heutigen Zweckpropaganda gehören in das Reich der Fabel und kommen einer glatten Verdrehung der historischen Tatsachen gleich. ...<<
Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes, der nach seiner Pensionierung Leiter der wissenschaftlichen Arbeitsstelle der "Deutschen Sektion der Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem" wurde) ermittelte zum Themenkomplex "Vergewaltigungsverbrechen" folgende Zahlen (x037/58-60): Während der Flucht, "Befreiung" und Vertreibung wurden in den ostmitteleuropäischen Vertreibungsgebieten (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) ca. 1.400.000 deutsche Frauen und Mädchen durch Soldaten der Roten Armee vergewaltigt. Ca. 180.000 Opfer kamen um.
In der späteren sowjetischen Besatzungszone (SBZ; ohne Berliner sowie ohne ostdeutsche Flüchtlinge und Vertriebene) wurden im Verlauf der "Befreiung" ca. 500.000 mitteldeutsche Frauen und Mädchen vergewaltigt (7,5 % der weiblichen Bevölkerung). Ca. 50.000 Opfer kamen um.
In Groß-Berlin (ohne ostdeutsche Flüchtlinge und Vertriebene) wurden 100.000 Frauen und Mädchen vergewaltigt (6,7 % der weiblichen Bevölkerung). Ca. 10.000 Opfer kamen um.
Den Sexualverbrechen fielen insgesamt mindestens 2.000.000 Frauen und Mädchen zum Op-

fer (davon kamen ca. 240.000 Opfer um). Diese Gewalttaten verursachten ca. 292.000 Schwangerschaften. Wieviele Kinder abgetrieben wurden oder nach der Geburt starben, konnte nie ermittelt werden.

Die polnische Schriftstellerin Maria Podlasek veröffentlichte am 15. Mai 1993 im polnischen Nachrichtenmagazin "Polityka" folgenden Artikel über die Vertreibung der Deutschen (x152/5-20): >>... Hitler, der den Deutschen "neuen Lebensraum" versprochen hatte, entfesselte einen völkermordenden Krieg, in dessen Ergebnis Deutschland ein Fünftel seines Territoriums verlor und 14 Millionen Deutsche aus ihrer Heimat vertrieben wurden, in der sie seit Generationen wohnten - aus Schlesien, Ostpreußen, Pommern, Tschechien, den baltischen Ländern, Siebenbürgen usw.

In Polen ist eine Ära der Entdeckung der "weißen Flecken" angebrochen, und die Frage der Vertreibung der Deutschen gehört zweifellos zu ihnen. Für gewöhnlich stellte man sie fragmentarisch dar, wobei man zugab, daß in der Tat so etwas stattgefunden habe, doch die Einzelheiten überging man mit Schweigen.

Als man in den Jahren 1953 bis 1962 in Deutschland eine umfassende "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa" vorbereitete und sich dabei auf Tausende Berichte von Augenzeugen stützte, da wurde sie in Polen als Dokument des westdeutschen Revisionismus und als Teil einer Kampagne des westdeutschen Revisionismus angesehen.

Die Folge ist, daß die junge Generation der Polen - einschließlich derer, die in den Westgebieten ("Wiedergewonnenen Gebieten") heranwachsen - kaum etwas über diese Tragödie weiß, die sich dort abgespielt hat. Im Laufe von einem knappen halben Jahrhundert vermochte man die Spuren zu verwischen, es verschwanden die deutschen Aufschriften, und dort wo das Lager Lamsdorf (Lambinowice) war, wächst ein Wald.

Die polnische Sicht jener Ereignisse unterscheidet sich grundsätzlich von der deutschen Warte. Nicht nur die Vorfälle selbst werden anders benannt. Polen, die 1945 hierher kamen, um sich in den ehemaligen deutschen Gebieten anzusiedeln, haben kein Gefühl, etwas Böses getan zu haben.

Die Übernahme dieser Gebiete betrachtete man als Ausgleich für den verlorenen (polnischen) Osten, und die Aussiedlung der Deutschen sah man einerseits als natürliche Strafe für Hitlers Völkermord, für die Jahre des Terrors, der Erniedrigung und des Unrechts an, welche das polnische Volk erleiden mußte, sowie als unvermeidliches "Platzmachen" für die (polnischen) Vertriebenen von jenseits des Bug. In ihrem Bewußtsein funktionierte ein Mechanismus der allgemeinen Schuld und kollektiven Verantwortung der Deutschen für den entfesselten Krieg; schuld war jeder, der die Sprache des verhaßten Feindes sprach.

"Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung" ...

Im Zusammenhang damit erhebt sich die Frage, ob es im polnischen Bewußtsein – auch der Nachkriegsgeneration, die sich ja so mit der Geschichte ihres Landes identifiziert – überhaupt ein Gefühl der Verantwortung für die Mißbräuche gibt, die mit der Vertreibung und Aussiedlung der Deutschen zusammenhängen. Hat man sich die Botschaft der polnischen Bischöfe aus dem Jahre 1965 mit dem bezeichnenden Signal "Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung" zu eigen gemacht?

Bei der Lektüre der Zeitzeugenberichte von deutscher Seite – also in diesem Falle von Opfern – erhebt sich im übrigen der gleiche Zweifel. Die Deutschen im Osten, die das Ende des Krieges zu Hause erreichte, konnten für gewöhnlich nicht verstehen, wofür sie soviel Unglück traf. In ihren Berichten taucht äußerst selten eine Reflektion über die Hitlerische Todesmaschinerie gegenüber den unterworfenen Völkern auf. ...

Es ist Zeit, daß wir Berichte der anderen Seite kennenlernen – derer, die die von uns im Jahre 1945 eingenommenen Gebiete verlassen haben, denn ihr Schicksal ist auch ein Teil unserer Geschichte, so wie das Schicksal der Polen, Russen oder Tschechen ein Teil der deutschen

Geschichte ist. Natürlich muß man bei der Lektüre ausgewählter Ausschnitte aus deutschen Berichten daran denken, daß sie Anfang der fünfziger Jahre geschrieben wurden, daß man in ihnen eine gewaltige emotionale Erregung und – manchmal – eine ausdrückliche Feindseligkeit gegenüber der anderen Seite spürt. Es gibt jedoch keinen Grund, die Glaubwürdigkeit dieser Berichte in Frage zu stellen.

Bis zum Sommer 1944 waren die östlich von Oder und Neiße gelegenen deutschen Provinzen eine Oase der äußeren Ruhe. Die Einwohner Ostpreußens, Pommerns und Niederschlesiens – dieser Kornspeicher Deutschlands – sowie Oberschlesiens – dieser deutschen Waffenschmiede – kannten den Krieg "aus zweiter Hand". Zwar fielen die Männer an den Fronten, und zur Produktion zog man immer mehr Zwangsarbeiter aus den unterworfenen Gebieten heran, aber die Bombenteppiche erreichten die ostdeutsche Städte nicht, und die offiziellen Meldungen ließen die Menschen noch immer an den Endsieg glauben. Unruhe erweckten die immer zahlreicheren Todesanzeigen und die wachsende Zahl von Flüchtlingen aus den bombardierten Städten West- und Mitteldeutschlands.

Doch am 22. Juni 1944 begann die Offensive, und binnen einiger Wochen drang die Sowjetarmee, nachdem sie 30 deutsche Divisionen zerschlagen hatte, in die Nähe Ostpreußens und Oberschlesiens vor. Vom Oktober an kam die Front zum Stehen, und die Russen begannen, sich auf die entscheidende Winteroffensive vorzubereiten.

Der Schrecken von Nemmersdorf

Diese Offensive begann am 12. Januar 1945, und im Laufe von zweieinhalb Monaten besetzten die Russen fast das ganze Gebiet östlich von Oder und Lausitzer Neiße. In dieser Zeit spielte sich die größte Tragödie der deutschen Zivilbevölkerung ab, die in Panik vor dem heranziehenden Feind floh.

Das Hauptmotiv, weshalb Frauen mit Säuglingen, alte Menschen und Kranken und Invaliden sich entschlossen hatten, Heim und Herd zu verlassen und sich bei 28 und 30 Grad Frost auf das Wagnis der Flucht einzulassen, war der Schrecken von Nemmersdorf, eines grenznahen Dorfes in Ostpreußen, das zuerst (am 20. Oktober 1944) in die Hände der Russen gefallen und danach von den Deutschen wiedererobert worden war. Die Meldungen darüber, was in Nemmersdorf geschehen war, ließ Goebbels über das ganze Land verbreiten, um in den Deutschen einen verzweifelten Willen zu verbissenem Widerstand aufrecht zu erhalten. ...

Nach Durchführung einer Obduktion stellte sich heraus, daß alle Frauen vor dem Tod vergewaltigt worden waren. In dem Pogrom sind ca. 60 bis 70 Menschen umgekommen.

Das, was sich in Nemmersdorf ereignete, war kein Einzelfall, es wiederholte sich später in verschiedenen Varianten in anderen Ortschaften Ostpreußens, Pommerns und Schlesiens. Die Rache der Russen traf jene, die sie auf dem besetzten Gebiet erreichen konnte – Frauen, Alte und Kinder.

Die Stoßkraft der russischen Armee, die schnelle Offensive, machte eine organisierte Evakuierung der Bevölkerung aus den Gebieten nahe der Front unmöglich. Zudem hat die NSDAP bis zum letzten Moment die Evakuierung verzögert, und diejenigen, die flüchteten, wurden wegen Defätismus" bestraft. Wenn sie (die Evakuierung) begann, war es zu spät (zur Flucht). Die Wagen der Flüchtenden gerieten zwischen die kämpfenden Einheiten, wurden durch Panzer von der Straße abgedrängt und von Flugzeugen beschossen. ...

Makabre Szenen

... Der russische Ring wurde immer enger, auch um Danzig. Anfang März begann die russische Armee die große Offensive gegen die Weichselmündung und Ostpommern und schnitt dadurch den Landweg nach Westen ab. Als letzter Ausweg blieb der Seetransport. ...

Die Flucht der Deutschen aus Schlesien verlief weniger dramatisch als in anderen Regionen des Reiches, die Menschen mußten nicht über das Meer setzen oder wochenlang auf den Transport warten. Trotzdem waren der Marsch der Zivilbevölkerung aus dem umlagerten

Breslau und der Kampf um einen Platz in den letzten Zügen, die aus der Stadt gingen, ebenso dramatisch. ...

Krepiere, deutsches Schwein

Viele Schlesier wurden in Böhmen und Mähren auch ein Opfer der Selbstjustiz durch die tschechische Bevölkerung, die zum Kriegsende in grausamer Weise sowohl auf die Zerschlagung der Tschechoslowakei 1938 durch Hitler und die Führer der deutschen Minderheit als auch auf die eigene Fügsamkeit in der Zeit des Protektorats reagierte.

Erika A., eine Lehrerin aus Krummhübel, beschreibt ihre Erlebnisse in Pardubitz nach Einmarsch der sowjetischen Armee:

"Man jagte uns mit Schlägen von den Wagen und zwang uns, in einer sechsreihigen Kolonne anzutreten. Wir haben schon nichts mehr, was zu tragen wäre, die Tschechen haben alles 'aufgeräumt'. Unsere russischen Wächter sind alle verschwunden. Den Zug begleitet tschechische Miliz in Zivil mit roter Armbinde. Ich dränge mich in die Mitte des Zuges. Mein Nachbar wird gezwungen die verhaßte Fahne zu tragen. Nach wenigen Metern hat man schon aus den Fenstern auf ihn gezielt. Er fällt, wir gehen weiter. Ich weiß nicht, über wieviele sterbende bzw. Tote wir schon gegangen sind, 10 oder 15? Wer zählt sie überhaupt?

Wir ducken (uns) zwischen den Steinen zusammen, mit denen uns die tschechischen Weibsbilder haßerfüllt bewerfen. 'Krepiere deutsches Schwein!' Auf den Katzenköpfen fahren sie uns hin und zurück. In jeder Ortschaft drohen sie uns mit Fäusten, fliegen die Steine, werden Flüche ausgestoßen!

In den Straßengräben Leichen, hunderte Leichen mit verrenkten Armen und Beinen. An den Straßenbäumen hängen Leiber von Frauen und Kindern. ... Viele werden mit den Köpfen nach unten aufgehängt und sterben langsam. In jeder Ortschaft lärmende Radiomusik – unterbrochen von aufpeitschenden Parolen, die von den Tschechen begierig gehört werden: 'Deutschenmord ist nicht strafbar' – 'Tötet, Tötet!'

Als wir zurückmarschieren, verlangt die Miliz, Gleichschritt zu halten. Wir gehen an der Kirche vorbei, aus der man die Stimme des Priester hört: 'Tötet die Deutschen, wo ihr sie nur erwischt. Die Schuld wird euch vergeben.'

Nicht einmal, sondern stundenlang, diese Stimme tröpfelt den Haß in die Ohren der Menschen hinein. Sogar die Orgelmusik verhüllt diesen Haß nicht, mit dem der Diener Gottes seine Landleute zum Mord auffordert."

Diese Exzesse – und sie waren keine Seltenheit – waren nicht nur der Ausbruch blinder Wut, sondern auch das Ergebnis einer geplanten Propagandaaktion, die aus blutiger Rache eine Tugend machte. So war es an der Ostfront, wo eine entsprechende Aktion in den sowjetischen Truppeneinheiten lange vor dem Vordringen auf das ehemalige Reichsgebiet durchgeführt wurde.

"Die Deutschen sind keine Menschen", lautete eines der Kriegsflugblätter, die von Ilja Ehrenburg unterzeichnet waren:

"Von heute ist das Wort 'Deutscher' für uns der schlimmste Fluch. Von heute bewirkt das Wort 'Deutscher', daß wir automatisch die Waffe entsichern. Wir werden nicht sprechen. Wir werden uns nicht empören. Wir werden töten.

Wenn Du glaubst, daß statt von dir der Deutsche von einem Nachbarn getötet wird, dann hast du die Gefahr nicht erkannt. Wenn du den Deutschen nicht tötest, so tötet der Deutsche dich.

Er wird die Deinigen festnehmen und sie in seinem verfluchten Deutschland foltern. Wenn du den Deutschen nicht mit einer Kugel töten kannst, töte ihn mit dem Seitengewehr.

Wenn in deinem Abschnitt Ruhe herrscht und kein Kampf stattfindet, so töte den Deutschen vor dem Kampf. Wenn du den Deutschen am Leben läßt, wird der Deutsche den russischen Mann aufhängen und die russische Frau schänden.

Wenn du einen Deutschen getötet hast, so töte einen zweiten – für uns gibt es nichts Lustige-

res als deutsche Leichen. Zähle nicht die Kilometer. Zähle nur eines: die von dir getöteten Deutschen! Töte den Deutschen!"
So sahen die Flugblätter aus, die den (sowjetischen) Soldaten zur Rache befähigten, seine psychischen Blockaden enthemmen sollten. Und sie waren wirksam, besonders im Fall der zweiten Frontlinie. Die Soldaten der Panzereinheiten, die gewöhnlich als erste die deutschen Dörfer und Städte einnahmen, warnten nicht selten die örtliche Bevölkerung: "Jene, die nach uns kommen, sind böse, nach uns kommen die wirklichen Schüler Stalins."
Das brutale Vorgehen der Armee in den deutschen Gebieten hatte die stille Billigung Stalins. Im Gespräch mit Milovan Djilas erzählte Stalin von einem Major, den man für versuchte Vergewaltigung zum Tode verurteilt hatte. Auf die persönliche Intervention Stalins ließ man den Major frei und schickte ihn an die Front, wo er sich mit Heldentaten hervorgetan habe.
Stalin sagte dabei: "Stellt euch einen Menschen vor, der auf dem ganzen Weg von Stalingrad nach Belgrad Tausende Kilometer durch sein zerstörtes Land gezogen, über die Leichen von Kameraden und der liebsten Angehörigen gestiegen ist! Wie kann so ein Mensch noch normal reagieren! Und was ist daran schrecklich, daß er sich nach allen Schrecklichkeiten mit einer Frau vergnügt?
Ihr stellt euch die Rote Armee als ideal vor. Aber sie ist nicht ideal und kann nicht ideal sein, selbst wenn in ihren Reihen nicht ein gewisser Prozentsatz Verbrecher wäre. Wir aber haben ja die Tore unserer Zuchthäuser geöffnet und diese Menschen in die Armee geschickt."

Vergewaltigungen auf Befehl

Neben "wilden" Vergewaltigungen spielten sich gezielte Vergewaltigungen auf Befehl ab, als Form gezielter Verletzung des Selbstwertgefühls der deutschen Frauen und um dasselbe zu brechen. Erinnerungen von Erika A. aus ihrem Bericht:
"Ich vergesse nie diesen Blick. Ängstlich an die Wand gedrückt hunderte deutscher Frauen und Kinder. Im scharfen Licht erkenne ich die Mädchen mit Zöpfen, die Mütter halten Säuglinge in den Armen, alte Frauen mit Kopftüchern. Plötzlich ein Befehl – und hinter unserem Auto stürmt eine ungezählte Schar von Russen hervor. Sie greifen an die Gürtel, laufen mit aufgeknüpften Hosen, manche stolpern, aber stehen schnell auf – und nach einer Weile ertönen von jenseits der Mauer her Wehschreie, Weinen, Flehen und Winseln. Unvorstellbar! Vergewaltigung auf Befehl. Mit russischer Disziplin organisiert. ..."
Durch massenhafte Vergewaltigungen blieben bei den Frauen dauerhaft psychische Schäden zurück, viele nahmen sich das Leben, andere verfielen in tiefe Depressionen und erlitten seelische Zusammenbrüche, Geschlechtskrankheiten verbreiteten sich, denen man nicht entgegenwirken konnte und gegen die es keine Medikamente gab. ...
Erst nach der Überschreitung der Oder und Lausitzer Neiße führte das sowjetische Kommando die scharfe kasernenartige Disziplin ein. Trotzdem behandelten die Soldaten nicht nur die Frauen als "jagdbares Wild", in den russisch besetzten Gebieten gab es fast keinen Widerstand, denn jeder Deutsche muß damit rechnen, festgenommen und als Mitglied des "Wehrwolfes" erschossen zu werden.
Als Schuldbeweis konnte eine aufbewahrte Wehrmachtsuniform, eine versteckte Pistole oder ein nicht rechtzeitig genug fortgeworfenes Exemplar von "Mein Kampf" ausreichen. Deutsche Historiker schätzen, daß infolge der Lynchjustiz in den ersten Wochen nach dem Einmarsch der Russen 75.000 – 100.000 Menschen getötet wurden.
Außerdem wurde die einheimische Bevölkerung systematisch ihres mehr oder weniger wertvollen Besitzes beraubt. Es geschah beispielsweise, daß die Einwohner eines Dorfes oder einer Stadt zusammengetrieben und dann einige Tage in die Umgebung verjagt wurden, um einfacher die verlassene Habe plündern zu können. Das, was den plündernden Soldaten unbrauchbar schien, wurde sinnlos zerstört. Auf diese Weise wurden große Teile der schlesischen und pommerschen (sowie westpreußischen) Städte noch nach Ende der Kampfhandlun-

gen verwüstet, unter anderem 80 % Danzigs.

Gefangenschaft und Deportation

Gleichzeitig mit Einrichtung der sowjetischen Verwaltung wurden Deportationen der zivilen Bevölkerung bis tief in die UdSSR aufgenommen, schon im Dezember 1944 begann man mit dem Abtransport tausender Angehöriger der deutschen Minderheit aus Rumänien, Ungarn und Jugoslawien. Seit Januar 1945 traf die Deutschen aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien das gleiche Schicksal. Stalin hat sich um Legalisierung dieser Praktiken durch die Alliierten bemüht und in Jalta (4.-11. Februar 1945) die Zustimmung der Verbündeten zum Einsatz der Deutschen als Arbeitskräfte erhalten, sozusagen als eine Art Wiedergutmachung für die von den Deutschen verursachten Zerstörungen.

Erste Etappe der Verbannung waren Übergangslager – unter anderem in Ciechanów, Posen, Sikawa, Beuthen, Krakau und Przemysl. Die Häftlinge dieser Lager wurden von Funktionären des NKWD verhört, die mühelos deren "Schuld" nachwiesen. ...

Etwa fünf Millionen Deutsche erlebten den Einmarsch der Sowjetarmee in den Ostgebieten des Reiches. Bald mußten auch sie die Heimat verlassen. Bevor es jedoch dazu kam, lebten die Deutschen mehrere Monate, manchmal Jahre, zuerst unter russischer und dann unter polnischer Verwaltung.

Die Beziehung zwischen Polen und Russen in den Westgebieten gestalteten sich nicht zum besten. Dies resultierte nicht nur aus den historischen Gegensätzen, die beide Völker trennten. Es ging auch um die Konkurrenz bei der Beherrschung der eingenommenen Gebiete. Die Russen wollten möglichst viel aus diesen Gebieten herausholen, die Polen möglichst viel behalten. Ununterbrochen gingen demontierte Industrieeinrichtungen nach Rußland, und was sich nicht herausschleppen ließ, wurde oft absichtlich zerstört.

Die polnische Verwaltung übernahm also von den Verbündeten ein zerstörtes, verbranntes und fast vollständig ausgeraubtes Land.

Ihrerseits machte sich die polnische Verwaltung an eine hastige Polonisierung, d.h. sie machte sich daran, die Spuren des Deutschtums in den Westgebieten zu verwischen. In Oberschlesien, das wegen seiner starken katholischen Tradition bekannt ist, verbot man sogar in den Kirchen die Messe in deutscher Sprache. ...

Das Recht auf Rache

Nach der (deutschen) Besatzungszeit erschienen Rache und Vergebung an den Deutschen für den Terror und den Völkermord wie ein Naturgesetz. In den (polnischen) Staatssicherheitsdienst UB nahm man im übrigen häufig junge Menschen auf, die noch nicht einmal zwanzig Jahre alt und durch den Krieg demoralisiert waren, sie lebten oft auf eigene Faust ihre Macht aus - als Herren über Leben und Tod.

Zwar wurden nach der Kapitulation Deutschlands offiziell Gewalttaten verboten und sogar – wie in Greifenberg in Pommern – Prozesse gegen Beamte des Staatssicherheitsdienstes veranstaltet, welche sich Unrechtstaten gegen Deutsche zuschulden hatten kommen lassen, dennoch waren Verfolgungen und Schikanen gegenüber der deutschen Bevölkerung an der Tagesordnung.

In Niederschlesien wurden nach russischem Muster "Adolf Hitler-Gedenk-Märsche" veranstaltet, wobei man die Menschen kilometerweit trieb.

Eine andere Form der "Reedukation" (Umerziehung) – die in physische und psychische Torturen überging – war die Exhumierung von den sterblichen Überresten der von Gestapo, SS oder Wehrmacht erschossenen KZ-Opfer.

Es folgt der Bericht von M. W. aus Landeshut in Niederschlesien. Sie wurde auf der Straße festgenommen, man drückte ihr einen Spaten in die Hand und trieb sie zum Friedhof:

"Mäntel ausziehen, kam der Befehl. Dann: 'Hinein in die Grube und mitschaufeln'. Mit Erleichterung stellten wir fest, daß es ganz harter, alter Boden war, also ein neu zu schaufelndes

Grab. ...
Dann erschien ein Milizionär oben am Rand und suchte 4 junge Mädchen aus. 'Mitkommen!' Wir kletterten hastig und ängstlich hinauf. Wir wurden auf die andere Seite des Friedhofes geführt, wo ebenfalls Männer am Schachten waren. Aber hier waren es Gräber mit Leichen gefüllt, wie wir an dem üblen Geruch merkten. Und hier klatschte es schon mit Gummiknüppeln und Stöcken auf die Rücken der emsig arbeitenden deutschen Männer, hier wurden immer wieder unterdrückte Schreie laut.
Wir mußten eine Tragbahre anfassen und bekamen etwas draufgelegt – einen Toten? Wir schauten nicht hin, rannten nun mit der Bahre auf Befehl los bis zum Rasenplatz in der Mitte des Friedhofes. 'Absetzen!' Dann rannten wieder zwei Männer herbei, die unsere Last abnehmen und auf den Rasen betten mußten. Wir ahnten das alles mehr, wir schauten noch immer nicht hin, da war dieser fade, süßliche Geruch, der sich immer mehr verbreitete und einem in der Kehle würgte. Wieder im Laufschritt zurück zum Grab und nun: 'Packt selbst an, los!' Jetzt mußten wir schauen.
Da unten lagen halbverfaulte Leichen, wohl ein bis zwei Jahre unter der Erde, mit gestreiften Kleiderfetzen angetan – KZler. Wie sollten wir zupacken? 'Mit den Händen, Ihr deutschen Schweine.' Wir stiegen halb in die Grube hinab und zerrten zu zweit eine Leiche nach oben. ... Und dieser pestartige Gestank! Wir keuchten wieder zum Rasenplatz und legten nun selbst unsere Last neben die anderen Leichen. ... Wir wollten uns die schmierigen, schwarzen Hände im Gras abwischen. Es wurde nicht gestattet. Weiter!
Auf der Friedhofsmauer, in der Nähe des Grabes, hatten sich die Schaulustigen der polnischen Bevölkerung eingefunden. Das Taschentuch vor der Nase hockten sie stundenlang da, überschütteten uns mit wüsten Schimpfereien und feuerten die Miliz zu immer wilderen Hieben an. Uns wurde der Atem immer kürzer, die Leichen immer schwerer; wir kriegten sie nicht mehr hoch. Ein "ich kann nicht mehr!" entschlüpfte meinen Lippen; da spürte ich einen derben Schlag und noch einen und noch einen.
... Wir konnten nicht mehr. Ein 'Ich kann nicht mehr!' entschlüpfte meinen Lippen; da spürte ich einen derben Stockschlag und noch einen und noch einen.
Nun war mir alles gleich. Ich schleifte die Leiche an den Strümpfen, an meinem Rock, an meinem weißen Pullover hoch, ich mußte sie um jeden Preis auf die Bahre bringen. Es gelang. Ich roch nun selbst wie eine Leiche, es grauste mir vor mir selbst."
Die brutale Rache an den Deutschen traf nach dem Krieg – nach dem Prinzip der Kollektivverantwortung – Schuldige und Unschuldige am Nazismus, und die vom Krieg und von der Macht demoralisieren jungen Menschen eigneten sich nicht sehr zur "Reedukation" vor irgend jemandem, sondern höchstens zur Rache.
Der Status der Deutschen in Polen unmittelbar nach Kriegsende wurde durch einen ganzen Komplex von Dekreten bestimmt, unter ihnen auch durch das Dekret vom 31. August 1944 über die Strafzumessung für faschistische und Naziverbrecher, deren Tätigkeit – insbesondere auf den 1939 dem Reich angegliederten Gebieten – natürlichen Personen oder der polnischen Nation Schaden zugefügt hatte. Ein Zusatz vom 11. Dezember 1946 erweiterte den Kreis der Verräter um Mitglieder aller "verbrecherischen Organisationen".
Diese Verordnung bewirkte eine Welle von Massenverhaftungen. Wer bist zu dieser Zeit der Verhaftung durch die Russen entgangen war, fiel in die Hände der (polnischen) Miliz. Opfer waren selten Naziprominente, denn diese waren schon längst nach Westen geflohen. In die Gefängnisse und Lager gerieten die einfachen Mitglieder der NSDAP, der deutschen Polizei, der Jugend- und Frauenorganisationen des Dritten Reiches.
Wer unschuldig war, bekannte sich unter Schlägen und Folterungen ebenfalls zu einer Schuld. Auf diese Weise füllten sich die Gefängnisse in Fordon, Graudenz, Koronowo, in Lodz, Warschau und vielen anderen Städten mit Deutschen. Die "Verhöre" in den Kellern des Sicher-

heitsdienstes blieben vielen deutschen Zeugen ebenso tief im Gedächtnis wie den damals verhafteten Polen.
Die Deutschen saßen in polnischen Gefängnissen mehrere Jahre. Die ersten Prozesse der sogenannten Außerordentlichen Strafgerichte begannen Ende 1946/Anfang 1947. Nachdem die Deutschen ein dreijähriges Urteil abgesessen hatten, kamen sie jedoch selten hinaus in die Freiheit, die nächste Etappe waren Arbeits- und Internierungslager.

Schatten der Hölle von Lamsdorf

Besonders grausigen Ruhm hat das Lager Lamsdorf, etwa 40 km von Oppeln, erlangt. Fast ein halbes Jahrhundert seit Kriegsende versuchen deutsche und polnische Historiker, Juristen und Publizisten die Wahrheit über dieses Lager zu ergründen. ...
Am 4. Oktober 1945 brach im Lager ein Feuer aus. Die Ursachen sind unklar, jedoch behauptet die Mehrzahl der Zeugen, die Baracke mit den Häftlingen sei absichtlich angezündet worden. Einer der Zeugen hat sich erinnert:
"Wir waren kaum auf die Straße getreten, (da) begegnete uns der Mörderling Ignaz. Er ließ uns halten, griff sich Emmanuel M. aus Grüben heraus und legte dreimal mit der MP auf ihn an, aber es war jedesmal ein Versager. Ignaz steckte die Patrone wieder ins Magazin und ließ uns weitergehen. Wir waren kaum 20 Schritte gegangen, da ließ er uns wieder halten. Als er herankam, fragte er jeden nach der Parteizugehörigkeit. W. aus Karbischau meldete sich als einziger. Er mußte an den Straßenrand treten. Es krachten 2 Schüsse, und W. brach sterbend zusammen.
Als wir auf den Brandplatz kamen, lagen bereits mehrere Tote um die brennende Baracke. Ich mußte die Toten wegschaffen lassen. Es herrschte ein wüster Lärm. Die Menschen, auch Frauen wurden gehetzt und gejagt, zu Boden geschlagen und erschossen. Wasser zum Löschen war nicht vorhanden. ... Ein Teil der Männer mußte Sand auf die Dächer der nebenstehenden Baracken tragen, damit die Teerpappe nicht Feuer fing. Die restlichen Männer und Frauen mußten den Brand bekämpfen. Den Boden mußten sie mit Händen in Eimer kratzen. Dann mußten sie den Sand in die Flammen schütten.
Jeder, der nicht nahe genug an das Feuer ging, wurde in die Flammen gestoßen. Viele fielen dabei in den Flammen zu Boden. Die Stehenbleibenden wurden erschossen. Solche Opfer mußten aber gleich von Kameraden herausgeholt werden. Einige von diesen Opfern lebten noch, als sie aus dem Feuer herauskamen. Wenn sie Schmerzensschreie ausstießen, wurden sie zu Boden getreten."
Dem Autor dieses Berichtes zufolge hat der Barackenbrand etwa 40 Opfer gefordert. ...

"Heuschrecken in den Wiedergewonnenen Gebieten"

Die Wanderungsbewegungen der Bevölkerung in der ersten Phase der Übernahme der Westgebiete waren völlig unkontrolliert. In diese Gebiete strömten alle möglichen Arten von Dieben, die "Heuschrecken der Wiedergewonnenen Gebiete", welche leichte Beute witterten.
Ein Teil von ihnen ging später in die Miliz, andere kehrten nach Ausplünderungen der noch in diesem Gebiet verbliebenen Deutschen nach Zentralpolen zurück.
Zusammen mit der systematischen Aussiedlung der Polen aus dem ehemaligen Ostpolen begann die systematische Aussiedlung der Deutschen aus den Westgebieten. Die Repatrianten von jenseits des Bugs besiedelten zuerst die Dörfer, wobei sie die besten Höfe der Deutschen erhielten. Die bisherigen Eigentümer konnten noch eine gewisse Zeit in ihren Häusern verbleiben, dennoch hatten sie auf diese keinerlei Rechte.
Unterschiedlich gestaltete sich das Zusammenleben der wegziehenden Deutschen und der hereinströmenden Polen. Meistens dominierte Feindseligkeit und Haß. Ihrer Habe beraubt, zur Rolle von nicht einmal Lohnarbeitern degradiert, denn der Lohn für die Arbeit bestand oft nur in einem Teller Suppe, wurden die Deutschen zu Vertriebenen, bevor sie überhaupt den Ausreisebefehl nach Deutschland erhalten hatten. Viele nahmen in dieser Situation den Transport

über die Oder mit Erleichterung an. ...
Die Deportationen der Deutschen aus den in Jalta und Potsdam an Polen angeschlossenen Gebieten vollzogen sich in mehreren Phasen. Zuerst kam eine Welle wilder Aussiedlungen, damit vollendete Tatsachen geschaffen würden. Später aber, im Herbst 1945, wurden die Transporte im Einverständnis mit den Alliierten organisiert, die die Aussiedler in ihren Zonen aufnahmen. Die Deutschen wurden zunächst in Übergangslagern zusammengetrieben, wo sie wochenlang auf den Transport warteten. ...
In vielen Erinnerungen wird geschildert, wie während der "Gepäckkontrolle" den Ausgesiedelten die letzten Wertgegenstände genommen wurden, wie die Züge auf dem Weg nach Westen von Räuberbanden überfallen wurden, nicht selten in Absprache mit der Eskorte.
Hans P., evangelischer Pastor aus Bad Polzin bei Belgard, erinnert sich: "... Nachts kam dann ein Transportzug aus Viehwaggons. Als wir mit diesem abfuhren, ging gleich das Plündern los. Polnische Banditen waren überall mit eingestiegen, blendeten uns mit ihren Stabtaschenlampen, durchsuchten und zogen uns zum Teil aus. Der Begleitposten des Waggons stand hohnlachend dabei und hielt den jeweils Behandelten die Maschinenpistole auf die Brust, daß keiner sich wehrte. ...
Jedesmal, wenn der Zug hielt, stiegen die Banditen aus, und neue stiegen an ihrer Stelle ein. Die ganze Strecke war in Plünderungsbezirke eingeteilt, und die Posten steckten mit den Raubkolonnen unter einer Decke. Bei manchen Waggons sollen die Insassen gesammelt und den Posten bestochen haben. Wenn die gesammelte Summe groß genug war, hat er die Plünderer nicht hereingelassen. In unserem Waggon hatte aber keiner größere Summen polnisches Geld bei sich. Deutsches Geld nahmen sie nicht.
Als wir gegen 6.00 Uhr morgens am 15. Dezember in Scheune bei Stettin den Zug verlassen mußten, stand ich ohne Mantel, Rock und Weste, ohne Schuhe, auf Strümpfen, in Hose und Strickjacke, meine Frau auch ohne Mantel und ohne Schuhe auf dem Bahnsteig unter freiem Himmel bei 15 Grad Frost. Kurz nach uns wurde ein zweiter Transportzug ausgeladen. Und alle 3.000 Menschen waren wie wir mehr oder weniger leicht gekleidet. Nur ganz wenige waren noch vollständig angezogen. Manche waren verwundet oder zusammengeschlagen. Aus unserem Zug sind etwa 20 erschossen worden, weil sie sich gegen die Ausplünderung gewehrt hatten. Und da standen wir und warteten auf Züge, die uns das letzte Stück über die Oder bringen sollten. Bahnbeamte sagten uns, manchmal dauerte es mehrere Tage."
Damit könnte man den Bericht vom "Abschied aus dem alten deutschen Osten" aus deutscher Sicht beenden. Die deutsche Sicht ist zwar eine andere als die polnische, aber nicht anders als die polnischen Erfahrungen aus den Kriegsjahren. Man kann sagen, die Deutschen haben nach dem Krieg manche Repressions- und Terrorformen am eigenen Leib erfahren wie zuvor die Polen. Aber das genügt nicht.
Viele Historiker suchen heute "die Schuldigen" der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Ostmitteleuropa, die den Tod von 2 Millionen Menschen nach sich gezogen hat. Die Westmächte haben die Regierungen Polens und der Tschechoslowakei beschuldigt. Diese haben sich auf die Bestimmungen des Potsdamer Abkommens berufen, die die Ausweisung der Deutschen legalisiert haben.
Die Bundesrepublik hat jahrzehntelang auf die Friedenskonferenz gewartet, die die rechtsgültige Regelung der westlichen Grenze Polens bringen sollte. Gleichzeitig konnte kein vernünftiger Mensch davon ausgehen, daß infolge einer solchen Konferenz der Stand aus der Zeit vor dem Jahre 1945 wiederhergestellt wird und der Kreis sich gleichsam schließlich würde.
Heute ist es trotz des Niedergangs des Kommunismus und trotz der riesigen Veränderungen, die in Europa seit 1989 vor sich gehen, noch weit bis zu einem endgültigen Abschluß der Folgen des Zweiten Weltkriegs.
Deswegen ist das Prinzip dignitas humana von so großer Bedeutung, um, wie der Amerikaner

Alfred Maurice de Zayas schreibt, in künftigen Jahrzehnten die Idee der Menschenwürde – auch des eigenen Feindes - und das Gerechtigkeitsprinzip gegenüber jedem zu verteidigen. Der erste Schritt in dieser Richtung ist der gerechte Blick in die Vergangenheit, auf die eigene und auf die fremde Schuld. Es geht hierbei nicht darum, das Unrecht gegeneinander aufzurechnen. Unrecht bleibt Unrecht, unabhängig davon, wer es wem und weshalb und unter welchen Umständen auch immer zugefügt hat. Stets hat das Leiden des anderen die gleiche Dimension wie unser eigenes.<<

>>Wer mit Schuld beladen ist, geht krumme Wege ...<< (Sprüche 21, 8)

Hinweise für den Leser

Einstellungstermin von 11 PDF-Dateien = **15.09.2014 - 17.11.2014**
Einstellungstermin der 1. überarbeiteten Fassung (19 PDF-Dateien) = **1. Februar 2019**
Einstellungstermin der 2. überarbeiteten Fassung (1 PDF-Datei) = **1. August 2024**
Die PDF-Dateien werden **kostenlos** zur Verfügung gestellt.

Rechtschreibregeln: Diese Chronik wurde nach den "alten Rechtschreibregeln" erstellt.

Zitate: Die zitierten Zeitzeugenberichte, Berichte von Historikern, Publikationen und sonstige Quellentexte werden stets mit offenen Klammern >> **...** << gekennzeichnet.
Bei Auslassungen **...** wurde sorgfältig darauf geachtet, daß der ursprüngliche Sinnzusammenhang der Zitate nicht unzulässig gekürzt oder verfälscht wurde.

Anregungen und Kritik: Für Anregungen bin ich stets dankbar. Sollten mir in dieser Chronik Fehler unterlaufen sein, bitte ich um Nachsicht und Benachrichtigung.

Urheberrechte: Alle Rechte vorbehalten. Diese Chronik ist ausschließlich für den privaten Gebrauch bestimmt.

Abkürzungen: Abkürzungen, bei denen nur die Nachsilben entfallen (z.B. -ich, -isch, -lich, -ung), wurden im Abkürzungsverzeichnis nicht berücksichtigt.

Quellen- und Literaturnachweis: Die Quellenangaben kennzeichnen nur die Fundstellen. Nach dem x wird der Buchtitel und nach dem Schrägstrich die Seite angegeben.

Abkürzungsverzeichnis

amerik.	amerikanisch
AOK	Armeeoberkommando
AVNOJ	Antifaschistischer Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens
BDM	Bund Deutscher Mädel (Mädchen zwischen 10 und 18 Jahren)
BdV	Bund der Vertriebenen
Bespieka	Urzad Bespieczenstwa Publicznego (polnisches Amt für öffentliche Sicherheit)
Bev.	Bevölkerung
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BRT	Bruttoregistertonne(n)
bzw.	beziehungsweise
CSR	Ceskoslovenska Republica (Tschechoslowakische Republik)
chin.	chinesisch
ca.	circa
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DDR	Deutsche Demokratische Republik
d.h.	das heißt
DRK	Deutsches Rotes Kreuz
dt.	deutsch(e)
europ.	europäisch(e)

ev.	evangelisch
Ew.	Einwohner
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
ff.	folgende
Flak	Fliegerabwehrkanone
franz.	französisch
geb.	geboren
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GFM	Generalfeldmarschall
GPU	Sowjetische Geheimpolizei (1922-34)
HAZ	Hannoversche Allgemeine Zeitung
Hg.	Herausgeber
HJ	Hitler-Jugend (Jungen zwischen 10 und 18 Jahren)
HKL	Hauptkampflinie
HLKO	Haager Landkriegsordnung von 1907
IMRO	Befreiungs- bzw. Terrororganisation in Makedonien
internat.	international
ital.	italienisch
IKRK	Internationales Komitee vom Roten Kreuz
Jh.	Jahrhundert(e)
jap.	japanisch
kath.	katholisch
KdF	Kraft durch Freude-Organisation
KGB	Sowjetischer Sicherheitsdienst, Geheimpolizei (ab 1954)
KLV	Kinderlandverschickung
Komintern	Kommunistische Internationale
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
kv	kriegsverwendungsfähig
KZ	Konzentrationslager
LK	Landkreis(e)
LKW	Lastkraftwagen
MG	Maschinengewehr
Mio.	Millionen
MP	Maschinenpistole(n)
Mrd.	Milliarden
MWD	Sowjetische Geheimpolizei (ab 1946)
nat.	national
NKWD	Sowjetische Geheimpolizei (1934-46)
NS	Nationalsozialistische
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter Partei
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
OB	Oberbefehlshaber
OKH	Oberkommando des Heeres
OKL	Oberkommando der Luftwaffe
OKM	Oberkommando der Marine
OKW	Oberkommando der Wehrmacht

ONL	Oder-Neiße-Linie
PG	Parteigenosse
PKWN	Polnisches Komitee für die nationale Befreiung
qkm	Quadratkilometer
Ra.	Redensart
RAD	Reichsarbeitsdienst
RAF	Royal Air Force (königlich britische Luftwaffe)
Reg.	Regierung
Reg.-Bez.	Regierungsbezirk(e)
RG	Revolutionsgarde der Tschechen
RM	Reichsmark
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung
SBZ	Sowjetische Besatzungszone in Mitteldeutschland
SD	Sicherheitsdienst
Seetra	Seetransporte der deutschen Wehrmacht
SIPO	Sicherheitspolizei
SNB	Wache der nationalen Sicherheit (CSR)
sowj.	sowjetisch(e)
sog.	sogenannt
SpW.	Sprichwort
SS	Schutzstaffel der NSDAP
stv.	stellvertretend(er)
t	Tonne(n)
tschech.	tschechisch
u.	und
u.a.	und andere, unter anderem
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
Ufa	Universum-Film-AG
uk	unabkömmlich
UN	United Nations
unbek.	unbekannte(r)
USAAF	US-Army Air Force (amerikanische Luftflotte)
USA	Vereinigte Staaten von Amerika
Ustascha	Befreiungs- bzw. Terrororganisation der Kroaten
Verf.	Verfasser
Verw.	Verwaltung
WHW	Winterhilfswerk
WUSt	Wehrmacht-Untersuchungsstelle
z.B.	zum Beispiel
ZK	Zentralkomitee
z.T.	zum Teil
z.Z.	zur Zeit

Quellen- und Literaturnachweis

Die Quellenangaben kennzeichnen nur die Fundstellen. Nach dem x wird der Buchtitel und nach dem Schrägstrich die Seite angegeben.

Beispiel: (x001/79) = Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa Band I, Seite 79.

x001	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 1 Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x002	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 2. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x003	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 3. Polnische Gesetze und Verordnungen 1944-1955. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x004	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 1. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x005	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 2. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x006	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa V. Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1961. München 1984.
x007	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa III. Das Schicksal der Deutschen in Rumänien. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x008	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa II. Das Schicksal der Deutschen in Ungarn. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1956. München 1984.
x009	Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen (Hg.): SBZ von A bis Z. 7. überarbeitete und erweiterte Auflage. Bonn 1962.
x010	Bundesarchiv Koblenz; Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28.05.1974, Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte. Bonn 1989.
x011	Statistisches Reichsamt (Hg.): Amtliches Gemeindeverzeichnis für das Großdeutsche Reich aufgrund der Volkszählung 1939. Berlin 1944.
x013	Gesellschaft für Literatur und Bildung mbH (Hg.): Die Wehrmachtsberichte 1939-1945. Band 3: 1. Januar 1944 bis 9. Mai 1945. Unveränderter Nachdruck. Köln 1989.

x016	Statistisches Bundesamt (Hg.): Statistisches Jahrbuch für die BRD 1960. Wiesbaden.
x017	DAS NEUE DUDEN LEXIKON in 10 Bänden: Meyers Lexikonredaktion (Hg.). Mannheim 1989.
x018	MEYERS ENZYKLOPÄDISCHES LEXIKON in 25 Bänden. 9. völlig neubearbeitete Auflage. Meyers Lexikon Verlag (Hg.). Mannheim/Wien/Zürich.
x020	Benz, Wolfgang (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen. Frankfurt/Main 1988.
x021	Böddeker, Günter: Die Flüchtlinge. Die Vertreibung der Deutschen im Osten. Frankfurt/Main 1985.
x022	Hupka, Herbert (Hg.): Meine Heimat Schlesien. Die letzten Tage. Tagebücher, Erinnerungen und Dokumente der Vertreibung. Augsburg 1990.
x023	Maser, Werner: Das Regime. Alltag in Deutschland 1933-45. Berlin 1990.
x024	Kuhn, Ekkehard: Nicht Rache, nicht Vergeltung. Die deutschen Vertriebenen. Frankfurt/Main; Berlin 1989.
x025	Nawratil, Heinz: Vertreibungs-Verbrechen an Deutschen. Tatbestand, Motive, Bewältigung. 4. überarbeitete Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1987
x026	Nawratil, Heinz: Die deutschen Nachkriegsverluste unter Vertriebenen, Gefangenen und Verschleppten. München/Berlin 1988.
x027	Thorwald, Jürgen: DIE GROSSE FLUCHT. München/Zürich 1979.
x028	Zayas, Alfred Maurice de: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen. Vorgeschichte, Verlauf, Folgen. 7. Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1988.
x029	Zayas, Alfred Maurice de: Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle. Deutsche Ermittlungen über alliierte Völkerrechtsverletzungen im Zweiten Weltkrieg. 4. erweiterte Auflage. München 1984.
x030	Wistrich, Robert: Wer war wer im Dritten Reich? Ein biographisches Lexikon. Frankfurt/Main, 1987.
x031	Schön, Heinz: Flucht über die Ostsee 1944/45 im Bild. 3. Auflage. Stuttgart 1994.
x033	Overesch, Manfred: Das III. Reich 1939-1945. Eine Tageschronik der Politik - Wirtschaft - Kultur. Augsburg 1991.
x035	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Vertrieben. ... Literarische Zeugnisse von Flucht und Vertreibung. Bonn 1992.
x036	Jäckel, Eberhard, und Jürgen Rohwer (Hg.): Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entschlußbildung und Verwirklichung. Stuttgart 1985.
x037	Sander, Helke, und Barbara Johr (Hg.): Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder. Frankfurt/Main 1995.
x038	KNAURS LEXIKON: Zöckler, Paul (Hg.). München 1953.
x039	Grube, Frank, und Gerhard Richter: Flucht und Vertreibung. Deutschland zwischen 1944 und 1947. Hamburg 1980.
x040	Hillgruber, Andreas, und Gerhard Hümmelchen: Chronik des Zweiten Weltkrieges. Kalendarium militärischer und politischer Ereignisse 1939-1945. Neuausgabe. Düsseldorf 1989.
x041	Hillgruber, Andreas, und Jost Dülffer (Hg.): PLOETZ "Geschichte der Weltkriege". Mächte, Ereignisse, Entwicklungen 1900-1945. Freiburg/Würzburg 1981.
x044	Zentner, Christian: Große Geschichte des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges – Zusammenbruch. München/Köln 1989.
x045	Ahlfen, Hans von, und Hermann Niehoff: So kämpfte Breslau 1945. Verteidigung und Untergang von Schlesiens Hauptstadt. 4. Lizenzausgabe. Stuttgart 1991.
x046	Hoffmann, Joachim: Stalins Vernichtungskrieg. Planung, Ausführung und Dokumen-

	tation. 7. Auflage. München 2001.
x047	Dorst, Klaus, und Birgit Hoffmann (Hg.): Kleines Lexikon Sowjetstreitkräfte. 1. Auflage. Militärverlag der DDR. Ost-Berlin 1987.
x049	Holmsten, Georg: Kriegsalltag 1939-1945 in Deutschland. Bindlach 1989.
x051	Zentner, Christian, und Friedemann Bedürftig (Hg.): Das große Lexikon des Dritten Reiches. München 1985.
x052	Ziemke, Earl F.: Die Schlacht um Berlin. Rastatt 1992.
x053	Westenrieder, Norbert: Deutsche Frauen und Mädchen. Vom Alltagsleben 1933-1945. Düsseldorf 1984.
x061	Kinder, Hermann, und Werner Hilgemann: dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Band 2. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. 25. erweiterte Auflage. München 1991.
x075	Grosser, Alfred: Ermordung der Menschheit. Der Genozid im Gedächtnis der Völker. München/Wien 1990.
x077	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Verletzungen von Menschenrechten. Eine Dokumentation der Verletzungen und Rechtsverpflichtungen zum Schutz der Menschenrechte. 3. erweiterte Auflage. Bonn 1985
x079	Higounet, Charles: Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter. München 1990.
x083	Gellhorn, Martha: Das Gesicht des Krieges. Reportagen 1937-1987. München/Hamburg 1989.
x085	Wette, Wolfram, und Gerd R. Ueberschär (Hg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. Frankfurt/Main 1992.
x086	Stiglmayer, Alexandra (Hg.): Massenvergewaltigung. Krieg gegen Frauen. Frankfurt/Main 1993.
x090	Dahms, Hellmuth Günther: Deutsche Geschichte im Bild. Frankfurt/Main 1991.
x092	Chronik Verlag (Hg.): Chronik der Deutschen. 3. überarbeitete Auflage. Gütersloh/München 1995.
x100	Duffy, Christopher: Der Sturm auf das Reich. Der Vormarsch der Roten Armee 1945. München 1994.
x106	Chronik Verlag (Hg.): Chronik des Zweiten Weltkrieges. 1. Auflage. Gütersloh/München 1994.
x133	Tolstoy, Nikolai: Die Verratenen von Jalta. Englands Schuld vor der Geschichte. 3. Auflage. München/Wien 1985.
x149	Klett, Ernst (Hg.): Erinnern und urteilen. Unterrichtseinheiten Geschichte, Band IV. E. Klett Verlag, Stuttgart 1982.
x152	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Forum für Kultur und Politik. Heft 10. Bonn 1994.
x160	Bund der Vertriebenen (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen - unbewältigte Vergangenheit Europas (29. Kulturelle Arbeitshefte). Bonn 1996.
x308	Naimark, Norman N.: Flammender Haß. Ethnische Säuberung im 20. Jahrhundert. München 2004.

Internet

x887	http://www.preussische-allgemeine.de/archiv-suche.html - Dezember 2016

Bildnachweis

Mahnmal in Unterretzbach (Österreich)

Internetquelle: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:GuentherZ_2005-06-25_2116_Unterretzbach_Heimatdenkmal.jpg&filetimestamp=20060627175050“ (19.03.2012)